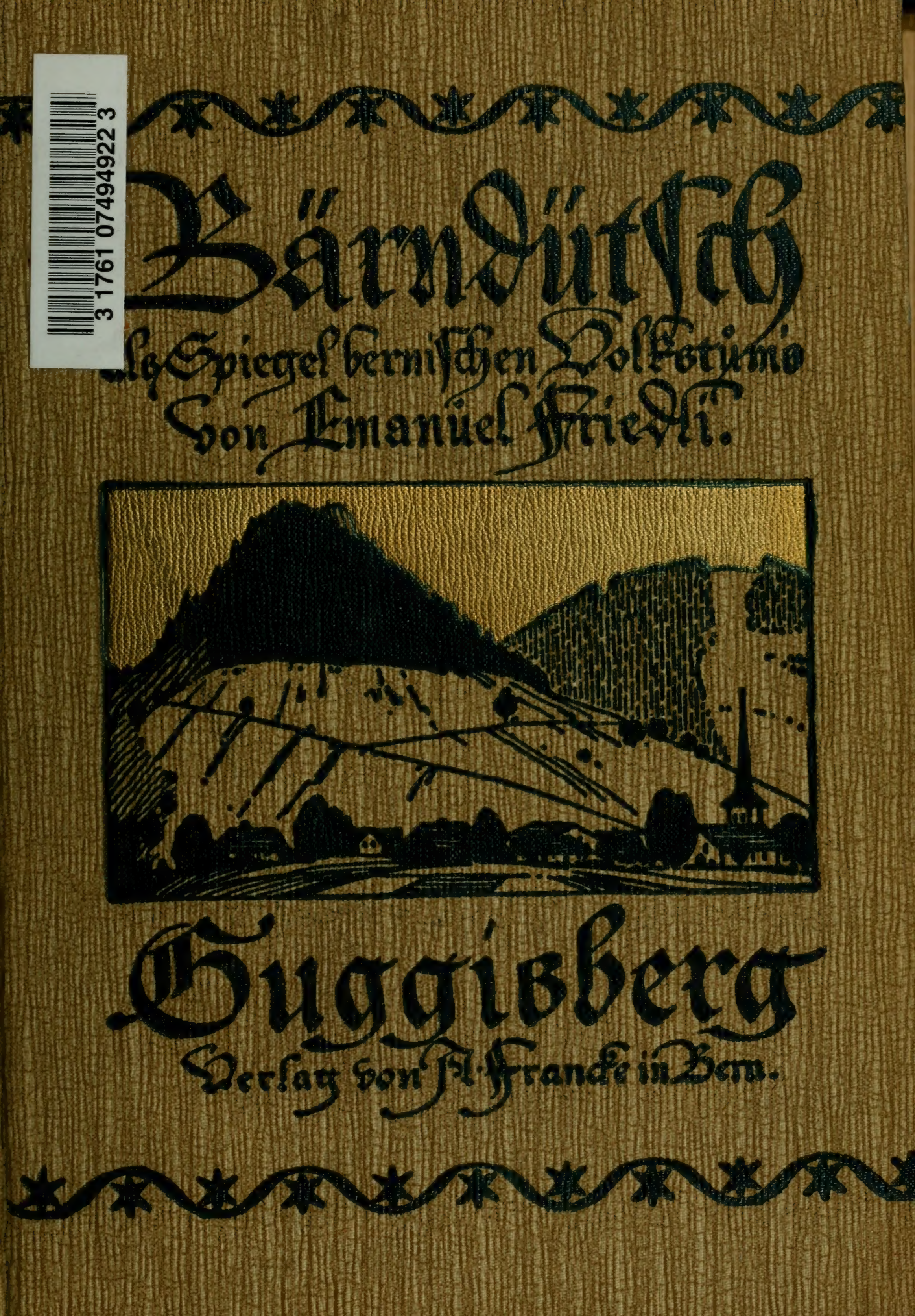
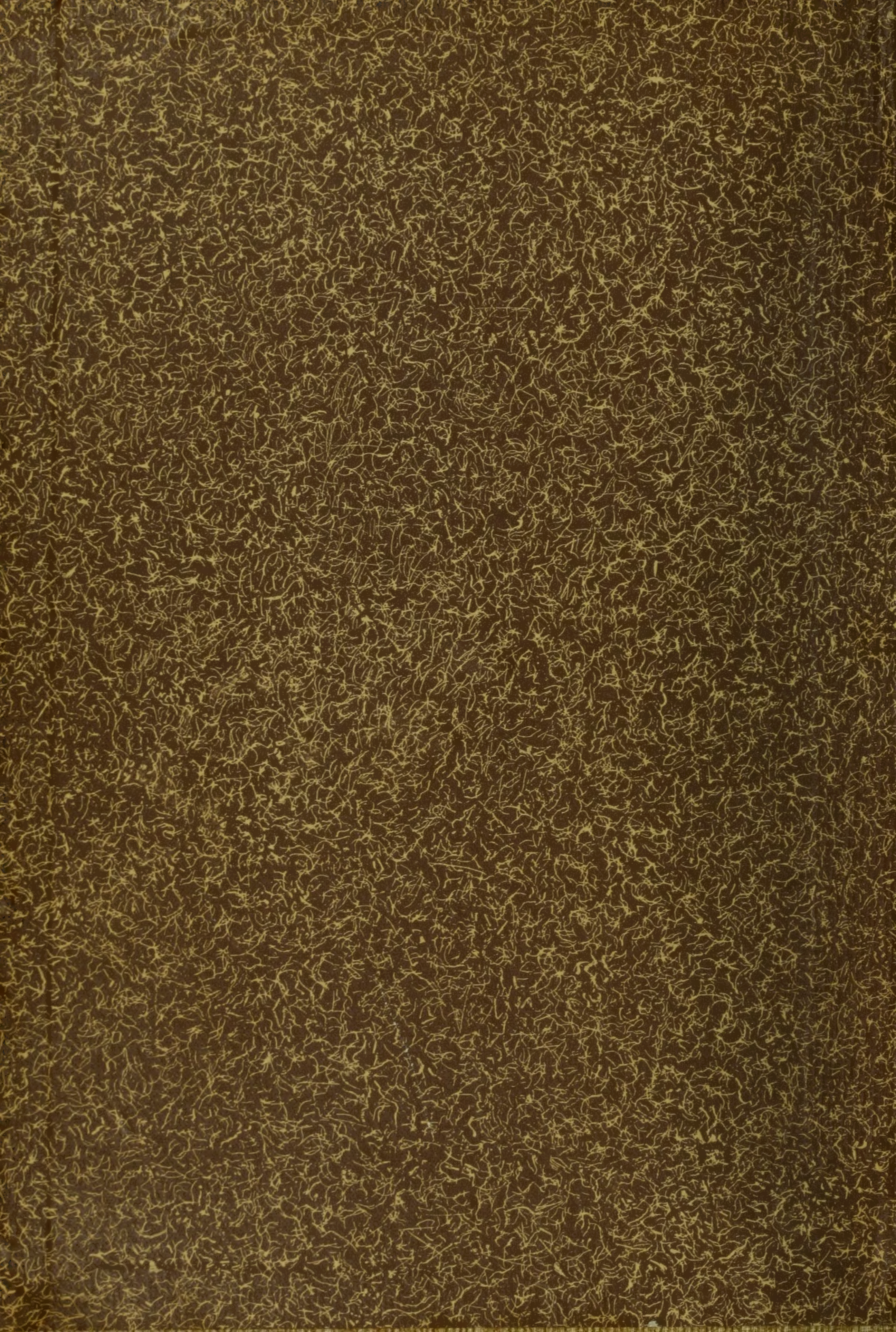


Bärndütsch
als Spiegel bernischen Volkstums
von Emanuel Friedli.
Guggisberg
Verlag von A. Francke in Bern.







Gemalt von W. Gorgé.

Frühling in Guggisberg.

Blick vom Posthaus gegen Freiburg.

Buchdr. Büchler & Co., Bern.

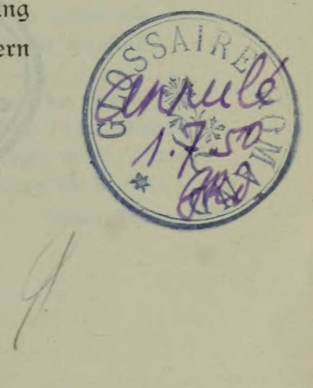
Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums

Von Emanuel Friedli

Dritter Band: Guggisberg

Mit 189 Illustrationen im Text und 17 Einschaltbildern (Autotypien, Farbendrucken und Lichtdrucken) nach Originalen von R. Münger, W. Gorgé, F. Brand, E. Hostettler und nach photographischen Original-Aufnahmen von Dr. E. Hegg, F. Bürki und anderen und 1 Karte im Maßstab von 1 : 130,000

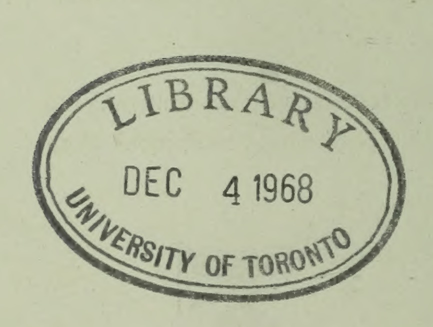
Herausgegeben mit Unterstützung der Regierung des Kantons Bern





Bern * Verlag von A. Francke (vorm. Schmid & Francke) * 1911

Buchdruckerei Büchler & Co., Bern.



Motto:

Uber d'Guggisbärger-Gattig,
Üser Brüüch un üsi Tracht
Het ma scho i menger Brattig
Schrockeli es Wäse g'macht.

— — — — — — — — — —

Dopplet hii mer müeße diene:
Z'Friiberg, z'Bärn gehorsam sii.
Drum si mier de alba niene
Noua rächt dahiimme gsi.

We ma si het g'wanet g'häbe
Annerfahrt im füüfte Jahr,
Wächsleti di Herrschaft äbe,
Cham e nümwa Vogt darhar.

Het si Friiberg üüs erbarmet,
Mueßti ääs grad umhi gaa;
Was der Bärner chlii erwarmet,
Mueßti äär va Griffe laa.

Het der Bärner hüst bifohle,
Kumidierti Friiberg hott;
Ghina wollt der anner tole,
Annersch gieng es alli Pott.

Gwohnli aan het struubi Tage
Däär, wa zweie Heere Chnächt.
Süster hätti mier nüüt z'chlage;
Bärn u Friiberg sin is rächt.

Ulrich Dürrenmatt.

dem bisher ortsfremden Emmentaler in Ins bereits zugesagt, Hülfe und Mitarbeit, wie sie unserem Verfasser in Lützelflüh, Grindelwald und nun auch in Guggisberg in dankenswertester Weise zuteil geworden ist.

Große Schwierigkeit hat bei diesem Band das förmliche Ausgraben der echten bodenständigen Mundart geboten. Hier ist es dem Verfasser gelungen, eine ältere und eine jüngere Schicht der Mundart auseinander zu halten. Jüngern Datums ist z. B. das unterbernische ḷ mit labialer Aussprache; der Alt-Guggisberger spricht dentales l. Das Unterbernische dringt mit Macht ins Land und es ist höchste Zeit, das Alte schriftlich zu fixieren.

Durch drei Jahre lange scharfe Beobachtung hat der Verfasser wie in Grindelwald die Unterschiede in der Sprechweise der einzelnen Ortschaften festgelegt und eine ganze Reihe von Doppelformen konstatiert. So haben wir nebeneinander Chilcha Chilha Chülcha Chülha, öppa oppa, müeße^{n} mụ̈ụ̈ße^{n}, fịịster fi̦i̦ster. Dieses Schwanken in der Aussprache hat scheinbar eine gewisse Unentschiedenheit zur Folge gehabt. Jünger sind im allgemeinen die Formen, die sich mehr dem Unterbernischen nähern. Wirkliche Unentschiedenheiten, die der Verfasser schließlich nach langem Zögern unter einen Hut bringen mußte, sind die verschiedenen Angaben über auslautenden unbetonten Vokal, die nun nach ähnlichen Grundsätzen wie im Bande Grindelwald behandelt worden sind.

Höchst interessant ist Guggisberg auch als Grenzland zwischen dem bernischen Unterland und Freiburg. Die Guggisberger Mundart gehört in ihrem Charakter zu derjenigen Gruppe der mittelländischen Dialekte, die sich von Zimmerwald über den Längenberg nach der Stockhornkette hinzieht. Ihr Hauptmerkmal ist die Assimilation von nd zu nn, wo der Mittelländer und Emmentaler ng spricht, der Oberländer nd: finden, Hund = guggisbergisch finne^{n}, Hunn = mittelländisch emmentalisch finge^{n}, Hung = oberländisch finden, Hund. Lehnwörter wie rund behalten im Guggisbergischen nd unverändert, also: rund. Chülcha, Mülch und anderes hat das Guggisbergische mit dem freiburgischen Sensebezirk gemeinsam, wie überhaupt das Guggisbergisch sprachlich insbesondere mit dem benachbarten Plaffeyen manches gemeinsam hat. Es erklärt sich das leicht aus dem bedeutenden, uralten Verkehr und der frühern Kirchgemeinschaft Plaffeyens mit Guggisberg (bis 1528).

Die rasche Bekanntheit mit den angedeuteten sprachlichen und ebenso den sachlichen Verhältnissen verdankt der Verfasser vielfach einer Reihe von ganz ausgezeichneten Gewährsmännern. Vor allen ist hier Herr Notar und Gemeindeschreiber Kohli zu nennen. Trotz der erdrückenden Arbeitslast, welche die Grundbuchbereinigung ihm aufbürdete, hat er sich mit so viel Hingebung, verbunden mit Orts-, Sach- und Sprachkenntnis, dem ganzen

Werk und der ersten Korrektur gewidmet, daß auch dieser dritte Band auf das Prädikat „zuverlässig" vollen Anspruch erheben darf. Mit guggisbergischen Familien, wie derjenigen des an ein langwieriges Krankenlager gebundenen Zälgpeter (Peter Burri und seiner Frau), des Johannes Weber sind bei weitem nicht alle genannt, mit deren unschätzbarer Hülfe dies Buch zustande gekommen ist. Ungezählte Personen zwischen Widdersgrind und Ganterisch, Schwarzwasser und Sense werden auf der einen und andern Seite sich lächelnd wiederfinden: Das het er vaⁿ mier! Die Angaben der erwähnten Guggisberger ergänzte in glücklicher Weise eine doppelte Vertretung des Außerteils von Wahlern, dieser quasi Sprachinsel, wo man das Idiom der einst politisch einheitlichen Guggisberger Landschaft noch am gründlichsten kennt, teilweise noch sogar spricht. Nicht umsonst ist der junge Landwirt Ernst Hostettler, von dessen zeichnerischem, schriftstellerischem und dichterischem Talent eine Reihe von Beiträgen reden, in dem durch seine Altertumszeugen berühmten Elisried heimisch. Seine Arbeit beschränkte sich nicht hierauf, sondern er hat viele Manuskripte und die Druckkorrekturen einer scharfen Durchsicht unterworfen. Durch äußerst schätzenswerte mündliche und schriftliche Mitteilungen (die meist an ihrem Ort namhaft gemacht sind) ergänzte ihn Frau Elisabeth Leuthold-Wenger im Verein mit ihrer geistig geweckten Bauernfamilie in der Hostett nahe Elisried.

Der Entdecker dieser letztern mundartlichen Quellen ist Lehrer Fritz Bürki, früher in Moos bei Lanzenhäusern, nun in Schüpfen. Unter großer Mühe und Anstrengung hat er zudem diejenigen Photographien des Buches hergestellt, deren Aufnahme Herrn Dr. E. Hegg, Augenarzt in Bern, nicht möglich war. Neben diesen Künstler in seinem Lieblingsnebenfach, der Photographie, ist Meister Münger zu stellen mit seinen herrlichen Beiträgen, die unserm Band zu höchster Zier gereichen. Ebenso haben die Herren Willy Gorgé und Fritz Brand ihre wertvolle Hilfe dem Buche von neuem angedeihen lassen. Nicht vergessen wollen wir die Berner Firma Henzi, deren stets vorwärtsschreitende Leistungsfähigkeit so weit gediehen ist, daß zeitraubendes und kostspieliges Herstellen der farbigen Klischees im Ausland nun nicht mehr nötig ist.

Daß das delikate Kapitel der Guggisbergertracht richtig und vom Geschiebe zahlloser Entstellungen befreit behandelt ist, verdanken wir der ersten Trachtenforscherin der Schweiz: Frau Dr. Julie Heierli in Zürich, der Gattin des Urgeschichtsforschers, sowie den Direktionen des Landesmuseums in Zürich und des historischen Museums in Bern. Die rechtshistorischen Partien unterzog neben der Kommission Herr Dr. Emil Welti in Bern und Kehrsatz einer liebenswürdigen Beurteilung, und die Zuverlässigkeit des geologischen Abschnitts „Bodenbestand" ist Herrn Direktor

Dr. Eduard Gerber am naturhistorischen Museum in Bern zu verdanken. Zu den Schwierigkeiten dieses letztern Abschnitts gehörte sein Schweben über der Grenze des dialektologisch Bearbeitbaren. Wie manches gerade der sachlich belangreichsten Lebensgebiete jenseits dieser Grenze liegt, mußte der Verfasser aufs neue erfahren. Von vornherein einsehend, wie wichtig namentlich für das Guggisberger Ländchen seine so eigenartige Geschichte ist, wollte er diese anhand der aus dem Staatsarchiv und dem Gemeindearchiv so reichlich fließenden Dokumente quellengemäßer darstellen, als es seinerzeit Jenzer neben seinem Amt als Sekundarlehrer möglich war. Ein gutes Stück weit war die Arbeit schon gediehen, als der Verfasser einsah, daß eine heimatkundliche wirkliche Geschichte mit den unerläßlichen Einzelheiten das halbe Buch in Beschlag nehmen und es seinem sprachkundlichen Zweck entfremden würde. Bei späterer freier Zeit wird Herr Friedli eine Darstellung der Geschichte der Landschaft schreiben; eine Neuauflage Jenzers wird das Buch aber keineswegs bedeuten.

Leider mußte auch das diesmals ins Reine gebrachte Schulkapitel zurückgestellt werden, so sehr es auch gerade in die guggisbergische Heimatkunde gehört hätte. Allein nüt na^{ch} laa^{n} g'winnt. Im Band IV soll der Versuch eines mit den Zwecken der Mundartforschung vereinbarten Schulkapitels von neuem gemacht werden. Für Ins mußte ebenso aus reinem Platzmangel die fertiggestellte Anthropologie und noch manch anderes aufgespart werden. Wie ist das Leben so reich und selbst ein 700seitiges Buch so arm! Chṳṳm het mḁ^{n} d'Fädera z'grächtem i̤i̤^{n}tünkt, su ist es vol̤l̤s.

Im Auftrag der Direktion des Unterrichtswesens des Kantons Bern

die mit der Leitung des Unternehmens betraute Kommission:

Dr. F. Balsiger, Gymnasiallehrer,
Dr. O. v. Greyerz, Gymnasiallehrer,
J. Sterchi, Oberlehrer,
Prof. Dr. H. Türler, Staatsarchivar.

Bern, im September 1910.

Lesezeichen.

Gemäß dem auch in diesem Buche durchgeführten Versuch, dem Dialektfremden mundartliche Formen durch Anlehnung an schriftdeutsche Wortbilder möglichst leicht lesbar zu machen und dabei doch möglichst genaue Lautwiedergabe zu erzielen, haben wir uns mit zuverlässigen Gewährsmännern aus verschiedenen Teilen des im weitesten Sinn (S. 17) verstandenen Guggisberg auf folgende Schreibweise geeinigt.

ḁ e̥ o̥ zeigen, wo nicht die Schlußsilbenschreibung „e^{n}“ das e̥ ersetzt, die zum Murmellaut reduzierten a e o: Heumaanḁt, Hi̦re̥le̥ni, To̥báck. Mit dem Wechsel von ḁ und ă deuten wir gelegentlich auf die mannigfaltigen Abstufungen des ă zwischen dem vollen Laut des Oberländischen, Freiburgischen und Altguggisbergischen, und der aus dem Unterbernischen eingedrungenen Vokalreduktion. Wir schreiben neben enklitischem „si̦i̦t mḁ^{n}“ (sagt man): e^{n} starha Maan und däär Maan ist starha; di̦i̦ Fraui si^{n} starha, aber di starhe^{n} Fraui; die Wi̦i̦rtena (Wirtinnen; Einzahl: Wiirti), aber d'Wi̦i̦rte^{n} (Wirte).

Ị Ụ ị ụ̆ ụ̈, sowie ẹ sind geschlossene (enge) Vokale. Mit Schreibungen wie schwẹẹr, fẹhle^{n}, Chrẹbs, Hẹngst soll ausdrücklich der Aussprache ä (ë) gewehrt werden.

I̦ U̦ i̦ u̦ ü̦ sind offene (weite) Vokale. Man merke z. B.: e^{n} chli̦i̦^{n} (ein wenig) neben chlịịnn (klein), fi̦i̦ster = fiister, flü̦ü̦ge^{n} (nicht „flụ̈ụ̈ge^{n}“), schlü̦ü̦ffe^{n} („schliefen“ = schlüpfen), fü̦ü̦f (fünf).

ă ĕ ĭ ä̆ ö̆ ü̆ ị̆ ĭ̦ usw. deuten konsequent auf die sehr weitgehende Stammsilbenkürzung des bernischen Mittellandes überhaupt: schrị̆be^{n}, Wị̆bervọlch (neben plastisch gebliebenem „Wịịbertrooſt“ u. dgl.). Wo es angezeigt erscheint, gelegentlich auch erinnerungsweise, bezeichnen wir Vokallängen mit Doppelschreibung: d'Schnĕbäärge^{n} neben Schnĕbä̆rger und neben Bärg (= Bäärg), Schafbärg (= Schaafbäärg). Gelegentlich schreiben wir: der Leerchch (Lärche und Lerche), konsequent bei langem f und sch: schlü̦ü̦ffe^{n}, tischiniere^{n} (šš: déjeuner).

Von k als süddeutschem gch (kanne^n, chrank) unterscheiden wir ghị̂^{n} und ęgghị^n (kein), von Peter (mit der Fortis P): P'haul, von Távịt (David): T'hee.

Mit der Schreibung ḷ für das syllabisch in- und auslautende (bilaterale) l und mit -eḷ für -el stellen wir dem Leser anheim, ob er mit dem Oberländer, Freiburger, Altguggisberger und noch heutigem altem Hinteregger z. B. Waal^b und Vögel sprechen, oder aber das aus dem Unterbernischen nun fast völlig durchgedrungene u-färbige ḷ, eḷ nachzuahmen versuchen wolle.

sp und st bedeuten in allen Stellen des Worts süddeutsches schp (schb) und scht (schd).

á usw. tragen den Hauptton eines Wortes, gelegentlich auch eines Satzes.

Hochgesetzte Buchstaben (e^n Waaḷ^b, naa^{ch}, finn^{d}e^n u. dgl.) sind verdeutlichende Anlehnungen an gewohnte Schriftbilder und bleiben unausgesprochen.

Allgemein übliche Abkürzungen: ahd. = althochdeutsch; an. = altnordgermanisch; engl. = englisch; fz. = französisch; gr. = altgriechisch; it. = italienisch; lat. = lateinisch; mhd. = mittelalterlich hochdeutsch; ml. = mlat. = mittelalterlich lateinisch.



Quellen, Hülfsmittel, Belege, Verweisungen, Anklänge.

Einzelne Werke werden im Verlauf der Arbeit angeführt.

ABS. = Ämterbücher Schwarzenburg. Im StAB. (s. d.). Bände 1—3.

Ägler = 's Vreneli ab em Guggisberg. Beilage zum Mittelländischen Volksblatt (Belp, Jordi). Redigiert von Lehrer Ä. in Schwarzenburg (nun in Wohlen b. B.).

AhV. = Archiv d. hist. Ver. d. Kts. Bern. Bern, 1848 ff.

Anz. = Anzeiger f. schweiz. Gesch. Neue Folge, Bern 1870 ff.

Bad. = Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, hsggb. v. d. Bad. hist. Komm. Bearbeitet v. Albert Krieger. Heidelberg, I. 1903 - 4, II. 1904 - 5.

Baumg. = Verschiedenes Allerlei, teils von mehrem, teils von minderem Interesse, zum Nutzen und Frommen, wie auch zum Vergnügen und zur Kurzweil für einen jeweiligen Pfarrer von Gb. (s. d.) angefangen und gesammelt durch Rudolf Bernhard Baumgartner, Pfarrer (in Gb. 1819—28). Das (im Pfarrhaus aufbewahrte) „Allerlei-Buch" wurde eifrig fortgesetzt von den Nachfolgern Haller (1828—31) und Hemmann (1831—44).

Bauschlott = Chronik d. Gmd. B. (bei Pforzheim), v. Pfr. Wilh. Schmidt. Karlsruhe, 1908.

BB. = Sammlung bernischer Biographien. Bern, 1886 ff.

Bericht = StB. (s. d.).

Berdr. = Jahrb. d. Naturkunde v. Hermann Berdrow. Lpz., 1903 ff.

Bern V. = B. und seine Volkswirtschaft. Bern, 1905.

BO. = Bättler Ordnung auf die Statt und Landschafft Bern gerichtet. (Erneuerung der B. O. von 1676.)

Briefe über das Armenwesen, vorzüglich im Kt. Bern. Bern, Jenni, 1833.

Brinckm. = Prakt. Handb. d. hist. Chronologie. Von Dr. Ed. Brinckmeier. Berlin, ²1882.

BT. = Zur hundertjährigen Gedenkfeier d. Ereignisse v. 1798. Chronik v. 1. Jan. bis 31. Mai. (Von Oberlehrer Sterchi.) Sonderdruck a. d. Berner Tagblatt 1908.

Bürki = Die Ruine Grasburg. Von Fritz B., Lehrer im Moos b. Schwarzenburg (jetzt in Schüpfen). Bern, Tagblatt, 1904.

Burri = Grasburg unter savoyischer Herrschaft; I. Teil: Die polit. Gesch. der Herrschaft G. bis 1423. Dissertation von Dr. Friedrich B. (aus Steinenbrünnen zu Schwarzenburg). Bern, 1907.

CG. = Gut und Vermögen der Caplany zu Guggisperg. Im StAB.

Chorg. = Chorgerichtsmanuale Gb. Im GAGb. (s. d.).

Chr. = Chronik vom Guggisberg. Durch den Kriesbaumenschulmeister geführt von 1600 bis 1836. — Pfarrer Haller übergab 1829 den Schulmeistern von Plötsch, Guggisberg und Kriesbaumen Chronikbücher zum Ausfüllen (Chr. P. 57); allein bloß Hans Weber vom Bühl zu Gb., Lehrer zu Kalchstetten und dann zu Kriesbaumen, wo er † 6. Jan. 1845, führte (in sehr schöner Schrift) die Chr. durch, die von Notar und Gemeindeschreiber Kohli zu Gb. fortgesetzt wird.

Chr. P. = Chronik über Geschichte, Volk und Natur von Guggisberg. Begründet von Pfr. Haller und fortgesetzt von Pfr. Hemmann. Liegt im Pfarrhaus Gb.

Daheim = Beilage zu den Emmentaler Nachrichten 1885/86. Tagebücher von Anneler, Helfereiverweser zu Rüschegg und Pfarrer zu Wahlern, bearbeitet von Pfr. Dumermuth.

DB. = Dokumentenbuch der Landschaft Schwarzenburg. In deren Amtsarchiv.

Dekretenbuch. Im StAB.

DuB. = Deliciæ urbis Bernæ (von Joh. Rud. Gruner, Pfr. und Dekan zu Burgdorf; vgl. Till. 5, 467). Zürich, 1732. Defektes Ex. im Bauernhaus Weber hinterm Berg.

Dürr. 03 = Titelgedichte der Berner Volkszeitung von 1899—1902, von Ulrich Dürrenmatt. Herzogenbuchsee, 1903. **NBT.** = Neue Bärentalpen. Ebd. 1882.

Elisr. = 1. Papiere aus dem Nachlasse des ehemaligen Unterstatthalters Joh. Nydegger vom Elisried. 2. Die Dorftrucka (das Ortschafts-Archiv) von Elisried (im Außerteil von Wahlern). Wird „im Chehr um" von den dortigen Bauern sorglich gehütet.

Eink. = Rodel der Einkünfte der bern. Staatsbeamten von 1787. Msc. im Besitz des Oberlehrers Sterchi.

EvR. = Bernische Burgen. Von Eduard von Rodt. Bern, 1909.

F. = Font.

Fellenberg = Das Gräberfeld („der Tooteⁿhoof") von Elisried (Brünnen). Von Dr. Edmund von F. Sonderdruck (S. 1—55) a. d. Mitt. (S. 175—227) d. antiquar. Ges. Zürich. XXI, Heft 7. Zürich, 1886.

FG. = Zinsrodel der Frühmeß zu Gb. Im StAB.

Fischer, schwäb. Wörterbuch. Tübingen, I. 1904; II. 1908.

Font. = Fontes rerum Bernensium. Bern, 1877 ff. Ex. mit Nachträgen des Staatsarchivars. Letzter Redaktor: Dr. August Plüß von Langenthal, † 7. Sept. 1910.

G. 86 = Tagwen an Grasburg 1486. Im StAB.

GAGb. = Gemeindsarchiv Gb. Im Kirchturm feuerfest erneuert und sorglich unterhalten.

Gb. = Guggisberg.

GB. = Der zymerlütten rechnung vnd der murer, (welche) in dem iar lxxxv (1485) (das) schlos miner gnedigen heren von Bern und von Fryburg zu grasburg vsgebuwen (haben). Im StAB.

Geis. = Geschichte des Armenwesens im Kt. Bern. Von Dr. Karl Geiser. Bern, 1894.

Götz L. = Leben und Streben vergangener Zeiten in germanischen Landen. Von Dr. Wilhelm Götz. Basel, 1883.

Götz Sp. = Speise und Trank vergangener Zeiten in deutschen Landen. Vom Vorgenannten. Basel, 1882.

Graff = Althochdeutscher Sprachschatz. Von Dr. E. G. G. Berlin, 1834—46.

Grimm, WB. = Deutsches Wörterbuch. Lpz.

Gw. = Grindelwald: Band II des Bärndütsch. Bern, Francke, 1908.

Hott. = Handbuch der deutschen Tracht von Friedr. Hottenroth. Stuttg., 1901. (Bei fehlender Bandzahl ist Bd. III zu verstehen.)

Htbg. = Familienpapiere Weber hinterm Berg.

Hub. = System und Geschichte des schweiz. Privatrechts. Von Eugen Huber. Basel I—IV, 1886—93.

Jacc. = Essai de toponymie par Henri Jaccard. Lausanne, 1906.

Jahn = Geschichte Burgunds und der Burgundionen. Halle, 1874.

Jahn KB. = der Kanton Bern. Bern, 1850.

Jenz. = Heimatkunde des Amtes Schwarzenburg. Von J. J. Jenzer (als Sekundarlehrer in Schwarzenburg). Bern, 1869.

Kämpf. = 's Vreneli ab'm Guggisberg. Von Simon Kämpfer (Lehrer Dubach, in der Schwendi). Langnau, 1866.

Kluge = Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Straßburg, [7]1909.

KM. = Kulturgeschichtl. Mitteilungen a. d. Berner Staatsrechnungen des 16. Jhds. Von Dr. Ad. Fluri. Bern, 1894.

Kuhn = Einige Andeutungen über die Not in Guggisberg, woher sie rühre und wie etwa zu helfen sein möchte. Rüschegg im Christmonat 1852. Von E. F. Kuhn, Helfer. Msc. im StAB.

Leuth. = **Leuthold:** Notierheft von Erinnerungen und Erzählungen unserer Ahnen. Niedergeschrieben 1900/01 von Frau L. in der Hofstatt, Außerteil Wahlern.

Lf. = Lützelflüh: Band I des Bärndütsch. Bern, Francke, 1905.

LG. = Land-Guth zu Guggisperg. Seit 1673 verzeichnet, 1730 „renoviert". Im GAGb.

Linde = Dokumente des Posthalters Zwahlen beir L. zu Gb.

LR. = Landrechnungen Guggisberg (durch seine Pfarrer ausgefertigt). Im GAGb.

MG. = Das buch der murer (am Umbau der Grasburg) in dem iar ano (14)85. Im StAB.

Mhd. WB. = Mittelhochdeutsches Wörterbuch von Benecke-Müller-Zarncke. Lpz., 1854 bis 1861.

Moos = Familienarchiv Zehnder im M. (vorher zu Äckenmatt) im Niederteil Wahlern.

Mül. M. = Beiträge zur Heimatkunde des Kts. Bern. Von Egbert Friedrich von Mülinen und Prof. Dr. v. M. Partie „Mittelland", Bern, 1880—83.

Muoth G. = Über bündnerische Geschlechtsnamen. Von J. C. M. — I. Vornamen und Taufnamen als Geschlechtsnamen. II. Ortsnamen = **Muoth O.** Chur, 1892, 1893.

NA. = Nachricht von Albligen über die von MmhghE.-Decan Wytenbach vorgelegte Fragen. Am 22. Dez. 1780. Von Pfr. Matthys. Im StAB.

Nonnenweier = Gesch. d. Dorfes N. (bei Lahr). Von K. L. Bender, Karlsruhe, 1908.

Nyd. K. = Bei der Kessigrube. Erste Erzählungen von Hiesel Gottwalt (Hans Nydegger). Herzogenbuchsee, 1885.

Nyd. T. = Aus dem Bernbiet. Geschichten und Gedichte von Hans Nydegger. I. Tannmatter. Herzogenbuchsee, 1879.

OB. = Der ornithologische Beobachter. Von Karl Daut. Bern, Grunau.

Ök. Fol. = Folio-Manuskriptbände der bern. ökonom.-gemeinnütz. Ges. **Ök. Q.** = Quartbände derselben.

PG. = Pfrund-Urbar (Rechtsamen-Rodel) von Guggisberg 1586. Ein paginiertes Ex. liegt im Pfarrhaus Rüschegg, ein unpaginiertes im StAB.

Pol. Gspr. = Politische Gespräche im Reich der Toten. Erstes Stück. 1780 (um Mitte März). Htbg.

PZ. = Der Pfrund zu Guggisperg Zins. Um 1533. Im StAB.

RG. = Urbar der Pfrunden Rüggisperg und Guggisperg. Der alte Auszug von 1554 wurde 1567 „brochen oder verloren"; ebenso der von 1586. Diesen ersetzte die im StAB. liegende Kopie.

RGA. = Zins, Güllten und Zechenndenn was min gnädig Herren von Bern In der Herrschaft Grasburg, zu Guggisperg und Schwartzenburg habennt, von wegenn irs Huses Rüggisperg, der Stifft zu Bern gehörig, ernüwrett und eigentlich erkhundet mit allenn gerechtikheiten, an den Zinsschulldnerenn Irenn gütern und an andernn Sachenn gemeinlich und sunderlich minen Herrn zuständdig. Gehandlett im Januario 1533, aber erst im Augusto 1542 zum teil nach enderung bißhar beschechner khöuffenn, tüschenn, abteillungen Ingeschriben und zesammenn gezogen. Im StAB.

Rhv. = Revue historique Vaudoise. Lausanne, 1892 ff.

RM. = Auszüge aus den bernischen Ratsmanualen, teils von Berchtold Haller (im Berner Heim 1891, 30 ff.), teils von Pfarrer Dr. Meyer-Steinmann in Albligen, teils (für das Bärndütsch) von Oberlehrer Sterchi, teils in den SB. und ABS.

Röseligarte = Im R. Schweizerische Volkslieder, hsggb. v. Otto von Greyerz, mit Buchschmuck von Rudolf Münger. I—III. Bern, Francke, 1908—10.

RvT. B., G., J., L.: Rudolf von Tavels Schtärn vo Buebebärg (1907), Götti und Gotteli (1906), Jä gäll, so geit's! ([2]1902), Der Houpme Lombach (1903). Bern, Francke.

SB. = Schwarzenburg-Bücher (1423—1798). Im StAB. Bände A—S.

Sch. A. = Schweizerische Alpstatistik XIV. Die Alp- und Weidewirtschaft im Kt. Bern. Solothurn, 1908.

Schneid. = Die bern. Landschulen am Ende des 18. Jhds. Von Dr. Ernst Schneider. Bern, 1905. (Die zu Grunde gelegten Stapfer'schen Erhebungen fehlen gerade für das Schwarzenburgische.)

Schröd. = Lehrb. d. deutschen Rechtsgeschichte. Von Richard Schröder. Lpz., 1889.

Schwalbe = Die Sch., ein Berner Volksbuch. Erster Jahrgang (red. v. Pfr. Howald). Bern, 1853.

Schwzbg. = Schwarzenburg (Führer, hsggb. vom Verkehrsverein). Bern.

Schwz. Id. = Schweizerisches Idiotikon. Frauenfeld, 1881 ff.

Seft. = Beiträge z. Heimatkunde des Amtes Seftigen. Hsggb. v. e. Kommiss. d. dort. Lehrervereins. Bern, 1906.

Spazier = Wanderungen durch die Schweiz, von Karl Sp. Gotha, 1790.

SpSchG. = Spend und Schul Guth der Kirchgemeind zu Guggisperg. 1712. Im GAGb.

SS. = Untersuchung der Bernischen Präeminenz-Rechten auf die Landschaft Schwarzenburg. Msc. im StAB.

SSS. = Schwarzenburg Sachen (Präeminenzrechte). Msc. im Besitz von Fürsprech Stämpfli in Schwarzenburg.

StAB. = Staatsarchiv Bern.

StAF. = Staatsarchiv Freiburg.

Stat. = Mitteilungen des bern. statistischen Büreaus, Bern, (19)01 ff.

StB. = Bericht des Regierungsrates über die Staatsverwaltung des Kts. Bern.

SU. = Urbar über das Siechenguth einer Ehrenden Landschafft Guggisperg. Seit Christmonat 1731. Im GAGb.

SU. = Schwarzenburg-Urbar von „1423“ (ca. 1533). Im StAB.

SZ. = Schwarzenburgisches Zinßbuch. 1484. Mit Anhang: Ehrschätze von 1486 ff. Im StAB.

Till. = Geschichte des eidg. Freistaates Bern bis 1798. Von Tillier. Bern, 1838—40.

TMB. = Teutsches Missivenbuch. Im StAB.

TSB. o. G. = Teutsches Spruchbuch. Im obern Gewölbe (wie **u. G.** = im untern) des StAB.

Türl. W. = Ein Beitrag zur Wirtschaftsgesch. des 15. Jhds. Von Dr. H. Türler. Aus der „Helvetia“.

UBG. = Umständlicher Bericht über die Lage, Beschaffenheit, Schul- und Kirchenbesorgung der Pfarr- und Kirchgemeinde Guggisberg. Von Pfr. Jäggi. Vom 22. Dez. 1780 (s. NA.). Aus den Akten des Kirchenkonvents. Im StAB.

VP. = Vermögen der Pfrund Guggisberg. Im StAB.

Wies. = Volkswörter und Volkslieder aus dem Wiesentale. Gesammelt von Othmar Meisinger. Freiburg i. Br., 1907.

Wurst. = Geschichte der alten Landschaft Bern. Von J. L. Wurstemberger. Bern, 1861/62.

Z84—Z99, d. i. 1484—99 und

Z00—Z13, d. i. 1500—1513: Zins, Nutz und uäll (Gefälle), die ich (Landvogt so und so, z. B. Hans Guglenberg 1485 oder Uolman Techtermann 1513) von Bern und Fryburg empfangen. — Von 1489 an sind die laufenden Ausgaben mit verzeichnet. Die „Zins und Zufell“ von 1485 werden auch als **ZG.** zitiert. Im StAB.

Zehender = In gratiam et perutilem instructionem cujusvis D. Pastoris Guggisbergani quo minus offendat se contra latentem in herba anguem detegat, annotatas heic regulas trado, relinquo, Experimento probatas: Pfarrer Z. (in Gb. 1709—36). Im Pfarrhaus.

ZG.: s. u. Z84 ff.

Zimm. = Die deutsch-franz. Sprachgrenze in der Schweiz. Von Dr. J. Zimmerli. Basel und Genf, I. 1891, II. 1995, III. 1899.

ZObld. = Aus alter Zeit. Sitten und Gebräuche im Zürcherischen Oberland. Von H. Messikommer. Zürich, 1909.





Nach R. Leuzinger. Maasstab 1:130000 Verlag von A. Francke, Bern.

Amtsbezirk Schwarzenburg.

Die Landschaft.

Überschau.

Ein Spätsommerabend auf dem Gantrist! Kann denn ein Berg, der mit seinen 2177 m Meereshöhe um einen halben Kilometer selbst hinter dem Schul- und Damenberg Faulhorn zurücksteht, einen Ụụslueg bieten, das^{s} es si^{ch} der wǻrt (oder z'tüe^{n}) ist, darva^{n} z'rĕde^{n}? Mier wịị^{n} ggụgge^{n}, was da obe^{n} für n e^{n} Ụụssicht z'näh^{n} sịgi! Wi wịt umha (oder ummḁ) mḁ^{n} chönni g'seh^{n}, z'erst ăfḁ^{n} va^{n} bloßem Ụụg und de^{nn} z'löst no^{ch} mit dem Fernröhrli (Fäḷdspiegeḷ).

Ein Chüeijerbärg ist der Gantrist. Drum verwundern wir uns nicht, unsere Neugier mit abschätzigem Das ist gaar nid e^{n} Sach! oder auch mit dem Witz abgeführt zu sehen: Da g'seht mḁ^{n} uber menga lẹẹra Anke^{n}häfe^{n} uberhi. Nur volle allerdings kann es hier oben geben, wo schon Myriaden stattlicher Hornträger manchen Gantneristchüeijer alter und neuer Zeit reich gemacht haben. Und wie leicht zugänglich ist das Revier, wo der allsommerliche Milchstrom sich zur reichen Ader gediegenen Silbers verfestigt! Auf voller Höhe grast bloß eine dicht gedrängte Schar Vließträger die sanft geneigte Ebene ab, auf der man füglich chönnti z'Acher fahre^{n} (pflügen).

Diese Tiere näh^{n} nụmmḁ^{n} ghi^{n} Notiz van i^{n}s. Um so ungestörter studieren wir die Aussicht. Da blickt, obwohl um 90 m unter der Gantristhöhe bleibend, die Rṳ̈ṳ̈nene^{n}flueh mit ihrem Versuch eines neunzackigen Kronenschmucks schrecklich trotzig und in unnahbarer Schroffheit zu uns herüber. Das Gegenstück zu ihr bilden — etwas südwärts — der abgrundtiefe Chesseḷ und das Taaḷ. Sie erinnern uns an den zur Abkürzung gewählten geeija (jähen, abschüssigen) Aufstieg, dessen Boden so steil ist, daß er bloß aaṇg'chläbt erscheint. Mi cha^{nn} si^{ch} stendlige^{n} am Böde^{n} haa^{n}.

Über Kessel und Tal aber grüßt, um 15 m unsern Stand überragend, das Stockhorn,[1] nach welchem der so bedeutsam (S. 29) ins Guggisbergerländchen vorgeschobene Voralpenbogen zwischen Thunersee und Jaungebiet benannt wird. Ein Durchblick in seine verkürzte Perspektive! Er ist bei herbstabendlicher Beleuchtung zauberhaft. Da schieben sich wie halb schwebende und in das ätherische Dunstgewebe des Luftkreises getauchte Kulissen von links und rechts dicht hinter einander: die 2167 m hohe Bürgla; der (große) Ochse^{n}[1a] (2190 m) mit der vorgelagerten Gemsflue; die etwas südwärts gerückte A̩lpiglen^{n}-mǻra und die ganz in südlicher Richtung an sie geschlossene kurze Kette des Grenhega̩lm, des Häne^{n}, des Wi̩dersgrinn^{d} (2105 m). Auf diesem zu jähem Absturz über die Grenzlinie des Simmentals vorgeschobenen, senkrecht über dieses hereinhängenden u̩sseriste^{n} Marchstii̩n vam Guggisbärg überschaut der Blick fast die gesamte Talfurche von Zweisimmen bis Wimmis. Da cha^{nn} må^{n} schön i^{n} d's Sü̊be^{n}taal ahi ggaffe^{n}! Die nun stärker südwestlich gebogene Kette zeigt ferner die Schi̩ba und die Mǻra. Letztere ist der Dreiländerstein für Guggisberg, Freiburg und Simmental, wie hinwieder unser Gantherisch (der noch um 1330 gleich der Nünenen ganz zur Herrschaft Grasburg gehörte[2]) sogar der Vierländerstein für die Amtsbezirke Schwarzenburg, Seftigen, Thun, Niedersimmental heißen kann und daher auch der groß Maarchsti̩i̩n genannt wird. Über den Chǻne̩lgantnerisch verzieht sich die noch im Chi̩i̩se̩rig (in der Kaiseregg) zu 2186 m und in der Schopfenspitze bei Jaun zu 2100 m ansteigende Kette gegen die Grenze zwischen Saanenland und Freiburger Oberland hin.

Jetzt noch ein zusammenschauender Blick über die Heerschar der Schnëbäärge^{n}, die ihrem Herrscher trotz weiter Ferne zu huldigen scheinen: dem „Weißen Berg“, dem Montblanc, welcher aus dem entgegengesetzten Ende des Alpenwalls bis zu uns herüberschaut. Wir also stehen auf dem Nordrand der Alpen: uf de^{n} Flüehne^{n} (S. 25) nach guggisbergischem Sprachgebrauch. Nun wenden wir uns gegen Norden, und der Blick schweift weit und frei über die Hochebene hin bis an die die Schweizergrenze wahrende eherne Mauer,[3] die einstige Vormauer und das jetzige Vorwerk der Alpenburg: den Jura. Der unn^{d}er Bärg heißt im Volksmund dieser in seiner Spannweite so imposante, in der großen Ruhe seines gleichmäßigen Verlaufs so friedsam stimmende Felsenbogen.

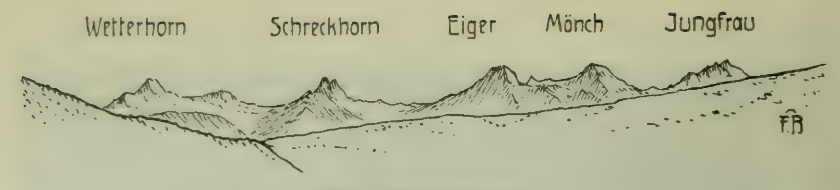
Ein anderer Name für die eben genannten Flüe lautet: d'Ober-

---

[1] Einen anziehenden Aufsatz über das Stockhorngebiet enthält das Sonntagsblatt des „Schweizerbauer“ 1907 301 ff. [1a] Früher: di spitzi Flue. [2] Burri 110. [3] Spazier 380.



Der Gantnerisch. (Nordseite.)



Von Wyden aus.

lennᵈerbärgeⁿ. Sie bilden d's Oberlannᵈ. Unter diesem verstund die ältere offizielle Sprache bloß die Täler der obersten Aare und der beiden Lütschinen. Der geographische und politische Begriff aber umfaßte dann das gesamte bernische Alpengebiet vom Brünig bis gegen Jaun. Dem Guggisberger dagegen ist „Oberland" gerade das westliche Oberland. Es ist ungefähr gleichbedeutend mit Sǘbeⁿtaaḷ, unter welchem Namen vom Standpunkt des Viehzüchters aus auch Reichenbach und Frutigen begriffen werden.

Diesem „Oberland" nun den Rücken kehrend, haben wir vor uns das Nịderlannᵈ oder Unnᵈerlannᵈ. Soweit die Grundbedeutung von „Land" als „Ebene"[4] noch durchsticht, sagt man für beides einfach Lannᵈ. Mit dem orographischen Begriff aber mischt sich — aus sehr naheliegenden Gründen — der wirtschaftliche. Wer ganz oder vorherrschend Weidewirtschaft treibt, wohnt nach amtlichem Ausdruck von 1780[5] „auff den Bergen und sonst außer der Landschaft". Iⁿ der Landschaft dagegen ist heimisch, wer der Landschaft, d. h. der Landwirtschaft obliegt, wer die Landschaft oder die Lenderịị oder das Lannᵈ eines Heimwesens als Ackerbauer bewirtschaftet, wer d's Lannᵈ oder uf ᵈem Lannᵈ wärhet. Das setzte nach ehemaliger Bodennutzungsweise, die sich noch so maßgebend in der Sprache abspiegelt, voraus, daß der Ackerbauer im Lannᵈ umha wohne: in der Niederung. Für den Voralpenbewohner hauste ein solcher bäs unnᵈeⁿ (weiter unten) im Lannᵈ.

Mit der physikalischen und wirtschaftlichen Bedeutung von „Lannᵈ" verband sich aber eine bedeutungsreiche dritte: die politische. Unter der Herrschaft Grasburg[6] stand zu den Zeiten der Savoyer Grafen (bis 1423) und ihrer Erben Bern und Freiburg (1423—1798) die „Landschaft" Grasburg oder seit dem Schloßbau von 1572 die „Landschaft" Schwarzenburg. Die Herrschaftsangehörigen wohnten, im Gegensatze zu den Frönnᵈeⁿ (Fremden), zu den „Usseren" oder zu den „vßlan=

[4] Kluge 276; schwz. Id. 3, 1297 f. [5] UBG. (Pfarrer Jäggi). [6] Für deren Geschichte wir vorläufig (s. Vorwort) auf Jenzer verweisen müssen.



Von Wyden aus.

dischen" (1544),[7] im Lannd (1842).[8] Nur sie hatten Anteil z. B. an der „großen Landallmend am Fuß der Schwarzenburgischen Landberge" (1810),[9] an den „Landhosen" für Schützen (1792)[10] u. dgl. Sie waren aber auch so fest in ihren Amtskreis eingebannt, daß sie bei hohen Bußen weder „außer Lands" Wohnsitz nehmen, noch alp- und landwirtschaftliche Erzeugnisse ohne Bewilligung über die Grenze der Landschaft führen durften. In dieser politischen Sprechart trat mit der Zeit „Land" in Gegensatz zum Unter- oder Niederland. Um das unsinnig harte Niederlassungsgesetz zu umgehen, gingen Guggisberger im Sommer i'n Heuet und Chriesetund Schnidet (Getreideernte), im Herbst und Vorwinter i'n Tröschet (ds), Guggisbergerinnen obendrein im Winter i'n Spinnet und im Vorsommer i'n Jättet (zum Jäten von Getreideäckern und Gärten) in d's Unnderlannd. Das als Taglöhnerei sich ausgebende tatsächlich ganzjährige Dienstverhältnis nahm auf diesem Weg eine Reihe Proteusgestalten an, welche den Händen der Polizei regelmäßig entschlüpften. Wie schwer war es für den Landvogt z. B. 1653 zu konstatieren, die und die Person sei „nacher Bassel oder wie man's nändt in Nider Landt verreist"![11]

Statt Unnder- oder Niderland als Gegensatz zur „Landschaft", sagte und sagt man aber auch Lanndg'richt. Hierunter wäre in genauerer Sprechweise das ehemalige Landgericht Sternenberg zu verstehen. Bis auf den allgemein bernischen Ausruf botz Stärnenbärg! (aus botz Stärnen! weitergebildet) ist aber der Name „Sternenberg" dem Volksmund entschwunden, und es blieb bloß der Ausdruck „Landgericht" in ganz und gar unbestimmter nördlicher Ausdehnung. Bis nach Basel, ja ins Elsaß hinunter konnte und kann das Lanndg'richt sich erstrecken; nur im Süden ist es abgeschnitten durch den Schwarzwassergraben als Amtsgrenze. Als Grenze kommt die Hauptstadt eher etwa zur Geltung in Ausdrücken des Erstaunens, der Befremdung wie: Hienäha Bärn chunnt nüüt selchttigs fürbar! Gleich bemerkenswert ist, daß daneben nur in älterer Sprache und auch hier bloß ausnahmsweise

---

[7] SB. B 400. [8] Chorg. 1. [9] ABS. 2, 201. [10] LR. [11] SB. H 353.

unter „Landgericht“ das von Seftigen verstanden wird. Und doch standen ja den vier bernischen Kirchspielen gegenüber die vier Landgerichte (Zollikofen und Konolfingen, Seftigen und Sternenberg) auf gleicher Linie. Allein das an den Verkehr mit Bern gewiesene Schwarzenburgeramt bekam natürlich ungleich häufiger mit dem Venner zu Schmieden bezw. seinem Freiweibel als Sachwalter der hohen Gerichtsbarkeit, des Landfriedens und der Polizei, sowie des Mannschaftsaufgebots zu tun, als mit dem Venner zu Pfistern, dem Landrichter über Seftigen. Nur das den Strich gegen und über Bern nehmende „Niederland“ herbergt daher noch heute die va^{n} unn^{d}e^{n} ụ̆ha kommenden Lann^{d}gricht er, die denn auch lann^{d}g'richterisch oder nịderlenn^{d}isch oder unn^{d}erlenn^{d}erisch rĕde^{n}. Es zirkulieren darum allerhand Spässe, in welchen der schwarzenburgische Amtsgenosse sich vom Lann^{d}g'richter in der unbestimmten Ausdehnung dieses Worts unterscheidet. Ein verspätet vom Markt Zurückkehrender, der daheim Auskunft geben soll, wen er angetroffen, gibt z. B. etwa Bescheid: Aḷḷz voḷḷ Lụ̈t und Wịbervoḷch und Lann^{d}g'richter und Fäärleni.

Mit dem Seftigeramt, zumal mit den Gemeinden Rüeggisberg und Riggisberg, wird fast lediglich ein freundschaftlicher Geschäftsverkehr, vielfach auch ein Verwandtenverkehr gepflegt. So namentlich, seitdem die Reformation das vor 1528 zu Guggisberg kirchgenössige Plaffeyen dem intimern Umgang entzogen und dem konfessionsgenössigen, alten Kirchenpatronat Rüeggisberg um so mehr angenähert hat. Wirtschaftlich jedoch gravitiert Plaffeyen noch jetzt nach dem Amt Schwarzenburg, dank der Überwindung starker natürlicher Schranken durch die neuern Verkehrsmittel.

Mit Ausnahme des an den Straßenverkehr über Plaffeyen gewiesenen Scheidwaldbezirkes südlich der Egg und des links der Sense gelegenen Albligen ist nämlich das Schwarzenburgeramt weit schärfer durch die Sense gegen Westen, als durch das obere Schwarzwasser gegen Osten abgeschnitten. Das zeigt wieder ein Überblick vom Gantrisch aus. Als landschaftliches Gegenstück zur Sense präsentiert sich die das Seftigeramt durchschneidende, linker Hand vom Längenberg begleitete Gürbe. Zwischen beiden breitet sich, von den 588 m der Schwarzwasserbrücke, den 830 m des Schwarzenburgdorfes, den 1118 der Guggisbergkirche, den 1668 der Pfeife zu den 2190 des Ochsen ansteigend, erst ein wie von schwächern, dann zusehends stärkern Meereswellen bewegtes Hügelland, dessen „Strömungen“ sich im Schwendelberg-Guggershornzug, in der Egg, im Gantristzug immer entschiedener ostwestwärts legen, um in der Gesamtkette des Stockhorns ihre Parallele zum Alpen- und Juragebirg zu er-

halten. Alles in allem eins der eigenartigsten Landschaftsbilder, reich an reizvollen Einzelheiten, im ganzen durch die dunkle Abtönung seiner in ernstes Schweigen gehüllten Tannenwälder wie mit einem leise melancholischen Anhauch überflogen.

Wasseradern.

Die Sammelwasser aus dem so jäh abfallenden südwestlichen Ende des Stockhornzuges leitet der a^{n} Rụ̈schẹls obe^{n} vorbeigleitende Rüschẹlsbach[1] oder Seebach dem schwarze^{n} See zu. Wie der engadinische, ist auch der freiburgische Schwarzsee im Schwinden begriffen. Heute 1,5 km lang, maß er früher fast 3 km. Aber ein gewaltiger Schuttkegel, wie deren eine Anzahl kleinere ihn fortwährend bedrohen, schob sich unter gewaltigem Plụtsch (plumpem Fall) zwischen der Bürstera und der Je̥psera vom Schlossisbőde̥li her in den See.[2] Das Gips- und Rauhwackebassin[3] dankt seinen Eindruck der Lebensfrische nur dem Wechsel an Belichtung und Beschattung durch die Gruppen und einzelnen Prachtexemplare von Tannen am Ufer, sowie dem Verkehr und Gewerb im Bad und in der Je̥psera.

Ohne solche menschliche Belebung wirkt ganz im stillen für sich allein das Bad der jugendlichen kalten Sense: das Gantnerisch-seewli. Weh, wenn hier eine pfuschende Menschenhand in die Werkstätte der wundervoll schaffenden Natur hineintappen wollte, wo selbst Menschenworte fast nur Entweihungen des feenhaften Zaubers sind, der den Beschauer an jedem Punkte des vielgestaltigen Ufers zum Nimmerloslassen fesselt. Dieser scharfgeschnittene Wịderschịịn oder Wịderglanz der Büsche und Halbbäume, der Steingerölle und der fernen Küherhütte in dem spiegelhellen Wasser! Diese Licht- und Formenspiele, in denen die leichten Wellen si^{ch} chrụụsele^{n} und wie spielende kleine Mädchen Tschịggis mache^{n}, bis hier eine und dort eine sich am Ufer bricht, aber noch im Vergehen unter leisem chű-schele^{n} (flüstern) uns ein Geheimnis ins Ohr zu raunen scheint! Das Seelein hat auch so gar nichts an sich vom unheimlich Düstern der typischen Bergseen, zu denen schon eher das Seebärgseewli gehört. Das Mysteriöse solcher stillen Bergwasser hat die weitverbreitete Phantasie[4] vom teilweisen Schwimmen steiler Gipfel bis hieher getragen: auch unn^{d}er ^{d}em Guggershorn sigi e^{n} See. In den Namen Sĕligräbe^{n}, Sĕlihụ̈bẹl und Sĕlibüẹl dagegen nähert

[1] Mhd. der nuosch oder die nuosche: Rinne, Tränkrinne. [2] Nußbaum 104. [3] Gilléron XII, 355. [4] Gw. 46. 48.

sich „See“ der nämlichen Grundbedeutung[5] eines *Glunte*^{n}, welche selbst das Meer[6] buchstäblich und nicht etwa bloß in dem vielzitierten drolligen Bild des Hostettlerschen Amerikaliedes[7] vom *grüüselehe*^{n} *Glunte*^{n} sich gefallen lassen muß. Der Begriff nähert sich dem des *Gschwäder*, der *Schwädera*, der *Schwädereta* wie im *Schwäderloch*; des *Wịjers*, der auch als Bild für scheinbar unerschöpflich angesammeltes Vermögen dient (*es ist scho*^{n} *menga großa Wịjer g'lẹẹrt choo*^{n});[8] des „Flööṡch“, welcher dem Ortsnamen *Flöṡch-achere*^{n} zugrunde liegt; des horw[9] (Sumpf) am *Hörbüe!* (1544: Hornbühl);[10] des *G'söder*, welches man vom Boden oder vom Tisch *ụụffappet* (wie man mit einem Löschpapier einen *Tinte*^{n}*do!gg* oder *-do!gge*^{n}, oder, als Kind sich auf dem Boden wälzend, mit dem Gewand *Flöh ụụffappet*).



Am **schwarze See.** Links die **Jepsera;** im Hintergrund der **Chiiserig** (Kaiseregg).

Steingeröll mitschleppend, durchwühlend, spaltend *rünnt* der Bach durch seinen Runs (Runß, Runtz, Runzen, *Wasserrunze*^{n}) oder *Rụụs*, der Fluß durch mehrere *Rụ̈ụ̈s*; und der mächtige *Schwaa!*, die *Tschụụreta*[11] des Wassers erlaubte früher, wenn sie sich nur nicht zur *Schụụr*: dem Wassersturz gestaltete, dem *Flöözer* Spältenholz *z'flööze*^{n}.[12] Heute sind solche Stürze, wenn sie sich auch in keiner

[5] Kluge 422. [6] Ebd. 308. [7] Jenz. 82—86. [8] Lf. 48; Gw. 48. [9] Das horo, hor (Kot); horawig (kotig): schwz. Jd. 2 1592. [10] LG. 6ª [11] Vgl. „Regenschauer“. [12] Vgl. Lf. 53 f.

Weise mit den Wasserfällen des Oberlandes vergleichen lassen und der bei der Kehrmühle gerade durch seine drollig anspruchsvolle Kleinheit die Bezeichnung „Handeck“ herausfordert, eine wahre Augenweide. So der etwa acht Meter hohe Laubbachfall bei der danach benannten Schutzwịịd. In zwei ansehnlichen Strööme^n schießt nach der Schneeschmelze der Laubbach in die Sense, und wie der Rauch eines gewaltigen Feuers wirbelt eine hohe Staubsäule empor. Aber selbst, wenn es nụ̈må^n e^n chlịị^n dụụmet, wie vom Dampf eines Kochgeschirrs,



Am Gantnerischleewli.

ist der Anblick sehenswert. Sehr hübsch sehen sich auch der Läde^{n}gräbe^{n}faaḷ über den Senseflühen und der Gambachfaaḷ nach der Ebene dieses Baches, der reizvollen Brụ̈gera an. Beide aber übertrifft noch heute, trotzdem der stadtbernische Wasserbedarf sich bis hier herauf stark zu fühlen gibt, der Spüelibachfaḷḷ der Pfadflühe. Allerdings sieht man ihn jetzt zumeist d's Wasser nụ̈må^n so vergụụtsche^n, wie auch ein vertändeltes Vermögen verg'gụụtschet choo^n ist. Wie anders hört das sich an, wenn das Wasser in mächtigem Sturze toozet und brieschet (ẑẑ)[13]: rauscht, wie beim Sturm im Wald, wie übrigens auch beim wallenden Sieden z. B. der Milch und — nach volkstümlicher Deutung — insbesondere der Biestmilch oder Brieschmüḷch.[14]

[13] Schwz. Id. 5, 824 f. [14] Vgl. schwz. Id. 4, 1795; 5, 823 f.

„Geschwätzig schnell" hinwieder gluntsche^n und plätsche^n die Wellen des Baches in gleichmäßigem Lauf. In Seitennischen bergen sie Paradiese für Fische. Z'Schwäl^{l}e^n-wịịs gaa^n dịị dür^{ch} d'Glụnte^n ụụf und fühlen sich wie sonst mit Arbeit überhäufte Menschen in kurzen Ruhezeiten, in welchen sie ausrufen mögen: Mier hịị^n jịtze^n e^n Zịt wie d'Fisch im Bach. Als besonders fischreich gilt neben dem Schwarzenburger Dorfbach der Rüschegger Bergbach, nach welchem die Weiden in Ober- und Unn^{d}er-Fischbäche^n sich benennen. Auch einen Fischgraat finden wir 1544 genannt. Besonders aber findet „der Fischer an der Sense",[15] der in seiner Fischerhütta gute Zeiten abwartet, Gelegenheit, das Einträgliche einer richtig betriebenen Fischerei[16] vorzudemonstrieren, wenn ihm Fisch um Fisch (und bildlich ein zufällig angetroffener Mensch „wie gerufen") a^n oder i^n d'Hǻra lụụft.[17] Dazu gehört allerdings die Geduld und Ausdauer, welche im kleinen der Fischer beweist, wenn er den Angeḷ mit dem Wịderheeggli (so heißt auch ein tief in der Seele haftender und „zu denken gebender" Eindruck) handhabt. Neben der vortrefflichen Föräḷḷa oder dem Foorn (Mehrzahl: Foorne)[18] gibt es Baarbi, wa vier Hoorn uf ^{d}em Schnụ̈ụ̈ggli hịị^n, Äsche^n, Ịịscher, Eegle^n. Im Dorf- und Lindenbach kann man sich auch die Redensart vergegenwärtigen: „si^{ch} wehre^n wie n e^n Chrẹbs".

Das Bild bezieht sich aber insbesondere auf den Menschen, dem z. B. Wetterkatastrophen die schon in „Lützelflüh"[19] geschilderte Wassernot bringen. Binnen einer Stunde het d's Wasser g'stịge,[20] so daß das Flußbett plụ̈ttvoḷḷs oder schwǻbvoḷḷs wird: das Wasser bereits über der Grenze des Bettrandes und des G'lẹnn^d (des Ufergeländes) lụụft und schwǻbt! Im Augenblick war durch den ersten Aanschutz[21] das in der Regel trockene Geriesel: d's G'stịịnet durchsetzt; das Wasser verbreitete sich über das gesamte Flußbett: d'Au, oder das Auli des Baches. (So spricht man von der Seisenau, der Schwarzwasserau und dem Ort bi'r mägeren Au; Au heißt in Kürze die Wirtschaft Wislisau[22] und hieß zuerst die nachmals als Ööḷpintli umgedeutete Pintenschenke zur Au am Platz der jetzigen ansehnlichern Wirtschaft zu Thörishaus. Das sonst unter „Au" verstandene „wasserreiche Wiesenland"[23] wird z. B. in Eịgrunn^d durch die Um-

[15] Nyd. K. 41. [16] Stat. 05, 2, 154 f. [17] Vgl. „Härre" im schwz. Id. 2, 1517 f.; Lf. 374. [18] Wegen „Foorn" aus mhd. vorhen, ahd. forhana und wegen des dynamischen Akzents in „Forélle" s. Kluge 146. [19] 55 f. [20] In augenfälligem Tun „hat" es gestiegen, „ist" nicht bloß in passiver Zuständlichkeit gestiegen. (Vgl. he „has" gone neben he „is" gone u. dgl.) [21] Lf. 55; Nyd. K. 52. [22] Sie führt im Schild ein Mutterschaf: eine Aue Au. [23] Kluge 26.

lautform Ei[24] bezeichnet. Wenigstens durch die ablautende Doppelform erinnert an Au und Ei „Gau“ und Gäu; den letzteren Namen trägt der Waldgaßbezirk von Wahlern.) Selbst ansehnlich hohe Uferwände z. B. der Sense, welche dann unterhalb Guggersbach bis zur Grasburg zu allerdings „genügender“ Sicherheit bis über hundert Meter Höhe anwachsen, können überflutet werden. Dann ist also d's Seisenpoort in Gefahr, oder nach einer entlehnten Bezeichnung, die sonst der untersten Dachlatte des Hauses gilt: d'Spórlatta. Dann erschallt der Schreckensruf: d'Seisa lụụft oder schwemmt iha! Si bettet fụ̈rers!



D'Stööẞi. (Korrektionsstelle des Schwarzwassers.) Im Hintergrund der Gurnigel.

D's Wasser frißt! Es löst zunächst den Rasen und untergräbt ihn furchenweise: es het schoⁿ eⁿ g'hőregi Rŭfa (oder Rụụf) abg'schrisseⁿ! Es kann, wie am 9. Juli 1778, zum Wegreißen der Guggersbachbrücke und aller Stege, zu Erd- und Felsbrüchen kommen. Wild haust zu Zeiten der Laubbach (S. 42), und es heißt dann in sarkastischer Wortdeutung: das ist jitz der lụụb Bach! Selbst der harmlose Heubach reißt unglaubliche Geröllmassen in seinen fast wagrechten Unterlauf und schiebt sie mit der Zeit in das Schwarzwasser vor. So entstand der deltaartige Ansatz, welcher als Ortschaft iⁿ deⁿ Stööẞeⁿ (Stößen) überbaut wurde. Wie manches Menschenleben auch

[24] Schwz. Id. 1, 18.

schon hat das zornige Wasser gefordert! Hier einen, der unvorsichtig het bbädet; dort einen vom trügerischen Steg Verratenen oder eine vom Hochwasser Überraschte.[25]

Mehr und mehr begegnet solchen Verheerungen die rationelle Wasserverbauung. Die sehr alte Notarbeit der Schwĕli (1752 freiburgisch: Schwölli) finden wir schon 1493 durch den Flurnamen „in der swelly" [26] dokumentiert. Das schwĕlene^{n} bestand aber sehr oft in der kurzsichtig egoistischen, daher 1751 streng verbotenen[27] Schụ̈pfschweli.[28] Neuer scheint das chrattne^{n} zu sein: die Sicherung des Ufergeländes mittelst eines mit Ruten umflochtenen Steinbettstreifens: eines Chratte^{n}.[29] Eine Musterarbeit der Wildbachverbauung aber erfährt zur Stunde das obere Schwarzwasser in der hiefür stark finanziell beteiligten Gemeinde Rüschegg. Das gesamte Riesenwerk gliedert sich in die Sperren im Schịdwaḷ^{d}, die Korrektion des Schwarzwassers vom Einfluß des Heubachs und der Straßenbrücke bis Tụ̈ụ̈ffe^{n}gräbe^{n}, und Entwässerungen an der Gịịsfĕlihaḷta.

Den Erfolg neuerer Wasserbautechnik zeigt die zu Füßen des Ganterisch im Nụ̈ụ̈nene^{n}bärg geborne, ehemals so wilde Tochter der Stockhornkette: die Gụ̈ụ̈rba. In den Jahren 1854 bis 1890 von dem aufstrebenden Wattenwil weg bis zur Einmündung in die Aare bei Muri mit einem Aufwand von mehr als zwei Millionen korrigiert,[30] folgt sie nun in ihrem um 1800 ha Land vermehrten Tal gehorsam dem Lauf der Aare an deren unsichtbar über den Belpberg gereichter Hand. Sie lụ̈ụ̈ft jịtz i^{n} der Oor^{d}nig, d. h. grĕdi furt und macht damit ihren Namen (1260: Gurba,[31] sww. Chrumme^{n}bach) zur Ironie.

Als ein recht „krummer Bach" verfolgt dagegen die linksseitige Gantristtochter und Begrenzerin unserer Landschaft ihren natürlichen Lauf. Es ist die Seisa: Sense, seit 1354 häufig: Sensen,[32] 1554 Sönsen,[33] 1606 Senßen,[34] 1268 Sensun, noch 1606 Sensenen,[35] 1076 und noch um 1107 Sensuna,[36] daneben 1294 Senina, französisch aber Singine. Mit der dem Ganterisch-Chummli (S. 19) entsprungenen und im Ganterischseewli (S. 9) einigermaßen geläuterten Ganterischseisa vereinigen sich die dem Seebärgseewli entflossene Hẹngst- odere Wäbere^{n}-Seisa (sie durchfließt den Hengstschlunn^{d} und die

---

[25] In Schwzbg. 14 f. widmete Hans Nydegger dem derart verunglückten 80jährigen Fure-Josi (Joseph Staudenmann) tief bewegte Verse. Das Toben der warmen Sense schildert er K. 41, das der kalten K. 51 f. [26] SZ. [27] SB. N 1024. [28] Lf. 62. [29] Vgl. schwz. Jd. 3, 873 und „Ätter, verättere" in Lf. 64. [30] Stat. 05, 2, 103; Bern B. 173. 176; StB. 1856, 259. 291—306; Sest. 15. 219—227. [31] Font. 2, 517. 518. [32] Font. 8, 58 u. ö. [33] RG. [34] SB. B 101. [35] SB. B 100. [36] Font. 1, 333.



Die obere **Sense (Seisa)**. Rechts die vom **Tütschbach** (Deutschbach) durchfurchte Plaffeyer-Ebene, links die Westabdachung der **Egg**.

den Müschere^{n}schlunn^d bewässernde Müschere^{n}seisa) (33) zur chalte^n Seisa. So heißt diese im Gegensatze zur warme^n Seisa, welche, als Fortsetzerin des im Schwarzsee b'brochne^n oder e^{n}tröjte^n („entrauhten", temperierten) Rüschelsbaches (S. 7), durch den Seeschlunn^d, Schlunn^d,[37] nach Zwüseise^n fließt und sich dort mit der kalten Sense vereinigt. („Zweisensen" erinnert an Zweilütschinen und Zweisimmen: Zweisiminon, de Duabus oder Duobus Seminis,[38] sowie an die Örtlichkeit „zu dreyen Bächen": 1544.[39]) In einem Gefälle von 571 m durchfließen nun die vereinigten Sensen ihr bis Thörishaus nordwärts, bis Laupen westwärts gerichtetes Bett. Dieses bildet, mit Ausnahme des linkssensischen[40] Allige^n gleichsam als Ersatzes für den zu Freiburg gehörenden Ätte^{n}bärg (auch etwa Rätte^{n}bärg oder sogar Mätte^{n}bärg) im Winkel beider Sensen, die Grenze zwischen Freiburg und Bern.

Wie ein lustig geschlängeltes Silberband glänzt dem Beschauer auf dem Gantrisch in der Abendsonne die Sense entgegen, bis sie sich in die Seise^{n}flüeh eingräbt. Etwa in der Mitte derselben empfängt sie das Schwarzwasser: die Nigra aqua von 1076[41] und 1254, welche zur Hochwasserszeit in hochdramatischem Wellenkampf ihr Wasser der widerstrebenden Sense aufzwingt.[42] Das Schauspiel wird erhöht durch den spitzen Mündungswinkel. Allerdings wird derselbe mehr und mehr abgestumpft durch das Schwarzwasser, welches aus seinem hier 68 m tief eingesägten Graben auf die Sense zueschießt und augenfällig wirksam am Sandstein g'nägt.

Der Winkel gibt dem rechtssensischen Schwarzenburgeramt seine ungefähre Dreiecksform. Die nach Südost abschließende Linie bildet eben das Schwarzwasser. In seinem Oberlauf schiidet es zwischen Schwarzenburg und Seftigen. Als Amtsgrenze zwischen Schwarzenburg und Bern-Land dient das nach Aufnahme des Bütschelbachs in dessen Richtung stärker westwärts der Sense zufließende untere Schwarzwasser. Dieses letztere ist es, welches im Verein mit der mittlern Sense durch abgrundtief eingefressene Gräben und schroffe Flühe, welche bis in die letzten Jahrzehnte kläglich oder gar nicht überbrückt wurden, unser Amt als richtiges Hinterland, als Chriisviertel inselartig abschloß. So war

---

[37] Das vor dem Beschauer auf der Egg überaus lieblich sich hinbreitende Tal entfernt sich stark von dem sonstigen Begriff eines Schlundes. [38] Font. 8, 577. [39] LG. 6^b. [40] So schreiben wir nach dem Muster der alten „sensischen Abschiede" (Beschlüsse, welche die Regierungsabgeordneten von Bern und Freiburg bei der ehemaligen Torenbrücke an der Sense, wenn nicht in Murten, faßten). Vgl. übrigens „links- und rechtsrheinisch". [41] Font. 1, 333; 2, 387 u. ö. [42] Vgl. das Zusammentreffen der schwarzen und weißen Lütschine.



Guggersbach vor 1897.

es erst der savoyischen Grafschaft und dann der 375jährigen Doppelherrschaft Bern-Freiburg etwa wie ein Uuffuehrmätteli ausgeliefert, welchem — mit hochedlen Ausnahmen (vgl. S. 49) — d'Landvögt d's Heuli g'noo^{n} hii^{n}, den Verlustersatz seiner eigenen Bodenkraft überlassend. Die einstige Verhaßtheit des savoyischen Jochs spiegelt sich noch heute darin, daß das Saffói Guggisbergs „Pfefferland" ist. Von einer verwünschten Person oder Sache sagt man: i^{ch} we^{ll}tti, däär (oder dii oder daas) wee^{r} im Saffoi inne^{n}!

Einen dankenswertern Einfluß auf die Geschichte unseres Ländchens ermöglichte dem Kloster Rüeggisberg (s. im Kirchenkapitel) der bei aller Kümmerlichkeit doch leichtere Übergang über d's ober Schwarzwasser. Das Quellgebiet desselben am Fuß der Grönegg besteht zwar zumeist in nunmehr aufgeforsteten Vorsaßen wie der Süüfzena, sowie Schatters, Muurbüris und dem mittlere^{n} Schwarzwasser; bloß ein Heimwesen, welchem z. B. 1668 Hans Schwarzwasser der Harzer seinen Namen verdankt, liegt in der Nähe. Aus und in gleichartiger Wildnis fließt dem Schwarzwasser der Wiiße^{n}bach zu, und dann folgt nordwärts das S. 12 erwähnte Korrektionsgebiet. Einen nördlicher gelegenen Weg wählten die Priore von Rüeggisberg, wenn sie zur Geltendmachung ihres Eigentums nach Guggisberg wanderten. Bei der Wislisau überschritten sie das Schwarzwasser. Dann folgten sie aber nicht etwa der romantischen Schlucht des als „Blindenbach" (1076: caecus fluvius[43]) verstandenen Linn^{d}e^{n}bach mit seinem Zufluß des vom Mutte^{n}bach getränkten Roote^{n}bach (rubeus fluvius).[44] Sie wären damit in die Nähe des vom Spüelibach genährten Schwarzenburger Dorfbachs mit seinem Unterlauf des Burgbachs (so schon 1357[45]) und also in die Umgebung der Wahlernkirche gelangt. Sie schlugen vielmehr die Richtung des Gaambachs ein, an welchem die Gaambacher wohnen, an deren Häuser die bi'm Bach stoßen.

Hatten sie die Ryffenmatthöhe erreicht, so mieden sie wieder den links abliegenden Buchwald: den damaligen Laubwald also, an dessen Westabhang die so hübsch an die gespreizten Finger einer Hand erinnernden winzigen Gräblein sich zum Luubbach[46] sammeln: dem „Lopbach" von 1076, dem „Loubach" von 1554 u. ö.[47] Der noch vom Luterbach (1533) bereicherte Fluß hätte sie bei der Sensemündung (S. 9) arg in die Klemme geführt. Fühlten sich die Mönche auf dem Kirchenplatze Guggisbergs von der so unbeschreiblich anmutigen Fernsicht auf das Friibe^{rg}spiet mit dem schimmernden Band des Neuenburger Sees

[43] Font. 1, 331 ff. [44] Ebd. [45] Ebd. 8, 198. [46] Louibach S. 42. [47] So immer im RGU.



Chrachen-Arlis Christi (Dürrenmatt).

und dem dem Himmel vermählten, ruhevoll großen Bogen des Jura angezogen, so führte sie ein freilich sehr prekärer „Pilgerweg“ dahin. Sie mußten damals dem Chratteⁿ des Muellereⁿbächli und weiterhin dem durch den Chalchstetteⁿpuggel vom Sammelgebiet des Lädeⁿbachs geschiedenen Guggersbach folgen. Diesen Namen trägt auch der Ort an der Guggersbachbrücke, welcher aber 1897 abbrannte und sitneⁿ (seither) nur noch ein Schatten seiner vormaligen Bedeutung ist. Eine Wirtschaft, eine Mῦli, zwoo Beckeriji, wa maⁿ e's Tägs bis jächs Mal b'bacheⁿ het, ein Chreemmerhῦsi und sogar ein Hutgeschäft (z. B. des Michel Helgistein 1796) machten Guggersbach zu einem Verkehrsplatz, wi nid hurtiˢ iⁿ der G'miin iina giiⁿ ist. Es ist eⁿ wahri Gältschmitta g'iiiⁿ. An Sonntagen und sogar Samstagen wimmelte es dort wie vaⁿ Brĕdig- uⁿᵈ Mᾰritlüteⁿ.

Bodengestalt.

Eine von Flüssen und Bächen so scharf abgeschnittene und durchschnittene Landschaft muß bei der Erosionskraft der ehemals riesigen und auch der jetzt noch zwerghaften Gewässer ein stark „kupiertes Terrain“ aufweisen. Das bestätigt uns schon ein Überblick vom Höörndli aus: dem mit dieser Verkleinerung viel mehr kosend als etwa abschätzig benannten Guggershorn, von welchem auf S. 24 mehr gesagt ist.

Beginnen wir gleich mit dem Ggugg hinunter auf „den“ Guggisberg der ältern Sprache, das Guggisbärg der Gegenwart. In der Bezeichnung bergen sich nicht weniger als fünf konzentrische Kreise: das idyllisch kleine Chilcheⁿ- oder Chülheⁿdorf; der Schulkreis; der Burger-, Einwohner- und Kirchgemeindebann seit 1860; der im Unterland noch immer geläufige Begriff der vor 1860 bestehenden Einheit von Guggisberg und Rüschegg; der ebendort unter „Guggisberg“ verstandene Amtsbezirk Schwarzenburg ohne oder mit Albligen. (Je nach Zusammenhang und Art des Inhalts ist in diesem Buche in einer ohne weiteres verständlichen Weise von „Guggisberg“ je nach einer dieser Bedeutungen die Rede.) Die Guggisbärger der drei erstgenannten Kreise wohnen z'Guggisbärg, diejenigen aller Kreise nach alter Sprache (z. B. 1554) im Guggisbärg oder (wie 1571) „am“ Guggisberg. Sonntägliche Fremdenströme kommen iⁿ d's Guggisbärg ῦᶠhaʳ, gehen (1606) „gegen dem Guggisperg“ [1] und kehren wieder heim väm Guggisbärg. Einheimische wandern „vß dem“ (1661) oder „außem“ (1693) oder ab

[1] SB. B 101.

dem Guggisperg (1571) ga^n Rüschegg oder ga^n Schwarze^{n}burg ä^{b}hi^n und nach Überwindung der sehr spürbaren Steigung ga^n Bärn ihi, ga^n Rüeggisbärg oder i^n d's Münsige^n ụ̆s^{h}i^n.

Im Sịmelibärg über Wyden beginnt die so eigenartig liebliche kleine Bergkette, welche gegen den Büel ansteigt, im Schwenn^{d}ẹl-bärg 1297 m Höhe gewinnt, im Guggershorn sich zu 1283 m erniedrigt und im Flöschachere^{n}stutz sich gegen Guggersbach absenkt. An Anmut übertrifft diese Gruppe freilich der Anblick der Frịburger-bärge^n besonders von Kalchstetten aus. In reizvollem Beleuchtungswechsel breitet sich von den im Hintergrunde zierlich gezackt blinkenden Gastlọse^n eine Art Doppelflügel links über den Chịịserig, rechts über das Réggaardi (Récardet) usw. hin, als malerischer Hintergrund zu der machtvoll von der Sense beherrschten Ebene. Diese Frịburgerbärge^n tragen, wie der Schwå̈bẹlbärg, Jịmbärg und andere „Berge“ den Doppelcharakter der Flue (S. 24 f.) und der Alp.[2]

„Berg“ und „Taaḷ“, letzteres mit der Ablautform Tüella, bilden demnach nicht einen so geschlossenen Gegensatz wie tụ̈ụ̈ff und Tụ̈ụ̈ffi zu hööi und Hööiji, zum hööije^n Stịịn, Höhbärg und Hömáttli, zu verhööcht g'lå̈ge^n. Als Modifikationen von „Tief und Hoch“ lassen wir im Schnụụß (schleunig) an uns vorübergehen:

Im Böse^n- und im Schöne^n-Gräbe^n, in Grå̈bne^n, Rüschegg- und Lụụbbach-Gräbe^n; Märtisgräbe^n und -gräbli; der 100 m tiefe Chịịbe^{n}gräbe^n (vgl. S. 25); der Issengraben (1486)[3] oder Ise^{n}gruebe^n (des Iso) usw. — Die Schluecht, besonders zwischen Ryffenmatt und Gambach, die ehemalige Benennung Rüscheggs als dritten Gemeindeteils von Guggisberg neben dessen Vorder- und Hinn^{d}ertiiḷ südlich und nördlich der Linie Schwendelberg-Guggersbach. Die Bewohner dieses Schluechttiiḷ hießen die Schluechter, was diese mit der Betitelung „Gäggisburger“ heimzahlten.[4] — Der Mụ̈schere^{n}schlunn^d und der (See-) Schlunn^d begegneten uns S. 13 f. — Nach einem der mehreren Chrächche^n wird ein Familienzweig der Dürrenmatt als Chrachchers benannt. — Im Plötsch und bei Wahlern gibt es eine Chlụụs. — Ein Heimwesen heißt Schwäderloch. Zwerge aber wohnten im Cheesere^{n}loch an der Pfeife, das etwa 25 m zugänglich ist. In Wahrheit ist es von so großer Tiefe, daß hinuntergeworfene Steine erst nach langem Fall aufschlagen und einen wirbelnden Lärm („Rollhafen“[5]) erzeugen. Im Hịị-

---

[2] Vgl. damit Gw. 20. 21. 303. [3] SZ. [4] Anklingend an das Gäggi: den (wertlosen) Butzen des Apfels und der Birne. [5] Der Rollhafen als Höllenkessel: schwz. Jd. 2, 1015.



Die durch Guggershorn und Schwendelberg beherrschte Südseite **Guggisbergs** von Ägerten aus.

terloch am Einberg soll es ins Freie ausmünden; ja zufolge zäher Behauptung, die sich allerdings sonderbar genug anhört, stünde es sogar in Verbindung mit dem die Rü̦ü̦nena gegenüber dem Leiternplatz nach dem Simmental hin durchhöhlenden Loch.[6] — Unheimlich würden Namen wie i^{n} der Höḷḷ, di aḷti Höḷḷ klingen, wenn nicht der abgelegene Ablagerungsplatz für Kachelgeschirrscherben: d'Chachcheli-höḷḷ, die alte Namensbedeutung[7] durchsichtig erhielte. Auch das Hü̦ü̦-le^{n}chrü̦tz („Höllenkreuz") bei dem Weiler Hü̦ü̦le^{n} zu Steinenbrünnen führt über haljan = hehlen zur Höhle: Hü̆li, zum Hool, Hŏli und Hü̦li, zur Stutz- und Chappele^{n}hŏla als Hohlweg. Zur Zwergensage zurück aber führt uns das heutige Heimwesen „vnder der Ballmen" (1550), unn^{d}er der Baḷm, Unn^{d}er-Baḷm.[8]

Selbst ein Bergland wie Guggisberg besitzt auch Flurstücke „vast gut und gelegen" (1531),[9] die mit g'spannetem Böde^{n} an das darspanne^{n} (schön flach hinbreiten) z. B. eines Tuches errinnere^{n}, also ăbe^{n} sind. Sie bilden eine Ăbeni 1533: Äbni), eine oder ein Ăbnit (Ebnede, 1354: Ebnäd, ebanida), eine Blatta.

Eine untrennbare Doppelanschauung von Hoch und Tief bieten (wie „Wall und Graben") d'Fü̦ra, d'Fü̦ri, der Ort uf der Fü̦ra, bi'r chrumme^{n} Fü̆ra (Furche), sowie die konkav (hohl) oder konvex (hu̦bb) zu denkende kanalartige Gü̆ma (1357: in der Gommen).[10] Abgeleitet sind d's Gü̦mmeli oder die Gü̦mmegg und der Gü̦mmacher. Dahin gehört auch d's Ganterischchummli (S. 12). Die Kumm (1365: der Kummo) als Bergsattel führt leicht auf die umgekehrte Vorstellung des gewölbten Hügels (z. B. des Sigriswiler-Chummeli).

Eine Gü̆mma gibt es auch zu Gaambach, und dies führt uns auf eine Gruppe bildlicher Namen. Die Gamma[11] ist nämlich eine Gabelung und bezieht sich hier auf den Zusammenlauf der Bäche, an welchen die Orte bi'm Bach und Gambach (S. 16) liegen. Daran erinnert der Haagge^{n} der Freiburgerberge. — Ein Hügel mit Gehöft in der Pfadflüehgruppe heißt Schü̦ḷ^{t}pe̥rg (1786: Schiltberg, 1076: scutum).[12] Ähnlich lauten Namen wie das Schü̦ḷ^{t}pe̥r^{s}li, der Schiltbüel (1484), das Schiḷthoḷz und die Schiltmatten (1533). — Ein Berg im Ganterischzug heißt die Schị̇ba. — In ältern Schriften konkurrieren

[6] Vgl. das wirkliche Martinsloch Gw. 608, das sagenhafte Pfaffenloch im Längenberg: Seft. 263 usw. [7] Vgl. schwz. Id. 2, 1130 ff. [8] S. Gw. 17; vgl. Täuber, Ortsnamen 38. [9] RG. [10] Font. 8, 182; vgl. „Kum" im schwz. Id. 3, 290 und fz. combe in der Bözinger-Gombe (1365). [11] Vgl. schwz. Id. 2, 299 und gamba (jambe). [12] Font. 1. 333.



Guggisbergs älteste Ansiedlungen an der Westseite: von Guggersbach aufwärts links übereinander die abterrassierten Hausstätten von Gelismatt, Schneitenacher, Hattenmatt, Flöschacheren zur Guggisberg-Höhe; rechts hinauf bis zum Türli.

Chäla und „Kelle" (1533, 1778) um Geltung; ebenso Mueltereⁿ-bödeⁿ, Multengraben (am Belpberg) und Multe (zu Unterseen) mit Muelltera (Muolerren, 1294 Mulerren; vgl. Wääl = Welt und dergleichen). — Zu Langiwil gehört eine Wanna und Wannhalta; bei Wahlern liegen ein Chörⁿsack und ein Heusack, und neben dem Lindenboden liegt der Halbsack. — Nach dem boteche,[13] Bottich, Bottchi, umgestellt Bochti, aus scheinbarer Verkleinerung hergestellt: der Pochteⁿ, benennt man die Seebärg-, die Schwäfelbärg- und die Grencheⁿ-Pochteⁿ. Ein solcher Pochteⁿ (Mulde) ist auch das Ganterischchummli. — Eine runde Erhebung ist die Chöörbliflue.

Leibesteile sind übertragen auf den Widers-, Bireⁿ- und Burggrinnᵈ, auf den Gibel,[14] auf den Güpf des Guggershorns; auf Flurstücke im Hals und uf ᵈem Näckeⁿ; auf das Rüppi und den Chalchstetteⁿhubel oder -Püggel. (Man kann bei einem Gönner wie bald sein Spiel verderben: mi het ihm's hurtiᵍ verbückt! wie den Buckel eines Schilds). Der Rüschegger Hundsrügg erinnert an den Esel bei der Pfaadera.

Uneigentliche Begriffsverschiebung liegt vor in Poort und Pöörtli aus bord. (Är ist uf ᵈem Poort obeⁿ: er hat sich gleichsam verstiegen, ist verkehrten Sinnes; an den Verdacht grenzend, er sei verrückt geworden: vürüsi chooⁿ oder wordeⁿ). Ebenso in Rain:[15] Riin, Stigleⁿ-, Sunneⁿ-, Landmannsriin. Bergauf gehen heißt Riin uuf gaa. Dieses Hiimatli ist grüüslech riinigs (steil).

Man sagt auch: Es hanget uuf, ist uufg'heichts oder aang'heichts wie die Hangende Egg (1544,[16] 1647) bei der Hällstett, wie die Hengela; oder: es ist tischets (ſs: „aufgeschichtet"),[17] so daß maⁿ mangti d'Hüenner z'b'schlaaⁿ. Ähnlich bezeichnet man es als aang'stöllts (angelehnt wie eine Leiter). Zu solchem Stellen gehört der Stalden: der Staaleⁿ (1773: am Stahlen[18]). So läßt auch das zu „Huld" und „hold" gehörende alte hald (geneigt) sein d fahren in schlěghaal. (Schleghaal g'läbeⁿ ist z. B. ein nach links oder rechts ansteigendes Heufuder, das an die schlěghaaleⁿ Achsli eines schiefschultrigen Menschen erinnert. Abg'schlägeⁿ dagegen sind z. B. symmetrisch abschüssige Achseln; en abg'schlägni Chueh hat eingezogene Beckenknochen.) Neigen ist helteⁿ oder hölteⁿ. Einer, der beim Alkohol seine Pflichten versäumt, tuet eⁿ chliiⁿ viil helteⁿ. Ein

---

[13] Mhd. WB. 1, 227; schwz. Id. 4, 1010. [14] Giebel s. v. w. Schädel: Kluge 173. [15] Die fz. Entlehnung rain als Waldrand geht zurück auf kelt. roen (Weg, Durchbruch). Kluge 362. [16] LG. 6ᵇ. [17] Gw. 11; Lf. 6. [18] Linde. Vgl. damit den „Stulleⁿ" (Stalden) zu Diesbach b. Th., sowie die „Wannhulleⁿ" (Wannhalde) zu Worb.

Faß behufs Entleerung neigen heißt: es hölten oder haalen, und von selbst haalet z. B. ein Dachflügel; er ist abhaalig oder abhöltig. An der nämlichen d-Verstärkung beteiligen sich die zahlreichen Child-, Rie-, Balm- usw. Halta und das Hältetli. So auch gehört zu fallen: „der“ (1535) oder das Faall, das G'fell, d'Fëli (1356: Velli), d'Giisfëli, der Fëlistutz. Stutz (1582 „Stotz“) und stotzig (steil) stellen sich zu der Intensivform stutzen aus (sich an etwas) stoßen; vgl. Anstoß nehmen. Das chunnt mer denn naadist stotzligen vor! (Das soll ich glauben? oder thun?)

Altes halb (S. 40) z. B. in den Alpnamen Giishalb, Riggishalb („Geißalp“, „Riggisalp“), Walhalb ist aufgefrischt in „Seite“: Sita; die warmi, di obersti, mittlisti und unndersti Sita an der Egg; die Zehnndersſita.

Zu „Bug“ und „Bogen“ gehört altes buhil, Bühel, Büel, Büelholz, -wiid, -schüürli, Chrütz-, Hollder-, Hor-, Schwarzen-Sëli-, Sinndelbüel, Hundsbüeli und -büelen. — „Ein Hubel, genannt der Ochsen“ (1647) ist sicherlich eine respektable „Erhebung“, welcher gegenüber der Wahlleren- und der Rüschegg-Hübel als Kirchplätze, der Fääld-, Schüürguet- und Zigerhubel, sowie andere Hüblen, und erst ein Hübeli sich recht bescheiden ausnehmen. In anderer Weise imponiert en g'chnübleta Stäcken, dessen Auswüchse (Chnüblen) an manch einen Chnübel (vgl. Chnüblers als Zweig der Weber) und manches Chnübeli, auch manchen „Höger“ (Höcker) „auf unserer g'högerigen oder g'högereten Erde“ erinnern.

Zwei unter spitzem Winkel sich annähernd schneidende Gehänge bilden einen Grat oder ein Greetli (1529: Grad,[19] vgl. das Grüdli), eine Schnida (Schneide), oder eine Egg. Den letztern Namen trägt ganz speziell der zwischen Schwarzwasser und Sense von Ost nach West sich hinziehende Querriegel, welcher Rüschegg und Guggisberg in die Gebiete nördlich der Egg und hinnder der Egg abteilt. In dem letztern, dem Scheidwaldbezirk mit dem zusehends an Bedeutung gewinnenden Zentrum Sangernboden, bewohnen ihre meist herrlich besonnten und an Zahl und Güte wachsenden Heimwesen d'Hinnderegger, welche lachend auch selber sich die Halbwülden schelten. Uf aller Egg dahinwandelnd, nehmen wir von Zweisensen und dem Martisgraben aus die gleichsam im Quadrat so geheißene scharpfi Egg[20] in Angriff und ersteigen binnen zwei Stunden ihren höchsten Aufsatz: die 1668 m hohe Pfiiffa. Wie die Egg die beiden genannten Gemeinden, also auch Rüschegg sozusagen halbiert, wird die Rüeggis-

[19] DB. 53. [20] Acies = Schärfe; vgl. Lf. 12; Gw. 4.

bärg-Egg durch Gịbelegg und Bütschelegg eingefaßt. Nennen wir als Höhen noch die Kaiseregg: den Chịịserịg (S. 8) und die von der Schwarzwasserau auf halsbrechendem Fußsteig erreichbare Nyd-egg: die (oder jetzt häufiger: das) Nịdịg als Heimat der Nyd-egger.

Unter die bildlichen Namen S. 19 können wir auch die freiburgische Berra als di wäḷtschi Bịra und den Birenberg östlich vom Schwefelberg als di tụtschi Bịra stellen, da beide einer auf die Kelchseite gestellten Pfunn^d- oder Pfünn^derbịra (=Birne) nicht unähnlich sehen. Doch deutet der welsche Name „Berra" eher auf nunmehr beraste, ehemals aber die schöne Weide störende, also dem Hirten auffällige und darum zur Namengebung[21] reizende Steinpartien. (Vgl. Flue S. 26.)

Die Alp Oschụụba (ṡṡ) wird als „Ortschauben" geschrieben, ohne daß wir damit auf „Ort"[22] zurückgehen dürften. — Bis zur gedankenlosen Benennung geläufig ist auch hier[23] das mit „Berg" gleichbedeutend gewordene „Horn". Man schrieb darum noch weit ins vorige Jahrhundert hinein und spricht noch heute der Guggerṡhorn, wie „der Stockhorn" u. dgl.

Das 165 m über die Guggisberger Kirche (diese steht bei 1118 m) sich erhebende Guggershorn verdankt jedoch seinen Namen dem nach Westen vorspringenden, so gut wie senkrecht aufragenden, abgestumpften Kegel, welcher höchstens durch unerschrockene Knaben und Männer, wa chlåbere^n u^nd chlättere^n wi d'Chatzi, zu bezwingen ist. Der Guggisberger Wirt Blaser ließ darum im Juni 1828[24] die hölzerne Guggerṡhorn-ståga erstellen, welche seither aufs sorglichste in tadellosem Stand erhalten wird. Bloß Nervenschwache (die aber bei einiger Trainierung bald des Schwindels Meister werden) fürchten, es gehe d'Stågen ab dem Him^mel zue. Auf voller Höhe aber gewährt die im Frühling 1908 noch beträchtlich ausgeweitete eiserne Brüstung, das Chanzeli, das Gefühl voller Sicherheit bei freistem Spielraum für die allseitige, zumal an schönen Herbsttagen entzückende Aussicht.

Der Nagelfluhkegel des Guggershornes heißt kurzweg d'Flue, und schon 1534 sprach man von „Guggersflue oder -Horn".[25] „Fluh" ist eben gleichbedeutend mit „Fels" (und petra) und bezeichnet, im Gegensatze zum Berg als Sommerweidetrift, den kahlen, nackten, glänziga Gesteinsstock. Man redet vom Flue- und Flüelisatz, vom Fluhgipfel oder Flüetöß, von den Flüetösse^n und den kleinern

[21] Der Fels heißt gr.-lat. petra, roman. peira, perra, Berra (vgl. Pieri und Bieri aus Petrus), pierra, pierre. [22] Gw. 5; vgl. Täuber, Ortsnamen 121, wo „Ort" als Alpweide gedeutet wird. [23] Wie Gw. 5 ff. [24] Chr. P. 52. [25] RG.

Flüetösselenen (Felsköpfen, vgl. den Tụssel oder Tusselgrinnd: Hartkopf, Querkopf), welche höchstens noch Schafen eine kümmerliche Atzung bieten. Den Charakter von Flue und Bärg vereinigen Flüebärgen oder Bärgflüe[26] wie der Gantrist, der Schwefelberg, der Grenchenberg. Der erste derselben trägt als Aufsatz die Gantristflue nach Art der Nụ̈ụ̈nenenflue (1465: Nünyflu), der Mårenn-, der Schüpfenflue, der Jụụnflue hinnder den wältschen Flüenen. Uber d'Flüe, nämlich über Gantrist und Morgeten gingen Guggisberger in d's Sụ̈bentaaḷ z'Mårit, bevor die Bahnen die begehrten Rinder herbrachten, und über die nämlichen Flüe nahmen in den konfessionellen Krisen Reformierte ihre Flucht und Zuflucht. Die Guggisberger fühlten sich den Simmentalern so nah, als könnten sie sie uber d'Flüe uberi erbrüelen; z. B. über di rundi Flue (Nünenen).

Imponierend wie das uhiggụggen an all diese Flühe ist das ahiggụggen in die Seisenflüe, welche in der Nähe des Vogelstandes wohl bei 150 m tief ausgenagt sind. Wer wollte sich auf diesen spärlichen und kümmerlichen Fußsteigen da hinunter wagen! Und doch wimmelt es hier von Leben. Da pirscht mit Erfolg und Leidenschaft der Jäger. Da holt sich der Guggisberger sein bestes Bauholz und schafft es mit eben so einfacher wie sinnreich ausgedachter Maschinerie hinauf ins Freie: uf d's Lannd. Da tummelt sich an Sonntagen mit Vorliebe die Jugend. D'Seisenflüe sịn den Bueben ihra Himmeḷ. Die kennen sich hier auch aus wie daheim in der Stube, und es gibt eine eigene, sehr detaillierte Geographie der Sensenflühe. Di graauwi Flue grenzte 1538 den Schiedwald gegen Plaffeyen ab.[27] Unterhalb Guggersbach erheben sich d'Schützerenn-, d'Engiholẓ-, d'Hịịd-, d'Lädenn-, d'Dorfwaḷd-, d'Langiwịịḷ-, d'Soodbach-, d'Chatzenstịg-, d'Schlößli- (Grasburg-), d'Häḷffenbärg-, d'Nịderịịhiflüe: das ist der Krịịs (Kreis) oder Ring, will sagen der vollständige Katalog der rechtssensischen Flühprovinzen nach anliegenden Orten. Noch interessanter aber sind Einzelnamen nach charakteristischen Merkmalen. Da zeigt di Chistenflue zwei etwa 100 m lange Stockwerke einer wunderbar kunstreich, muschelartig ausgenagten Galerie, während die tief zerlöcherten Tụ̈lenn- und Rappennflüe von einst hier nistenden Vögeln angepickt sein sollen. In anderer Weise heimisch machte sich's fahrende Mannschaft an der Osterflue: da het man an Oostren g'chüechlet. Über dem unheimlichen Chịịbengräben (S. 18) erhebt sich die Mannenflueh. Mit entzückendem Fernblick lohnt ganz besonders der Besuch der hübschen

[26] Chr. 27 f. [27] DB. 66; SB. B 48.

Flue. Die heute als Holzschérm dienende Chisteⁿflue aber war ein Zwergensitz, und an deren heimliche Schätze gemahnt in drolliger Erinnerung d's Lädeⁿchällerli. Ein einsiedlerischer Geizhals aus der nahen Ortschaft Laden verbarg hier in einer Felskluft wie in einer Sparkasse sein Geld, sowie mancherlei Kostbarkeiten, ohne sie je wieder zu finden. Ganz selten fördert etwa der Zufall eine verrostete Münze zutage.

Auch die Schwarzwasserflüe, unter deren zahlreichen Einzelnamen hier bloß die Mantelflue genannt sei, bieten dem an 30 bis 40 Stellen das Wasser Durchwatenden eine ganze reizvolle Ausstellung von Meißelarbeiten des Wassers in dem nachgiebigen Sandstein,[28] so z. B. einen hübschen gothischen Torbogen.

Rams- und Sandflue führen auf ehemalige oder noch jetzige Felspartien, welche in das menschliche Wohngebiet hineinreichen und hier durch Störung des Weidgangs oder der Pflugarbeit sich auffällig machen (S. 24). Drum erteilten sie Flurstücken und ganzen Heimwesen ihre Namen. Nicht nur heißt 1356 eine Wiese zu Kalchstetten „unter den Flühen"[29] und gibt es dort 1533 „die Flue am Zubenacher und Petschers Flüen gelegen";[30] es liegen neben einander die großi und die chliinni Flue als größeres und kleineres Heimwesen, und als drittes in der Reihe das von Holzersflüe. Auf der großeⁿ Flueⁿ wohnte der Fluezer: Christian Zahnd, der Schüpbach-Micheli oder auch Zürcher-Ueli Guggisbergs, der aber sein unbegrenztes Zutrauen namentlich durch die unschätzbare Hülfeleistung rechtfertigte, welche er in den Seuchejahren 1833 und 1835 gewährte.[31] 1486 treffen wir einen Petter marttys von der flu. — Es gibt ferner neben Flüeacher (1533) und Flüewiid eine Flüeliwiid, ein Flüeli, ein Chatzeⁿflüeli.

Wie oft könnte sich der letzte Name wiederholen angesichts all der von keinem Bang (Schwindel) befallenen Berggänger, welche mit wunderbarer Elastizität von Leib und Gliedern iⁿ glatteⁿ Flüeneⁿ umma fäckleⁿ, umma ggraaggeⁿ. An ihnen erwahrt sich denn auch der Spruch: förcht der nüüt, so g'scheht der nüüt! Wir kennen neben zwei sagenhaften nur zwei dokumentierte Fälle von abgestürzten Personen, allemal Frauen (1572[32] und 1736), deren eine aus Schwermut auf dem Felsenstein den Tod suchte.[33] Si het noᶜʰ di rächti Hannᵈ uf ᵈem iiⁿgschlägneⁿ Schlaaf (oder uf der ...

---

[28] Leider störten beständige Winde die hier sonst so lohnende Arbeit des Photographen gänzlich. [29] Font. 8, 152. [30] SU. 81 [31] Jenz. 98. 155. [32] Z. 72. [33] SB. K 563; RM. 30. Jan. 1736.



Die **Grasburg** über der Sense. (Zu S. 28.)

Schlääf) g'häbe^n und di linggi ụụfg'streckt, wi wenn si si^{ch} an öppis wöḷḷti haa^n. Ihr ward, entgegen der rohen Sitte der Zeit, ein ehrliches Grab.

Höhen mit weiter und freier Aussicht dienten in bekannter Weise als militärische Beobachtungsposten. So die Chäpf.[34] Guggisberg hat deren zwei und dazu ein Chapfli unterhalb des einstigen allemannischen Ringwalles beim Tụ̈rli. Dieser schaut ebenso frei nach dem ihm gegenüberliegenden in der freiburgischen Ägerta hinüber, wie der so charakteristisch „abgehobelte" Chaḷchstette^{n}hụ̈beḷ bei dem bis vor kurzem Kástelstetten geheißenen Ort und nahe der Chástelenegg nach der Ruine Magge^{n}bärg, wie die Grasburg (S. 27) nach Schöffe̥ls (Schönfels).[35] Auf dem Gụ̈pf des Guggershorns aber brannte in Kriegsfällen bis vor der Katastrophe von 1798 am Platze des bloßen üblichen Strohes das Schindeldach[36] eines der Chụtze^n, mittelst welcher, wie auf dem Chụtze^n des Belpberges, auf der Giebelegg und dem gegenüberliegenden Gibloux usw., das alte Bern ein besonders sorgfältig ausgebildetes System militärischen Nachrichten- und Aufgebotdienstes unterhielt.[37] Der Zinsertrag der Chụtze^{n}wịịd auf dem Schwendelberg bestritt die hier wie überall der Gemeinde auffallenden Kosten des Feuerzeichens, an dessen Platz 1891 das Verfassigsfụ̈ụ̈r des 1. August getreten ist.

Bodenbestand.[1]

Wenn zu irgend einer Heimatkunde, so gehört zur Guggisbergischen neben dem bloßen Überblick über die gegenwärtige Bodengestalt ein Ein-

[34] Zu ahd. chapfên, mhd. kapfen (aufmerken), nun verdrängt durch „gaffen". Kluge 156; schwz. Id. 3, 407; Gw. 9. [35] Lüthi (persönliche Belehrung); Bürki, die Grasburg. [36] LR. [37] E. Lüthi, die bernischen Chuzen oder Hochwachten im 17. Jahrhundert. Bern, Francke, [2]1905. Mit dem Titelbild der Hochwacht bei Grandson.

[1] Hülfsmittel: Blatt XII der geol. Karte der Schweiz und dazu dienende Matériaux (Beiträge) von Gilléron (Bern, 1885), uns gütigst anvertraut von Prof. Dr. Baltzer. Von Dr. Eduard Gerber, Direktor im naturhistorischen Museum, welchem wir nebst liebenswürdiger anschaulicher Belehrung die sachliche Zuverlässigkeit und auch die Gliederung dieses Aufsatzes verdanken, erhielten wir anvertraut: die für unser Guggisberg besonders wichtige Dissertation von Fritz Nußbaum: die eiszeitliche Vergletscherung des Saanegebiets (Bern, 1906); sodann: Heim, der Bau der Schweizeralpen (Zürich, 1908); Girard, tableau des terrains de la rég. fribourgeoise (Frib., [3]1901); Lugeon, les grandes nappes de recouvrement des Alpes du Chablais et de la Suisse (Paris 1902); Schmidt, Bild und Bau der Schweizeralpen (Basel, 1907) u. a. m. Im fernern sei genannt: das gediegene Referat des am 1. Januar 1910 einundzwanzigjährig verstorbenen Lehrers Christian Eggler in der Schwendi vor der Kreissynode Schwarzenburg über die Geologie der Stockhornkette. Dann: Freys Mineralogie und Geologie usw.

blick in deren Wesen und Werden. Das zeigen auf Schritt und Tritt schon die folgenden knappen, von Raum und Zweck unseres „Bärndütsch“ überall eingeengten Ausführungen.

Auffallend ist es doch: bis an eine ideelle Linie, welche so zähmi Ort wie Lausanne, Bulle (Boḷḷ), Thun, Sarnen verbindet, ist im Stockhorngebiet der Nordrand der Alpen vorgeschoben. In kühn geschwungenem Bogen greift er weit in Guggisbergs und Rüschеggs Gemeindebänne hinein und ladet sie zu gut oberländischer Alpwirtschaft ein. Gleichsam mit der annᵈereⁿ Hannᵈ aber kann der Senne echt flachländischen Ackerbau treiben. Im nahen Großdorf Schwarzenburg bringt er Molken und Erdfrucht zu Markte, und im Schnụụß trägt ihn das Flügelrad zur Hauptstadt, deren Kulturstrom aber auch, bergwärts fließend, die charaktervolle Eigenart seines Wesens und seiner Sprache unter immer dichterem Geschiebe begräbt. Bodenständiges Oberland und aufgeschwemmtes Niederland in einem Gemeindebann!

In unbildlicher Rede vertauschen sich just diese Attribute, wie aus unserer Übersicht über Material, Alter, Bau und Bodenschätze unseres Stückleins Erdrinde hervorgehen wird.

Vier gesonderte Kalkalpenstreifen durchziehen das Saanegebiet,[2] zu welchem unsere sensische Landschaft als Ausschnitt mitgehört. Der nördlichste Streifen ist die ins Guggisbergische hineinreichende Vanilnoir-Stockhornkette. Ihr Hauptgestein ist kohlensaurer Kalk: Chaḷch. Die zwei übereinander gelagerten Stockwerke heißen, nach ihrem Alter gesondert, Kreide und Jura. Die oberste Schicht der Kreide (Chrịda) ist ein Kalkschiefer, nach seiner Farbe als Couches rouges bezeichnet. Sie ist, weil rasenbildend (sie ermöglicht das g'wäsmeⁿ), für den Alpwirt von größter Bedeutung. Die untere Stufe besteht aus sehr hartem Kieselkalk (Neokom). Dieser findet sich z. B. zwischen Gantnerisch und Rụ̈ụ̈neneⁿ-Spitze, sowie auf der Bụ̈rgla, hauptsächlich aber auf der Simmentalerseite. — Reicher sind in unserem Gebiet die Kalkarten vertreten, welche den Jura charakterisieren und nach ihm benannt sind. Die oberste der drei Juraschichten ist Korallenkalk (Malm). Der darf das Knochengerüst des Alpenbaues heißen, oder das Gerippe, das nach Auskleidung mit Fleisch und Sehnen ruft. Ihm dankt das Alpengelände den wilden Reiz,[3] den ihm seine zackigen Kämme, steilaufstrebenden Felsklötze, jähen Abstürze, spitzigen Hörner, nackten Schutthalden, tiefen Schluchten leihen. Man beschaue nur schon vaⁿ aḷḷer Egg ụụs diese nicht bloß senkrecht, sondern hinnᵈerúber gerichteten Fluhwände der Gestalten im Ganteristzug, die einem so trotzig ihre Stirnseiten zuwenden: die östliche

[2] Nußbaum 8. [3] Ebd. 202.

Nǘǘnene[n]flue und der westliche Gantnerisch, Partien um Bǘrgla und Ochse[n] und des Schwa̋be̥lbärg, Stiere[n]flue und Ho[ch]-maad. Von höherer Warte aus gewahrt man Gleiches am Stockhorn und seinen Trabanten, sowie westwärts am Chịịserigschloß und dem schmalen Gratzug über das Tüschlismaad nach der Nǘsche̥lsflue. — Die mittlere Juraschicht ist ein Kieselkalk (Dogger). Solchen zeigt ein Strich durch die Wịttme̥re[n]flue (Wirtneren), durch Partien von Gantnerisch und Ochse[n], Ạlpigle[n] und Wanne̥ls. — Kalk und Kalkschiefer bildet die unterste Schicht (Lias). So in der westlichen Nǘǘnene[n]flue, dem untern Strich von Bǘrgla und Ochse[n] mit dem Stiere[n]bärg und Brünners Ritzli; im untern Stück der tǘtsche[n] Bịra; im westlichen und untern Strich von Wịdersgrinn[d], Greenhe[n], Seebärg, in einem Stück Le̥nge[n]bärg; im Hö[ch]-mattli; im Aufsatz der Hǘǘrlene[n] und einem großen Streifen des Chịịserig, des Tüschlismaad; in der Nǘsche̥lsflue und spitze[n] Flue; im Régaardli oder Réggaardi (Récardet) und der Chöörbli-flueh: Freiburgerbergen, welche aber mit ihrem Chạlchgras je und je auch Guggisberger und Rüschegger zur allsommerlichen Viehweide anlockten. Mächtigere jedoch, als diese ziemlich dünnen Schichten, nämlich bei 100 m Dicke, scheint der Langenegggrat zu bergen. Nur zwei losgerissene Fetzen verirrten sich dagegen ans obere Schwarzwasser; eine 50 × 35 × 35 m große Scholle liegt auf der Vorsaß Magerbad (vgl. S. 48).

Außerordentlich wilde alpine Szenerien stellt anderwärts ins Alpen-gelände der „Bitterkalk" (Dolomit) hinein. Im Stockhorngebiet findet er sich bloß in schwacher Masse vergesellschaftet mit dem durch seine zahlreichen Löcher charakterisierten „Zellendolomit": der Rauhwacke. Diese aber ist ein Zwilling des für unsere Gegend unvergleichlich wich-tigern Lokalgesteins: des Gips, Je̥ps. Auch dieser bildet freilich außer in den ausbeutungsfähigen Lagern von Blumenstein und von der Je̥p-sera am Schwarzsee kein mächtiges Gestein. Selten ferner erscheint er in seiner durchscheinenden Kristallform, sowie in der Reinheit des Ala-basters. Meist ist er mit Märge̥l verǘ[n]sǘferet und in diesem Falle deutlich geschichtet. Zumeist brüderlich vereinigt durchziehen Gips und Rauhwacke (für das Stockhorngebiet unter dem Namen „Trias" ver-einbar) in langgestreckter Zone unser Revier. Bald verdichtet sich diese zu Trichtern, Chrätte[n], Nästere[n], bald hängt sie nur in dünnen Strịịpfene[n] zusammen. So nährt Gips die Quelle des Schwäbe̥l-bärg. Nur Fätze[n] dieses Minerals dagegen, im Flysch (S. 31 f.) einge-preßt, nähren — immerhin in bekanntem ausgiebigem Maß — das Stock- und Schwarzbrünneli des Görnịge̥l. In bloßen Spuren

kommt Gips im fiißteⁿ Bad nördlich des Schwarzeⁿbüel, sowie im Seligräbeⁿ vor. Aber auch der Strich der Rüünena, des Ganterist, des Quellgebiets der Hengstseisa, sowie die Weidegebiete um Stäckhütteⁿ und Wannels wird verfolgt und fortgesetzt zwischen unn^dereⁿ Hüürleneⁿ und Chiiserig. Hier harrt ein reicher Schwefelbrunnen seiner Verwertung, um zum Schwarzseebad und dem zur Jepsera gehörenden vordereⁿ Bědli sich als Dritten im Bunde zu gesellen. Auch auf der Louetli-Allmit fließt eine Schwefelquelle, welche aber verlüütschet (durch Sorglosigkeit verschüttet) ist. Eine Weidestute, welche dort und womöglich sonst nirgends trank, fiel durch Glanz und Glätte ihrer Haare auf.

Durch Gebirgsdruck gepreßter Kalk ist Marmor. Nach seiner Härte benennt man als Maarmeleni (wo sie nicht Chluckerleni heißen) die tönernen Spielkügelchen der Knaben. Ein gar nicht so harmloses Spiel trieben aber solche mit den zwei anläßlich der stadtbernischen Brunnenarbeiten bei der Hostett gefundenen Marmorplatten. Diese wurden zu Trümmern verschlägeⁿ.

Zwischen die vier Kalkalpenstreifen des Saane-Simme-Gebiets sind drei Flyschzonen eingelagert; eine vierte breitet sich als äußerste Umsäumung des Stockhorngebiets hin. Es ist die Berra-Gurnigelzone,[4] bestehend aus dem von Bernhard Studer so geheißenen Gurnigelsandstein. Das Simmentalerwort „Flysch"[5] ist in Guggisberg nicht geläufig. Um so bekannter ist auch hier die Sache. Unter dem Sammelwort „Flysch" versteht man ein Gemenge verschiedenartigster Gesteine: Breccie (Gestein aus kantigen Brocken) mit rostbraun anwitternden Dolomitbrocken; Gurnigelsandstein; tonige Kalke: Fäl^bstiineⁿ, welche im Eggzug so auffällig senkrecht in weicherm Boden stecken; sogenannte exotische Blöcke (wa niemmer wiis^s, wa si o^{ch} iigeⁿtlech haarchömeⁿ). Der interessanteste dieser Blöcke ist der im Wiißeⁿbachgräbeⁿ zu Rüschegg abgelagerte Giisbärgerblock mit den großen, roten Feldspatkörnern, die seine (von Bernhard Studer aufgezeigte) fremde Herkunft verraten. Bruchstücke dieses Steins stehen im Hof des naturhistorischen Museums Bern; das interessanteste derselben ist das zu einem Brunnenstock ausgemeißelte. Als sechster Bestandteil des Flysch sind die bereits S. 30 erwähnten Einpressungen von Gips, sowie von

---

[4] Nußbaum 8. [5] Besprochen von Früh in den Eclogae; vgl. Schardt in Baltzers geol. Führer XI, 248 f.; schwz. Id. 1, 1224. Dieses denkt an glarnerisches „Flinse" (1, 1204), d. i. durch Abrutschung einer Halde entstandene Blöße, und an das Adjektiv flüüsch s. v. w. schieferig. Die Deutung als Schiefergestein paßt allerdings nur auf eine der vielen Formationen des Flysches. Dieser kann auch als Sandstein oder Mergel, als Breccie und als Konglomerat auftreten. Nußbaum 220.

Rauhwacke und von unterstem Jurakalk anzuführen. Die eingesprengten Gipsstücke, aber auch die Schwefeleisen oder Schwefelkiese (Pyrite), welche im Gurnigelflysch vorkommen, nähren sowohl die genannten Gurnigelquellen als das Otteⁿlüijibad, sowie in geringem Maße das fịịßt und das mäger Bad.

Auch der Gurnigelflysch wurde mit der Zeit vielfach durch Gebirgsdruck nach Art des Frutigschiefers fein geschiefert, ist jedoch in unserer Zone viịl z'mụ̈ụ̈rba geblieben, um technische Verwendung zu finden. Von Schwäbe̤lbärg und Stiereⁿmooswịịd, vom rächteⁿ He̤ngst und von Stäckhütteⁿ in das Tal der chaḷteⁿ Seisa heruntersteigend, erhebt sich die Gurnigelflyschzone zu der 1668 m erreichenden Höhe der Egg, bildet die Erhebungen der Schüpfeⁿflueh und des Selibüeḷ, des Gurnige̤l- und des Zịgerhụ̈bel mit ihren rundlichen Formen.

An die Flyschzone schließt sich als dritte das Molassegebiet, welches sich vom Nordfuße der Egg über die ganze Landschaft, und über das schweizerische Mittelland bis an den Jura hinzieht. Näge̤lflueh, wie der burgähnliche Aufsatz des Guggershorn und kahle Wände des Schwennᵇe̤lbärg, wie die steile Südseite vom Dorf Guggisberg zum Laubbach hinunter in sehr geschätzten Stützen der Erdkrume, wie zahlreiche Straßenborde, namentlich die Engi zu Kalchstetten sie zu schauen geben, bildet die gröbsti Sorta der im Begriff so stark verallgemeinerten Molasse.[6] Vom Sandstịịn ist S. 46 die Rede. Der Märge̤l findet sich als Zwischenlagen der Sandsteine und bildet gelegentlich sanfte Gehänge.

Der neben Kalk, Flysch und Molasse als viertes Hauptmaterial zu nennende Gletscherschutt aber führt uns zu neuen Abschnitten über.

Wie alt sind diese Gesteine? müßte die nächste Frage lauten, wenn die Jahrzahlen im Buch der Erdgeschichte: die Versteinerungen, mit der Mundartkunde zu tun hätten. Allein gerade ein Wort wie „Batzensteine" ist nicht guggisbergisch, weil es im Stockhorngebiet keine Nummulithen gibt. Wegen des interessanten Vorkommens in der Kreide des Gantnerischchummli bringen wir hier[7] ein aufgerolltes Ammonshorn als seltenen Gegensatz zu den bekannten zusammengerollten, wie sie sich im Mittel- und Unterjura der Blumensteinallmend finden. Der Oberjura zeigt Schraubenschnecken (Nerineen), die obere Kreide jene Schalen mikroskopischer Kreidetiere, die im Absterben während des jüngern Erdmittelalters wie unaufhörlicher Regen den Meeresboden auch des Schwei-

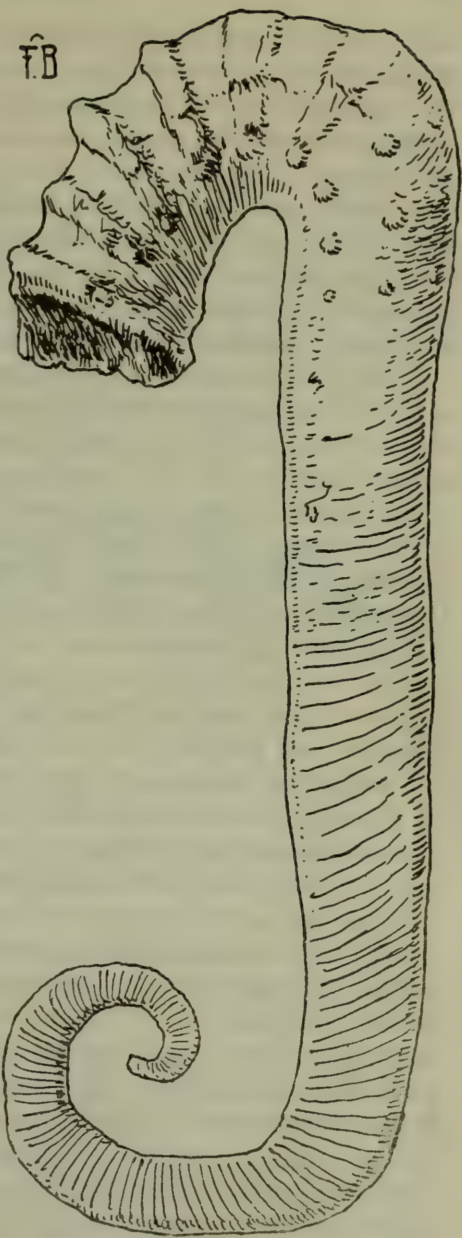
---

[6] Saussüre hatte bei dem aus mol, mou geprägten Wort nur den weichen Sandstein im Sinn. [7] Aus dem naturhistorischen Museum Bern, Ooster-Original.

zerlandes bedeckten. In den Anfang der Erdneuzeit verlegt man die noch sehr rätselhaften Wurmspuren, aber auch die außerordentlich zierlichen Abdrücke fingerlanger Algensträuchlein im Flysch z. B. des *Seligräbe*^{n}. In eine jüngere Epoche der Erdneuzeit, welcher auch die Versteinerungen des Belp- und Längenberges angehören, fallen die am *Flöschachere*^{n}-*Hohl*weg gefundenen Turmschnecken (Turritella). Das sind tierische Leitfossilien der Molasse. Es gibt auch pflanzliche Überreste: die ins Gestein geschwemmten und dort etwa als Braunkohlenreste zu findenden Baumstämme. In diesem Sinne *het mḁ*^{n} *Chöle*^{n} *i*^{n} *der Chreeijera* (zu Rüschegg) *funn*^{d}*e*^{n}. Solche Funde verführten im achtzehnten Jahrhundert zu Vermutungen — *aḷḷ Aansichti hịịⁿs aḷḷem aan mitg'gää*^{n} —, es gebe da wirkliche Steinkohlenlager auszubeuten; daher auch die zahlreichen Konzessionsgesuche.[8]

Für den Gletscherschutt sind Gletscher-*Chrịtze*^{n} die „Leitfossilien“. Anderwärts gibt es der letztern doch auch wirkliche: *Mụụrmelibịịn* (Murmeltierknochen).

Nach dem Alter von Gesteinen hört man übrigens den Volksmund allzeit so wenig fragen, wie nach dem Alter der Erde



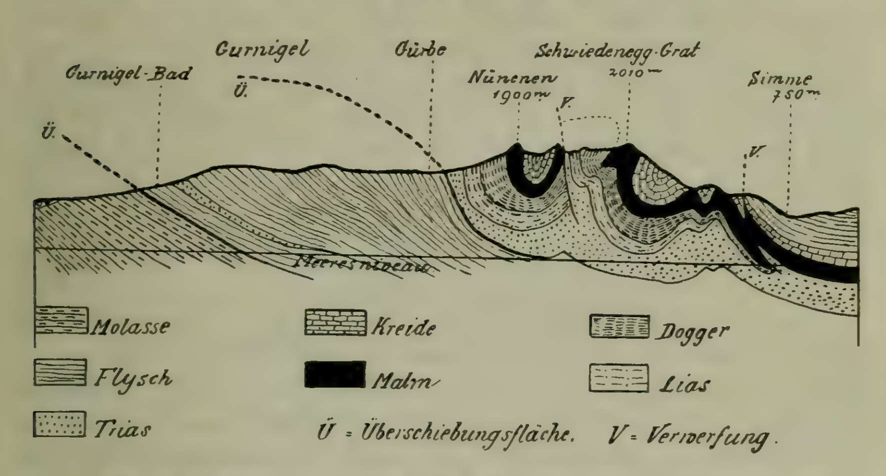
Aufgerolltes Ammonshorn
(Ancyloceras gigas d'Orbigny)
aus den Kreideschichten des Gantnerischchummli.
(1/2 der natürlichen Größe.)

[8] Kißling: schweiz. Molassekohlen westlich der Reuß (Bern, 1903) 37.

selbst. „Alt“ ist ihm in diesem Betracht in gleichem Sinne ööwig, wie der Poesie, welche mit der Frage „wanken auch die Berge selbst?“ deren Unveränderlichkeit als unantastbare Grundwahrheit hinstellt. Das hindert selbstverständlich den ernsten Forscher um so weniger am Studium der Altersfrage, da gerade deren Lösung uns Aufschluß erteilt über den so eigenartigen und zwar höchst großartigen Aufbau unseres Stockhorn-Ganterist-Gebiets. Daß die ältesten Gesteine anf jüngern (dem Flysch), und diese auf jüngsten (der Molasse) liegen, ist eine Entdeckung, welche zu den belangreichsten der Erdkunde gehört. Vor allem führte sie zu der Erkenntnis, daß gerade das Hauptmaterial, aus welchem unsere stolzen und trotzigen Voralpenberge aufgebaut sind, frönnd ist. Das sah erstmals der geistige Vater unserer Berner Geologen: Bernhard Studer. Seinem Scharfblick fiel auf, wie die Kalke der Stockhorngesteine so ganz anders aussehen als die benachbarten einheimischen des Sigriswilergrats und Beatenbergs (z. B. keinen Schrattenkalk und keinen Nummulitenkalk führen). Allein auch der Gurnigelflysch ist fremd. Nichts als die Molasse ist Heimatboden. Die Triften des Flysches der Egg und des Kalkes im Stockhorngebiet danken wir dem nämlichen enetbirgischen Süden, dessen Pflanzendüfte uns der Fallwind des Föhn[9] zuträgt. „Alles fließt“: wie erwahrt sich aufs neue die alte Weisheit Heraklits! Es fließen die Luft und das Wasser und die Erde — jene vielleicht sieben Meter in der Sekunde, diese eine Fußesbreite im Jahrtausend. Denn alle drei Hüllen des Erdkerns haben Anteil an allen Formzuständen und an Beweglichkeit ihrer Masse. Das härteste Gestein wird unter dem ungeheuren Gebirgsdruck bildsam — es laat sich förmen — wie ein gärender Teig: wi ne Tịịg, wa häbet. So werden gleitende Schichten auf allerlei Manieren verquälíziert: geschoben (g'stoßen), gerückt (verrütscht), gebogen (g'chrümpt), gebrochen (zerhijt), verquetscht (vermụ̈ụ̈rschlet), verschürft (g'wịịrschet), in Fetzen verschleppt (verschlịịpft), miteinander verfaltet (in enanndere g'stoßen), und mit der Stirn sind sie an den Südrand des auftauchenden Nagelfluhgebirges aanputscht. Gleichzeitig wurde die gesamte Molasse des Guggisbergerlandes zu einem flachen Gewölbe aufgetrieben (en chlịịn ụụfb'boogget oder ụụfb'bőglet). Die Linie der höchsten Wölbung (die Antiklinale) zieht sich vom Genfersee her nordöstlich gegen Brünisried und die Nähe des Rüschegger-Gfeḷḷ, durch den Gräbe und über die Gibelegg gegen die Falkenfluh. Auftreibend wirkte zunächst der von Süden haarzűglet und die Molasse bis zum Nordfuß der Egg überlagernde Flysch. Diese Decke selbst haalbet gägen

[9] Gw. 111—122.

Mittág. Warum? Weil sie, als glatte Rutschbahn dienend, Schub um Schub von den Kalkalpen der Ganterist-Stockhornkette überlagert wurde. So stellt sich vor das Geistesauge, welches Geschehnisse ungemessener Zeiträume in einen Augenblick zusammendrängt, ein unsagbar großes Bild von Wellen der Erdrinde, welche von Süd nach Nord sich jagen, überholen, überstoßen und endlich brandend zerschellen. Das bloße Anschauungsbild vergegenständlicht sich aber zur geologischen Wirklichkeit für menschliche Adlerblicke. „Immer wieder“, sagt der gefeierte Geologe Heim, „taucht in meiner Erinnerung das Bild der Alpen auf, wie ich es aus etwa 6000 m Höhe über dem Juragebirge, im Ballon



Nach einem Exkursionsprofil von Prof. Schardt aus dem Jahre 1905, gezeichnet durch Dr. Eduard Gerber. Maßstab 1 : 130,000 ca.

stehend, einst genossen habe. Ihre verschneiten Kämme sahen aus wie die Wellen eines brandenden Meeres, die deutlich gegen uns sich zu bewegen schienen.“

Von ihren Wurzeln irgendwo[10] am Südrand der Alpen losgerissen, glitten die Kalkalpenschichten in regelmäßiger Folge von Wellenberg und Wellental oder von Sattel und Mulde nordwärts, in den Gewölben als deren Kerne granitenes (S. 31) und anderes fremdartiges Urgestein mitführend und nach vielfacher Verquetschung von Gewölbeschenkeln liegen lassend, damit nochmals Gletscher es über die Molasse hin verfrachten.

Wie nun im Haus die Balken des Gefüges unter Erschütterungen sich setzen und es zuweilen unheimlich in allen Fugen chlöpft, so im

[10] Die Vermutungen über Ivrea und Val Ferret dürfen uns nicht beschäftigen.

Bau der Erde: es äärdbĕbnet. Die letzte Aufzeichnung darüber aus Guggisberg[11] datiert vom 28. April 1905. Unverzeichnet blieb ein Äärdbĕbeⁿ (alt: „Erdbidem") ung'fahrt im Sächzg (um 1860), wo es in einem Hause het d'Schlußleⁿ g'macht z'waggeleⁿ hinnᵈer ᵈem Schaft. Genaueres vernehmen wir[12] vom Beben des sonntäglichen 4. Januar 1829. Wịịl (während) der Pfaarer iⁿ der Brĕdig (im Gottesdienst) het der Psaalm vorg'lǟseⁿ, het es d'Chülha vam Mittág har hert g'schüttlet, uⁿᵈ das (dieses) Schüttleⁿ het siᶜʰ deⁿ Wennᵈeⁿ (Mauern) naᶜʰ, wa jitzeⁿ noᶜʰ Spält fürhagguggeⁿ, gǟgeⁿ d'Luftsita (Westen) umha trịbeⁿ. D'Oorgela het g'waggelet, uⁿᵈ d'Lǖt het's uf deⁿ Stüehleⁿ (Bänken) erschüttlet. Nụmaⁿ dem Pfaarer ist nid angst wordeⁿ; är ist rüeijig furtg'fahreⁿ, fur dasˢ d'Lǖt nid iⁿ Schụụch chǒ̈mi (vgl. die Bestürzung des Pferdes, welches erschụ̈ụ̈cht). Aber schoⁿ am 13. unᵈ am 15. Christmanat 1828 am halbi zäächni z'Nacht het es z'erst es schwẹchers uⁿᵈ darnaaᶜʰ es stĕrhers Äärdbĕbeⁿ g'gääⁿ; am 14. z'Mittág unᵈ umhi am Naᶜʰmittag um das zwịị̈ umha ooᶜʰ. Am 13. het's aˡso starch b'bĕbnet, dasˢ im Sammdgrüebli (S. 43) z'Rüschegg es Vǒ̈geli isch ab sim Sitz ahigfalleⁿ (wer sah es?), unᵈ eⁿ Tisch weeʳ gliiᶜʰ umg'hijt.[13]

Das Erdbeben, welches 1879 vaⁿ der Raafera nahe dem Laubbach bis nach dem Schönezug und Horbüel der Bödeⁿ verrụ̈tscht het,[14] könnte mit einem der lokalen Einsturzbeben in Verbindung stehen, wie namentlich unterirdische Gipsauslaugungen z. B. in der Nähe des Gurnigels sie mit sich bringen. Beben dagegen, wie das 1829 auch in Bern g'spụ̈ụ̈rta und das am 25. Januar 1881 „durch die ganze Schweiz gehende"[15] sind gleich dem für Basel so fürchterlichen von 1356, welches auch die Grasburg mitnahm,[16] tektonischer Art (d. h. sie sind im Bau des Felsgerüsts der Erde begründet) und stellen sich mit Katastrophen wie der von Messina auf eine Linie.

Gerade die von Basel durch die Innerschweiz gehenden „Querbeben" stehen in Verbindung mit dem Einbruchbecken der Rheintalsenke zwischen den uralten „Horsten" der Vogesen und des Schwarzwaldes, welches sich durch das Gebiet der Juramulden wenigstens bis in unsere Stockhorngegend westlich des Thuner Sees südwärts fortgesetzt hat. So erklärt sich deren Gebirgscharakter samt demjenigen der Freiburger Voralpen (Préalpes): die stundenweit vom Süden herangetriebenen Schollen senkten sich in die „Geosynklinale" oder urchig deutsch: in dieses Loch und erfüllten es mit den nämlichen Gebirgsmassen, welche ostwärts

[11] Chr. 108. [12] Chr. 33; Chr. P. 55. [13] Chr. P. 54. [14] Chr. 75. [15] Chr. 77. [16] Burri 141.

zwischen Thuner- und Bodensee als isolierte Gipfel („Klippen") sich gleichsam wie Inseln aus dem Flyschmeer erheben. Wir erinnern nur an das Stanser- und Buochserhorn, sowie an die beiden Mythen.

Wie war das ehemals ein stolzes, imposantes Alpengebäude bis an seinen Nordrand im Ganteristzug! Der Luftsattel des S. 35 wiedergegebenen Profils deutet an, bis zu welcher Höhe einst auch unser Ganterist sich erhob. Heute ist dieser Berg eine Ruine — wenn auch eine Respekt gebietende! An ihm nagten, nachdem die Gewalten im Erdinnern ihr aufbauendes Werk vollendet, äußere (exogene) Kräfte: Verwitterung, Absturz, Abspülung, flüssiges und gefrornes Wasser.

In vier Perioden, während deren die untere Grenze des ewigen Schnees, die jetzt am nördlichen Außensaum der Alpen 2500—2600 m hoch ist, tief hinabgedrückt war, arbeiteten Eisströme an der Gestaltung unserer Gegend. Zunächst einzig der mächtige Rhonegletscher, zu dessen Einzugsgebiet das ganze Saane- und damit auch unser Sensegebiet gehörte. Vor ihm zwar halfen zahlreiche Lokalgletscher der Verwitterung die S. 35 genannten Sättel wegnagen — furtfrässe^{n} — und damit das Stockhorngebiet gewaltig erniedrigen, so daß nun, geologisch gesprochen, die höchsten Erhebungen Mulden statt Sättel darstellen.

Daher die sonderbare Form des Gantneristaufsatzes mit der pflügbaren Ebene schier gar wi n e^{n} Jị^{n}schiḷt, wa weeng Roost (Neigung) het. Daher die von einem Seewli mit unterirdischem Abfluß erfüllten Mulden oder Karen (vgl. das Char als bergendes Gerät) auf dem Stockhorn, uf ^{d}em Chịịserig, wie auch in dem vielen Guggisbergern bestens bekannten Bregge^{n}schlunn^{d}.

Von der Arbeit des Rhonegletschers aber zeugen zunächst die wohl schon vorbereiteten, aber nun stark vertieften Durchtalungen unseres Kalkgebiets. Eine Talfurche beginnt zwischen Wịdersgrinn^{d} und Ochse^{n} und endet nördlich vom Stockhorn. Mit dieser Morgete^{n}- und Waḷhaḷb-(Walalp)Furche parallel erheben sich eine nördliche und eine südliche Kette, deren Kammlinien ungemein stark gegliedert sind, so daß neben tiefen Einsattelungen zahlreiche Gipfel (also Muldengipfel) stehen: in der nördlichen die Reihe vom Ochse^{n} bis zum Waḷhaḷbgrat, in der südlichen die über Mära, Schịba, Wịdersgrinn^{d}, Schwịịbenegggrat zum Stockhorn sich ziehenden Berge. Als nördlichster Vorposten aber thront über Blumenstein die kurze Kette der Wịttmera (Wirtneren).

Nicht bloß aus diesen Auswaschungen, sondern weither aus dem Süden trug der Rhonegletscher Findlinge bis zu unserm Guggershorn und Schwenn^{d}eḷbärg, denen er auch seine auffällige Rundung

hier von Osten, dort von Westen und die das Hü̦be̦l-Paar so malerisch abteilende Einsenkung des Satte̦l erteilte.

Eine große Zahl Hi̦i̦mg̊tschi̦i̦neⁿ brachte der Rhonegletscher aus Valorsine im Rhoneknie bei Martinach mit. Im Wi̦i̦ßeⁿbach- und Schwarzwasserbett liegen ansehnliche Blöcke dieser Art.[17] Anderes Valorsinekonglomerat, bis 1/2 m³ groß, sperrt den Tröölі- und den Murteⁿgräbeⁿ. Es zeichnet sich durch ungemeine Festigkeit aus. Mi maᵍ drü̦f schlaaⁿ wi mg̊ⁿ wü̦l̦l̦: di rundeⁿ Sti̦i̦neⁿ (Gerölle) verfahreⁿ z'mitts abenannᵈereⁿ, aber si g'hijeⁿ nid us ᵈem Zimänt ü̦sg. Sogar Quarzstücke finden sich stellenweise: Strahl̦sti̦i̦neⁿ, welche als Schützer gegen Blitzschlag sorglichst aufbewahrt werden. Fremdes (erratisches) Geschiebe des Rhonegletschers zeigen die Hirschmatt bei 830 m, der Gambach bei 930 m, die Höhe von Ri̦i̦ffeⁿmatt bei 1020 bis 1150 m, der Chal̦chereⁿhü̦bel bei der Wahl̦ereⁿhütta (1250 m) mit kopfgroßen Stücken, der Gurnigel bei 1320, ja die Höhe über Otteⁿlüiji bei 1340 m. So hoch stieg der Gletscher in der größten Eiszeit, als er im Südosten die Linie vom Gurnigel bis zum Napf besetzte[18] und westlich zum Genfersee, nördlich bis Wangen a. A. reichte. Mit seiner Ostflanke sperrte er auch den Ausgang des kalten Sensetales bei Zwü̦̆seiseⁿ und lagerte dort eine Moräne ab, auf welcher Gueteⁿmg̊ⁿshu̦u̦s steht. Sie wurde nach dem Schwinden des Gletschers von beiden Sensen zu der 5 km langen Flußschotterterrasse verfrachtet, auf welcher Bühl und Plaffeyen stehen. Den 10 m tiefen Schlamm des Schotters überführten die später wieder bis Zol̦l̦thu̦u̦s vorstoßenden Sensengletscher (S. 39) neu.[19] Auch der Graben des in seinen jetzigen Lauf abgelenkten Flusses zwischen Plaffeyen und Schwarzeⁿburg ist mit Valorsineblöcken besäet. Beide Ufergelände aber sind — über den bis 150 m tiefen Graben hinüber — durch Moränenzüge verbunden. Als sanft wellige Hügelzüge zwischen ebenen, teilweise sumpfigen Niederungen charakterisieren sich solche ebenso gut wie im Stockhorngebiet, am Südabhang des Selibüe̦l, am Chi̦i̦serig, auch bei Brünisried und Obermaggenberg, sowie rechts der Sense. Eine halbe Stunde südlich von Schwarzenburg zieht ein Wall von Heitersbühl über die Sense gegen die Waal̦ᵇgassa (890 m), dann über den obera Al̦l̦mithü̦bel (872 m), über Zäl̦g und Galgeⁿzäl̦g, bis östlich der Lisera bei Schönentannen. Ein zweiter Wall beginnt bei Chohlersacher, streicht über Schwarzenburg und, mehrmals vom Burgbach durchschnitten, gegen Buggeⁿried. Ein bis 40 m mächtiger Wall zieht sich vom Amse̦lbödeⁿ bis auf den Molassesockel

[17] Verschieden von dem S. 31 erwähnten. [18] Nußb. 24 f. nach Baltzer. [19] Ebd. 99.

des Wahlereⁿhübel. Ein anderer folgt der Linie Hälffeⁿstiin, Hübel, Schüür; bei Hälffeⁿbärg und Rüechtera liegt ebenfalls Moräne auf Molasse. Geschottertes Gletschermaterial liegt zwischen dem Schlößli und dem Alt-Schloß (Grasburg) und zieht sich über Niderii̧hi (732 m), Finel (720 m) Äckeⁿmätt (660 m), Riedburg (662 m), Unter-Mittelhäusern (620 m); doch handelt es sich hier wohl eher um jüngere Flußterrassen der Sense.[20]

Der ebengenannte Waldgaßwall knüpft sich bei der Lisera an das Schotterfeld von Elisried (800 m), das sich mit 1 % Gefälle nach Osten senkt. Bei der Aufschüttung wurde ein alter Bachlauf beim Chehrwiidli ausgefüllt. Auch bei der Rüschegger Gräbeⁿmüli und bei Rohrbach wurde Gletscherschotter abgelagert. Bis zu allen den genannten Punkten aber reichen Spuren eines 5—6 km langen Sees. Der bestand aus gestauten Gletscherschmelzwassern.

Quer über den bereits bestehenden „Schwarzwassergrabeⁿ" legte sich nämlich — zwischen Äckeⁿmatt und Mittelhäusern — der Rhonegletscher und staute die drei Lappen, welche der Aargletscher zwischen Bütschel- und Fultigenegg, Fultigen- und Gibelegg, Gibelegg und Gurnigel westwärts geschoben hatte.[21] Am Gurnigel bei 1109 m Höhe Moräne hinterlassend, umfloß der Aargletscher den Osten des Stockhorngebiets, wie der Simmengletscher den Süden und die Sensegletscher den Südwesten.

Von ungezählten Gletscherleneⁿ nämlich, deren schon fünf 3 bis 4 km lange von der Nordseite der Egg herunterhingen,[22] während die Stockhornkette in zwanzig Karen oder Kesseln deren eine große Zahl nährte, machten sich zwei nach dem ergaaⁿ des Rhonegletschers durch Vorstöße bemerkbar. Ein typisches Kar ist das Ganteristchummli, der Ursprung der kalten Sense und seines vormaligen Gletschers, welcher bei der unnᵈereⁿ Wäleⁿhütta (1318 m) und als jetzige Umschlingung des Schwåbelbärgbad (1374 m) außerordentlich blockreiche Moränen hinterließ.[23] Er endigte in der Umgebung des Rooteⁿbach und der Zehnnᵈeⁿvorsaß, empfing aber neue Nahrung durch die Vergletscherungen der Hengst- und Muschereⁿseisa, welche letztere in dem kesselartigen Grund des Chånelgantnerisch eine Hauptnährquelle fand. Linkerseits nährten ihn der Hängegletscher des March- und Äbeⁿgräbeⁿ bei der Sangernbodensäge und das Gletscherchen des Burggräbeⁿbachs mit seiner Moräne der Farnachervorsaß südlich von Ottenleue. Bei Zollhaus vereinigte sich mit dem Kaltsense- der Schwarzseegletscher, der den Seeschlunnᵈ zu dem ebenso

[20] Ebd. 26. [21] Ebd. 28. [22] 113. 200. [23] 100.

malerischen wie typischen U-Tal, Trogtal, Taltrog ausgestaltete, als Gegensatz zu dem durch Flüsse und Bäche ausgenagten V-Tal. Charakteristisch ist an ihm ebenso die vordere Talenge mit dem starken Gefälle und die hintere Talöffnung mit den drei Karnischen Riggishạlb (besser als „Riggisälp", wie auch Gịịshạlb die richtige Form ist), Nü̊schęls (S. 7) und Bregge^{n}schlunn^{b}.[24]

Diesem letztern gilt der zarte und geistvolle Anruf guggisbergischer Pächter:

Breggeschlunn,
Lumpehunn,
Chnächteschinter ohni Grunn!

Wielands Breggi, Pụụrs Breggi oder die stịịnegi Rippa, und d'Hü̊bęlrippa oder die wạ̈ltschi Rippa sind nämlich eine sehr wenig abträgliche, mit nur dünner Rasendecke überzogene Rịsela von der Art der Bergsturzhaufen am Farnachervorsaß, bei Oberạlpigle^{n} und am Hüttenplatz des sunnige^{n} Hengst. Solche bis in die Gegenwart sich fortsetzende Haufen unterschieden sich sehr von dem äußerst fruchtbaren Gletscherschutt (S. 44), teilen sich aber begreiflich mit ihm in die nämlichen mundartlichen Bezeichnungen.

So in den Namen Gantnerisch. Nach unserer bisherigen Darstellung schien es nur éinen Berg dieses Namens zu geben. Allein der letztere versiebenfacht sich. In dem vielen Guggisbergern als Pächtern so wohlbekannten Quellgebiet der Muschernsense gibt es als Frịburger-Gantneriste^{n} den Spittęl- und den Chä̊nęl-, den stịịnega, den chlịịnna, den große^{n}, den å̈bena Gantnerist und d's Ganteristli. Diese südwestliche Gruppe findet eine nordöstliche Entsprechung im Gurnigel-Ganterist. Der vormals als „Gantrost" (1331), „Gamtrösch" (1356),[25] „Joukhen (Jucken S. 49) und Ganters" (1630), „Gandrist" (1560), „Gantrest" (1529) verurkundete Name bedeutet was das „Ganderli" zu Lauenen und was „das Gand", „die Gande",[26] was Gando, Gonda, Gianda, Gandria:[27] nämlich Bergschutt. Egü̊ser, Flüeggü̊ser, Stị^{n}ggü̊ser besagen in neuerer Bezeichnung dasselbe. Der so aussichtsreiche Gantrist ist also auch in dieser Beziehung ge-

[24] All diesen hier bloß angedeuteten Lokalgletschern ist Nußbaum 98—113 aufs Sorgfältigste nachgegangen. [25] Font. 8, 152. [26] Grimm WB. 4, 1, 1215; schwz. Id. 2, 336. [27] Täuber, SGF 84. An die Stammform Gand schließt sich die Sproßform „Gander" wie etwa in den Doppelformen „das Ei" = „das Eier", „das Rind" = „das Rinder" (schwz. Id. 6, 1029; vgl. Braune, ahd. Gr. § 197). Hinzugedachtes „-Berg" erteilt dem „Gander" die wie in ein-s, ein-isch, ein-ist sukzessiv anwachsende Genitivform Ganter-isch, Ganterist. Das t statt d erklärt sich wie in Grütli = Grüdli (der Voralp), wie in „Grat" neben Grad, wie in entlech = endlich usw. Mit tn = vgl. „Schattne", „Eggne" u. dgl.



Der Seeschlund von der Martenen aus.

wissermaßen ein „Faulhorn". Nicht umsonst ist er ferner ein Nachbar der Morgeta. Die Grundform dieses Namens: muor=ag (vgl. Murg) gehört zur nämlichen Wurzelgruppe mur und mar,[28] wie „morsch"[29] in vermüürschlen, und wie müürb (muurb, alt murwi, muruwi). Etwas recht mürbes ist mürb winen Sammdchuehen (S. 43), und ein Eigenwilliger oder gar Eigensinniger müürbet denn villicht noch! Sachverwandt ist flüger (locker).

Besonders auch der Halbkegel der Rünenenfluh macht seine Ersteigung durch das faule Gestein gefährlich. Jeden Augenblick kann unter dem kletternden Fuß en Bitz Flue, en troolega Stiin losbrechen und oben aha troolen, eine ganze Risseta oder Rissela, Stinrissela, es aanhaltigs Gg'rissel nach sich reißend. (Gg'rissel nennt der Freiburger auch das Kies, der Guggisberger auch ein Sammelsurium aller möglichen, besonders minderwertiger Sachen.) Ein Stinbrochchen, eine Brochcheta oder Brotzleta nach der andern bricht vom Gestein ab, wie mit Hinterlassung einer Rüühi[29a] (vgl. sachlich die Steffisburger Rufenen und alle die „Rüfinen) z. B. auf dem rutschenden Lehm des Absturzes gegen die Sense ein Häärdbruch tut. So verschüttete 1779 ein Erdbruch vom Schiedwald her die Chrütera,[30] ein Absturz um 1860 ein Albligerhäuschen; und im September 1894 hat das Gewoge eines Wolkenbruchs d's Riindli unterhalb der Riedstett uberschossen. Ganze Partien des Sensenflüh=Ranfts sind z. B. unter der Hiid durch tiefe Spält dem Einsturz nahe gebracht, und der hübsche Fall des Lädengräben bewirkte 1898 den Einsturz eines Hügels, wodurch der Chiibengräben (S. 18) vergäglet (in sich zusammengestürzt) und z'sämmentroolet ist. Eine Schuttablage von „Bettenkumber" (1355[31]) füllt seither den untern Teil des ehemals sehr tiefen Grabens aus. Zum Glück ohne Schaden. Dem entgingen dagegen die Bewohner des Fluemülihuus nur dank einem orientierenden grellen Blitz in schauriger Wetternacht, der sie zu schleuniger Flucht nach Unterbalm trieb. An einer Erdspalte blieb der vom fortrutschenden Wohnteil losgerissene Stall, der die einzige Kuh barg, hängen.[32] Am 16. Juli 1830 verheerten zahllose Erdlawinen Äcker uud Wiesen. Der Luubbach riß seine Brücken und Schwellen weg. Bäcker Zbinden in Guggersbach mußte mit seinen Kindern flüchten, weil sich am Rain ein großes Stück

[28] Kluge 323. [29] Ebd. 320. [29a] Die „Rauheit" also nicht bloß klimatologisch verstanden, sondern in erster Linie auf die Unebenheit des steinbesäten Bodens (im Gegensatze zum glatten Rasen) gedeutet. [30] SB. P 89. [31] Font. 8, 91 (Rüeggisberg). Dahin gehört das durch décombres und encombrer orientierende, urspr. keltische „Kummer". (Kluge 271.) [32] Chr. 73.

Land losriß und das Mueḷtere^{n}böde^{n}bächli ihm in den um drei Fuß erhöhten Backofen lief, ja über den Tisch der Stube drang. Im Saali wurde ein Brunnentrog, in der Fuhren ein Speicher umgeworfen, im ganzen ein Schaden von zweitausend Kronen verursacht.[33] Vom Ochsen aber löste sich (zu unbekannter Zeit) in einer Nacht ein Erdschlipf und überdeckte zwischen Schwefelberg und Ritz eine schöne Weide eine Stunde lang und unten gegen eine Viertelstunde breit mit Schutt. 24 für z'zŭ̋gle^n z'sắme^{n}trịben Chüeh und eine Herde Schafe wurden mit sannt dem Chüeijer überrascht und begraben. Der Wịdersgrinn[b] droht mit seinen ausgefressenen Senklöchern an der Ostseite und den auffällig großen losen Blöcken auf dem Scheitel ähnliche Katastrophen an.

Der vorhin genannte Erdrutsch heißt die Chüelouena. Es gibt eben „Schnee- und Erdlauinen" (1824). Die erstern kennt Guggisberg begreiflich auch. Am 9. Oktober 1829 erstickte Hans Zbinden vom Plötsch hülflos in einer Lawine an Riprächten.[34] Doch herrscht im Doppelbegriff der Louena der des Erdrutsches weit vor. „Es het g'louenet" ist gleichbedeutend mit es het gstoße^n, es ist verrütscht, es hat ein Stück Erdreich „verlouwelet" (1606[35]). Mehrere Alpen an der Egg heißen Louetli (1544: Läuwetli[36]). Wie von Habkern mit seinen „Schießenden louwinen" (1363[37]) der „Lounbach" (1361, 1363, 1373[38]) oder Lombach herkommt, so aus dem südlichen und westlichen Steilgehänge Guggisbergs der „Louwbach" (1710[39]), Loubach,[40] Laubbach, Lụụbbach (S. 11), dessen Umgebung in denkwürdiger Doublette eines bekanntern Namens Ablẹntsche^n heißt. Der dorthin sich Begebende gịịt gän Ablẹntsche^n ihi.[41]

Die gröbsten Geröllstücke bis etwa zu 5 mm Durchmesser herab führen den Namen Stịịn. Im Ustag chő̈me^n d'Stịịne^n. Ein recht alter Mensch ist su aḷt wi di chlịịnne^n Stịịne^n ŭ̦f Rŭ̦senen inne^n. „Über ihn her!" heißt: ụ́f i̊hn mit chlịịnne^n Stịịne^n! Zu reicher Auswahl für Stịịnchlopfer dagegen, welche die zum mụụre^n weniger geeigneten Chrŭ̦gli („Kugeln": Rollsteine) in g'schläge^n Stịịne^n oder Bsĕsistịịne^n, Pävistịịne^n umformen, liegen diese Gebilde in den Oberläufen unserer Gebirgsbäche. Da bilden sie d's G'stịịnet. Sie durchsetzen aber auch manchen Stị̊nacher, manches Gstịịn; und

[33] Chr. P. 62. [34] Ebd. 58. [35] SB. B 101. [36] LG. 6ᵃ. [37] Font. 8, 528. [38] Ebd. 8, 328. 390; 9, 353. [39] SB. H 37. [40] Immer wiederkehrende ältere Schreibung. [41] Wie dieses „advallantia" (Talrutsche) und fz. avalanche, nähert sich auch die nunmehrige Deutung (Kluge[7] 281, vgl. schwz. Id. 3, 1539—43) aus lâbina, zu labi, gleiten (besser als die in Gw. 65 nach Kluge[5] 229 aus „lau" hergeleitete) dem Doppelsinn von „Lawine".

mehr als eine Stịịnera bestätigt den Satz: wa n es brav (toḷḷ oder ausgiebig) Stịịneⁿ giᵇt, giᵇt's brav Härᵈöpfleⁿ. Die hierin steckenden Körnchen Wahrheit bestehen darin, daß die Steine sich rascher als der Boden erwärmen und in diesem als natürliche Öfeⁿ wohltätig wirken; daß sie den Boden lụgger oder flụ̈gerer machen und endlich im Zerfall ihm noch Nährstoffe hinterlassen. Das stịịneⁿ der Wiesen im Frühling und das Entfernen großer Stücke aus dem Boden kann also nur den Störungen des Mähens und des Ackerwerks, sowie der Behinderung des Graswuchses gelten.

Auffällig harte Steine, welche scheinbar aus lauter Kieselstoff bestehen, heißen Chịslịgeⁿ. (Altes Kiseling, Chịslig, gab auch den Geschlechtsnamen Kißling, Kißlig, ab.) Solche Kieselsteine aus dem Sensenbett las man 1823 sorgfältig für die Kirchenmauer in Albligen. Mit dem Grundwort „Kies" dagegen bezeichnet man das bekannte Gemenge kleiner Steine: das zum ubergrieneⁿ vaⁿ deⁿ Wǟgeⁿ gebrauchte Grien. So liegt im Sensenbett d's Gstịịnet oder d's Seiseⁿgrien.[42] Der bekannte Ruf ụ́f ihn mit Grien! gilt in Guggisberg auch einer zu bewältigenden Arbeit.

Beim Grien rüsteⁿ, wofür neben Flysch- und Gletscherschutt selbst Nagelfluhblöcke in Angriff genommen werden, fällt durch die Hụụrd[43] das Griensammt oder einfach das Sammt (unterbernisch: das Sand).[44] Man geht vom Dorf Guggisberg iⁿ d's Sammt ahi, und zwar iⁿ d's unnᵈer oder d's ober Sammt, je nach der zum Ziel gewählten Häusergruppe. Kartengemäßer dagegen spricht man vom Sandbach (aber in Grindelwald vom „Sampach"), von der Sandflue, vom Sandacher.[45]

Schwankende Übergänge zwischen Steinen und Sand zeigt der Gurnigel-Sandstein oder -Flysch unserer Egg. Dank seiner Durchsetzung mit Gletscherschutt gewährt er, wie der Augenschein lehrt, namentlich dem Waaḷᵈ einen ausgezeichneten Nährboden. Sonst läßt der Flysch, wo er dem Jungholz Halt einräumt, es nur bis zu einer gewissen Höhe rasch und freudig aufwachsen, um es dann durch Bodenerschöpfung der Wipfeldürre, den Flechten und Mosen und anderm Uⁿg'sụ̈fer preiszu-

[42] Bemerke die Verwandtschaft von Grie-n, Grie-ß, Grus (ahd. grûz und noch älter greut-), grè(s) (Sandstein), grêle (Hagel, wie auch Kiesel und Kieseln s. v. w. Hagel und hageln). Kluge 181. 242. [43] Zu lat. crātes (Geflecht); krt: verknüpfen. [44] Wie gr. hámathos, tirol. samp, lat. sabulum (sable) aus „samulum" (?) lehren, ist m (woraus b) die richtige Stammliquida. Sie wandelte sich aber wie in är chunnt (er kommt), frönd (fremd), uverschant und „Schande" neben „Scham" und „schämen", „Rand" neben „Rahmen" vor d und t zu n. Vgl. Kluge 385. [45] Bemerke den erlenbachischen Semd- oder Send-acher (1357) auf der gleichen Seite 173 in Font. 8.

geben. Das ist namentlich der Fall auf dem Boden einstiger Grundmoränen. Diese hinterließen zahlreiche mösegi Stellen, wo der Durchschreitende ahi trappet und einsinkt: Senggi, in denen es unter dem Fuß gurgelt und quietscht: chnätscht und chniepet (unterbernisch auch „sụngget", was aber guggisbergerisch „schmerzen" bedeutet). Auf einer Lụ̈dela lụ̈delet der aufgesetzte Fuß hin und her. Solche Stellen sind einerseits Torfmoore, deren eins vormals das ganze Gürbetal samt dem Belpbecken bildete, anderseits unbearbeitete Lehmmassen, die das Wasser bis 2 m hoch steigen lassen. Damit wird feinsandiger Ton zum Schlier (vgl. den Ort Schlieren = Schlien) verschlämmt. Mit Kalk versetzter Lehm, der früher (z. B. 1571) als Ofenbaumaterial diente, heißt Leim oder Lịịm (zu unterscheiden vom Lịịm, colle) und kommt noch in manch einer Lịịmmera vor. Eine Stelle undurchlässigen Lehms oder Lettens, dessen feinste Sorte Ziegel liefert, heißt dagegen Lättera; sie liefert den eisenhaltigen, daher dunklerfarbigen, meist blaaua Lätt. Ebener Boden mit viel solchem Gehalt lintet (wird lind) und lụ̈delet (wird elastisch beweglich) bei jeder Nessi, chunnt wassersụụra und liefert bloße Sauerwiesen, die höchstens Lischa (šš) und Bịnẹl (Ackerschachtelhalm) als Einstreu gewähren.

Äußerst fruchtbar und zur Verbesserung sandiger, wie auch grieniger Bodenarten höchst geeignet ist dagegen der fịịßt Lätt, d. h. fettig anzufühlender Lehm. Gut deutsch ist dies der Ton, bestehend aus wasserhaltigen Verbindungen von Aluminium und Kieselsäure, durchsetzt mit Trümmern von Feldspat, angereichert mit Quarzsand. Mischt sich damit ausgiebig pflanzlicher und tierischer Moder (Humus), so bringt der fleißige und zäh ausdauernde Guggisberger es fertig, Choorn und Dịịhẹl (Sommer- und Winterdinkel), wenn nicht Summer- und sogar Winterwịịze^{n}, worunter den schwerkörnigen italiänischa oder Chnụtteliwịịze^{n} neben einem allerdings auch nicht großen Ächerli Naturchlee sogar der 1100 m hohen Nordseite des Guggershorns abzutrotzen. Ja bis i^{n} d's Lịscherli (šš), i^{n} d'Äbischẹra (šš) und Dür^{r}e^{n}tanna, also auf beiläufig 1500 m Höhe, allerdings nur Sunnsịta, stößt er seine gedeihlichen Här^{d}öpfẹlblätze^{n} und seine wüehlige^{n} Häberacherleni vor. Tiefer unten läßt genügender Gehalt an Kalk ihm, wie dem Emmentaler, Hanf (Wäärch) und Flachs und Flachsere^{n}raavi (weiße Rüben als Nachfrucht des Leins) gedeihen. Mit wohl abgemessener Auffuhr von Tünger (Mineraldünger) und Chrịịsmist (Stalldünger mit Einstreu von Tannreisig) macht er sich den von Natur schwẹẹre^{n}, d. i. schwer zu bearbeitenden Tonboden liecht oder ringwäärhig, weil lindzụ̈gig (der Durchlüftung offen). D'Härdfüechti, mittelst deren ohne solche Bearbeitung der tonige Boden wurdi wi n

e̥s Tenn, macht ihn damit für Herbstsaati (von Wintergetreide) besonders geeignet.

Schwerer Lehmboden kann auch vorzügliches Graslannᵇ abgeben. Noch lobender aber spricht der Älpler vom Chaḷchgras oder Flüegras. Am wenigsten ist hieran die obere Juraschicht beteiligt; sie nährt bestenfalls Wald. Günstiger sind für Gras die mittlern und untern Schichten, diese besonders für tampfegi[45a] Roß. Das beste Gras- und Waldland ist die untere Kreideschicht, dank ihrem Mergelgehalt. In der oberen Schicht rütscht der Boden gern und wird vom Vieh verstampfet.

Mergel macht eben den Boden undurchlässig, was am sanften Gehänge dem Graswuchs zu statten kommt, die Fläche aber leicht zur Versumpfung führt. Reiner Kalk ist nur porös durchlässig und kann, wie der Jura lehrt, an oft fataler Quellenarmut leiden. Einzig Geröllhalden und Schuttkegel sammeln und filtrieren die Niederschläge zu den dem Alp- und Landwirt so unentbehrlichen aanhaḷtigeⁿ Quellwasser.


Turbebärli mit Turbeschüfeli.

Im Fettbad, unweit des Gurnigels, sowie zu Obereichi und Elisried setzt ausbeutungsfähige Tụụrba das eigentümlich gehandhabte Turbeⁿschụ̈feli und das Turbeⁿbårli in Tätigkeit.

Bröcklig wie Torfmull ist der vom Quellwasser abgesetzte Tuff: der oder das Tụft. Gesäuberter und pulverig getrockneter Tuff, zu Tuftbröötleneⁿ oder -mụ̈tschleneⁿ geformt, ist das geschätzteste Mittel zum fåïgeⁿ hölzerner Geschirre. Mit dickem Tuftwasser wurden ehemals auch hier[46] Küchen, Hausgänge u. dgl. angestrichen, sowie d'Ö̆feⁿ tuftet. Zwei guggisbergische Tuftacher, der Tuftrịịn (-rain) bei der Grasburg, der bedeutende Steinbruch der Tuftera bei Elisried, das Tufti (1354) des Belpberges und zu Toffeⁿ (eigentlich Untertoffen gegenüber dem 1353 und 54 erwähnten „Obertüffen") [47] gewähren aber auch die sehr haltbaren,, weil nicht verwitternden Duftstịịneⁿ. Manch solcher, 1645 sogar ein „drybenniger" und ein „vierbenniger" (der drei oder vier Gemeindebänne voneinander schied) diente vormals als Markstein. Besonders geschätzt ist aber der Tuff dank seinen zierlichen Formen und anmutigen Farbenspielen für Grottenwerke. Nicht weniger trefflich dient er als Baustein. 1582 wurde „mit Duftstücken die alte schür zum Schloß gegen dem Wätter am rein vnderfaren", 1642 eine Sensenbrücke[48] und 1831 die alte Schwarzwasser-

---

[45a] Vgl. Lf. 250. [46] Vgl. Gw. 438 f. [47] Font. 8, 9. 43. [48] SB. B 127.

brücke[49] aus Tuff gebaut. Zwęnzg Schueh Tuft van Tooren wurden 1823 an die Albliger Kirche gewendet[50].

Ebenso sächs Feßleni Chaḷch. Die nötigen Chaḷchstịịnen lieferte das Sensebett zwischen dem Helfenberg und der Mų̈li. Ob der Mų̈li stand der Chaḷchöfen oder Brönnöfen, in welchem diese Steine mittelst 4½ Klafter Holz bbrönnt choon sịịn. Die bereits um 1488 bestehenden Kalkbrennereien[51] hinnder dem Chaḷchhų̈beḷ nahe dem Magerbad, hinnder dem Grat u. a. sind erst um 1880 eingegangen. Der Chaḷchenböden zu Rüschegg und die Chaḷchera im Laubbach (das Kalcherrenggut von 1356)[52] liefern höchstens noch Material zum chaḷchen der Schmuckseite und der Küche alter Tätschhütten.

Auch Sandmutti, Rų̈tenblatti (Sandsteinquadern) vom Häḷffenbärg und aus der Stịngrueba bei der Rụụchmų̈li zu Albligen dienten zum dortigen Kirchenbau. Rụụchmų̈liblatti wanderten, dank ihrer Trefflichkeit, vor der Zementiertechnik bis nach Genf, und die Nachfrage nach schönen Ofenblatten lohnt dort wie an der Pöschenstraß bei Häḷffenstịịn noch jetzt einen beschränkten Betrieb. Wagrecht eingeschwemmte Zwischenlagen: Gleeser (Einzahl: das Glees[52a]) gestatten das brächen von ịịn- bis vierzöḷḷtigen Platten. (Der Zoḷḷt ist der Zoll sowohl als das Längenmaß von 3⅓ cm, wie als die Grenzverkehrsabgabe[52b].) Andere Brüche dagegen mußten aufgegeben werden; so der durch Italiäner (Tessiner) mit Sprengstoffen ruinierte bei Laden.

Bauzwecken dient auch der Jęps (S. 30). Das mit ihm vergesellschaftete Kochsalz, Saḷz, wird ebenfalls bloß an der Peripherie des Stockhorngebiets, zu Bex, gewonnen. Und doch sollte der nicht bloß sagenhafte Saḷzbrünnen im Soorteḷ[53] (nahe dem Ottenleuebad), wa n ęs noch jitzen ręęzelet, sollten auch Namen wie Saḷzmatt (zu Rüschegg und Albligen), an welche „das Haus Salzwasser“ zu Saanen (1353)[54] erinnern kann, als unverwerfliche Zeugen von Salzgehalt auch unserer Gegend (in mitgerissenen Triasfetzen) reden. Bereits 1480 suchte denn auch die Berner Regierung, welche noch im 18. Jahrhundert ihr Salzmonopol meist in Burgund und Deutschland deckte,[55] eine Salzquelle in den Frohmösern zu Riggisberg. Das entdecken sollte allerdings in der Form einer Beschwörung geschehen, welche

---

[49] ABS. 3, 163. [50] Fuhrrodel im Albliger Archiv. [51] BG. [52] Font. 8, 132. [52a] S. „Ge-läß“ schwz. Id. 3, 1412 f. [52b] Ersteres „Zoll“ ist urspr. s. v. w. „Knebel“ (vgl. is-zolle, Eiszapfen); letzteres geht zurück auf vulgärlat. tolôneum. (Kluge 509.) [53] Jenz. 188. [54] Font. 8, 6. 7. [55] Geis. 212.

dem gewesenen Barfüßermönch Doktor (oder Meister) Peter, Sterndeuter und nunmehrigem Stadtarzt, anvertraut wurde.[56] Leider führten auch die ernsteren Versuche von 1511 unter dem Kirchherrn Kaspar Sprenzig von Stans zu keinem Erfolg.[57] So kam es, daß 1725, als der Brunnmeister Schwytzer einen „Salzbrunnen" unweit Guggisberg (eben im Sortel?) „hervorzulegen" und eine Probe „einzugeben" sich anheischig machte,[58] der Berner Rat kurzweg ins Manual[59] eintragen ließ: „Ohne Reflexion an Sein ohrt erkennt." Doch het er no^ch drịịste^n (drîstunt, dreimal) i^n d'Henn^d g'spöit (sich aufgerafft), um zu einem eigenen Salzlager zu kommen. Vor 1824 ließ er durch Escher, Struve und Tscharner bei Grubenwald im Simmental, zwischen 1830 und 1840 durch Charpentier, Studer und Simon, und 1840 durch eine Kommission unter L. R. von Fellenberg im freiburgischen Burgerwald nach Salz forschen. Als einziges Ergebnis stellte sich jedoch heraus, daß wirkliche Lager, wie z. B. zu Cheyre „verschüttet",[60] in Wahrheit wohl eher: ausgelaugt seien.

Bloß schwefelsaures Natron: Glauber-, Gläuber- oder Lụụbersalz findet sich in gediegenen Lagern der schwarzenburgischen Vorberge und scheint laut einer Notiz von 1794[61] wenigstens im kleinen ausgebeutet worden zu sein. Bei der heutigen Herstellung aus Kochsalz wäre dies freilich e̥s schlächts G'schäft.

Ebenso die Siederei von Salpeter. Solche betrieb dagegen, leider ungewiß wo, um 1666 ein Lazarus Ulrich[62] unter der (noch 1817 bestehenden) Ägide des bernischen Berghauptmanns und Inspektors über das Salpetergraben, sowie seines Adjunkts.

Heute läßt sich mit dem „Schwefeleisen" der Stockhornberge ganz e̥s ann^ders G'schäft mache^n. Dies ist d's wahra Metall, das nach der Sage i^n de^n Balmflüehne^n stecken soll, und mit dem man allne^n Chüehne^n vam Guggisbärg chönnti sül: berig u^nd guldig Hälsige^n mache^n. Es sind die im Flysch entstandenen, vom Gips genährten reichen Schwefel- oder Eisenkiese, welche, ausgelaugt, durchfließendes Wasser mit dem nach faulen Eiern riechenden Schwefelwasserstoff sättigen oder auch als Eisensäuerlinge durchsetzen. So entstanden die Eisen- und Schwefelquellen der Bĕder und Bĕdlene^n, welche mit dem Kalk und Gletscherschutt der Alpen und Äcker um die Wette, nur freilich auf anderm Wege, Sülber u^nd Guld in die Landschaft zaubern.

Dies könnte durch unzählige Kanäle in empfangsbereite Gält-

---

[56] Till. 2, 578. [57] Mül. M. 3, 39. [58] SB. L 12 ff. [59] 18. Okt. [60] Gilléron, Matériaux 21. 33. 511. [61] Vgl. Frey 62. [62] SB. G 773.

seckle^n^ geleitet werden. Denn Guggisbärg het Brünnene^n^ mit g'sünn^d^erem Wasser wĕder męng's Bad. Auch deuten schon Namen wie Roote^n^bach (1533: das Rotwasser[63]) und Rööteli (Gut an der Egg) darauf, daß noch manche Heilquelle zu erschließen wäre. Das het frịli^ch^ sịner Mụgge^n^, wenn man nicht durch böse Zeiten si^ch^ wüḷḷ dụ̈razieh^n^, wie jener flachländische Bĕdliwirt. Däär het alba^n^ der Wịịn i^n^ mene^n^ Bierfeßli va^n^ Hann^d^ dahaarzöge^n^. U^nd^ d's Stụ̈be^n^mịịtschi im nüije^n^ Badhụ̈sli het ihm de^nn^, wen^n^ oppa e^n^ Gast si^ch^ de^r^thi^n^ verir^r^et het, dür^ch^ n en abg'redti Art z'hoorne^n^ mụ̈ịße^n^ z'verstaa^n^ gää^n^, göb är im Hụus åne^n^ ẹs Glas Wịịn, oder ẹs Bier, oder ẹs Glĕsli söḷḷi kanne^n^. Wie mancher Versuch der Ausbeute wurde lieber ganz und gar aufgegeben! D's mäger u^nd^ d's fịịßt Bad nördlich des Schwarzenbühl, genauer die vier beisammen liegenden „fetten Bäder“: d's Hoflann^d^bad, Stoḷḷs Bad, Hịịnze^n^s Bad, d's Großẹssi Bad wenden die „Fettigkeit“ ihres Bodens längst vorteilhafter an Weidetiere. Es gab ferner Bĕder im Louetli. Bei Gambach? Am dortigen „Kupfer- und zum Teil auch Schwäbel Brunden vff der Gehoffte so gan Rüggisperg gehörig“, plante nämlich 1603 Hans Sager, der Bader von Albligen, „ein Badhuß vfzurichten, wie wol der Brunden ganz sonders in verruckten (letzten) Jaren durch ein Wasserflus zum teil in Ryßgrundt brochen“. Über den Erfolg vernehmen wir nichts. Das als Chupferwasser von kupferrotem Eisenschlamm abfließende[64] und chronische Gelenkrheumatismen heilende Wasser kann jedoch auf die Vermutung führen, es handle sich um das 1849 von der bernischen Regierung erneuerte[65] Lęngeneibad, kurzweg d's Bĕdli oder d's Glịderbad geheißen. (Das Glịịd ist das Gelenk, das „G'leich“.)

Die obligate Bezeichnung des Längenei-Heilwassers ist immerhin Ise^n^wasser. Solches führen, nebst der Quelle des ehemaligen, nun im Riedbad aufgegangenen Buttnige^n^bad, auch die Quellen am Gurnigel, am Schwarzsee, und namentlich im Ottelüwwi[66] oder Otte^n^lüiji (1785: zu Ottenlöwe). Gegenüber der Alp „d's groß Otte^n^lüiji“ heißt das Bad auch d's Otte^n^lüijeli. Wir finden es erstmals 1797 erwähnt.[67]

Wie mit ihrem Gegensatze zwischen tiefer, eine gründliche Nervenerholung bietender Waldesstille und der Voralpenhöhe mit entzückender

---

[63] RGll. 8. [64] Meyer-Ahrens 237 f. [65] Mül. M. 1, 110 f. [66] Dürr. 03, 182. [67] Vgl. Mül. M. 2, 284; Meyer-Ahrens 236 f. Die neuste eingehende Analyse steht S. 4 f. des hübschen Prospektes. (Ebenda ist die anmutig sagenhafte Namenserklärung (vgl. „aus der Sagenwelt“) als Gedicht abgedruckt.

Aussicht sich Längenei und Ottenleue als Eisenbäder verhalten, so als Schwefelbäder der Schwåbelbärg[68] und der Gurnigel. Nach jenem oder diesem geht, wer nicht durch Art und Grad seiner Krankheit und durch persönliche Umstände ans Wallisbad (Leuk) oder in den Aargau gewiesen ist. Der Schwefelberg verdankt seine erste Bekanntheit überhaupt nicht Kranken, obwohl sein „Gesundbrunnen" (1726) oder „Schwebelbrunnen" (1779) bereits „in alten Sagen"[69] erwähnt ist. Vielmehr waren es allzu laute Äußerungen strotzendster Gesundheit, welche in Schwarzenburg und in Bern die erste Aufmerksamkeit der — Polizei auf sich lenkten. Der herrliche, vormals Juckeⁿ geheißene Chüeijerbärg, dessen Älplersunntigeⁿ[70] noch jetzt von fern und nah besucht werden, sah namentlich an den drii erste Sunntigen im Ougsteⁿ junges Volk der Höhe des Himmels und der Ferne des Czars sich weidlich freuen. Allein der Landvogt ist 'neⁿ darhinn^der chooⁿ, und 1726 wurden „alle Unanständigkeiten bei unbefugt verkauftem Wein und gebrannten Wassern" mit hundert Pfund Buße bedroht. Bloß „wer des Gesundbrunnens bedarf, mag nach Bedürfnis Speise und Trank dahin tragen."[71] Das war auch nötig genug: die ersten Badegäste fanden nichts vor als „ein Sommercabinet aus Scheielinen (Schijeleneⁿ) und eine Bütte (Büchti) darein gestellt"; Quartier boten einzig die nahen Stiereⁿhütti. Bei steigender Frequenz wurde äsa (endlich zunächst) ein „Logement" gebaut, und 1779 baten die Schwefelbergbesitzer durch ihren Bergvogt Hans Zwahlen um Konzession einer Wirtschaft „wie für andere Gesundbäder". Allein Bern und Freiburg verweigerten[72] sie: es seien sonst schon genug Wirtschaften. In alter, dürftiger Weise fungierte also z. B. 1803 Hans Schmid zu Schmidenhaus als Baadmiister. 1822 ward neuerdings — wie auch für Ottenleue — eine Konzession anbegehrt.[73] Der edle und weitsichtige Oberamtmann von Ernst, dem wir in diesem Buche noch sehr häufig begegnen werden,[74] empfahl nach offenbar gründlichem Augenschein das Gesuch dringend, schon wegen der in Aussicht stehenden Neuordnung des Betriebs in zweckmäßigen neuen Gebäuden.[75] Was tat die Sanitätskommission? Sie beantragte Abweisung: es gebe solcher Mineralquellen und der Badwirtschaften genug, und der Schwefelberg sei der Polizei schwer erreichbar.[76] Der Justizrat

[68] Meyer-Ahrens 206 f. Die Doppelform Schwäbel und Schwefel geht durch mhd. swëbel und swëvel bis in ahd. swëbal und swëval hinauf (wogegen z. B. Haber und Hafer sich als ober- und niederdeutsche Schwesterformen gegenüberstehen). Das mhd. WB. 2, 2, 778 stellt swëbel zu swibelen (schwanken, taumeln); vgl. Kluge 419. [69] ABS. 3, 165. [70] Nyd. K. 105. [71] SB. M 424 f. [72] SB. P 651 ff.; RM. 26. Mai. [73] ABS. 2, 483. [74] Sein Bild folgt im Kirchenkapitel. [75] ABS. 3, 165 ff. [76] Ebd. 177 ff.

empfahl eine bedingte Konzession für die Tage vom 15. Juni bis zum 15. September 1822. Am 14. Februar 1823 wurde die definitive Konzession abermals verweigert; doch „könne diesort die bestehende Übung fortbestehen, so lang keine polizeiwidrige Unordnungen vorgehen".[77] Es bedurfte der Energie des Majors und Großrats Ulrich Zbinden-Mathys,[78] des Binnᵈeⁿ im Brül̥leⁿ, um — vor dreißig Jahren — dem Bad seinen ersten bedeutenden Aufschwung und Kredit zu verschaffen.

Die einzige Gegnerschaft aus der Umgebung erwuchs 1822 dem Schwefelberg vam Görnig̥el (S. 30) jenseits der Amtsgrenze auf Riggisbergerboden. Der Wirt Albrecht Niklaus Zehnder machte geltend, sein Stockbrünneli und sein doppelt so starkes Schwarzbrünneli[79] machen die fast gleichartige Schwefelbergquelle überflüssig. Vergessen waren also hier die Bitternisse einer Konzessionsverweigerung, welche 1580 dem damals doch einzigen Bad der Umgebung ebenfalls zuteil geworden. Am 30. April genannten Jahres beschloß der Berner Rat: Bejdt buwherren söllendt sich in Gurnigel in Peter Riboz weydt verfügen und den Brunnen, so Daniel Bäller und Niklaus Küng mit düncklen an kumliche (chummlehi) orth zu einem badt zu leyten begärend, ze besichtigen. Bereits unterm 13. Mai aber heißt es: Hans Nußboum ist abgewysen, ime ze vergünstigen, das bad, so in Ryboz weid ist im Gurnigel, abzegleiten und zefhüren untzit uff die äbny und daselbst ein badhus ze buwen.[80] Es konnte sich damals bloß um das seit 1561 verurkundete Stockbrünnlein handeln; das Schwarzbrünnlein wurde 1728 durch einen Wattenwyler Bauer entdeckt.[81] — In der Nacht des 1./2. Mai 1902 ist d's Gornig̥el verbrönnt. Allein das ohne Verzug nach allen Regeln eines im Range ersten Heilbades neu errichtete Gornig̥elstedtli[82] trat alsbald mit vollem Erfolg wieder seinen großzügigen Betrieb an. Heerʳeⁿbad, Pü̥reⁿbĕder und Fräsbĕdleni tüeⁿ enannᵈereⁿ nid weh. Groß und Klein aber begegnen sich in liebevoller Erinnerung an den Papa Hü̥ser im Gornig̥el usseⁿ,[83] den ebenbürtigen Genossen Vornehmer, den Vater seiner Dienstboten und den Freund der Dürftigen auch von Rüschegg und Guggisberg.

---

[77] RM. 62/43. [78] Mül. M. 3, 121. [79] Meyer-Ahrens 167; Dr. Müller im Prospekt. [80] RM. [81] Mül. M. 1, 163. [82] Sein allmähliches Anwachsen zur größten Kuranstalt der Schweiz ist in Seft. 247 ff. geschildert. [83] Das anmutige Bild des Mannes, dem das Gurnigelbad seine Weltberühmtheit verdankt, steht Seft. 246.

Witterung.

Ist die Guggisberger-Landschaft in jeder Beziehung ein kleiner Kanton Bern, so darf sie speziell klimatologisch — für ịịnist d's Mụụ[1] rächt voḷḷs z'näh^{n} — beinahe eine umgekehrte nördliche Halbkugel genannt werden. Schon innerhalb ihrer „gemäßigten Zone": welch ein Unterschied zwischen hü̦ḷbige^{n} oder zähme^{n} und rụụhe^{n} Orte^{n}, zwischen Hü̦ḷbi[1] und Rü̦ü̦hi! Welche Abstufung nach Wärmegraden auch in der Volkssprache! Es gibt eine Hitz, wa d'Sunna hịịßi, ja glüeijegi brönnt und bräntet. Über lööj (lau), chueḷ und chaḷtelig, wozu nichts Eigenes anzubringen ist, geht die Mundart über zu Cheḷti und chaḷt. Es wird so kalt, daß es auch den wie ein Eskimo abgehärteten Guggisberger tschü̦deret und friert und der fụụr Luft ihm Gense^{n}hü̦t macht. Weitergehende Ausdrücke von individueller Geltung bleiben hier zweckmäßiger fern.

Ihren „Süden" hat unsere Landschaft im Norden: in der untern Schwarzwassergegend und besonders in dem gesegneten Aḷblige^{n}. Hier ist es vierzåhe^{n} Täge^{n} früeijer als selbst in Wahleren, und da wachst e̥s no^{ch} lang, wenn es anderwärts scho^{n} fü̦ü̦r (vorbei) ist mit wachse^{n}. Da wird auch das späteste Getreide im Ụụgste^{n} zịtigs (reif), während es z. B. um Ryffenmatt beim grüene^{n} Aḷḷmithäber verbleibt. Gleichsam seinen „Nordpol" dagegen hat Guggisberg in seinem äußersten Süden: am Jakobsblätz. Das ist ein weithin als runde Scheibe sichtbarer Schneehaufe in einer tiefen Mulde am Walalpgrat auf der Nordseite der Stockhornkette. Am Jakobstag (25. Juli) soll er in normalen Jahren geschwunden sein. Im August 1909 aber war er noch da und hatte sich demnach vorgenommen, den ganzen Sommer zu überwintern. Sozusagen den „Wendekreis des Steinbocks" hat Guggisberg an der Egg im Gouserlåger: we^{nn} das grüens ist, cha^{nn} mḁ^{n} Flachssaamme^{n} seeije^{n}. Aber noch weiter nordwärts liegt Guggisberg i^{n} der Wü̦ḷdniß, i^{n} der Wüḷḷ^{b}i mit deren charakteristischer Verkürzung zweier Jahreszeiten: des Herbstes und des Frühlings. Allerdings ist es no^{ch} aḷḷi Jahr choo^{n}, daß nämlich alle vier Zeiten: d'Ustägene^{n}, d'Summere^{n}, d'Herbstene^{n}, d'Wintere^{n} sich ablösten. Wie im Unterland, macht auch hier der launische April sich bemerkbar mit seinen Abereḷḷe^{n}-Schü̦ttelene^{n}, und es braucht kein Weinland, um den Spruch zu erwahren: Was der Ụụgste^{n} nid chochchet, cha^{nn} der Herbst-

[1] Zu mhd. (WB. 1, 675—680) „hehlen": hil hal hâlen geholn. Vgl. „Hilwi" schwz. Id. 2, 1246.

maanąt nit braten. Allein gerade der „Herbst“ ist ja dem Deutschen überhaupt erst in dem Maße bekannt geworden, wie es für ihn gegen Süden hin Obst und Wein zu ernten gab.[2] Entsprechend diesem schwäbischen „Spätling“, ist der Frühling: der Ųstäg oder mit singularisierter Mehrzahl der Ustägen (in unterbernischer Umdeutung: der Hųstägen) eigentlich nur die Zeit der ersten Feldarbeit. Sobald d'Ustägsunna bewirkt, daß es in Feld und Flur ųstägelet und daß scheinbar urplötzlich d'Tägen lęngen,[3] dass mąn sich z'Mittág nid meh b'sinnt, was män z'Morgen g'ässen het, beginnt d's aanwärhen. Man fängt „an“, „an“zupflanzen und sputet sich, das erst im Mai zuverlässiger werdende Frühjahr auszukaufen. Dasselbe erscheint mit seiner Kürze und mit seiner beinahe ununterbrochenen Arbeit sozusagen als ein Tag, und die Zusammensetzung mit diesem Worte gemahnt an den alten „Wehtag“ als Krankheitszeit. In „aus“ aber liegt das nach dem langen Winter ebenso ersehnte, wie nun alle Kräfte ins Feld rufende dųssenwärhen.

Wie wenig mit dem Frühling als solchem gerechnet wird, zeigt die Tageszählung von Neujahr ab, wonach man z. B. am 10. April: der hunndertist Tag, sol̜l d'Äärbs setzen. Die Kürze und Unzuverlässigkeit des Lenzes im Gebirg mit dem labilen Gleichgewicht seiner Atmosphäre erfordert überhaupt für die Pflanzenbestellung ein äußerst sorgsames und erfahrnes „Tagewählen“ in des Wortes bessrem Sinn. Dasselbe geht gewiß oft genug irre und ist dann in den weiten Sack des Aberglųųben zu stecken, birgt aber in sich Momente scharfer Beobachtung und sorgsamer Treue im kleinen, an die der Aufgeklärte selten denkt. Wissenschaft und Volksweisheit sind eben überhaupt zwei eigene Welten, die u. a. im Bereich des astronomisch berechneten Kalenders und der auf altmedizinischen „pratiques“ aufgebauten Brattig hart aufeinander stoßen. Was kümmert sich der Volksmann um Sonnennähe und Sonnenferne: um Perihelium und Aphelium? Aber P'heer und Aapok oder vielmehr Abbock als die willkürlich verselbständigten und ausgedeuteten Abkürzungen Per und Ap im Kalender werden, da diese immer in gewisse, freilich unerkannte Verbindung mit dem Mondstande gebracht sind, ausschließlich auf diesen bezogen. Ja „Ab“bock wird geradezu als gleichbedeutend genommen mit Wädel, dem „ab“geenden Maan oder Moon. (Mi sįįt ųf beed Wääg.) Das

[2] „Herbst“ (vgl. Kluge 205) ist nämlich verwandt mit lat. carpere (pflücken, vgl. „Härbst“ in Pomatt), und noch 1787 erscheint (in Eink. 62. 64) in Erlach und Fraubrunnen das Wort i. S. v. Herbsternte. [3] Vgl. „Lenz“ (Kluge 287), süd- und ostschweiz. „Langsi“.

Gegenteil ist Nüj: die Zeit z'ụụfgeendem Maan, oder P'heer. So gestaltet sich das irrationale Verhältnis zwischen Sonne nnd Mond höchst einfach, und noch einfacher, wenn man kurzer Hand annimmt: der Maan chehrt sich gẹng z'vierzåhen Tägen. In dieser Zeit chlịịneret ẹr oder grööseret ẹr, wird nüj oder alt, gịịt aab oder ụụf, geht z'rugg oder nimmt zu. Ist er volla, so erhellt der Maanschịịn als Dụ̈ụ̈rchschịịn die ganze Nacht. Ein Zeichen seelischer Gesundheit aber ist die Unbekanntheit mit der Mondsucht. En maanschịịnega Mentsch ist hier nicht ein für Mondschein empfindlicher, sondern ein bloß diesem statt dem kräftigen Sonnenlicht vergleichbares Bleichgesicht. Es ist en eländega, en blaaua Mentsch (der an „blaaui", d. i. abgerahmte Milch, statt an Vollmilch erinnert), und zugleich ein allzu eingezogener Tụcki- oder Tụggenmụ̊sler.

Der Sonnenlauf tritt im Volkssprachleben hinter den Mondphasen auffällig zurück. Man beobachtet etwa, daß beide Gestirne am chụ̈ụ̈rzesten Tag exakt der glịịch Lụụf hịịn, und man nennt je das siebente Jahr einen Sunntig (vgl. das biblische Jubeljahr), gemäß der Rechnung 52 × 7 = 364.[4] Kaum aber denkt man an den Sonnenlauf, wenn man die zwölf Himmelszeichen des Tierkreises als jeweils eigenartige Verstärkungen der Mondwirkung sich vorstellt. Zunächst scheidet man von diesen Zeichen als ịịnzigsts (einziges) nid låbhafts (lebendes), sondern toots Zịịhen die Wage aus. Ja d'Waag ist geradezu die Feindin alles Lebens. Damit kann sie freilich auch in willkommener Weise wirken. Man denke an all das Ungeziefer und überhaupt das Ung'sụ̊fer, das im hölzernen Haus sich so gern einnistet! Daher tüen vịịlleren (viele) in der Wådelwaag d'Bett schangschieren (das Bettstroh wechseln), d'Spinnelenwụbb oder Spinnhụppeli ahiputzen und d'Stübi wäschen. Wo möglich in der Wage wird auch geschlachtet, um das Rauchfleisch vor Wurmfraß zu bewahren. Übt man ferner die Vorsicht, die von Natur nach hinten strebenden Hornspitzen der Jungrinder im Zeichen der Wage bei abnehmendem Mond so zu stutzen, daß sie künftig nach vorn wachsen: schnätzet man den Gụstenen d'Horn an der Wådelwag fụ̊rhin, su wachsen denn d'Horn langsam; es gibt denn Chüeh, wa liechti (leichte und zugleich zierliche) Horn uberchömen.

Hinwieder ist d'Jumpfrau ẹs unsụ̊fers Zịịhen.[5] Doch soll man, wenn sie um die Vollmondszeit im Kalender ẹs Blüemli in

---

[4] Wer dächte hier nicht an den Grosclaude'schen Zukunftskalender mit dem ungezählten Neujahrstag und der immer auf den 7. April fallenden Ostern? [5] Die Amazonenkönigin Hippolyta ist als solche „kein rechtes Weib"; vgl. Gw. 556.

der Hann^{d} het, Meie^{n} setze^{n}, schön gewachsene G'ränium (Geranien; Einzahl: der Gränium) und andere Blumen aber oben ab stumpe^{n} und d'Gschösser pflanze^{n} (als Stecklinge); de^{nn} blüeit aḷḷz viiḷ schöner.

Z'ụụfgeen^{d}em Maan im Fisch soḷḷ ma^{n} d'Wịdleni abhaue^{n} und d'Rüebleni (gelbe Rüben) seeije^{n}, de^{nn} chö̊me^{n} si schön glatti. Im Stị^{n}bock, im Chrẹbs und im Skorpion gesäete Rüebleni aber gää^{n} nụ̊mḁn ẹs Gfịsẹḷ. Hinwieder werden im Steinbock gepflanzte Zụ̊beli (Zwiebeln) fest und dauerhaft, in der Wage gesteckte groß und g'wichtig (schwer), die im Zweilig pflanzeta aber flöscha (šš: wässerig). Im Zwilling geschorne Haare zwịje^{n} si^{ch}, wachsen also dank den Gåbelene^{n} der Spitzen doppelt nach. Als die zwụ̈ụ̈ roote^{n} Manndleni der „Planetenstellung" im Kalender deuten dagegen die Zwillinge auf rụụchs oder u^{n}flụch^{t}bḁrš Wätter. U^{n}fluch^{t}bḁr[6] ist überhaupt s. v. w. unbeliebig, widerwärtig. Es gibt auch u^{n}fluch^{t}bḁr Mentsche^{n}, u^{n}fluch^{t}bḁr Aarbịiti usw.

Ist der von der Jungfrau beherrschte Ụụgste^{n} schon an sich en u^{n}sụ̈fera Maanḁt, so verschlimmert ihn noch der Ụụgste^{n}chrẹbs. Gräbt man z. B. in ihm Brunnenleitungen, su lụụft d's Wasser hinn^{d}ert si^{ch} e^{n}wägg. Das ist bloß bei einreißendem Flußwasser erwünscht. Im Ụụgste^{n}chrẹbs der Grinn^{d} abhaue^{n} ist auch hier das radikalste Heilmittel gegen Zahnweh und alle andern Beschwerden.

Es genüge[7] an diesen Hinweisen, wie namentlich die Gebirgsbevölkerung durch Beachtung und Beobachtung der Planete^{n}, welche das jüngere Geschlecht allerdings jitz nid meh su guet b'chönnt, sich u. a. auch die verkürzten Jahreszeiten ersetzt, die langen durchgliedert. Die letztern sind also der Winter und d'Summeršzịt. In der letztern gibt es brav z'sümmere^{n} oder z̦'summere^{n}, d. h. in mühevoller Feldarbeit Tag um Tag auszukaufen. Aus ältern Zeiten, wo neben die Alpwirtschaft als heißeste Tagesarbeit die Getreideernte zur ganzjährigen Deckung des Brotbedarfs trat, erbte sich summere^{n} für „ernten" in unsere Tage fort. Zugleich aber erstreckte es seine Bedeutung auf allerlei erkleckliche Einnahmen. Brav summeret z. B., wer ein hübsches Käsereigeld einnimmt, ein nettes Sümmchen erbt u. dgl. Das ist auch um so erwünschter, da auf den kurzen Sommer als Nährer der lange Winter als Zehrer folgt, wo man sich oder einen anderen wintere^{n} muß. Wer sich hierauf nicht als ein recht G'wintereta (Gewitzigter) ver-

[6] Wohl: was keine Flucht i. S. v. Zuflucht (schwz. Id. 1, 1166) gewährt; nicht einladend, unfreundlich. [7] Vgl. Gw. 138 f.

steht, kann wi liecht sich verwinteren, wie man freilich sonst nur von erfrierenden Herbstsaaten sagt.

Tut diesen namentlich ein schneearmer Winter weh, so ist der richtige kalte und halbjährige Schnee-Winter das für sie wie für die Menschen Normale und Zuträgliche. Nach kurzem, launenhaftem Besinnen setzt dann gleich der Sommer ein, und so wird der obere Teil der Landschaft vor vielen Schädigungen bewahrt, die dem Unterland durch winterliche Rückfälle zusetzen. So machten sich die unvergeßlichen Wetterkatastrophen vom 23./24. Mai 1908, vom 18.—20. Januar und um Mitte Juni 1910 hieroben in stark vermindertem Maße fühlbar; und vom Winter 1829 auf 1830 mit seinem röschen (ſſ: rapiden) Wärmeumschlag vernehmen wir, daß er anderwärts ungewöhnlich viele, in Guggisberg auffallend wenige Todesfälle mit sich brachte.[8]

Dazu kommt, daß das rauhe Guggisberger Ländchen seine Kinder nichts weniger als verwöhnend behandelt. Vor allem werden diese je und je, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, recht g'hőrig ụụsb'blaasen. Das ständig bewohnte Guggisberg zählt namentlich drei uberzű̈gegi Lieblingsreviere des Windes, welche als z'aḷḷen Lüften benannt werden könnten: Rịiffenmatt, d's Fääḷb und d'Riedstett. In den Alprevieren aber ist es die aus guten Gründen aufgeforstete Sụụ̈fzena (die kartographische „Süfternen" oder die „Süffteren" von 1548 und 1586),[9] sowie der Gaḷm[10] oder die Wandelsegg, der Wịder- und der Grenchengaḷm, wo der Wind ohne Noten nach Noten Musik macht. Nicht selten tut er dies wirklich melodiös, und ebenso häufig in tadellos harmonischer Zweistimmigkeit. Wer sich von solcher Kunstfertigkeit überzeugen will, wohne einem mehrstündigen Gratiskonzert an der nordwestlichen Hausecke des Feldstocks bei. Als Intermezzi legt der keineswegs spröde zurückhaltende Künstler allerlei Zugaben ein: ein sanftes wispern: wịschelen (was zugleich ein leise rauschendes rǻgelen bedeutet); jetzt ein verhụ̈deren der Blätter unseres offenen Buches; ein ung'stüems chụtten bis zum verchụtten verderbbarer Gegenstände; jetzt ein Wegreißen eines Gewandstücks vom Wöscherenſịịḷ, an dem die Wösch grụụsam flụ̈ụ̈tet; jetzt ein surren, dann ein chrǻslen der Wände, ein chlǻfelen der Fenster; nun plötzlich ein hágụtten: ein Heulen des Sturms, der wirklich sturmswịịs[11] z'ringet um wirblet, in die Stube dringend d's Liecht abblaast, gelegentlich Fenster und Wände einwirft, Bäume entschịrret (schädigt) oder gänzlich entwurzelt, wenn nicht bricht und z. B. 1739

[8] ChrP. 55. 62. [9] PG. 2. [10] Schwz. Jd. 2, 233. 203. [11] Gw. 104.

einzig im Längeneiwald 600 Tannen fällte.[12] Schaukelte auf einem unserer Gewässer ein Kahn, er weer ó ahi.

Aber die Sturmtage pflegen zumal im Winter (z. B. Mitte Januar 1908) den sie Aushaltenden mit prachtvollem Wetter zu lohnen. Der Aufruhr der Luft g'stüllet da mit einem Male. Eher im Sommer klingt er länger in einem wohlig sanften lüftlen aus und bietet dem Auge jenes unbeschreiblich anmutige Wallen der Ähren im Getreidefeld, dessen einzelne Wellen hübsch als Wifeleni[13] bezeichnet werden.

So weejt (weht) und so stuubet (stiebt) es ungezählte Mal im Jahr. Manch ein luftigs Wätter wechselt mit ruhiger Witterung; und wie anderwärts, bis die und die Hoffnung sich erfüllt, „noch viel Wasser" z. B. „die Aare hinunter fließt", so giit no menga suura Luft, bis in Guggisberg kein Traum mehr Schaum ist. Unterdessen befriedigt man hier lebhafter als anderswo, um tausend kleine Vorteile zu gewinnen, den Trieb zum Markten und Handeln. Um irgend ein zügiges Tauschobjekt oder auch um's Gält giit's, wi wem der Luft drinn weer. Viel hängt auch hier von persönlicher Gunst und Ungunst, von den Launen eines Vielvermögenden, wie im Großen von „politischen Konstellationen" ab. Da giit oft plötzlich ganz en anndera Luft, und vielleicht heute ghin gueta Luft, „wie gestern und ehegestern"[14] (vörgéster oder am vorderen Tag): der Luft het si g'chehrt!

Buchstäblich ja schon nimmt der Wind die verschiedensten Richtungen und davon abhängigen Namen an. Man bezeichnet danach die zwei Haupthimmelsgegenden, Ost und West, als bisenhalb, Bisesita und als Luftsita, weil der Westwind, welcher wätteret, kurzer Hand der Luft heißt. Doch unterscheidet man der Mürtenluft oder der undner Luft oder der Schöönwätterluft vom (südwestlich streichenden) Föhn oder oberen Luft, sowie diesen vom Bärgluft und vom Hiiterluft oder dem hübschen Luft, der alba iinist no starha oder toll (brav, tüchtig) von der Stockhornkette her bläst. Ebenso unterscheidet man an der Bisa[15] verschiedene Striche. Di liidsti Bisa chunnt van Bäsel haar uber den Schwenndelbärg. Von Nordost bringt di schwarzi Bisa Nebel. Als hiiteri Bisa dagegen trägt die Thun-Bisa den Kanonendonner der Allmend bis hieher und verkündigt schönes Wetter. Allein dieses hält nicht vor, denn seine Führerin giit a'n Schwarzensee gan Rägen riihen. Damit zieht sie aber recht kalt über Ryffenmatt und das Bisenfääld und heuet

---

[12] StAF. [13] Vgl. das dem „Wipfel" und der „Wippe" (Kluge 495 f.) zugrunde liegende urgerm. wib (sich schaukelnd bewegen) und lat. vibrare (vibrieren). [14] 1. Mos. 31, 2. [15] Vgl. Gw. 111.

im Vorsommer auf ihre eigene Art: sie nimmt dem Landmann die Arbeit (aber freilich auch den Ertrag) der Futterernte vorweg. Da schịịrbet's oder schịịrberet ẹs! Die ausgetrockneten Gräschen und Kräutlein werden schmächtig und hinfällig wie ein guggisbergisch verstandenes Schịịrbi (schmales Hölzchen.[16] Als Schịrber- oder Schịrbiluft, Tröchniluft betätigt sich neben der Tröchnibịsa der aus Westen kommende ober Luft.

Auch der Nå̈bẹl hat seine Züge und seine Lager. Gerne sieht man das Må̈re^{n}nå̈beli im Ganterischzug; weniger gern den Nebel, welcher oft so zäh um ^{d}e^{n} Guggershorn umha hanget oder grụppet. Malerisch hinwieder lagert zu gewissen Zeiten über dem sonst so schön sichtbaren Neuenburger See eine Nebelschlange, ein förmliches Nebelmeer aber über der ganzen Ebene des untern Schwarzenburgerlandes und des gesamten Unterlandes. Welch zaubervoller Anblick von der Ostlaube des Feldstockes aus, wenn über Guggisberg fast sommerlich die Januarsonne leuchtet und an der fernen Gruppe der Gastlosen blitzend widerstrahlt, gegen Norden aber eine scharf vom Dorfwald gegen Schwarzenburg sich abhebende Nebelmasse bloß den küstenartig scharf geschnittenen und schwach beschneiten Jurakamm hervortreten läßt! Ist das das Ärmelmeer mit Englands Kreidefelsen? Es ist früh um acht herum. Die „See liegt ruhig da, als wie ein eb'ner Spiegel". Wie aber die Sonne steigt, kommt Leben in die Masse. Das wogt und wallt! Wellen türmen sich haushoch und wollen sich überstürzen. Das ganze kleine Meer gerät in Aufruhr. Die Elemente scheinen zu toben. Um Mittag wird's stiller. D'Sunna het nid mő̈ge^{n} choo^{n}; zäh und harzig bleibt der Nebel sitzen. Ja, einen schmalen Arm sendet er hinauf in die Bucht des Spüelibachs und trachtet die Pfadflühe zu übersteigen. Ist ihm dies siebzehn ununterbrochene Tage gelungen, su schnịịt es z'Wäle^{n}hụụs zue: Der Schnee bleibt liegen, gịịt nid meh fụrt. Sehr ungern aber sieht man, wenn's Winter sein sollte, die rauchartig dünne Schlange von der Sense her gegen das Guggershorn heranschleichen und ạ^{l}so dẹs umha fahre^{n}, dẹs umha schlịịpfe^{n}, dẹs umha fäckle^{n}. Denn das verheißt — wie 1910 — einen Maiwinter nach dem Januarlenz. Am erste^{n} Meije wo^{ll}t i^{ch} (erwarte ich) Schnee! prophezeite nur allzu richtig ein alter Guggisberger. Denn i^{ch} ha^{n} mi^{ch} drụ̆f g'achtet: Su wịt ahi, das^{s} ẹs am erste^{n} Meerze^{n} schnịjt, su wịt ahi schnịjts am erste^{n} Meije^{n}!

[16] „Scherbe" als Bruchstück ist ein Nebenbegriff dazu. Vgl. schirbe scharp schurben (zerstückeln) neben scharben und scherben (mhd. WB. 2, 2, 159, sowie scharf und Scherflein (Kleinmünze: Kluge 390. 395).

Es sei denn, daß es im April häufig der Näbel ahirägni. Das oben nider oder oben ahi machen in so rascher Wiederholung, daß „alli Rägenwätter" s. v. w. „bei jeder Gelegenheit" bedeutet, gehört überhaupt zur Signatur des Gebirgs, wie rägenweschigs (šš) Fueter einheimsen zu müssen, zum Los des Bergbauers. Es kommt ja wohl auch vor, daß heiß ersehnte Regenfälle lang auf sich warten lassen. Wi daas 's jitz mag vertreeijen oder sich uberhaan für z'rägnen! heißt es zumal beim Ostwind. Der soll auch lieber mit seinen (seltenen) Regenfällen ganz zurückhalten! Denn wenn es van Bisa aanfeet rägnen, wenn es vielleicht gar en Bisenwüesti gibt, so wüssen d'Englen im Himmel niid, wenn es umhi hübschet.

Doch Geduld, der Regensegen naht! G'spürst d'äfa das Treeneli? Das Uug volls? Jez wischelet es (S. 55). Es rägelet (freiburgisch: räänelet). Es tröpflet, es tropfet; Tropf um Tropf fällt. Freilich nützt das — auch bildlich — noch ghin Sprutz. Aber jitz rägnet's fást: es ziißet, es rägnet reez (scharf), es zwickt, es brätschet. Das hilft nun doch schon en gruußa Schmeis! Und nun lööst es uberiha in Tropfen wi Füüst, wi Ggaffechachcheleni, z'Mälchteren-wiis. Us dem Schütteli wird en tolli Schütti, es schüttet aha, was aha maag. Es fällt en Tschuura, en Züba wie aus voller Brunnenröhre. Es tschuuret; tschuuretnássa, tschuur- und bräcknassa, tropfetnassa, flätschnassa wird der Mann oder die Frau, welche vom Regen ubernoon (ereilt) werden und drinchömen. Wie nun, wenn der Wunsch nach „Einhalten mit dem Segen" sich nicht erfüllen will! Wenn auch gar kein Sunnenglitz äfa en chliin en Uuferlüfti[17] (einen Wetterumschlag) zu bringen verspricht?

Den Wanderer im unterstandsarmen Gebirg schützen nun Mantel und Schirm doch einigermaßen. Der letztere war freilich bis vor siebzig Jahren auch hier ein unbekanntes Ding. Erst um 1840 ersetzte der durch die Chreeijenbüeli (Frau Krähenbühl) im Schwarzenburgischen bekannt gewordene Pärisool (Mehrzahl: Pärisööl) das früher auf dem Kirchweg am Arm mitgetragene und im Notfall über den Kopf gebreitete Tischlachen, wenn nicht seine schlechte Beschaffenheit den Besitzer gleich einem anderswie Genasführten in d's Truuf g'stöllt het. Nur Kinder freuen sich, z'chösle, z'södlen und z'flotschen, wenn d's Dachtruuf giit oder wenn en ganzi Schwetti, eine Schwädera oder ein G'schwäder, eine Südleta, Südera, eine Flutscheta, ein rechter Flütz von Gassen- oder Abwasser durch

[17] Als zeitweilige Erholung z. B. eines Kranken: schwz. Id. 3, 1162.

die Abwüer des Weges oder durch einen Acken (aquaeductus als Kellerwasserableitung) rinnt. Weniger Freude hat an solchem Wasserreichtum der Landmann, dem, wie in den Jahren 1778 (S. 11), 1826, 1829—31, 1849—53, 1860, 1875, 1881, Überschwemmungen jahrelang empfundenen Schaden bringen.

Ebenso ungleich verteilt sich das Interesse an den Schneegaben des Winters. Aberellenschnee ist armer Lüten Graasmist und auch dem Bauer su guet wi Schaafmist, oder (spassig gesagt) besser wëder gh'in Schaafmist. Aberellenschnee mestet, Merzenschnee frißt; aber das Gflatsch, das Gflotsch, der oder das Pflatsch der Schneeschmelze im g'flatschigen Weg ist nicht des Wanderers Lust. Hinwieder erfreut eine rechte Schneedecke den Sportsmann, und mit Eifer liegt die Jugend der Strategie des schnëballelen, des Schnee zwicken ob; aber der Landmann sorgt sich um die Baumäste, welche durch die plötzliche Belastung abtreejt chömen, weil sie dieselbe nicht zu entschüttlen imstande sind. Wie lustig bauen sich kindliche Tunnels durch haushohe G'weechti oder auch kleinere G'weechtleni, wenn sie nur nicht Abzeichen der Notwege zum Nachbarhaus und Tränkebrunnen zu sein brauchen. En aabera[18] Winter oder doch d's Aabera in der Aaberi, wan es g'aaberet het, gibt z. B. im Januar 1910 Guggisberger Löwenzahnblüten zu pflücken; allein z'aaberem fahren, wo es Holz aus dem Walde zu schaffen gibt, ist im Gebirg ein mißliches Geschäft. Wer das bei Riesentannen zustande bringt, muß schon öppis näben der Triib chönnen („mehr als Brot essen"). Einer bildet sich wohl ein, es zu können, ist aber sehr im Irrtum: näben der Triib; er will vielleicht um jeden Preis sich hervortun, sich auffällig machen: näben der Triib düri choon. Der Besonnene dagegen sorgt, wo irgend möglich, für gueti, schöni Triib und erneuert sie wieder, wenn eine Poustereta, ein Pousterwätter, eine Hurnuußeta, eine Strübuußete, ein strübuußeren, eine Stuubeta sie aber verstuubet (neuerdings verweht) oder da umha g'rüehrt, verg'gniistet het. Er spannt seine Pferde an die Schneeschnutza, oder er wird z'Schüfletenwiis Schnee schörren (wegräumen), hier den verschneiten Weg entschorren, dort zur Ausgleichung Löcher verschorren, am dritten Ort di gröösten G'weechti verstächen.

Endlich steht dem praktischen das ästhetische Interesse gegenüber. Wie stimmungsvoll gemahnen Schneeflocken an Kirschbaumblüten![19] Wenig anmutig sind zwar ihre Vorzeichen: Schneeluft und Schnij-

---

[18] Vgl. „ääber" Gw. 87. 91. [19] Dürr. 96—99, 115 f.

jerwätter. Auch die Merze^{n}tschieggeta (Gemisch von Regen und Schnee) möchten wir der Natur gerne schenken. Geht aber das schnijerle^{n} in ein richtiges schnije^{n} über, chunnt es mit ḁ-mene^{n} Flǟderlig Schnee, het's e̥ghi̦^{n} Gattig, wi ne̥s schnijt, und werden schließlich die Flocken so riesig, das^{s} es ganzi Ǟsche^{n}tücher aha g'hijt, so verdeckt die Prosa der Vergleiche eine große Schönheit des Anblicks. Besser stimmt mit diesem das Bild irgend einer überreichen Masse oder Zahl: es schnijt si fast gar. — So bereichert sich das anfänglich wieder wegschmelzende Bi̇ferli oder Schü̦ü̦mli zum Satz, zur Lègi, zum Pätsch; der Schnee heicht aan (bleibt liegen), är li̦it si^{ch} (legt sich), är ma^{g} si^{ch} lĕge^{n}, und bildet mit dem nachfolgenden Fall eine Decke:

Däär a den Este
Wartet sine Geste.

Auch wird der anfänglich naas^{s}lochtig („näßliche") und flü̦ger (lockere) Schnee bald chrü̦schig (šš: wie Kleie). Er chrü̦̋spelet (rauscht), chrǟschlet (knirscht), ru̦gget (quietscht) unter dem Fußtritt und wartet auf die erste grimmegi Chö̦lti, bei der es heißen wird: Hi̦nḁcht ste̦e̦chlet's de^{nn}! Denn das gi^{b}t e^{n} sü̦feri Nacht! Es gi^{b}t Glanz, es wird lü̦ter, es wird glanzlü̦ter. Morn ist Sti̦i̦n und Bi̦i̦n g'froore^{n}!

Dieser der Erde wie ein Panzer umgelegte „Stahl" (Stăhe̦l) ist Iisch (Eis). Das fühlt sich an wie i̦i̦schchalt oder i̦i̦schichalt (šš) Henn^{d} und Füeß. Wo es nicht hingehört, wird g'i̦i̦schet (šš: Eis weggeschafft). Jedenfalls zur Zeit der Iischmanne^{n} (Eisheiligen) des 12. und 13. Mai wird es nur noch mit Schrecken gesehen; noch der li̦i̦der Unglücksmacher als Servaz und Pankraz ist übrigens der P'heregri̦i̦ner des 16. Mai. Zu rechter Zeit und am rechten Ort aber eine hübsche, glatte Eisdecke: welche Jugendlust! Die kann sich da selbst ohne Schlittschuhe mittelst des einfachen zi̦be^{n} (glitschen) entfalten! Dieser fünfjährige Eisheld zi̦bet hü̦̋t, het gester zi̦be^{n} und erklärt: Wen^{n} i^{ch} der Wi̦l̦ oder der Wi̦i̦l̦ oder auch nur e̥s Wi̦i̦l̦tschi hätti, su teeten i^{ch} morn o^{ch} zi̦be^{n}.[20]

Mit steigender Wirksamkeit der Bodenwärme wird der Schnee chrankna oder bbaaggeta. Bald auch ist der Boden ŭ̦fe^{n}tli̦i̦mt,[21] g'linn^{d}et, ufg'linn^{d}et, ufg'lindt, u̦u̦fg'froore^{n}. Da g'friert's u̦u̦f, es toucht u̦u̦f = taut auf. Bloß d's Tau ist noch durch den Ri̦i̦ffe^{n}[22] ersetzt: es ri̦i̦ffnet oft unheimlich weit in den Juni

[20] Im Oberaargau sagt man „zi̦berle^{n}, im Emmental: zi̦i̦be^{n}, i ha zi̦i̦bet. [21] Vgl. Gw. 97. [22] Schwach wie ahd. hriffo, rîfo, mhd. rife.

hinein; und wie lange Greisenbärte hängt der Rauhreif: das Giecht („Biecht")[23] von den Baumästen herunter, nachdem die Weihnachtsausstellung der in überirdischem Weiß erstrahlenden Tannenbäume z. B. einer Dorfwaldstraße geschlossen ist.

Das ist des Winters frostiger Friede.[24] Ihn lösen des heißen Sommers feindliche Geschosse ab: der Hägel. Von achtzehn Jahrgängen seit 1411,[25] in denen es vernichtend g'häglet het, besitzen wir Notizen; wie viele mögen ihrer in Wirklichkeit sein! Ein Strich mit so hartem Kampf zwischen Luft und Bisa, besonders aber zwischen oberem und unnᵈerem Luft; eine Gegend auch, in welcher es so viel sommerlichen Näbel mues ahähäglenⁿ, ist notwendig starker Schlossenbildung ausgesetzt. Kein Wunder, daß „unglücklich werden" sich in das Bild kleidet: iⁿ d's Hägelwätter choonⁿ, und daß etwas sicher Angeeignetes öppis ist, wa n es nit verhäglet. Am meisten schadet solches dem Getreide; nach der Ernte desselben kommt der Hagel gleichsam um das Vergnügen, viel Unheil stiften zu können. Daher plampet ein zu spät Kommender hinnᵈernähi wi der Hägel iⁿ d'Stufflenⁿ (Stoppeln). Nur wenn nach bekanntem Bild von der schlechten Hausfrau der Hägel iⁿ d'Chuchi schleet, ist er allzeit früh genug.

Der Guggisberger kennt denn auch allerlei Vorzeichen des Hagels. Wenn im Ustag d'Neßleⁿbletter volli Löcher siiⁿ, su tuet es vur ᵈem Eembet häglenⁿ; im Herbst dagegen, wenn die Nesselblätter des zweiten Triebes g'löcheret siiⁿ. Wenn ferner im Frühling d's Broom der Tannen wie von Eichhornfraß zerbissen am Boden liegt, su häglet's deʳt dů̈ra. Diesen Frühling hat es z'erst vaⁿ Biseⁿsita har g'rumplet (gedonnert); jitz wird's hie däⁿ Summer chuum Hägel gääⁿ, oder deⁿⁿ gräd ganz ruuch! Anders, wenⁿ es z'erst va'm Plassälbschlunnᵈ har uber Plasseyeⁿ chunnt.

Zunächst aber (zu dieser Prophezeiung braucht es schon weniger Scharfsinn) hiiⁿ mer deⁿⁿ gliiᶜʰ Rägeⁿ, weⁿⁿ's im Plassälbschlunnᵈ inneⁿ wätteret. Überhaupt ist ja das Freiburgische Guggisbergs Wätterloch, wie der Vǒgelstannᵈ das des Dorfes Schwarzenburg, und der Gantnerisch teilt sich mit dem Chiiserig in die bekannte Rolle vieler Wetterberge:

Hat die Kaiseregg ein Huet,
So ist das Wetter guet.
Hat sie ein Bannᵈ,[26]
Su ist Wetter im Lannᵈ.

---

[23] Als G-iecht = B-iecht (Eis-gebilde) zu deuten: schwz. Id. 2, 112; 4, 1010. Vgl. vergönnen = verbönnen. [24] RvT. G. 149. [25] Burri 246. [26] Ein Band: einen unter dem Grat hin verlaufenden Nebelstreif.

Auch dann ist öppis dạrhinn^{d}er, wenn d's Chrüṭz uf der Spitze^{n}flueh sichtbar wird. Ferner macht es öppis z'wääg, nämlich Regen in einem bis zwei Tagen, wenn uber die unn^{d}ere^{n} Bärge^{n} e^{n} Satz ist (über oder vor dem Jura Nebel hängt). Einen Satz uber d'Flüeh des Stockhorngebiets dagegen het mạ^{n} gärn. Wenn es aber am Aabend ụber d'Flüeh bblicknet (wetterleuchtet), su het mạ^{n} hie innert 2 × 24 Stunn^{d}e^{n} Rå̈ge^{n}. Man weissagt ferner:

Schiint d'Sunna am Aabe i di nassa Toll^{d}e,
Su rägnet's z'mornderist all Gassi volla.

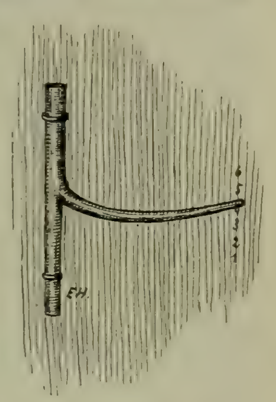
D's Wätter änn^{d}eret ferner, we^{nn} di ịsegi Brünne^{n}röhra tropfet; auch, wenn d' Spinnela va'm Hölse^{n} (der Zimmerdecke) aha chunnt cho^{n} rịte^{n} (an ihrem Spinnfaden herunterschwebt). Die flatternde Flå̈dermụụs dagegen prophezeit, gleich den bergwärts steigenden Weidekühen, schönes Wetter.

Alle diese Vorzeichen gehen sogar dem Barometer und natürlich erst recht seinem primitiv hygrometrischen Ersatz: dem säḷbdür^{r}e^{n} Tannestli vor.* Bloß im Sommer topplet mạ^{n} dem Bå̈re^{n}metter, fur z'luege^{n}, was d's Wätter wöḷḷi und konstatiert: der Bå̈re^{n}metter — oder d's Chächsüḷber — giịt (steigt), oder ẹr ghịjt (fällt); er stoßt, oder ẹr giịt z'rugg. Er ist ẹs Mụ̊pfeli g'gange^{n}, wenigstens e^{n} Linga (eine Linie als $^{1}/_{10}$-Zoll). Aus dem jeweiligen Stande wird geschlossen: D's schön Wätter hẹngt (hält an). Es schlägt um: Der Wasserbäremetter stịgt ordli^{ch}, ẹs woḷḷt rå̈gne^{n}, ẹs ist nid guet Wätter, (auch bei einem wätterlụ̈ụ̈nige^{n} Menschen nicht). Es ist unentschiedenes Mụ̈derwätter — e^{n} Mụ̈dertag —, Glụ̈ụ̈rliwätter oder Plụ̊derwätter, und damit langweiliges, bblangigs Wätter, ụ^{n}flụch^{t}bars Wätter (S. 54). Es ist U^{n}wätter (ein Ungewitter) im Anzug. Es rüstet oder kannet es Wätter, es wollt wättere^{n}. Di hịịßi Sunna bräntet zụha. Es het g'schwuelet; es ịst tụụsẹm (schwül), dämpfig, trückig, e^{n} g'schmuechti un^{d} e^{n} fụ̈laartegi (einschläfernde) Hitz. Der Unterberner sagt: es ist topp; guggisbergisch topp dagegen ist: mit Feuchtigkeit durchtränkt; topps Wätter ist ein warmes und zugleich fruchtbar-regnerisches. — Chöle^{n}schwarz stocket eine Gewitterwolke ụụf; i^{n} dér Wuḷha ist Wätter! Und nun naht es: Es wird zornig. Es gibt ein rechtes Rumpeḷwätter. Es rumplet, es pụ̊liget, es lotschget, es gibt „ein starkes Donnerbrumlen" (1697). Es chlöpft, nachdem ein grelles blickne^{n}, plickne^{n} vorausgegangen. Weh, wenn d's Wätter, d's Donnerwätter ịị^{n}fieḷi oder ịị^{n}schlüegi! Wenn nach ^{d}em chaḷte^{n} Strahḷ der warm cheemi und zünteti,

ein Haus in Brand setzte, einen Menschen oder ein Viehstück teeti erschießeⁿ! Eine besonders gefährdete Stelle ist die Ládera. Am 26. Juli 1829 wurde der Gantrist-Schafhirt, Josef Hostettler, erschlagen,[27] und ein Mịswätter (Unwetter) vom 20. Juni 1697 richtete fürchterliche Verheerungen an.[28] — Als die gefährlichsten Gewitter gelten die frühmorgenlichen und die abendlichen nach einem Nachmittags-Rắgeli. Dagegen (späterer)

Morgeräge und Wiiberweh
Ist z'Mittag niene meh.

Statt „e̥s blicknet“ (blitzt) sagt der Guggisberger nun auch unterbernisch: e̥s schịịnt, und „wi n eⁿ Schịịn“ ist (rasch) wie ein Blitz. Es schịịnt bedeutet aber auch, ja zumeist, weil ursprünglich: die Sonne scheint. Sie spendet Licht, zunächst aber Wärme, deren vorzugsweise Schätzung aus der des Schattens hervorgeht. Den alten Außenteilern zeigte der Schatteⁿ aⁿ der spitzeⁿ Flue (am Ochsen), wenⁿ es Zịt sigi fur ga z'Aabend z'ässeⁿ (vom Feld heim zum Mittagsmahl zu gehen). Jederzeit aber würdigt der Landwirt einerseits den für häusliche Arbeit willkommenen Schatten und Schärm, anderseits den allzu lang empfundene Mangel an Sonnenwärme. Die Bewohner des Schatteⁿ, nahe der Neuenmatt, sind nicht immer zufrieden, am Schatteⁿ z'heueⁿ; und schatteⁿhḁlb zu hausen wird stets als gleichbedeutend gelten mit dem Angewiesensein auf eine Winterhḁlta. Wie freundlich erscheint dieser gegenüber die Sunnhḁlta, wie gegenüber dem „lätzeⁿ“ der sunnig He̥ngst als Alp! Das ist für ein Hirtenland von doppelt praktischer Wichtigkeit; denn d'Sunnsịteⁿ-Mü̥lch ist di wahri! Daher auch der Wert von Voralpen wie der warmeⁿ Sịta südlich an der Egg.



E zueverleßiga **Wäre-wetter** va mene sälbdürre Tanndli.

Nur der Zusammenhang mit Wärme und Wetter macht auch die Lichterscheinungen interessant. Von der stockstierfịịⁿstereⁿ Nacht zum dụ̈ụ̈chleⁿ (dunkeln), zu stäärnhịịter, zur Täghịịteri und zu dem „vaⁿ der Aabendsunna aang'lụ̈ụ̈chteteⁿ Chopf“[29] baut sich sachlich und stilistisch eine Stufenleiter auf, wie in der Himmelsbeobachtung zwischen uberheicht (bewölkt), Dünnhụ̈lbi[30] (dünnes, leichtes Gewölk vor Sturm und Regen), hääḷ (nebelartig bedeckt, vgl. den murt-

[27] Chr. P. 57. [28] SB. J 531 ff. [29] NvT. B. 236 guggisbergisch. [30] Note 1.

nischen „Hal" als Dunst),[31] g'hịịdig (in der Ferne dünstig, wie namentlich im Hochsommer), hịịter (am Himmel leicht dünstig), klar (es ist hịịter, aber nit klar),[32] lụter, glanz, glänzig. (D'Sunna ist z'glanz dụ̈rg̥bbroche^n.)

Das von „hääl" ganz verschiedene „hell", welches in moderner Sprache[33] akustische und optische Bedeutung vereinigt und im „glöggli-hälle^n Tag" des Baslers einen hübschen Kommentar findet, wird auch trefflich illustriert durch die Genüsse von Aug und Ohr, welche, zumal an Herbstabenden, eine Musikgesellschaft auf dem Guggershorn bietet. Wie man am Süd- oder Nordfuß des Berges die Leute da oben beinah in Lebensgröße erblickt, so klingen auch leise verhallende Töne in merkwürdiger Deutlichkeit zu dem Lauscher hinunter.[34] Eine ähnliche Bewandtnis hat es mit tụụsẹm. Zu der S. 62 erwähnten Bedeutung[35] gesellt sich die von „dumpf"; z. B. d's Murte^ng'schütz tönt tụụsẹm, het e^n tụụsema Ton. E^n tụụsema Möntsch ist kleinlaut, vielleicht aus Beschränktheit: weil er z'guete^n Trüije^n ist oder Mähl am Ermẹl het.

Es gibt ja auch eine „schreiende" Farbe: e^n brüelegi Farb; dás Chlịịd brüelet, es ist brüeligs. Es ist das Rot gemeint; und dieses hatte vormals den Menschen um so mehr zu sagen, je weniger sie es verstunden. Daß in der Morgenröte der Himmel röötschget, ist nichts Auffälliges. Und wenn d'Sunna g̥^lso root Strahle^n het, werden gleichzeitig die Frage und die Vermutung laut: Was wo^llt's ächt gää^n? Es wo^llt deich troche^n wärde^n. Allerhand dunkle Prophezeiungen aber gingen im Schwang, als in den Jahren 1779, 80 und 82 außerordentliche Himmelswölkchen mit ganznächtlichem Wịderschịịn auf dem Erdboden[36] die furchtsame Aufmerksamkeit der Leute fesselten.

Wie nahe legt sich da zumal dem Landmann der Gedanke an Mißjahre! Das teilweis so zu nennende von 1909 erinnert an die von 1570 bis 1600,[37] von 1803 und 1805, von 1836 und von 1837, wo am 23. Mai viele Viehbesitzer Schneetrooli gmacht hịị^n, damit die noch nicht verhungerten, mit Strou u^nd Chrịịs gnapp dg̥rdụ̈ụ̈r^ch bbraachte^n („dụ̈rgg'sụ̈ụ̈rggelete^n") Stalltiere das am 1. und 2. Mai in kurzer Wärme gesproßte Gras atzen könnten.[38] In um so dankbarerer Erinnerung stehen Jahre wie 1801, 1818, 1838 und 1839, 1856, 1868

[31] Ebd. und Gw. 143. [32] Man denke an den Rauch- oder Dunstschleier der Flamme (im Freien), welche mit einem in „heiter" steckenden Wort bezeichnet wird. (Graff 4, 709; mhd. WB. 1, 647.) [33] Kluge 203. [34] Chönnti d'Sunnestrahle Tön vo sich gää, so hätt es g'klunge wi n es Orchester. RvT. B. 111. [35] Vgl. „der Dusem" als Dunst bei RvT. G. 195. 226; B. 67. 267. [36] Chr. 3. 4. [37] Geis. 178. [38] Chr. 43. Der von Weber und Kohli geführten Chronik entnehmen wir überhaupt die meisten der hienach folgenden Notizen.

und 1904. 1830 war der Wachs (die Vegetation) so früh: wit fürhi oder voor, daß es am 1. Mai zur Bergfahrt kam.[39] Vorteilhaft für Getreide (und Wein), unter Umständen auch für Kartoffeln, nachteilig aber dem Futter waren und sind trockene und heiße Sommer wie 1784, wo das brennende Chüehmoos (mit dem Torfmoor im Außerteil) viele Tage lang die Umgegend mit Rauch erfüllte und die Furcht erzeugte, d'Äärda brönni u^nd der jüngst Tag sigi choo^n. Heiß und trocken waren auch die Sommer 1807, 1811, 1832, 1834, 1835, 1870,[40] 1893, 1904. Nasse und kalte Herbste^n dagegen wie 1829, 1835 und 1897, nasse und späte Ustägene^n wie 1902 und 1905, und besonders Kot- und Regensommer wie 1756, 1829 bis 1831, 1840, 1888, nicht zu reden von den seit 1600 furchtbarsten Wintersummere^n 1815 bis 1817, brachten die unerhörten Notstände, von denen im „Armenwesen" die Rede sein wird. 1816 blühten die Obstbäume im Juli. Der 26. Juli 1829 als der wärmste Sommertag zeigte 14°,[41] ja der wärmste Julitag von 1881 bloß 3° (in Bern 5—6°).[42] Da het ma^n i^n Winterchliidere^n g'heuet, wie dann erst bei den Frühlingsarbeiten „erbärmlich gefroren"! Da si^n d'Saati vertschöderet, vermöderet, und was in Eeleni (Ähren)[43] zu schießen vermochte, ward nicht reif; es ist allz tuttis u^nd quantis unn^der ^dem Summerschnee verfület oder mußte naß aantraage^n (zum uufbinn^de^n dem Garbenbinder büschelweise zugetragen) und eingebracht werden. Das Brot war fast ungenießbar, schwarz, klumpig, platt wie Kuchen. Der Laib gestaltete sich in solchem Fall unliebsam zu einer Ruija oder Rueija. (Das ist in Guggisberg und im freiburgischen Sensebezirk der mit der „Rüwa" des Oberwallis einheitliche Brotkuchen, deren man gleichzeitig mit oder noch vor den Laiben einige in den Ofen schiebt, damit sie, rasch erkaltet, sofort zum Kaffee verspeist werden können. Statt des Kreuzschnittes mit dem Messer erhielten sie sonst ein Loch in der Mitte, um als ein steinhart werdendes und mit der Axt zu zerschlagendes, dafür aber vor Verschimmelung bewahrtes Brotsurrogat, an Stangen auf der luftigen Bühne aufbewahrt, in der Alphütte den ganzen Sommer vorzuhalten.)[44] Das Futter verfaulte stendlige^n, der Flachs, ein Hauptprodukt früherer Zeit,[45] ebenfalls stehend.

---

[39] Chr. P. 61. [40] Im Sommer 1870 regnete es hier zehn Wochen lang nicht. [41] Ebd. 60. [42] Chr. 78. In Réaumur verstanden. (Die gute alte Bezeichnung °/₀ (über Null) und ⁰/° (unter Null) wäre unserm + und — vorzuziehen.) [43] Wie Gw. 139. 265. [44] Vgl. schwz. Id. 6, 797 mit der Zurückführung auf lat. rota (Rad), bezw. rotula (Redli). Wir entheben die Einschaltung dem Abschnitt „wa d's Brot har chunnt", welcher gleich andern Partien wegen Raummangel in einen spätern Band verwiesen werden muß. [45] ABS. 3, 47 (1829); vgl. „Anzug".

Sehr lange und strenge Wintere^{n} brachten die Jahre 1572[46] (eingedrückte Sennhütten); 1600 (bloß Juni bis August schneefrei, die „wilden Berge" unbenutzt); 1740 (am 9. Mai die Tüürlistöck noch tief im Schnee verborgen); 1781 (die chạlti Fäsnạcht mit drohendem Einfrieren der Mühlen); 1785 (G'weechti den Hausdächern eben, so daß sie als einzige Verkehrswege dienten, indes man das Vieh durch Schneetunnels zur Tränke führen mußte); 1802 (das erfrorene Baumlaub schlug im August wieder aus); 1816 und 1817 (noch am 28. April vier Fuß tiefer Schnee; „die ganze Gegend schien unter ewigem Winter begraben und von der Natur verlassen zu sein; die Witterung Guggisbergs hat sich in den letzten dreißig bis vierzig Jahren merklich verschlimmert");[47] 1821 (fast immer Frost ohne Schnee); 1823 (sehr streng); 1826/27 (Straßen und Wege unpassierbar wie 1844); 1830/31 und 1831/32 (Leute auf der Straße und Vieh in den Ställen erfroren, Erdäpfel in den Kellern zugrunde gegangen; wegen Wasserarmut selbst das Brunnenabwasser gebraucht); 1864/65 (der Schnee lag Ende März bi n ẹre^{n} Bịịlẹhi,[48] d. i. ungefähr 1 m hoch); 1879 (viele Vögel erfroren, Bäume und Mauern geborsten); 1905 (am Neujahr an der so sonnigen Martenen der frisch vom Herd aufgetragene Härdöpfelstock g'froore^{n}).

Das waren immerhin Wintere^{n} an ihrem Ort (Gebirgswinter zu ihrer Zeit). Was sagt man aber zu den häufigen Sommerschneefällen, welche zu den bedauerlichsten Erinnerungen der Älpler und Hirten gehören? Jaa wääger! säge^{n} d'Bäärger, we^{nn} si Schnee g'seh^{n}. Ein Hausspruch in Neuhaus-Oberried (zu Wahlern) erinnert daran, daß am 11. Brachmanet 1711 eine ähnliche Wetterkatastrophe stattfand wie am 23. und 24. Mai 1908, wo aber doch auch vilicht meh wĕder d's hạlb Ung'süfer z'Grunn^{d} g'gangen ist und d'Wächseni (Wespen) schier gar ạlli erfrore^{n} sịị^{n}. Am 2. Juni 1770 wurde im Schluechtgäßli der ạlt Schnee ụsag'schorrt. Im Juni 1795 fiel Schnee ann^{d}erhạlba Schueh tüüff. Um Mitte Ụụgste^{n} 1800 schneite es einen ganzen Tag in ịị'm furt, ebenso 1813. Am 15. Juni 1830 fielen handgroße Schneeflocken, und am 17. gefror der Boden; d'Chüe hịị^{n} vor Hunger bbrüelet. Am Schaffchịịd 1831 schneite es an Morgete^{n} drei Fuß tief, so daß die Kühe mit Lebensgefahr ins Simmental hinabgetrieben werden mußten. 1835 gab es achttägiga Schnee z'mitts im Summer. Am 23. Juni und sodann im Eembet 1867 mußten die Heuwạ̈lmleni und Heubịrlige^{n} vor ^{d}em chehre^{n} zuerst von ihrer Schneelast befreit werden; der

[46] Z 72. [47] AVS. 2, 140 ff. [48] Gw. 435. 585.

Rogge^{n} war höchstens als Häckerlig brauchbar. Am 10. Heumanḁt 1879 schneite es auf dem Lischerli chneutụ̈ụ̈ff. Am 28. August 1890 wurde durch äußerst starken Schnee das noch stehende G'wächs (Getreide) geknickt (g'lẹhmt). Am 18. Mai 1891 gab es Schlittweg (Schlịịf). Sehr starke Schneefälle vom 29. August 1899 und vom 20. Juni 1901 trieben zur Schneeflucht und brachten wochenlange Kälte. Am 19. Juni 1901 schneite es selbst um Wahlern. Im September 1903 lag das Cemd schuhhoch unter Schnee, und als man es endlich schneeaabers einheimsen konnte, blieb der Schnee noch im Rechen stecken; der Boden aber war gefroren. Am 24. August 1904 het es der Schwen^{d}ẹlbärg uberschnịjt. Am 13. August 1908 lag Rịịffe^{n} in und um Guggisberg, und am 1. Juli 1909 reichte der Schnee bis Schwarzenbühl.

Also zahlreiche Wintertage im Sommer. Wie oft aber auch Summer im Winter! So vor den Stürmen, Wolkenbrüchen und Schneefällen vom Ende Januar 1910; so im Christmanḁt und Jǟner 1909/10; so 1849, 1833/34; so 1822, wa mḁ^{n} va'm Hoorner aan der ganz Winter z'Acher gfahren ist (seit dem Februar pflügte); so bis Februar 1806/07. Im April 1686 het der Statthạlter Glaus am oberen Ạlpigle^{n}bärg drịị Chẹẹse^{n} g'macht. 1828 im Januar hịị^{n} a^{n} vile^{n} Orte^{n} Pärịlle^{n}roose^{n} bblüejt; 1899 im Meerze^{n} d'Chrịesbụ̈ụ̈mleni im Martisgrǟbli, Ende Februar 1905 und Ende Januar 1908 Schlussẹlblüemleni (Hẹngeleni), z'Wị̆nachte^{n} 1909 Schwị̆ne^{n}blueme^{n} (Löwenzahn), am Neujahr 1893 Märgrịtleni (Maßliebchen). Um Mitte November 1908 gab es in den Rüscheggerbergen noch blühende Alpenrosen und brauchbare Hịịteni (Heidelbeeren), und Stalltiere weideten. Das Thermometer zeigte am 7. November (Wịịnmanḁt) 1903 um ein Uhr 41° C an der Sonne (und zwar zu Ryffenmatt), am 18. Dezember (Christmanḁt) 1904 um zwei Uhr 5° C am Schatten (ebenda). Am Rüijahr 1899 het es tonneret wi im Summer.

Solch sommerliche Winter sieht freilich der Bauer im ganzen ungern, weil vielfache — allerdings nicht unfehlbare — Erfahrung ihn unzeitige und sehr schädliche Rückfälle befürchten lehrte. Der Winter het d's Chạlb ụ̈sa ghijt, sagt man, wenn es mit ḁmene^{n} tọlle^{n} Flǟderlig Schnee früei ịị^{n}winteret und die eigentliche Winterszeit dann mild wird. Ähnlich dem Emmentaler[49] sagt man auch: der Winter het e^{n}twoorffe^{n}. Mit anderm Bilde klagt man: Der Pụụr ist um d's Fụ̈li choo^{n} wenn nicht ein richtiger Winter

[49] Lf. 250.

der Flur und dem Wald seine unschätzbaren Gaben zuteilt. Daher die unzufriedene Auseinandersetzung: Es sị^n nid meh Wintere^n wie aḷbạ! Da ist dick (häufig) bis Mitti Christmanḁt ḁ^{l}so füüf bis sächs Wuchi lang der Näbeḷ wie n es Meer i^n der Tüüffi unn^{d}e^n g'läge^n und het der Winter bbrüetet. Gäge 'm Aabend ist er de^{nn} cho^n z'zügle^n e^n chlịị^n. De^{nn} het 'nḁ d'Sunna am Morge^n umhi ahi g'jagt. Un^d ḁ^{l}so het er Zịt g'häbe^n, sị^n Frucht abz'lege^n. Aber wen^n er nit cha^{nn} sị^n Bruet ụụssetze^n, su gi^{bt}'s g'hi^n g'hörega Winter. Un^d ḁ^{l}so hịị^n meṛ nümmḁ^{n} so neṣ G'schlöder vam Winter.

Solches „Jetzt“ läßt sich freilich in manch ein „Einst“ hineinversetzen, wo die Jahreszeiten sich ebenfalls ineinander schoben. 1775 het mḁn am Fraue^{n}tag (25. März) miịste^{n}s aang'wärchet g'häbe^n (S. 52). Aber im Abereeḷḷe^n het 's drịị Schueh tüüff g'schnijt, und d'Flüeg (Pflüge) sị^n sächs Wuchi lang unn^{d}er ^{d}em Schnee vergräbt gsịị^n. 1843 het's ụụsgeẹnds Wiinmanḁt und ịịngeends Wintermanḁt zwe Schueh tüüff g'schnijt. Aber im Christmanḁt ist mḁ^{n} z'Acher g'fahre^n, het dem Flueg naa^{ch} g'hauet oder g'hụije^n (die frischen Pflugfurchen zerhackt) und g'sẹejt. Aber du chömen im Jän^{n}er grüüseḷech Stüürm. Es het e^n truurega Ustäge^n g'gää^n, un^d im Herbst Wuḷhe^{n}brüüch und Loueni (S. 42). Umgekehrt kam es hinter der Egg vor, daß mḁ^{n} no^{ch} am leṇgste^n Tag het Här^{d}öpfle^n g'setzt. Am 18. Februar 1898 wurde im Umkreis von kaum einer halben Stunde hier der ịị^{n}g'schnijt Häber ịị^{n}taa^n, dort Schnee us der Straß g'schörrt, am dritten Ort z'Acher g'fahre^n.

Auf das Jahr 1822 machte der Schwendidichter Zwahlen die unermüdlich zitierten Verse:

Loos, Hans, i mues di neuis fraage:
Hest du n es settigs Jahr erläbt?
Wiist du va so viil warme Tage,
Wa d's Hemmli geng am Buggel chläbt?
Es git zwar Lüt, si si viil b'sinnter
As iig ud duu un ander meh —
Hest du di'r Läbtig so n e Winter
U ghiner g'froore Schibi g'seh?



Haagge-Geertel.

Wald und Wild.

Waldungen.

Wer dürfte über das Guggisbergerländchen schreiben, ohne seiner prächtigen Wääḷᵇ (1465: Wälde) zu gedenken? Ohne Gefahr von Wiederholungen stellen wir dem alpinen Pionierwald Grindelwalds[1] die guggisbergischen Übergänge zum unterbernischen Forst mit ihrer Fülle charakteristischer Gestalten und der Mannigfaltigkeit der von ihnen geweckten Stimmungen zur Seite. Mit Plänklervorstößen oberländischer Art sehen wir Gehölze wie den Greenheⁿwaaḷᵇ Höhen von beinahe 1400 m erobern. Gegen die Niederung hin schließen sich umgekehrt die Wälder mehr und mehr zu dichtem Stand. In strammer gerader Linie, gleichsam unterstrichen durch Gräbeⁿ, die ein Hinüberwurzeln ins Wies- und Ackerland hemmen, hebt sich von diesem der Hoḷzbennᵇeḷ scharf und markant ab.

Zu den mehr als zweitausend Hektaren des besonders waldreichen Forstkreises Kehrsatz liefert mit seinem Waldbestand auch Guggisberg-Rüschegg einen reichen Anteil. Und diesen trachtet die bernisch-mittelländische Forstverwaltung nicht nur zu erhalten, sondern zur Milderung des rauhen Höhenklimas und zwecks rationeller Verhütung von Wildwasserschaden zu mehren. Es werden also nicht bloß die durch Kahlschlag entstandenen Leerrụ̈ụ̈m oder Blüttena (die Blụ̈tti: Lichtung) zu vorschriftsgemäßem Ersatz aaⁿg'setzt, mittelst Tanndleni setzeⁿ, tänndleneⁿ, tänndleⁿ neu bewaldet. Vielmehr wird (aus der Saatschueḷ im Lẹngeneiwaḷᵇ) Gebiet um Gebiet neu aaⁿpflanzet oder ụụsg'forstet (aufgeforstet). Wie im Gürbegebiet die Hänge und Halden zwischen Blumenstein und Wattenwyl und die Gurnigelweiden zu solchem Behuf Staatsgut geworden sind,[2] so Mụụrbụ̈ris und d's mittler Schwarzwasser, die Rüschegger-Gụụhị̈t,

[1] Gw. 157 f. [2] Seft. 234.

die Sü̦ü̦fzena („Süfternen") und Sü̦ü̦fzenenegg, der Gägger, der Ji̦mbe̦rg, d'Schwü̦ü̦gga, Gusti- und Peyersgrat, Chrü̦ters Gre̦e̦tli (Grätchen), die Blaatera. Da kann also, wer Lust hat, durch die chri̦i̦sdicki (wie die Nadeln des Fichtenreisigs dichte) Dicki (das Dickicht) eines bereits mannshohen Tschache[n] („Schachen", kleiner Wald)[3] sich hindurchwinden, um jeden Augenblick seinen Wunn[d]er (Neugier) mit einem derben Nasenstüber heimgezahlt zu bekommen. Mit solchem wartet ihm hier ein glimpfigs oder glimpflichs[4] Tanne̦stli, dort ein glanderigs[5] (geschmeidiges) Rüetli auf. Nach einigen Jahren wird bereits manch stattlicher Stamm,[6] zelthoch aufgeschossen und zugleich biegsam schlank geblieben, eine junge Person als eine Heiha veranschaulichen: eine gleichsam dem Boden enthobene, aus luftiger Leibesstütze herunterhängende Gestalt.

Während solchen lustigen Wuchses hier, werden in Kurzem auch dort neu uberwachseni Gebiete dem ursprünglichen Waldstand übergeben sein und den dem üblichen entgegengesetzten Kulturweg „Wald aus Weide" angetreten haben. So die Egg. Sie bildete vormals einen Teil des Schi̦dwaa̦l[d] (Schied- oder Scheidwald, in älterer Form „Schit"- oder „Scheitwald"[7]) oder der großen Landallmend (S. 5). In der bbrönnten Egg, dem Brann[d]wa̦l[d] oder dem Brann[d] ersteigt der Schiedwald die volle Höhe der Egg, geht nördlich des Laubbachs über in den Ä̆gerte[n]wa̦l[d] und läuft gegen Ryffenmatt hinaus um die idyllische Waldoase: die Waa̦lle̦re[n]hütta, den Mittelpunkt der (untern) Scheidwaldallmend. Der östliche und nördliche Teil derselben strebt als A̦l̦lmitwa̦l[d] zur Höhe des Horbüe̦l hinan. Nach dem Kirchdorf Guggisberg hinüber aber schaut der Buechwa̦l[d] derart, daß seinerseits — nach humorvoller Ausdrucksweise — der nahe der Kirche Begrabene i'[n] Buechwa̦l[d] uberhi[n] luegt. In alten Urkunden erscheint statt des Buchwaldes, aber in einer Umgrenzung, deren Unklarheit zu Streitigkeiten wie den S. 80 erwähnten geführt hat, das Schwante[n]buech als Teil der danach geheißenen Allmend. Nun folgt, in einer Länge von etwa anderthalb Stunden, der (unn[d]er)

[3] So z. B. 1664 in SB. B 48. Im Emmental (vgl. Lf. 57 ff.) ist Schachen Flußufergehölz. [4] Weich nachgiebiges; vgl. Glimpfigi (Lf. 308) als Nachgiebigkeit und Glimpf (schwz. Id. 2, 628) als Vorschub, abstrakt (Kluge 176) als Angemessenheit. (Zu limfan lamf: mhd. WB. 1, 999.) [5] Eigentlich glänzendes oder doch schimmerndes; vgl. die g'glanderierti (und damit zufällig auch etwas steif gemachte) Schürze Lf. 436; Gw. 485. Das Beieinander von Schimmer und Biegsamkeit zeigt z. B. eine Goldweidengerte. [6] Vgl. die schwache Nebenform „Stammen" z. B. 1675 und 1695 in SB. B 345; K 593 und den „Küherstammen" im Röseligarte 2, 6. Wie Tropfen neben Tropf u. dgl. [7] Anz. 1855, 22—31; VI, 200.

Schịdwaḷd, welcher im Eiwaḷd seine Fortsetzung findet. Von hier wendet sich der Forstbogen teils nordwärts, um als der breite Gürtel des Lengeneiwaḷd Rüschegg vom Amt Seftigen zu scheiden, teils nordwärts, um als der herrliche Gurnigeḷwaḷd ganz in letzteres Amt hinüberzureichen. — Linkerseits die kalte Sense und die Schwefelbergstraße einsäumend, steigt der Stäckhütte[n]waḷd nach der gleichnamigen Jungviehalp hinan, indeß der kleine Greenhe[n]waḷd (S. 69) als oberstes Guggisbergerholz sich dem Widdersgrind vorlagert.

Den Charakter des Tieflandsforstes zeigt dagegen in seiner östlichen, von der Poststraße Guggisberg-Schwarzenburg meist durchschnittenen, zu kleinerem Teil begrenzten Partie der herrliche Dorfwaḷd. In den Bergwald geht er über bei seinem Abstieg nach den in ihrer Großartigkeit anderwärts (S. 25) dargestellten Sensenflühen. Obwohl als obera und unn[d]era Dorfwaḷd unterschieden, bildet er doch zwischen den Häusergruppen Schwarzwäḷdera, ób de[m] Waaḷd (ob [d]em Waaḷd) und Waaḷdgassa einen ebenfalls imposant einheitlichen Forst. Er heißt denn auch im Jahr 1336 der vorste[8] (mit der Grundbedeutung des oberherrlichen Tannwaldes, obwohl gerade der Dorfwald der Dorfburgerschaft Schwarzenburg gehört). An stattlicher Geschlossenheit mißt sich mit ihm der Hárrịs zwischen Lanzenhäusern und Albligen, im Gebiet der letztern Gemeinde. Die ältere Schreibung Harras (1467. 1490[9]), welche an Rudolf den Harras erinnert und mittelst der Formen harnas, harnasch auf Harnisch (so heißt auch ein Schwarzenburger Geschlecht) überleitet,[10] kann auf den Wald als ein Grundstück deuten, dessen Besitz im Mittelalter zur Stellung eines geharnischten Kriegers verpflichtete.[11]

Namen wie Äbnitwaḷd und Hoḷḷerwaḷd (Holunderwald) führen über zu den verschiedenen Hoḷz. Aus den reichen Zusammensetzungen mit diesem Wort mögen als genügende Beispiele herausgehoben werden: das Büeḷ-, Pfaad-, Schluecht-, Birhe[n]-, Sack-, Schwarzhoḷz, d's root Hoḷz (1689), d's Brügghöḷzli, die Stelle i[n] de[n] Höḷzlene[n]. Das Flöschachere[n]hoḷz stößt an die Häusergruppe Flöschachere[n] (S. 8). Das Junkere[n]hoḷz erinnert an den Junker als „Jungherr" und damit an das Heer[r]e[n]-hoḷz bei Zumhoḷz, diesem einstigen Sitz der Freiherren zum oder vom Holz, welche im 13. und 14. Jahrhundert eine große Rolle spielten und als nachmalige

[8] Burri 16; vgl. S. 81. Forstwissenschaftlich ist freilich der Forst „ein für den regelmäßig wirtschaftlichen Betrieb eingerichteter Wald". [9] DB. 33; StAB. [10] Kluge 194. [11] Vgl. die Flurnamen Harnischwald, -acher, -büel, sowie „in der Hallbarten", den Panzer- und den Wambist- (Wamms-)acker im schwz. Id. 2, 1612.

Herren „von Schwarzenburg“ der Stadt Bern mehrmals einen Schultheiß gaben. Das unlängst aus einem beträchtlichen Waldstück zu zwei Gütchen erwachsene Zämishoḷz wird als „des Ammanns Holz“ zu deuten sein.[12] Nennen wir noch das Engi-, Fụ̈re^{n}- Bå̊re^{n}hoḷz.

Im gewöhnlichen Sprachgebrauch ist „Holz“ gleichbedeutend mit „Wald“. So ist 1720 die Rede vom Stäckhüttenholz (Stäckhütte^{n}-waḷ^{d}), und die S. 71 angezogene Stelle von 1336 lautet vollständig: das holtze zu Riedstatt an der Sense, dem man sprichet der vorste.[13] Dem adeligen „zum Holz“ entspricht bürgerliches Hoḷzer im Gutsnamen Hoḷzersflüe. Auch als Gemeinname drängt das „Holz“ den „Wald“ völlig zurück, wie schon der Hoḷzbenn^{d}el S. 69 zeigte. Dụr^{ch} d's Hoḷz ụụs oder i^{n} d's Hoḷz geht der Bauer ga^{n} Chrịịs schlịịpfe^{n}, gehen Kinder ga^{n} tannzapfne^{n}, ga^{n} Brambeerilụụb z'så̊me^{n}ramisiere^{n}. Von diesem Gemeinnamen ging der Stoffname aus, und zwar noch weiter schreitend als heute, indem es nicht bloß wie z. B. 1540 „Ein Jucharten Holtz“ heißen kann, sondern z. B. 1656 „38 Stuck Holtz“ so viele Tannenstämme als Bauholz bedeuteten.

Vom ursprünglichen Unterschied zwischen „Wald“ und den dies Wort ersetzenden Spezialbezeichnungen ist in „Grindelwald“[14] die Rede. Von den letztern begegnet uns für das Guggisbergische bloß das Löhli (1357 zu Schwarzenburg und Oberwil i. S.,[15] sowie im „Acker zum Löliböumli“ (1533) als kleines[16] Loo, alt loh, lôch.[17] Obschon dies nur niedriges Gehölz bezeichnete (vgl. dornlôh, Dornicht), bewahrte es doch solenne Bedeutung in zahlreichen Personen- und Ortsnamen;[18] und die Wortgleichheit mit lucus[19] erinnert an den Hain, den heiligen „Fichtenhain“, in welchen der Gemütstiefe nur „mit frommem Schauder“ eintritt. So auch „heil'ger Tempel ist der Wald“, von dessen Eindrücken auf die empfängliche Seele Poeten und Tondichter[20] noch lange nicht ausgesungen haben. Welche Vorstellungen erweckt schon im bloßen Worte der oder das Taan[21] (1356, 1533, 1542), der Tann[22] (1357), der Ort „uf dem Wyttann“ (1529)[23] als imposant in sich geschlossener Forst! Und welche andern die Schärmtanna[24] als kraftvoll für sich herausgehobene Einzelgestalt, sozusagen als Persönlichkeit, deren bloßer An-

---

[12] Etwa wie zu Gottstatt die Nachkommen eines Gemeindeammanns „d's Amme's“ hießen, die Bezeichnung aber als „Sami's“ gedeutet und der Familienvater schließlich als „Sami“ (Samuel) angeredet wurde. Mit „z“ statt „d's“ vgl. Zbinden, Zwahlen, Zutter (des Suter). [13] Font. 6, 271. [14] 191 f. [15] Font. 8, 171. 198. [16] RGU. 271. [17] Vgl. auch das „Gagelööli (Galgenhölzchen) zu Worb. [18] Z. B. Schwaderloh, Waterloo, Hohenlohe: Graff 2, 127; vgl. mhd. WB. 1, 1041. [19] Kluge 293. [20] Wie Mendelssohn-Bartholdy. [21] Vgl. (im) guoten Taan = Guttannen. [22] Kluge[5] 372. [23] DB. 53. [24] Vgl. Gw. 166.



Wettertanne. Im Hintergrund die Schüpfenfluh.

blick von mächtigem Schutz vor dem Zorn des Gewitters redet! Drum sehen wir sie schon 1796 durch Landvogt Otth gegen einen unverständigen Bannwart verteidigt.[25]

An eine andere Individualität erinnert das Verkehrszentrum des Außerteils von Wahlern: der Ort „bey der schönen Tannen“ oder zusammengeschrieben: Schönentannen (1802; vgl. den Schőne^{n}zúg als Scheidwaldgrenze, sowie die „Gueti Tanna“ zu Alterswyl und „Guttannen“ im Oberhasli). Nahe bei diesem Schőne^{n}tánne^{n} liegt das Schulhaus des Außerteils: (bi de^{n}) Tännlene^{n}, welcher Ort ebenso an das Tännli anknüpft, wie etwa die „Tennlen“ (1361)[26] oder „Tellen“ (1355):[27] die Tellenburg Frutigens, oder wie die Geschlechtsnamen Tännler, Dennler. Im Gegensatze zur „Schönentannen“ hoben sich seiner Zeit die Namengeberinnen der zwei Örtlichkeiten Dűr^{r}e^{n}tanne^{n} von dem 1076[28] und 1544 erwähnten Grüene^{n}waḷd (Schwante^{n}buech) als Anstößer des Schiedwaldes ab.[29] Ebenso von den vielleicht dreihundertjährigen und trotzdem noch kerngesunden Riesentannen, wie sie gleich dem Emmental (z. B. Dürsrütti bei Langnau) auch das Guggisbergische noch da und dort aufweist. Insbesondere ist es neben der Roottanna oder dem Rootbụụm (Fichte) die z. B. im wịịße^{n} Taan bei der Langenwylzelg 1533[30] und auf dem Wịịßtanne^{n}grat trefflich gedeihende Wịịßtanna oder der Wịịßbụụm, auf welche der Stolz der gürbentalischen und der schwarzenburgischen Wälder sich gründet. Drum weiß man auch für eine stattliche und schöne Weibsperson keinen schmeichelhafteren Vergleich, als den: Das ist e^{n} Wịịßbụụm. Auch schriftdeutsch spricht man ja von der „Edeltanne“.

Zur Bedeutungsauffrischung und gleichzeitigen Erzielung einer gewissen Wortfülle[31] heißt der Leerchch (die Lärche, larix), welcher obendrein mit der gleichbenannten Lerche (alauda) verwechselt werden könnte, d's Leerchche^{n}tanndli. Auch die z. B. i^{n} der Brụggla gedeihende Eibe (Taxus) hat in der Wandlung über îw zu î[32] eine zu dürftige Benennung erlangt, so daß sie als Ịịtanna aufgefrischt werden mußte. Ịịtannigs Hoḷz oder Ịịhoḷz sucht sich insbesondere der Zimmermann für niemals faulende Tụ̈beḷnägle^{n}[33] und der Küfer für Tụwwe^{n}nägle^{n} (Daubennägel) aus. In Anlehnung an neudeutsches „Eibe“ spricht man auch etwa, die Mundart „verbessernd“, von „Ei-

---

[25] SB. S 156. [26] Font. 8, 385. [27] Ebd. 86. [28] Ebd. 1, 332. [29] LG. 6a [30] RGU. 243. [31] Vgl. den „Ahornbaum“: ml. acer arbor, erhalten in Isérable und mit heutiger Aphärese: érable. (Gatschet.) [32] Ahd. îwa, mhd. îwe; vgl. bernisches und badisches Ybach (1515), Ibich neben Ibenbach und Ibental, sowie Yberg. [33] Vgl. „Dubel“: Gw. 427. 460. 632; Dűbel: Fischer, schwäb. WB. 2, 436 und Dűble: 437.

hoḷz" und stützt sich dabei sowohl auf die vom weißlichen Splint und dem gelblichen Kernholz gebotene Ähnlichkeit mit dem Innern des Eies, als auch etwa auf die ähnliche Dauerhaftigkeit des „Ei^{ch}holzes". — An dem von der Straße umsäumten Randstück des Dorfwaldes gedeiht die junge, etwa hundert Meter lange und bis gegen zehn Meter breite Weihmutskieferpflanzung. Welche Pracht im Juni, wenn die wie poliert glatten, kerzengeraden Stämme und Stämmchen mit ihren handhohen, hellleuchtend grünen G'schü̦tzlẹge^{n} (Schossen) sich in der Morgensonne ausnehmen wie eine Riesenhalle voll brennender Kronleuchter! Auch diese Weihmutskiefern verdeutlicht man sich als Weimuetstanni. Die Kiefer oder „Dähle": Deeḷḷa kommt nämlich zu selten vor, um hier Anhalt zu bieten.

Reiner Tanne^{n}waḷ^{d} ist seit langem der Buechwaḷ^{d} (S. 70), sowie der Grüene^{n}waḷ^{d} der ältern Sprache, welcher Name sich mit „Schwante^{n}buech" zu decken scheint. Tannwald ist heute gleicherweise das Stück i^{n} der Summerbuecha. Es liegt ja auch in der Natur der Sache, daß das als Bärghoḷz[34] langsam gewachsene Nadelholz das Hartholz dem bäuerlichen Gewerbsmann annähernd ersetzt und gleichwohl einen raschern Umtrieb gestattet. Frommer Sinn hat freilich für diese Alleinherrschaft der immergrünen Tanne noch eine andere Erklärung: aus ihr war das Kreuz Jesu gemacht; und dies beständig vor Augen zu haben, ist die Prärogative der echten Bergleute.

In der wenig forstwirtschaftlich rechnenden ältern Zeit stellten sich allerdings der Rot- und der Weißtanne die rooti und die wịịßi Bueha keck zur Seite und bildeten ganze kleine Bestände. Die (natürlich nicht etwa mit der Blutbuche zu verwechselnde) rooti Bueha mit dem rötlichen Holz und der g'sprossetere^{n} (rauheren) Rinde birgt sich gern in der Hüḷbi (milden Lage) des Waldinnern, während die viel zeeijeri, daher vom Wagner vorgezogene wịịßi Bueha in Hägen oder am Waldrand, also am Luft wachst. Der frühere Waldstand beider läßt sich aus alten Örtlichkeitsnamen wie dem „Acker" zu Wollfbuchen (1533 zu Schwarzenburg), dem Buechacker (1357) und Buechgräbe^{n}, der Buehemü̦ḷi, dem Buchen- oder Lindenbach (1787[35]) erschließen. Und daß auch heute die Buche sehr wohl diese selbständige Rolle selbst am Südabhang der Egg bei 1200 m und höher zu spielen vermöchte, beweist ihr freudiges Fortkommen am Tannenwaldsaum der Martenen und der Warmenseite, noch mehr an sonnigen Partien des Flöschachernholzes usw. Gern aber führte sie von jeher auch eine statt-

[34] Gw. 184. [35] R 59.

liche Einzelexistenz. So die der Schönentannen analoge und auch örtlich nahe Schö̈neⁿbueheⁿ — auch in Rüschegg steht ein Ort gleichen Namens —, und so der Baum, nach welchem es auch im Schwarzenburgischen einen Ort zur Bueha (1796) gibt, von welchem das Geschlecht „Zurbuchen" sich herleitet. Bisweilen ist freilich das so anspruchsvoll sich hervorstellende Individuum nur „ein kleines bücheli" (1647), doch immerhin auffallend genug, um 1533 einem Schwarzenburger „Acher zum hinderen Büchli" (Buechli) zu seinem Namen zu verhelfen. Auch der Kleine vermag sich ja zur Geltung zu bringen, ja den Großen in den Schatten zu stellen, wenn er sich das Ansehen etwa eines ersten Napoleon als Ausdruck zäher Energie zu geben weiß. Dank dieser lebt er erst recht im Tode fort, wie das Buech, d. h. das buehig Ho!z, das nach bernischem Spruch seinerseits i̜i̜m näch ᵈem Lǟbeⁿ trachtet, bis es verbrönnt ist.[36] Buehig ist auch so viel wie zornig (vgl. „hagebuchen").

Eichenholz gebe es im Amt Schwarzenburg keines, wurde vor hundert Jahren behauptet.[37] Tatsache ist, daß es nur selten, gleichsam wie verschüchtert etwa in einem Waldwinkel (deshalb auch etwa wie schon 1533 als Marchbaum dienend) angetroffen wird. Es ist, als hätten die wenigen Exemplare sich vor der Axt, die z. B. 1488 beim Umbau der Grasburg[38] und noch später dem zähen Bauholz so scharf zusetzte, dorthin geflüchtet. Von ehemaligen ganzen Beständen der I̜iha (Eiche) reden noch die Häusergruppen Oberi̜i̜hi und Ni̜deri̜i̜hi (1312: zur Niederneich) im Niederteil von Wahlern.

Beim Aspacher zu Gambach (1533), wie auch sonst nicht selten, veranschaulicht die Zitterpappel: Aspa[39] die Redensart vom „zittereⁿ wie ne̥s aspigs Laub" (Espenblatt) oder vom waggeleⁿ wi d'Aspi. Nach bekannter Deutung muß die Espe zittern, weil sie bei der Kreuzigung Jesu als die einzige unter allen Bäumen aus Gefühllosigkeit es unterlassen hatte.

An ihren Namen klingt der der Esche an, welche mundartlich die Äscha (ss) oder Öscha, wie im Emmental aber auch: der Öösch (s)[40] heißt. Wie der Wagner den in voller Kraft gefällten Baum als Nutzholz aussucht, so die Bienen z. B. in den Sensenflühen[41] den vor Alter ausgehöhlt dastehenden als Wohnung. D's Saft erhält ihn noch jahrzehntelang als Invaliden, wie die Birke als das zuweilen grausam amputierte Bĕseⁿho!z, am Leben. Drum auch benannte seinerzeit manch eine in ihrer Einsamkeit äußerst zäh ausdauernde Bi̜rha

[36] Schwz. Id. 4, 984. [37] ABS. 3, 35. [38] BG. [39] Wie ahd. [40] Mhd. „der" asch, ahd. „der" asc [41] Vgl. auch Steblers „Am Lötschberg" 112.

hier eine Waldung als di Birha, dort eine Häusergruppe „in der Birchen" (1356) oder z'Birhe^n. Letztere ist vielleicht mit dem an sich unverständlichen „Lynebirga" von 1107 zu identifizieren.[42] In ihrer Nähe liegen das Birhe^nholz und der Birhe^nhübel. An andern Stellen finden wir ein Birhe^nfääl^d, ein Birhe^nmoos, in Albligen die Birhe^nzälg (1654). In der Müschera westlich vom Ettenberg liegt die Birhera.

Eine ungemeine Lebenskraft entfaltet auch die an sonnigen Rainen so gern in Reihen wachsende und Unterwuchs duldende Ulme: der Ilm oder Ülm (Mehrzahl: Ilme^n, Ülme^n).

Solches Unterholz mit oder ohne Dornen: Dörn oder Törn, a^n däne^n ma^n si^ch verchraauet (zerkratzt), wird zusammengefaßt als Pösche^n (ŝŝ) oder Stüdi. Dür^ch d'Pöschen ab, d. h. die (durch den Bau beseitigte) Gebüschhalde ab führt seit 1867 die Pösche^nstraß rechts der Sense von Schwarzenburg nach Heitenried. Einen Ort „zen Studen" (schon 1273: Stüde^n) gibt es natürlich auch in Guggisberg; ebenso ein Stüde^nlehn und ein vom Geschlechtsnamen Studer abgeleitetes Stüderli. Die meisten Zusammensetzungen mit „Staude", sowie das Kollektiv Stüdera (Mehrzahl: Stüderi, vgl. auch das G'stüüd), gelten allerdings der Häselstüda. Eigennamen wie „gahasalachi", Haslach, Hasle, Hasli, Haßlet fehlen in Guggisberg. Gleichwohl wachsen auch hier seltene und hochgeschätzte Dinge, wie etwa eine schöne Kuh, ömel nid a^n de^n Häselstüde^n. Denn diese finden sich ungefähr gleich häufig wie die längst vor der Nußreife sie absuchenden großen und kleinen Kinder, angesichts deren man sagt: Es sötti verbotte^n sii^n, an e^n Haag nüma^n z'gugge^n, gob's Bättag ist. Wie die Häsla, erscheint als Staude auch die Weide, nach welcher die Ortschaften Wide^n mit dem Wide^ngräbe^n (der frühern Buchenmühle), das Wideneggli, die Widera sich benennen. Als Weidenstock ist auch zu verstehen der Fehlbaum, alt „Velbaum" (1363, 1365),[43] der als March dienende „große Velbstock" (1533), wie es deren z. B. 1484 in der zur Wahleren-Pfrund gehörenden „rütimatten zem felw" oder in der „felwmatten",[44] der „felwen Matten" (1533) gab.[45] Mit der lateinischen Benennung salix stimmen die später aufzuführenden Ortsnamen Saali und Saale^n. Von den in Blüten und Beeren so geschätzten Hollunderstauden reden Höll^derächer und Holl^derbüel, „Hollderbank" (der Holunderwang) im Solothurnischen usw. An Waldrändern

---

[42] Burri 27 nach Font. 1, 331 f. [43] Font. 8, 533. 641 (Biel und Bözingen). [44] RGll. 267; SZ. [45] Die Weide heißt mhd. (WB. 3, 296 f.) velwe, ahd. (Graff 3, 518) felwa, felawa, wohl nach der „falwen" farbe (schwz. Id. 1 822).

gedeiht der ebenfalls der Beeren wegen so geschätzte gemeine Wachholder: d'Räckholteri.[46] Die Elsbeere hinwieder wächst an Sorbus torminalis: der Else oder Eltsche, dem Elsenholz oder Elsbeerbaum, wie er auch dem vom Elsengräben durchzogenen Elsenmoos den Namen erteilte. Als Besenholz endlich konkurrieren mit der Birke das Gitziholz (der Hartriegel) und die Truesla (Troosla, Alpenerle, Alnus viridis).[47] Auch die Jela (Waldrebe, Clematis vitalba) darf wegen ihrer Verwendung als Stinchrattenĝ'flächt nicht vergessen werden.

Ebenfalls an dieser Stelle am passendsten reden wir vom Ausklang des Alpen- und Voralpenwaldes in der Alpenrose. Vam Sűbentaal ahi bis hinunter auf den Stinroosengraat der Sensenflühe unterhalb der Häusergruppen Heid und Laden, wo sie in noch größerer Fülle als selbst am blumenbesäeten Ganterist gedeihen, „glüht die purpurne Pracht". Etwas spärlicher ist der Stinroosenriin (=rain) am Schwarzwasser, etwa zwanzig Minuten nördlich von Elisried, besetzt. Das darf uns freilich nicht wundern, da es selbst in der Ebene des Aargaus Alpenrosen gibt. Auffällig ist bloß, daß man die beiden erwähnten Erhebungen nach der „Steinrose" benennt. Denn der Stinroosen, d. i. die gewimperte Alpenrose (Rhododendron hirsutum) mit den filzhaarigen Blättern und den kleinern, auch hellern Blüten wachst ganz uhi auf den Höhen des Stockhorngebiets, uf den Flüehnen. Dagegen sind die Höhen der Egg, namentlich um Ottenleue und Schwarzenbühl, sowie deren Absenkungen bis Schwarzwasser und Sense das Gebiet des Alpenroosen: der rostblättrigen Alpenrose (Rh. ferrugineum). Am Gantneristchummli begegnen sich die beiden Soorten. Von hier heruntersteigend, kann man aber beobachten, wie auch die letztgenannte Art sich immer heller und damit unscheinbarer färbt.[48]

Die Egghöhe des Horbüel trägt demnach ebenfalls „nur" Alpenrosen. Als Gruß ins Flachland hinuntergeschickt, durften sie hier gleichwohl mit Fug als „Steinrosen" gepriesen werden:

Jez ist der Summer entlech choo
U d'Chüejerzit ist naha.
Stiroose han i uberchoo
Va'm Horbüel uberaha.
Wa diser Roose g'wachse sii,
Da möcht i sii, da zieht's mi hii.

Stiroose, ja, du hest mer'sch bb'riicht,
Das si no geng di glühe!
I ha si früejer sälber g'riicht,
Jez ma n i's nid erchiihe.
O Jugedzit, o Roosezit,
Wi wit sit ier awägg, wie wit!

---

[46] Über „Reckholder" vgl. Zeitschr. f. hochd. MA. 4, 163. [47] Gw. 168 f. [48] Belehrung durch Zwahlen in den Stößen.

Ghis Gartebett im Unnerlann
Cha d's Härz aso erfreue;
Ghi Jumpfera, ghi Gärtnerhann
Cha settig Roose streue.
Der Horbüel ist es Meiebett,
Wa Roosen ohni Dorne het.

Vam Guggispärger Hiim u Herd
Di alte Lieder ruusche;
Drum ist das Strüüßli mier so wärt,
I wöllti 's niene tuusche.
I säge Dank va Härzesgrunn:
Vurgält ech's Gott u bliibet g'sunn.[49]

So kann ein Sträußchen, das an vielbegangenem Bergpfad spielend gepflückt worden, nachgerade im alten Mann ein Meer von Gefühlen aufwecken. Ein wie tiefes aber die Körbe voll Blumen, die bereits verwelkt zu Tale gelangen und zum Kehricht wandern? Mit der bis zur Modekrankheit gesteigerten Beliebtheit der Alpenrose aber tritt in sehr prosaische Konkurrenz das land- und forstwirtschaftliche Interesse, welches der gefeierten Blume als überaus schädlichem Unkraut den Krieg erklärt. Jedenfalls darf man auch hier nicht gedankenlos generalisieren. Ist körbchenweises Pflücken der Alpenrose durch oder für renommiersüchtige Fremde an sowieso ertraglosen Halden iⁿ deⁿ Flüehneⁿ eine nicht genug zu verdammende Barbarei, so dient der Freude an Blumen, der Weidewirtschaft und der Bekämpfung von Hals- und Brustübeln (mittelst T'hee's)[50] mit einander ein kindlicher „Beutezug" uber d'Bärgeⁿ.

Nicht das gleiche gilt vom läseⁿ des gleich modischen Edelweiß: vom edelwiißneⁿ. Der Edelwiiß[51] kommt dem Guggisbergischen bis auf den Ganterist entgegen. Reicher gedeiht aber die Pflanze an der Bürglen, an der Harnischmatt und dem Harnischli in der Kaiseregggruppe, ebenso an der Wälalp, auch an der Chrüziliflueh und an Meischipfen gegen Jaun hin.[52]

Im gleichen Zusammenhang sei noch das Bränderli, Bräneli oder Brämeli (Schwärzlein, Nigritella angustifolia) als Geschenk der Nünenen und der Bireⁿflueh, der Schweibenegg („Schmiedenegg") und des Taal erwähnt.

Waldrechte.

Die seit Neujahr 1910 in Guggisberg eigens neben der Allmendkommission amtierende Forstkumission, welche lächelnd sich selber auch etwa Tanngrotzlikumission betiteln darf, verwaltet bei 300 ha Burgerwald. Das ist ein großer Anteil am Burgerwaldbestand des

---

[49] Dürrenmatt in der Berner Volkszeitung 1909, 59. [50] Gw. 109. [51] Geschlechtsanlehnung an „der Blueme (vgl. „der" flos, „il" fiore usw), wie bei Roose". „Der Alperoose" lehnt zudem an den „Rosenbaum" (Rhododendron); noch auf dem Schwiinberg über Plaffeyen gedeiht die Pflanze meterhoch. [52] Wie Note 48.

Amtsbezirks, welch ersterer 1869[1] mit 47,4 % die 38,8 % Privatwald oder Vorholz,[2] die 10 % Staats-[2] oder Hochwald (mit dem Doppelbegriff der hohen Lage und der eigentümerischen Staatshoheit), und die 3,8 % Korporationswald weit überwog.

Am Privatwald haftet noch hier und da ein dreifaches, wenn nicht gar vierfaches Recht: Einer besitzt Grund und Boden, ein zweiter die „Waldung“ oder ein Stück Holzhau, das sich als Schlagrecht für sälber g'wachsnigs Wiißtannigs, Roottannigs und Buehigs sogar auf verschiedene Rechtsinhaber verteilen kann, ein dritter das Wiidrächt und ein vierter das Streuirecht auf demselben Grund und Boden. Alles analog einem ruralrechtlichen Satz: Dem einen die Saat, dem andern die Bäume (des nämlichen Grundstückes).[3] Der erste bezahlt mithin die Grundsteuer, ohne einen Nutzen zu haben; die zwei andern ziehn der Nutzen und überlassen dem erstern gerne die Ehre, Waldbodenbesitzer zu heißen. Man führt im Volksmunde diese Sonderbarkeit als es Cheiben Unding auf Spekulationen oder auch auf gewöhnliche Dummheit zurück; vielfach stecken unerledigte Handänderungsformalitäten dahinter.[4] Neuere Verschreibungen überbinden nun die Grundsteuer den Holzhaurechtinhabern.

Die „hohen Wald“ (1538),[5] welche 1423 bei Erwerbung der Herrschaft Grasburg gemeinsam an Bern und Freiburg übergingen, waren: vor allem der Schiidwald (S. 70); dann die Lengenei, seit 1645 der ganze Häris, sowie das Chülchhölzli zu Wahlern. So nach der Aufzählung von 1796.[6] Eine lange Reihe unerquicklicher Streitigkeiten, welche sich im 16. Jahrhundert über Nutzungen im Schiedwald erhoben, riefen einer Menge Erlasse (1535 bis 1596)[7], sowie einem Waldbuech oder Waldrödel, welcher jeweils an der „Hohen Konferenz“ von Abgeordneten beider Stände vorgelegt werden mußte.[8]

Wirksamer war jedoch die (aus dem kaiserlichen Eigentumsrecht abgeleitete) Belegung der obrigkeitlichen Wälder mit dem Bann. Diese Wälder lagen als „verbannete höltzer“ (1577)[9] oder „bahnwäld“ (1714) im Bahn (1715), im Bahn innen oder, nach echt mundartlicher Anlehnung des verdunkelten an ein bekanntes Wort: in der Bahn[10] (um Bern: in der Pahn). Besonders gilt von kleineren Abteilungen der großen Staatswälder oder selbständigen kleineren Gehölzen in gut erreichbarer Nähe dies noli me tangere. Daher gibt es ein Pürenbännli und ein Choolgräbenbäänli, einen Pochten- und Sengenbann

---

[1] Jenz. 130. [2] Schwz. Id. 2, 1250. [3] Hub. 4, 695. [4] Vgl. Gw. 177; Lf. 240. [5] DV. 60. [6] SV. S 169. [7] SV. G 689. 691 f. 725 usw. [8] SV. S 169. [9] RM. [10] Vgl. schwz. Id. 4, 1270.

(1796) und einen Wiißtännlibaa^{n}. Ein Bännliwaḷ^{d} ist auch das Bannhọḷz oder Bannhöḷzli (1749),[11] wie das „Kirchenhölzli" (S. 80) häufiger genannt wird. — Die Hut oder „obsichthaltung" (1717) über die Bannbụ̈ụ̈m ist seit langem dem Bannwart, „Bahnwart", Bä^{nn}waart (im Seeland: Bamme̥rt) anvertraut. Den (untern) Schiedwald sehen wir 1796 zu diesem Zweck in neun Nummern abgeteilt und acht Bannwarten unterstellt;[12] die Längenei wurde von zwei Aufsehern „verbannwartet" (1357);[13] über das Kirchhölzchen het geng ịịna 'bbannwartet, und der „Harriswaldt" hatte den Ammann von Albligen zu seinem „Waldhüter", oder den „Vffeher zu" ihm (1644).[14] Aber auch außerhalb dieser kleinen Gemeinde sehen wir 1465[15] und 1796[16] den Bannwart als „Waldammann" bezeichnet. 1357 heißt er mittellateinisch foresterius,[17] woraus sich der „Forstner" (1780), „Forster", der Föörstner und der Oberföörstner als dem Bannwart übergeordnete Beamte abgliederten.[18] Als Besoldung bezog laut Holzreglement des Amts Schwarzenburg von 1749 der Bannwart des Harris alle sechs Jahre einen Mantel, sowie alljährlich aus dem Stiftsamt in Bern zwei Mütt Dinkel und zwei Mütt Haber, dazu aus dem Schloß einen Mütt Haber (1791).[19] Den letzteren Zuschuß der Regierung bezogen seit 1757 die Langeneibannwarte nebst je drei Kronen oder zehn Pfund,[20] welches Geld wir alsbald 1757 den Ammann von Albligen als Harrisbannwart für dreißig Jahre nachfordern sehen.[21] Es blieb jedoch hier bei der besagten Naturalleistung.

1822 finden wir die Bannwartbesoldung mit „Stocklöhne^{n}" identifiziert,[22] also mit Gewinnanteilen an jedem unter bannwartlicher Kontrolle gefällten Hochwaldstamm. Die standen demnach in Verbindung mit dem geregelten Nutzen, außer welchem die obrigkeitlichen Wälder unnutzbar, „taub" (wie etwa eine taube Nuß), in alter Sprache „tobwelde" (1299) sein sollten.[23] Die Nutzungen waren in der Tat genau abgeteilt. Das Schloß und die Landschrịberịị beholzten sich aus Längenei und Harris, die Pfrunden Albligen und Überstorf aus letzterm, Pfrund und Kirche Wahlern aus dem Bannholz.[24] Die Pfruend Guggisberg dagegen nutzte neben einem Riemli Holz von 1/2 Juchart (1542)[25] „ein Hollz vnder der Winterhallden (Winterhaaḷta), by

[11] SB. P 499. [12] SB. S 169. [13] Font. 8, 223 (Fraubrunnen). [14] SB. D 316. [15] StAF. [16] SB. S 156. [17] Burri 118. Aus lat. föris (fz. de-hors) wurde ml. forestis, ofz. forest und mhd. vorest, fz. forêt und nhd. Forst. [18] Vgl. den Wäägchnächt = Wegmeister unter dem Oberwegmeister und über diesem den Bezirksingenieur, den vom „Pfenter" differenzierten „Pfander" (Gw. 316) u. dgl. [19] SB. R 212. [20] Ebd.; SB. N 793 ff. [21] SB. N 815. [22] ABS. 2, 460. [23] Burri 66. Vgl. „toben" und „taub" bei Kluge 455. 459. [24] SB. P 499; R 210; S 169. [25] RG.

einer Juchart", am Schwendelberg gelegen, bis es 1571 gegen eine Weid am Guggershorn ausgetauscht wurde.[26] Daneben durfte der Bannwart für Bauzwecke je fünf bis sechs (1647)[27] Armen als Brennholz einen bis zwei Stöck (1796)[28] verzeigen; „die zu Harris megen auch der Kürtze nach zunen, damit das Vee Inen nit In Ire güter lauffe" (1533),[29] aber hiezu bloß Aspi und Birchi (also das minderwertigste Zaunholz) dem Staatswald entnehmen. Sonst war Zuun-latti haueⁿ, überhaupt Holz haueⁿ, und alles chriiseⁿ (S. 88) „abgestrickt" (1596)[30] bei drei Pfund Buße (1846)[31]. Kohlenbrenner und Chüeffer mußten sich an den Landvogt wenden (1663,[32] 1675[33]).

Nur der (untere) Schiedwald war, weil den Guggisbergern zur Nutzung überlassen, Gegenstand der Freibeuterei. Noᶜʰ im Füfz'g (1850) het maⁿ im Schidwald für füüf Bätzeⁿ chönneⁿ Holz ab ᵈem Stock nääⁿ su viil maⁿ het wölleⁿ. Als man die Gefahren solcher Raubwirtschaft ohne Forstkultur einsah, mußten die Hausväter zunächst eine bestimmte Stelle bezeichnen: da woˡˡtt iᶜʰ Holz, so und so menga Buum. Mit der Zeit jedoch wurde diese Willkür durch die Satzung eingeschränkt: So menga[34] P'härsoon in ereⁿ Hushaltig, so mengs Büümli tarf maⁿ gaⁿ riiheⁿ.

Später aber hieß es: Wer mehr als tausend Franken versteuert, uberchunt uber d's annᵈer Jahr es Holzloos (ungefähr ein halbes Klafter). Armen dagegen wurde alljährlich ein halbes Klafter angewiesen. Dazu nun gibt es für die Burger der vier Amtsgemeinden Burgerloos, welche allerdings in Guggisberg bloß etwa zwenz'g Fränkleni, im Dorf Schwarzenbuag dagegen bei hunnᵈert Frankeⁿ Kaufwert besitzen. In so verschiedenen Mengen wird das alljährlich durch Reifeschlag und Durchforstung gewonnene Burgerholz zugeteilt, und zwar, um jegliche Begünstigung zu vermeiden, als Loosholz, mittelst Looschaarti ziehⁿ oder Hälmli ziehⁿ. Unverteilt gebliebenes Burger- und alles Staatsholz kommt als Stiigerholz (mittelst öffentlicher Steigerung) an den Mann.

Ihren Waldbann üben die Burgergemeinden, auch andere Korporationen und gelegentlich der Staat durch den jeweils von der Forstkommission angeordneten Waldschluß. Dieser dauert vom Nachwinter oder Frühling weg bis in den Spätherbst, unter Einräumung von einem oder zwei Wochentagen für Holz uufz'läseⁿ oder z'holzeⁿ: dürre Äste, das G'müder (Abfälle) von Holzablagerungen und Speen von

[26] RG. [27] SB. A 68. [28] SB. S 169. [29] SU. [30] StAF. [31] SB. A 58. [32] SB. L 144. [33] DB. 153. [34] Geschlechtsanlehnung des mundartlichen Lehnworts an „Mensch" oder an „Sohn".

Holzerplätzen (vgl. d'Ägerteⁿspeen) aufzulesen. Auch die Burgergemeinden haben übrigens ihre Bannwarte. Derjenige der Dorfallmend bezog um 1810 von jedem Pferdebesitzer eine Korngarbe, von jedem andern Nutznießer zwei Batzen.[35] Gerade der Dorfwald hatte aber neben minderwertigen auch ausgezeichnete Hüter. So Christian Zahnd (1820 bis 1901). Gutherzig gegen würdige Arme, war er streng gegen Frevler und ließ sich durch keine Verleumdung seiner Pflicht entfremden. Findig, wie er war, ging er z. B. gelegentlich hinnᵈertsiᶜʰ in den Wald, um mit seinen Spuren im Schnee Schuldige irre zu führen und zu ertappen.

Solcher Waldschutz war nachgerade nötig genug geworden, um der alten, heillosen Verschleuderung eines unersetzlichen Gutes Einhalt zu tun und einen unabwendbaren „Holzklamm" (1756) zu verhüten. Auch Guggisbergs 320 Jucharten Burgerwald wurden noch 1823 grenzenlos schlecht bewirtschaftet.[36] Drei Teufel gingen nach berühmtem Försterwort durch den Wald: der Gịịßeⁿ-, der Sägẹsseⁿ- und der Holzhändlertụụfel. Erst wenn diese drei Teufel zum Teufel gegangen seien, könne es heißen: Der liebe Gott geht durch den Wald. Da kaufte 1778 ein Hans Gilgien ganze Stücke Wald um Geld und Wein, reutete sie aus und hinterließ den Betrogenen den leeren Boden.[37] Windfaal (=Holz, vgl. den Bụụmfaal als Vorsaß nahe dem Ottenleue) wurde verschmäht und dafür zu Rechen, Spinnrädern, Wagen die schönsten Buchen gefällt, die zusagenden Stücke fortgeschleppt und die Reste liegen gelassen;[38] es wurden statt sieben erlaubter Tannen deren dreißig gefällt usw.[39] Um das abzuschlagende „Buch-Acherumb"[40] (das Buech als die Buchecker, „Buechnüßli") in ausgebreiteten Tüchern auffangen zu können, wurde in der Längenei das umgebende Jungholz kurzerhand weggehauen (1748).[41] Um behufs Holzfrevels dem Dorfwald näher zu sein, trachteten Äußere nach Niederlaß im Dorfbezirk,[42] was zuweilen ein Spekulant weidlich ausnützte.[43] Ja, ein Pfiffikus vom Brülleⁿ kaufte 1792 ein altes Haus und richtete es, trotz amtlicher Warnung, in nächster Nähe des Dorfwaldes auf. Aber du ist er aⁿ di lätzeⁿ chooⁿ! Man brach ihm kurzweg zwei Hauswände heraus. Nun „trat" er in langem Schreiben „mit gebogenen Knien und thränenden Auges" vor den Berner Rat, um die Dorfschaft um Entschädigung zu belangen. Der Schritt trug ihm zwei Tage Chőfi, Kostenfolge und Heimweisung zu seinem hilfsbedürftigen Vater ein.[44]

---

[35] ABS. 1, 255. 274. [36] Baumg. 133. [37] SB. P 373 f. [38] SB. F 726. [39] SB. G 433. [40] Vgl. S. 106 hienach. [41] StAF. [42] ABS. 1, 472 (1804). [43] SB. R 245 (1792). [44] SB. R 215; RM. 14. Dez. 1793.

Was Wunder übrigens, wenn selbst Bannwarte si^{n} Schö̦lme^{n} gsi̦i̦^{n} oder aber Föörchtene^{n}, Föörchtihansene^{n}, Foorchtgägle^{n}, und dagegen selbst Landvögte, wie ein Imbert von Dießbach, der einen solchen Eidbrecher vor den Richter nahm, nur schwer zum Rechte gelangten?[45] Einer jener Helden ließ 1796 einen gewissen Kilcher bei vierzig Stämmen schönsten Holzes niederlegen und posierte dann in schrecklichem Amtseifer: Zeüg Same feür Mein ghh LannVuogtt uor (vor) zu legen wie uil der christen kilcher Heinder dem grath habe holtz gefräflett vür Sein stal und Mist Hus vnd Matha yn zu freien[46] (einzufriedigen). Nächer bei 40 Sag uiztig (sage vierzig) Stöck stamli als bei 30 aber den (dann, obendrein) Hatt Er Sein yahr Los uir (vier) yahr ein genomen und Hatt Mir gesagt Er Seie Selber Meister är breuche kein wald dame (Waldammann) und kein beweilligung und das iyst die warheit, das ich ym Nicht Un Recht thun den 19 Christmonat 1796 Bescheint christen Wasem banwartt.[47]

Einsichtigere Gemeinden, wie Albligen, suchten beizeiten dem Holzmangel zu steuern, wenn auch nur durch das leidige Mittel eines verdoppelten Einzugsgeldes.[48] Dagegen erfuhr noch der Oberamtmann von Ernst bei gewissen Dorfburgern von Schwarzenburg bittere Anfeindung, als er 1822 ihr Bäändli im Dorfwald durch Verbot gegen Frevler schützen wollte, und nur mit Mühe het er dü̦ü̦r^{ch} ghüije^{n}.[49] Das war zu einer Zeit, als man sonst im Bernerland mit dem Ho̦lz het aangfange^{n} hü̦se^{n}.[50]

Waldschwund.

Wa nü̦ü̦t fü̦let, ist nü̦ü̦t. So lautete ein protziger Wahlspruch der alten Wirtschaftsweise, die das verfü̦le^{n} wertvoller Naturgaben mit dem moralischen erfü̦le^{n} ihrer Besitzer in verzweifelt nahe Beziehung brachte. (Die Worteinheit für pourri und für paresseux, insbesondere „schläfrig“,[1] veranlaßt etwa spassige Erwiderungen wie diese: „I^{ch} bi^{n} fu̦u̦^{l}“. „„Su gang uf ^{d}e^{n} Mist.““) Nach 1822 verfaulte am Schwefelberg viel Holz auf dem Stamm,[2] und gespenstisch schimmernd redete eine Masse Fu̦u̦^{l}ho̦lz oder Schi̦i̦nho̦lz[3] von Vergeudung dicht neben Bettlerelend.

[45] SB B 329 ff. (1666). [46] Vgl. Kluge; Gw. 258. [47] SB. S 191. 193. [48] Von 30 auf 60 Kronen (1763). SB. O 223 f. [49] ABS. 3, 90. [50] Öf. C 30 A 25. (1824); Stat. 05, 2, 105—125.

[1] Vgl. schwz. Jd. 1, 786—9. [2] ABS. 3, 173. [3] Halimasch: Gw. 164.

In ältesten Zeiten aber entledigte man sich absichtlich des Holzwuchses als lästigen Weidehindernisses. Ohne richtige Werkzeuge zum Fällen der Stämme zu haben, behalf man sich dabei mit Abschälen der Rinde oder wenigstens damit, daß man dieser ein Anlaster (irgend ein Gebrechen, einen Fehler)[4] beibrachte, wodurch der Baum in Abgang geriet. Er war nicht mehr låbhaft (lebensfrisch); är het aanfan tooteledch ụụsg'sehn und starb bald ab. Man nannte solches Verfahren „schwemmen"[5]. So, aber auch durch sorgloses Liegenlassen gefällter Stämme und selbstverständliches Stehenlassen der Strünke, fand manche Wụ̈ụ̈rzera ihre Benennung. Bekannter ist indes eine andere. Noch heute heben sich auf dem Schụ̈pfenggʼrụ̈ụ̈n, dieser malerischen nördlichen Anhöhe über dem Schwefelbergbad, von anmutigen Tannengruppen vermoderte Stammreste ab, die sich wie verschämt in kärglich wachsende Heidelbeersträucher hüllen. Im ganzen gibt es sieben oder acht schwarzenburgische Gg'rụ̈ụ̈n, welche ähnliche Anblicke bieten werden. Wir nennen das Chleegg'rụ̈ụ̈n, Stäckhüttengg'rụ̈ụ̈n, d's Ammans Bänzen Gg'rụ̈ụ̈n, das Spinnerli. Das urnerische „G'reen" (Gröön) läßt uns erkennen, daß wir es hier, gleich wie mit dem Gut in den Rőnen, dem Rőnenhübẹl und dem Rőnengrằbli mit Rőnen, mit dem Rőnen[5a] zu tun haben. Der Rőnen[6] bedeutet, wie einen dem Verderb überlassenen Baumstamm und -strunk, auch irgend ein Bruch- oder Sprungstück, und gleicherweise einen abgelebten, auch einen beschränkten Menschen. In dem Sinn von Baumstumpf oder Strunk wird das Wort synonym mit Stock.[7] In manch einen „fulenstock" paßte es, wie 1542, einen Marchstein zu setzen;[8] da und dort lag oder liegt ein Acker „zum Buchenstock" (1484) oder eine Flur „zum buchinen Stock" (1533). So auch gibt es eine Stockmatt, und häufig wiederholen sich die Orte in den Stöcken oder d'Stöck, d'Stockhütta, Stockwịịd, d'Stockera, das „Stocki".

An dem einen Orte fand Kahlschlag statt: mi het en Holzschlag[9] g'macht, es gab eine „schlechti" (1336). An andern hat der Wald bis zum allmälichen Verschwinden 'ddünnet infolge Pläntерschlag: von pläntеren. Von solcher gleichsam „halben Maßregel" leitet eine nicht unebene Vermutung die Verurteilung einer Sache, wa öppis und nụ̈ụ̈t ist, her: das ist Pläntifföiz! (Der Ausdruck stellt sich wohl zu „Splendifäuzi", d. i. lächerlicher Prunk, auch nichtssagende Ausrede, Spiegelfechterei.)[9a]

---

[4] Schwz. Id. 3, 1466; mhd. WB. 1, 940. [5] Caflisch 10. [5a] Vgl. schwz. Id. 6, 1012—5. [6] Wie Gw. 181 gegen mhd. WB. 2, 1, 760 f.; vgl. auch „der rote Ron", welcher (1355) die Diemtigeralp Tärfeten abgrenzt: Font. 8, 98. [7] Daher die Geschlechtsanlehnung „der" Rone. [8] RGU. 225. [9] Font. 6, Nr. 279. [9a] Schwz. Id. 1, 1147 f.

Jeder winterliche Gang durch den Dorfwald läßt dem Wanderer den dumpfen Schall einer spitzigen Pickelhaua oder einer schmalschneidigen Rụ̈thaua, die, wenn sie zugleich mit einem Beil versehen ist, Stockhaua heißt, ans Ohr dringen. Aufs eifrigste wird da g'stocket, um bei den heutigen Holzpreisen eⁿ jederi Schụ̈pfa z'Ehreⁿ z'ziehⁿ: jeden Splitter („Sprịịßeⁿ"), sowohl als kleinen Abfall bei der Holzverarbeitung, als sogar das Partikelchen, welches dabei dem Unachtsamen in die Haut dringt.

An ein massenweises Umhauen von Stämmen mit der Axt aber ist gedacht bei all den Haueteⁿ oder Haueerteⁿ, schriftdeutschelnd „Hauental" geschrieben.[10] An das mit Hauen verwandte Schneiden erinnern „der Acher vff der Schneitt" (1543), die Güter vom „Falkenschneit" (1533), „Volkerschneit" (1745)[11] oder „Volkeschneit" (1334),[12] das G'schneitguet bei der Riedburg, das Gschneit und Gschneithọ̈lzli zu Wahlern, das Chlịịngschneit, der Gschneiten- oder Schneiten- oder Schnịịtenácher.

Wie Feuer und Schwert unter stämmigen Kriegern, hausten Feuer und Axt unter den Stämmen des Waldes im Brannᵈ, wie 1533 auch eine Flur zu Bärenwart heißt, und in der Brannᵈela. Die b'brönnti Egg erlag allerdings einem als Unglück empfundenen Waldbrand. Sonst aber deutet „Brand" (S. 70) auf das Rụ̈ti brönne oder auch das ehemalige Verwandeln von Schlagholz zu Schmiedekohlen durch den Köhler (S. 95). Diese Umwandlung geschieht im Meiler durch verminderten Luftzutritt, welcher das Holz nur sengt: eigentlich „singen macht". Daher das (oft unbestimmt mehrdeutige) „Gsang", die Sangera („Sangeron" 1356,[13] „Santguerri" 1318[14]) zu Rüschegg, und der Sangereⁿbódeⁿ.

Auf „schwinden machen" oder schwenteⁿ (1538: schwenden vgl. verschwenden[15]) überhaupt deuten in unserm Ländchen, gemäß seiner Kultivierungsgeschichte, recht viele Namen. Zunächst alle die Schwennᵈi, Schwennᵈiwaḷᵈ (1533), Schwennᵈiṭääḷᵈ (1533), Schwennᵈihaḷta, Hetzeḷschwennᵈi. Nahe dem Dörfchen und Schulort Schwendi liegt der Schwánnᵈacher. Mit dem Tätigkeitsdingwort „Holzschwand" (1538) stehen auf einer Linie die Ortsnamen Beiji-, Hịịti-, Henzischwannᵈ, „Bergenschwandt" (1544) als Zusammensetzungen mit dem dreigeschlechtigen, in älterer Zeit jedoch fast immer weiblichen Schwannᵈ (1484, 1533, 1693). Doch fehlt z. B. 1551 auch nicht das gut altdeutsche[16] männliche „Schwannᵈ" mit der ihm entsprechenden Mehr-

[10] Wie „Langenthal" u. dgl. [11] Pfrundurbar Wahlern. [12] Burri 118. [13] Font. 8, 155. 176. [14] Burri 256. [15] DW. 66. [16] Mhd. WB. 2, 2, 799.

zahl „Schwänd“ (Holzschwänd).[17] Auf die Verkleinerung Schwendli, Lengschwendli gründet sich[18] die Benennung der Weid im Schwenn-^{d}e̥lbach südlich des Schwenn^{d}e̥lbärg. (1648 erscheint auch ein gelehrt sein wollendes „Schwändtellboden“.)

Ein Entfernen von Stockholz behufs Urbarmachung des Bodens heißt rütte^{n}: reuten (und niederdeutsch ausrotten, roden). Auch Haag ụ̣ụsg'macht oder ụụsg'rüttet, wenn nicht bloß Haag abg'hüije^{n} oder g'häget (womit zugleich ein Verflechten der stehen gelassenen Ruten zwecks neuer Umhegung verbunden ist) wird im Guggisbergischen noch jetzt alle Jahre, um — allerdings zum Schaden der Hụ̈lbi (S. 51) und leider auch der nützlichen Vogelwelt — der sich ausdehnenden Pflugarbeit durch Entfernung der Hecken mehr Raum zu schaffen. Zudem gibt Rụ̈tiho̥lz, welches ehemals mittelst des Rụ̈ti brönne^{n} Düngasche (Brann^{d}häärd) lieferte,[19] nunmehr eine geschätzte Speisung des Herdes ab. An Rodungen früherer Zeit erinnert auch hier manch eine Rụ̈ti und Rụ̈timatta, sowie ein Grụ̈dli oder Grụ̈tli (Gustivorsaß; zur Wortform vgl. „Grad“ neben „Grat“).

Sehr häufig wird in alter Sprache „reuten“ und „rieden“ gleichbedeutend gebraucht. Eigentlich besagt das auf hriot oder mitteldeutsch hriod zurückgehende Riet oder Ried[20] s. v. w. Sumpf und das darin gedeihende Schilficht (carectum), insbesondere die Segge (Carex). Als ganz anderes Wort[21] stellt sich daneben ein zweites Ried, hervorgegangen aus einem vermuteten „riot“ als Nebenform zu „riutja“ und wirklich bestehendem riuti, riute, Rụ̈ti, Reute neben mittel- und niederdeutschem Rod, oberdeutschem Root (vgl. z. B. das Heiniroot zu Sumiswald). Das vom Sachverhalt geleitete Sprachgefühl vermengt jedoch die beiden Gruppen. In der Tat nämlich gedeihen die Seggen als „Ried“ wie auf wässerigem Grunde, so auch im Moos- und Moorboden der Anhöhe und werden denn auch im Oberland[22] mitsamt ihrer ganzen Pflanzengemeinschaft als Liesche zusammengefaßt. Auch die Guggisberger Rieder galten vormals[23] als lediglich „mit Gesträuch und Bruch bewachsen“. (Weiteres S. 88 ff.)

Dieses oder dieser altdeutsche Bruoch[24] erinnert an oberländisches „Brụụch“ und altguggisbergische Namen wie: die Weide i^{n} de^{n} Brüche^{n} (1533: in Bräuchen), die Äcker vf den Brucheren und hinden an den

---

[17] TMB. 18, 36. [18] Vgl. „Schinnelholz“ aus „Schindla“ (ahd. scintala, l. scindula = scandula, Schindel), Wesseltäschli (aus Weß(t)li) u. dgl. [19] Z 1593; vgl. Lf. 92 (uach Schweizer in Trub); dazu Schröd. 46. [20] Graff 4, 1152; mhd. WB. 2, 1, 700; Grimm WB. 8, 913—7; Kluge 373. [21] Grimm WB. 8, 918; vgl. schwz. Id. 6, 1729 bis 37. [22] Gw. 283. [23] SB. O 135. [24] Mhd. WB. 1, 270; Kluge 72.

Brucheren (1533). Gleichzeitig heißt es: uf der Brugeren; die Brügera ist das reizvolle Gelände des obern Gambachs, in welchem der oder das Bruug gedeiht, also ein Brügi nach anderwärtiger Bezeichnung. Genau bedeutet Bruug, gleich dem emmentalischen „Brüüsch“[25], die Schnee- und die Besenheide (Calluna und Erica). Beiden gilt in erster Linie das bruugeⁿ oder Bruug meejjeⁿ zur Gewinnung von Einstreu. Man nimmt aber dabei natürlich alles mit, was unter die Sense gerät und Streue oder, in holzarmen Gegenden, Feuerung bietet. So stellen sich Bruug[25a] und „Brüüsch“ sachlich neben „Ried“ und obendrein zu Brüel. Auch altdeutsches brogil, brugil[26] bedeutete eine mit Buschwerk bestandene Sumpfwiese, sowie einen Tierpark, der nun vielenorts als öffentlicher Platz dient. Ein wasserreiches „Brülmoos“ (1810) hat auch Schwarzenburg.[27] Es gehört zur Dorfallmend. Westwärts stößt an diese eine Häusergruppe, im Brülleⁿ genannt, wie schon 1415 „am Brüllen“. Ansäßige Unterberner sprechen „iⁿ der Brülleⁿ“, das verdunkelte Wort an „Brille“ anlehnend, während Einheimische die Sage vom „brüllenden Grasburgritter“ (s. Sagenwelt“) ersonnen haben. In Wahrheit ist „im Brülleⁿ“, gleich dem badischen Haus „Brillen“, mit „Brüel“ in Verbindung zu bringen. Wegleitung bietet dazu „der“ graubündnische „Brüll“ als Heidekraut,[28] welche Bedeutung in dem bei „Bruug“ erörterten Sinn zu erweitern ist. Man denke auch an das Albliger Geschlecht Brüllhard (Hard s. v. w. Bergwald).

Wir kehren zum Ried zurück. In seiner volkstümlichen Zusammenfassung (S. 87) bedeutet es Streu gegenüber dem Futter,[29] in einseitiger Anwendung aber Rüti. Über eigenmächtige Rodungen in der Landallmend (dem Schiedwald) hatten Bern und Freiburg seit 1524[30] sehr oft zu verhandeln. Sie verfügten aber — wie heute der G'staat — auch über die Flußbette ihres Herrschaftsgebietes samt deren bewachsenen Gestaden und ihrem Überrieselungsgebiet. Au (S. 10), insbesondere Schwarzwasserau oder Bachbett ist ihre volkstümliche, „Reisgrund“ ihre offizielle Bezeichnung. „Reis“ ist ungefähr s. v. w. Gschoos (Schoß) sowohl als Zweig[31] (Chriis, der Tannzweig, als altdeutsches hrîs), wie auch als eigene kleine Pflanze (vgl. das Meierisli als Maiglöckchen). Diese (wirklich mit Gesträuch bewachsenen) Reisgründe waren vielfach „in einem wüsten Ortt gelegen, auch alles voller Studen und Stöcken“

[25] Wohl ein ganz anderes Wort: als brus, brust, ml. bruscia, brozia, fz. brosse mit as. brustjan (sprossen) vergleichbar, wenn nicht mit schwz. Id. 5, 829 an „brusk“ (schwellen) zu denken ist. [25a] Schwz. Id. 5, 519. [26] Graff. 3, 282; Bad. 1, 313; Kluge 73; schwz. Id. 5, 594—7; Anz. 1, 98. [27] ABS. 1, 256. 272. [28] Schwz. Id. 5, 588. [29] Stat. 02, 2, 234—6. [30] RM. 19. Apr; DB. 153; SB. L 136. [31] Kluge 370.

(1683);[32] dazu waren sie dem Einreißen des Hochwassers, dem Wegschwemmen guter Erde und Überschwemmen großer Breiten mit Geschiebe ausgesetzt. Von solchem „Reißen" wird denn auch im Volksmund der der amtlichen Sprache entlehnte Riịßgrunnᵈ hergeleitet.

Trotz solchen Gefährdungen waren Flußgelände wie Wälder Gegenstand steter Begehren um Einschlagsbewilligungen. Der Jiⁿschlag war ein durch Ab- und Einzäunung gewonnenes kleines Eigengütchen, sei es als „Wunn", sei es als Rụ̈ti. Auch Wunn ist freilich in der Hauptsache durch Reuten „gewonnen", aber zu dem im Synonymenpaar „Wunn und Weid" bezeichneten speziellen Zweck.[33] Mit gleicher Einseitigkeit bezeichnete Ried (oder Rụ̈ti) ein als Pflanzblätz urbar gemachtes und eingefriedigtes Stück. Noch heute legt man in solchem Sinn Härdöpfẹl-, Gäärsteⁿ- und Wịịzeⁿ-Riedleni an, wie es anderwärts Hirš- und Chorn-Rütineⁿ[34] gibt.

Den Begehren, welche aber seit 1780 für das ehemalige Rüeggisberger Klostergut der Schwantenbuchallmend in Bern[35] und für die gemeinsam mit Freiburg besessenen Gebiete seit 1742 in beiden Städten[36] vorgebracht werden mußten, ward in der Regel recht rasch entsprochen.[37] Besser öppis erlụụbeⁿ, wĕder's ung'straft mụ̈ụ̈ßeⁿ laⁿ g'schehⁿ. So sehen wir zwischen 1652 und 1696[38] eine lange Reihe von Reisgründen bis auf zwei Jucharten Größe an Schwarzwasser und Sense „verwilligt vmb ein gebürlich Bodenzinß für Eygenthümlich zerummen, pflantzen und In nutz zustellen (auf Zusehen des Bittstellers hin), ob er mitler Zytt wo müglich Ein Vnderschlouff und Herbreg („Herbrig") darauff zebuwen Inns Wärck bringen möcht" (1638). Ein anderer konnte auf solch einem Reisgrund mit großer „müy" und Arbeit sich und die Seinen desto baß dar durch bringen" (siᶜʰ dạrdụ̈ụ̈rᶜʰ bringeⁿ), und einem Dritten war ein solches Stück Au „gantz woll by synem gschick (oder G'schickli) gelägen".

Weniger schützig war die Regierung im Gewähren von Allmendeinschlägen, zumal gegenüber Guggisbergern, über deren Begehrlichkeit die Wahlerer 1696 Klage führten.[39] Ein Blätz Erterich für Beunden, Bünden (Bụ̈ụ̈nna[40]) und Garteⁿ ward 1666 einem Hans Rieder im Bundsacher,[41] ein anderer 1669 einer Witwe abgesteckt. Dieser war „an Ihres Ehemanns Geltstag ein kleines Stụ̈bli geordnet worden, welches sy von dem Haus außschlachen mußte (dessen freies Benutzungs-

---

[32] SB. D 483. [33] Caflisch: Was ist Wunn? Chur, 1891. [34] Schwz. Jd. 6, 1816. [35] SB. Q 90 ff. [36] RM. 6. Jan. [37] ZB. 1638 innert sechs Wochen trotz Umweg durch Gemeindsbehörden und Landvogt. [38] SB. D 487 usw.; J 299 usw. [39] SB. J 275; RM. 6. Nov. [40] Kluge 50 f.; Lf. 107. [41] SB. J 503.

recht sie sich nur durch einen kleinen Neubau sichern konnte), und sie hatte an Jetzo nit Erterich, selbiges daruff setzen zelaßen".[42] Aber auch solche Einräumungen wurden, damit „die Allmendt nit geschwecheret" werde (1617), in der Regel „an den schlechtesten Orten" bloß auf wenige Jahre gewährt: ganz Armen auf sechs (1647),[43] andern sogar nur auf drei (1646, vgl. S. 92).[44] Längerer Einschlagsgenuß, z. B. um „eine Schmitten (Schmitta) dahin zu versetzen", mußte mit „anderweitiger Ußschlegung" (neuer Einverleibung anderer innegehabter Einschläge in die Allmend) erkauft werden. (1617—69.)[45] Von bleibendem Besitz eines Rodungsstückes, der später in jahrelangem, rationellem Wechsel zwischen Kartoffel- und Roggenbau eine einzig wirkliche Urbarmachung ermöglichte, war also vorderhand keine Rede.

Sehr langsam wurden daher bis 1775 der vormals ganz bewaldeten Egg bei 3600 Kuhrechten Weide abgewonnen,[46] während im Talgrunde vier aneinander stoßende Heimwesen: d'Stöck, hinnder dem Holz, d's ober und d's unnder Zämisholz (S. 72) bei Menschengedenken aus Wald in Weide, aus Weide eben in Hiimatleni mit Ackerland und Wiese umgewandelt worden sind. Einzig solchen Rodungen verdanken auch die zahlreichen heutigen Ried (wir kommen auf das Wort zum viertenmal zu sprechen) ihr Dasein. Vom Bühlholz und Bühl weg liegen in einer Linie an der den Schwendelberg südwärts umsäumenden Straße Schwandacher und Schwendi (S. 86), d's vorder Ried mit neun und d's hinnder Ried mit zwei Heimwesen. (1554 erscheint das erstere mit vier solchen, das letztere, einfach Ried geheißen, bereits mit den zwei.) Bei dem benachbarten Saalen liegt die Weid Meienried (1533), und über das nahe Ryffenmatt hinüber winkt aus dem Gebiet der alten Schwantenbuchallmend heraus Almisried (früher mißverstanden: „Albisried").[47] Rüschegg hat u. a. ein Nächstried, und an der Gürbe liegt das Chriegsried (nach der Chrieha: der wilden Pflaume Prunus graeca). Rüschegg hat einen Riedacher, Guggisberg zwei solche nebeneinander mit dem Riedacherwiidli (kurz: Riedacher) als Schulort. An der Poststraße nach Schwarzenburg liegt Mittlisried (1796: „Mettlisried"), sowie der Post- und Schulort in der Riedstett[48] mit dem sensenwärts entlegenen Niderried. Wahlern hat ein Saagen- und Dornriedli, ein Stock und Buggenried, das Riedbad und das schöne, neuere Gehöft in der Wällenried, 1533 als die bloße Flur „Twellenried[49] aufgeführt. Zu Albligen gehören das

[42] SB. D 479. [43] SB. L 166; A 66. [44] SB. B 349. [45] SB. D 411—480. [46] StAF. [47] BP. [48] Font. 8, 86. [49] Zu einem Namen Twello, so etwas wie Cunctator? (Vgl. Graff 5, 548 ff.) So daß "d'Wällenried" aufzufassen ist wie etwa „z'Enggiwyl" als Zenggiwyl" u. dgl. Vgl. „Eigennamen als Siedelungszeugen".

groß Ried und die schönen Örtlichkeiten Götschmạⁿsried und Kụrried. Das herrschaftliche Gebäude des letztern Orts war das Herrenhaus des alten „Konradsriet", des „Cunried" vom 15. Jahrhundert.

Mit diesen großen Riedkomplexen vergleichen sich die schöne, bewohnte Weide Nüjbö̊deⁿ am Nordfuß des Brandwaldes auf der Egg und der flotte Bauernhof mit dem stattlichen, neuen Haus uf Nüijeⁿmátt am Ostfuß des Schwendelberges. Bedeutungsvoll liegen auch in Wahlern z. B. beisammen: Gschneit und Gschneithölzli, Hauerta, Sulzmattrain, Buechhübel, Chohlholz oder Chohlblätzholz. — Welche stattliche Zahl von Heimwesen, teilweise höchst ansehnliche Bauernhöfe, sind schon diesen Namen zufolge der Allmend und Waldwildnis abgewonnen worden!

Wenn nun aber die alte Doppelregierung sich gegen solche aus- und durchgreifende Rodung sträubte und 1713 „Rieder in den Waldungen zu machen" ganz verbot,[50] so erklärt sich dies aus der dringenden Nötigung zum Waldschutz zu einer Zeit, da die rationelle Waldwirtschaft noch ein ungebornes oder doch erst in den Windeln liegendes Kind war. Wir begreifen daher die seit 1646 immer strenger werdenden Maßregeln. Ein „Abschied an der Sensen" (S. 14) vom 7./17. September[51] genannten Jahres hatte das „vnordentliche Rieden vff der Allment, in der Langen Ey und im Schytwald" verboten.[52] Allein eine bernische Inspektion im Sommer 1673 erwies die Fruchtlosigkeit dieses Verbots und namentlich große Holzverschwendung für die Zụ̈ụ̈ni („zühne"). Für letztere darf daher künftig nur g'spạlteⁿs Họlz (statt jungen Aufwuchses) verwendet werden, und auch die Einschläge werden beschränkt. „Es sölle", heißt es 1674[53] und 1675,[54] „einer ledigen (lịdigeⁿ) persohn Ein halbe Jucharten, den armen haußhaltungen aber ein Jucharten (en Ụfẹrta) oder wan Sy mit kindern gar überfallen were, ein mehreres vßgetheilt, die Jenigen aber so etwas Vychs vermögen, gentzlich abgewiesen werden. (Beitrag zum „Armenwesen".) Ebenmäßig were dem Landt nützlich, daß die Rieder, so baldt das gwechs (G'wächs, Getreide) druff yngesömmret worden, geöffnet, vnd das mäyen vff der Allment, so wohl für Heüw als für streüwung abgestrickt wurde (wuurdi oder cheemi), damit das Vych (Vịh) daz alte Kraut nießen und Etzen könnte. (Alte Landwirtschaftslehre!) Laut Erlaß von 1675[55] sollen die Rieder im Schiedwald durch die Bannwarte „an ohnschädlichen rauchen (rụụheⁿ) und Überwachsenen orthen" angewiesen

---

[50] SB. L 136. [51] Man denke an den von reformierter Seite lange beanstandeten Kalenderstilwechsel von 1587. [52] SB. B 341. [53] Ebd. [54] StAF. [55] Ebd.

werden und zwar „also daß ouch die Zäunung nit zu Einem Jeden kleinen Einschläglÿ (Jiⁿschlëgli) vollkommen, sonder Inn Bescheidenheit genommen werde". Auch sollen „dise Rieder mehr nit als dreÿ Jahr lang bestahn (S. 90). Die Bannwahrten sollen Entjeder (eⁿjedera[56]) von Zeith zu Zeith den Nothwendigen Vmbgang Thun und diejenigen, so Sie allwegen Im Schaden finden (ịị'm am Schädeⁿ sịịⁿ: einem anhaltend schaden), Einem Landvogt verleiden (verchlägeⁿ, gegen sie der Aanzịịg macheⁿ). Sie beziehen von jedem verwilligten Stock einen halben Batzen (vgl. den Stocklohn S. 81), von einem Haußraffen (Tachräfeⁿ) einen Kreuzer."

1747 verordnete die Murtenkonferenz Berns und Freiburgs, die auf drei Jahre angewiesenen Rieder sollen den Einzelmarchen nach „mit Schwiren oder Steinen oder Wuhr (Uẹr) gegen sambtliche Theilhaber außgemessen werden". Allein (berichtet 1766 der Landvogt Emanuel Rodt) „Jeder will sich gegen den Anstößer außgezaunet wissen und sogar die Außhägung verdopplen, wodurch die Waldungen höchst schädlich dargenommen werden." Auch das 1747 angeordnete Riedregister ward ungern gesehen. Der „wider alle Land-Würtschafts-Übungen strebenden" Einschlagsbeschränkung auf drei Jahre aber widersetzten sich auch Freiburgs Abgeordnete; sie forderten, daß der von Natur schlechte und unfruchtbare Riedgrund wie im freiburgischen auf sechs oder sogar neun Jahre hingegeben werde. Schon 1747 hatten sie wenigstens durchgesetzt, daß es fortan „zweier Gattung (zweier Gattig) Riederen" gab: neben den Dreijahrseinschlägen auch „eigenthumblich überlassene" — mit dem Nebenerfolg allerdings, daß die Marchen nun bis auf den doppelten Umfang zurückgetrieben wurden und die „tollsüchtigen" Inhaber auf keine Vorstellung hörten. Ein weiterer Hauptübelstand lag aber auch in der verzettelten Anweisung der oft weit entfernten Rieder, welche es rücksichtslosen Bauern leicht machte, alsbald nach der Getreideernte „bei noch stehender Hausspeise" ihr Vieh in die Einschläge zu treiben.

So entstand 1766 eine Gärung unter den Rüschegger Riedinhabern. Sie rotteten sich nächtlich zusammen unter Anführung des Chropfjaggi ob dem Bunzacher. Bei sechzig Personen marschierten nach Bern und stellten sich vor dem Rathaus auf, „damit sie die Erbärmde zu ihren Gunsten auffbringen, anbÿ aber ihrer Wiederspännigkeith die Larve der truckenden Armuth Anziehen mögind. Diese störnische köpf wollen nicht nur ihre Einschläge dauernd behalten, sondern sogar zwischen jedeßen (ẹmeⁿ jedereⁿ sịⁿ) besitz einen Raum oder Gäßlin abstecken.

[56] Vgl. „entweder" mit ahd. ein-de-wëder (Kluge 117).

Schreitet der Amtmann ein, so stoßen diese Wühelern die köpf zusammen und bestürmen das Schloß in häufiger Anzahl."

Die Rädelsführer kamen drei Tage bi Wasser und Brot i^{n} d'Chö̋fi. Erreicht wurde aber 1766 doch wenigstens, daß nach genauer Ausmittlung der Bedürftigen die Rieder miteinander und zwar auf je fünf Jahre vergeben wurden.[57] Sechs Jahre dagegen dauerte seit 1770 in Albligen die Einschlagszeit der Rieder der obern Allmend (zum Unterschied von der untern oder dem Moos).[58]

Waldnutzung.

Welch ganz andern Nutzen gewähren nun die so stark eingeschränkten, aber rationell bewirtschafteten Waldungen im Vergleich mit ihrem einst übermächtigen, aber vergeudeten Bestand! Denn jịze^{n} het mḁ^{n} Sorg und geng Sörger zu jeder früher verachteten Kleinigkeit. Zur Verwendung gelangt jeder Trieb der alle zwei Jahre g'stumpete^{n} Birha, „jeder aus der Allmend ausgemachte Dann- oder Dällenzwisel" (1810),[1] jeder Gschützlig oder jedes Gschoos va^{n} mẹ̊ne^{n} 'putzte^{n} Bụụm, sei es auch nur ein Wasserschoß oder Wụḷḷ^{b}g'schoos oder ein irgendwie mißratenes Nä̋benụụsg'schoos mit früchtelos bleibenden Brö̋mere^{n}. (Das Broom: der Fruchttrieb). Den doppelten Vorteil einer kleinen Holzernte und des Platzes für bessern Aufwuchs gewährt das sorgliche Entfernen vereinzelter Bäume, deren vormals langes Stehenlassen zwei Heimwesen bi'r Dür^{r}e^{n}tánna als Weiden (schon 1530) und eines Namens Dür^{r}e^{n} tannli, sämtlich zu Rüschegg, benennen konnte. Der Behandlung wert ist jeder halb oder ganz dürre und deshalb als Straffeḷ oder Grụntch oder Tschorggeḷ gescholtene Stamm, jedes zwerghafte Tanntschụppli, jeder gestrüppartige Tschụpper, Tanntschụpper, jeder Grätze^{n} (abgeschnittener oder abgestorbener Zweig) und jedes Grotzli, jeder Grotze^{n} (Krüppelbaum) oder Grotz, mit dem sich ein invalider Greis humoristisch vergleicht: i^{ch} bi^{n} ăfḁn en aḷta Grotz. Ähnlich bedeutet der Tschụpper ein verkrüppeltes Tännchen, um dessen willen man „nicht den ganzen Wald hassen soll" — buchstäblich wie auch bildlich in der Mahnung zu objektivem und gerechtem Urteilen. Denn unschätzbarer persönlicher Wert kann hinter unscheinbarem Äußern stecken wie große Fruchtbarkeit in einem Grịp-

---

[57] SB. O 5—96. [58] Das sachlich sehr interessante Reglement steht SB. R 121 ff. = TSB. RRR 421.

[1] ABS. 1, 255.

pelibụụm, der, mit häßlichen Bụụmgrịppelene^{n} (überweiten Astgabeln) behaftet, wüest grịppelet.

Gleich ihm muß aber auch der schönste, stattlichste Baum des Waldes und Feldes fallen, we^{nn}'s mit ịhm hinn^{d}er ahi wo^{ll}t. Nur vereinzelte auserlesene Zierden der Landschaft, wie die S. 73 abgebildeten, läßt man nach Jahrhunderten von selber sterben.

Die zu fällenden Bäume werden vom Bannwart mit dem Wạl^{d}- oder Aanschlaaghammer „gezeichnet“. Daher das Bild von einem nach gewissen Anzeichen dem Tode Verfallenen: är ist aa^{n}zịichneta. — Ist das Fällen[2] mit der so besonders nötigen Kunde und Vorsicht geschehen, so wird zunächst g'astet. Dies Entfernen der Äste erfordert namentlich für die Tan^{n}ẹst einer sehr astreichen: chrịịsige^{n} Tanna wuchtige und zugleich sichere Schläge mit der Achs (Axt). Daher bedeutet einen aste^{n}: ihn prügeln (wịxe^{n}). Solcher Gefahr kann sich in Gegenden, wo man Rache als warm genossenes Gericht vorzieht, leicht einer aussetzen, der — wie ahnungslos vielleicht auch — mit unabgewogenem Wort wüest i'^{n} Ast g'saaget (oder böös's Bluet gmacht) het. Denn man kann auch beim Ausschneiden eines Baumes, wie in der Behandlung überempfindlicher Menschen, in e^{n} lätze^{n} Ast saage^{n}: in einen unrechten; u. a. in denjenigen, auf welchem man sitzt. Durchsägen: dụụr^{ch}saage^{n} aber erfordert ein dicker oder zäher Ast, auf welchen selbst sehr geschickt geführte Streiche nur wirken wie das pätsche^{n}, pätschgere^{n}, päggere^{n} eines Stümpers. — Die Tannäste werden mit dem Geertẹl (der freiburgischen „Wụụsta“) des Nadelwerks entledigt. Auch hierzu bedarf es kräftiger Hiebe. Drum ist ein rücksichtslos dreinfahrender Mensch, auch ein ihm ähnliches unsanftes Haustier, e^{n} rụụha Geertẹl. Nach der Schlankheit des Handgeräts aber wird eine schlanke Person als g'geertlet bezeichnet. (Sinnverwandt ist ggreeglet, sowie reez i. S. v. rasch gewachsen.)[2a] — Sämtliche Äste, vom dicken, klotzigen Rịbẹl bis zum dünnen Zwịseli (Zweiglein) werden zu Reiswellen verarbeitet. Die Reiswelle heißt die Wĕdẹla, (freiburgisch: das Gaarbli oder der „Räste^{n}“; das Verfertigen derselben: wĕdẹle^{n} (gaarble^{n}). Ein einziger Baum liefert e^{n} Wụụsch Wĕdeli und erfordert demgemäß eine große Zahl Bänder, Benn^{d}er, die man am zweckmäßigsten sich im Gesträuch holt. Da solche Arbeit auf den Nachwinter zu fallen pflegt, wo das Herumsuchen bei Schneeschmelze in oft schwer zugänglichem Gebüsch keine angenehme, auch keineswegs immer lohnende Arbeit ist, ist mụụße^{n} gä^{n} Bann^{d}

[2] Gw. 178 f. [2a] Vgl. Gw. 462: Das Meiteli da ist no z'gääj's = wird zu früh beansprucht für die und die Arbeit.

haue^n ein weit verbreitetes Bild geworden für eine abschätzige Verabschiedung, in Guggisberg auch und besonders für eine ökonomische Schädigung. Wer z. B. in einem Handel Geld verloren hat, het o^ch g'hörig müüße^n Bann^d haue^n. Wer dagegen einen zähen Widerstand besiegt hat (dürag'hüije^n het), rühmt: I^ch ha^n dụ Bann^d ghaue^n!

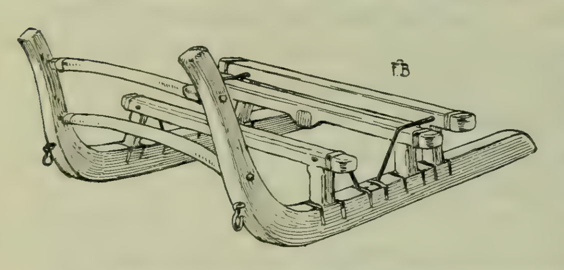
Ehemals dienten sowohl gröberes Astwerk, wie auch ganze Bäume, besonders Eschen, zum Kohlenbrennen. So wurden z. B. 1405 von eigenen „Eschenbrönnern" ganze Waldstücke oder Waldrechte (wie im „Hochbuchwald") „empfangen, dar Inn Eschen zu brennen";[3] und in den Jahren 1538 bis 1687 taucht immer wieder eines „Strapers" oder „Straplers" Kohlhütte auf.[4] Auch Flurnamen wie Chohḷbläzhoḷz und Chohḷgrueba, sowie das beliebte Attribut chöleschwárz für vollkommenes Schwarz deuten auf früher auch hier verbreitete Versorgung der Schmieden nicht bloß, sondern ebenso auf Deckung des noch lange nicht eidgenössisch beschafften Schießpulverbedarfs. Beide Zwecke auf seine Art vereinigend, „schwentete" um 1666 der Saḷpetersieder Lazarus Ulrich (S. 47) unter Deckung seines Berufes viel Wald, um das gebrannte Kol (Chohḷ) samt dem Salpeter zu verkaufen.[5]

Ist nach den Ästen auch der Wipfel: der Toḷḷ^de^n (Mehrzahl: Töḷḷ^de^n) entfernt, um verschiedenen Zwecken zu dienen, so handelt es sich um die oft besonders schwere und beschwerliche Aufgabe, das Holz zu weiterer Verarbeitung aus steilen und unwegsamen Abhängen herauf oder hinab, aus ebenem Dickicht hinaus, über Bäche und Gräben hinüber zu schaffen. Man muß es, soweit es nicht „zu wald gewercet" werden kann (1488),[6] vom Wald ins Feld, d. h. an leichter zugängliche Stellen befördern: es „fäḷdere^n", fụ̈rer- oder fụ̈rha^r fäḷdere^n. Natürlich bewerkstelligt man dies am leichtesten, wo ein Hoḷzlaß wie an der Egg ohne weiter ein ahi laa^n gestattet. Da trägt die „breitbrüstige Erde" die bloß von ihrer Schwerkraft getriebene Last, wie früher (z. B. 1824) die „Schịbi" der breitrückigen Sense, dann die Saane und die Aare, die klafterweise nach Solothurn g'flööżte^n Spälten. Von Hand dagegen müssen die Stämme über eine Lịsera (vgl. „Geleise"), einen Schleif oder Schlịịf, eine Schlịịffera oder eine Schlịịpfa (1647: die „Schleipfen" als Name einer Vorsaß), eine Schlịịpfi, Hoḷzschlịịpfi geschleift werden. Wo auch im Freien kein rechter Weg[7] die Fortbewegung durch Pferde gestattet, wird solches Schleifen des mit der Stirnseite auf einen Schnoogge^n (S. 96) ver-

---

[3] StAF. [4] DB. 65; SB. B 48. [5] SB. G 773. [6] BG. [7] Schleipfweg, besonders Schneeschleipfe: Hub. 4, 730.

ladenen Stammes ohne weiteres bis an den Bestimmungsort fortgesetzt. Unsere Abbildung veranschaulicht ein solches Holz zieh^{n} oder einfach zieh^{n}, eine Ziẹijeta, Tütschizieijeta, Dienstfuehr oder Füehri[8] am Waldsaum zwischen Plötsch und Egg mittelst des Ziehschnoogge^{n}. Ein solcher ist etwas leichter gebaut, als der hier veranschaulichte Roßschnoogge^{n}, entbehrt auch der zwei Spannr̊igeli oder Spannsịịgle^{n} zwischen den Schnäärpfe^{n} (Bogen) der Kufen. Paarweise links und rechts werden Gụntle^{n} (der Gụntẹl: Eisenring mit Stift zur Befestigung) in den Stamm geschlagen. An jedem derselben ziehen zwei, im ganzen zehn bis zwanzig Mann, indem jeder sein Ziehsịịḷ am Guntel befestigt und mittelst des 5 cm breiten Ziehblattli, auch die Sụụmblatta geheißen, sich über die Schulter schlägt. Dank gutbeschlagenen Grịffschuehnen (mit Griffeisen) gegen Glatteis gewappnet, macht sich auch hier die Jungmannschaft die doch recht anstrengende „Dienstfuhr" (die „Frooneta" Grindelwalds) zu einer kleinen Festlichkeit. In anmutigem Humor, der an die bessere Seite im Charakter eines Oberitaliener Arbeiters erinnert, läßt man ein Tanntschụppli über der Stirnseite der gewichtigen Last andeuten, das^{s} mḁ^{n} gärn e^{n} chlịị^{n} grụụßa wee^{r}.



Schnoogge oder Halbschlitte.

Besonderer Findigkeit und Kraftentfaltung bedarf es, wo große Chnëble^{n} aus der Tiefe der bisweilen beinahe senkrecht abstürzenden Schwarzwasser- und Sensenflühe heraufzuschaffen sind. Diese „Chnëble^{n}" oder „Chnöble^{n}" sind in Wahrheit riesige Toḷḷ^{b}etrő̈mle^{n}, d. h. obere Tannenstammhälften, oder sogar untere: Strehltrő̈mle^{n}, welche noch den kammähnlichen Riß zwischen beiden Sägeschnitten über dem Strunk sehen lassen. Da gịịt mḁ^{n} mit g'wänete^{n} Rosse^{n} zụ̈hi und mutet sich und ihnen Wagestücke zu, ob denen es auch einem beherzten Bauer des Flachlandes übẹl grụụseti. Um den kundig ausgewählten, eigens geschulten und sorgsam ausgerüsteten Pferden das Ziehen über Hindernisse weg zu ermöglichen, leistet die so leicht aufstützbare Lastwinde — Winn^{b}a — wahre Wunder. Vormals ersetzte ihren Dienst ein Fị^{n}-g'richt, das unserem Ernst Hostettler nach langem Herumfragen zu rekonstruieren gelungen ist. Es ist das S. 99 abgebildete Hëbg'schir^{r}, auch Chöttizụụg, Holztụ̈ű̈fẹl oder Häx geheißen und mit dem

[8] Vgl. Gw. 170 f.



Holzzieizeta.

„Höllenzwang" des Simmentals vergleichbar. Mit diesem ging man gaⁿ Holz häxeⁿ, in witziger Kürze: gäⁿ häxeⁿ oder gaⁿ holz-tüüfleⁿ. Hierüber lassen wir unserm Hostettler das Wort.

Sind nur kleinere Stücke oder Äste aus der Tiefe heraufzuschaffen, wo man mit Fuhrwerk irgendwie dazu gelangen kann, und sind keine Nietroß, Vorroß zugegen, so wird z'Lĕdi g'füehrt, vorg'füehrt, d. h. ein kleines Füderchen wird den größten Abhang hinaufgeschafft, abgelégt und dann so viel oder so lange nachgeholt, bis es zu einem „anständigen" Fuder langt.

Sehr häufig aber kann man an steilen Hängen und in Gräben auch mit g'wänete Rosseⁿ nicht zu den Trőmleⁿ (Treemleⁿ) gelangen. Manchmal werden diese dann mittelst eines Stifels auf gelegeneres Terrain befördert. Auf günstigem Platz wird ein starker Schwirren eingetrieben, um welchen unten als Mantel ein zirka drei Fuß hohes Düüchelstuck zu stehen kommt. Neben dieses wird nun ein starker Bindbaum oder sonst ein Sparren gelegt, an dessen einem Ende, welches am Deihelstück anliegt, der Trőmel angekettet wird, während am anderen Ende des Sparrens ein Pferd, gleich wie an einer Göppelstange, im Kreis herumzieht. Jeder Umkreis des Pferdes befördert nun den Drämel um ein so großes Stück näher, als der Umfang des Dünkels beträgt.

Viel beliebter und kommoder als der Stiefel aber ist noch heutzutage der Chöttizuug, Hĕggelsparre oder Holztüüfel (S. 99), mit dessen Hilfe zwei oder drei Männer einen Trőmel steil aufwärts befördern, an dessen Last sich zwei bis vier Pferde vergeblich abmühen würden. An irgend einem feststehenden Gegenstand wird der Häkelsparren am obern, größten Haken mittelst einer Kette befestigt. Vom Trämel herauf wird nun eine extra starke Kette an einen der zwei kleinern Heeggeⁿ gehängt. Während nun starke Hände den Handgriff des Sparrens abwechslungsweise einen Bogen von 90° hin und zurück beschreiben lassen, hängt ein dritter jeweilen den frei gewordenen Haaggeⁿ in einen andern Ring der Kette, die allerdings nur zögeli^{ch}, satt anhi, (zögernd, sachte, langsam), aber sicher den Trämel aus der Tiefe holt. Manchmal kann es sich dann allerdings ereignen, daß, wenn der Trämel vielleicht schon bald am Ziele angelangt ist, infolge der enormen Hebelkraft des Häkelsparrens ein Kettenring springt und der Trämel mit dumpfem Getöse rückwärts in die Tiefe stürzt. Dieser „Heggelsparren" bildete in längst vergangenen Tagen auch ein Teilstück zum Hăbg'schirr oder eigentlichen Holztüüfel, wie auch jenes Jiⁿg'richt (S. 96) genannt wurde, das den Alten die mechanische Winn^da ersetzte. Nur

wurden dann zu dieser Verwendung die zwei Lätscheⁿ mit den beiden kleinern Haken entfernt und der mittlere Haken abwärts gekehrt.

Die Aufstellung des Holztüüfels beim Gebrauch war, wie auf dem Bilde leicht ersichtlich, derjenigen der Lastwinde ziemlich gleich. Daß hier eine zweite Person die Nägel, Nagle[n] in den zwei Lochreihen jeweilen abwechslungsweise höher stecken (fürer stecke[n]) mußte, machte den Holztüfel gegenüber der Winde etwas unbequemer. Dazu war er ja auch bölochtiger (unhandlicher) und daher böser fürers z'fergge[n] als seine Nachfolgerin.



Der **Holztüüfel, Heeggelsparre, Chöttizug** zum Heraufbefördern von Stämmen aus Krächen und Gräben.

So erreicht man endlich den einigermaßen fahrbaren Weg. Ein solcher ist der unweit Kriesbaumen sich hinstreckende Reitwääg. Er teilt seinen Namen mit einem sehr alten Haus, dessen vermutliche Urgestalt an eine bessere Küherhütte erinnert. 1465 lebte ein Pauli am Reitweg und 1746 ein Binggeli auf Zürchersberg, Reitwäger genannt. Der Name wird nun freilich bei Jüngern zu Riitwääg verschliffen und sogar als Rītwääg gedeutet. Das gut mundartliche reite[n] ist aber s. v. w.



Wi ma zu früeijere Zite mit dem **Holztüüfel** Trömle g'lüpft het.

be=reit halten.[9] In unserem Fall bezieht sich dies auf das abzuführende Holz. Das frei heraushängende, bewegliche Hinterende eines transportierten Tannenstammes macht mit seinem Ausschlagen nach links und rechts namentlich das Abwärtsfahren auf abschüssigem Wege bedenklich. Solche Wege heißen abrịịtig, und sie tragen ihre Bezeichnung auch auf (mäßig) ansteigende Flurstücke über. Das vordere Ende des Stammes wird auf den Schnoogge^{n} ụụfpastet, das hintere unter Umständen auf den Hinn^{d}erschnoogge^{n} oder das Böckli. Früher mit dem Chräbẹlspar^{r}e^{n}, auch mit dem Chehrhaagge^{n} (Mehrzahl: „Chehrheegge^{n}"), seit etwa vierzig Jahren mit dem Holzfuhrhaken, welcher mundartlich das oder der Zǟppịịn, Zépin, Zäppi, Zĕpi, Zeepị (Mehrzahl: Zéppịịne^{n}) geheißen wird (siehe S. 101), bewegt man mit wunderbarer Leichtigkeit auch einen mächtigen Stamm: e^{n} g'hammeta Bitz (ansehnlich wie ein großer Schinken), e^{n} 'trŏgena Bitz (der das Auge trügt, weil er schwerer ist, als er aussieht). Mittelst des Wṻụ̈rzli: des kleinen Stahlfortsatzes am Zepin lassen sich zwenz'g Zäntner z'ịị'r Hann^{d} lụ̈pfe^{n}. Weh aber auch, wenn der gefrorene Stamm die eingeschlagene Spitze nicht tief genug eindringen läßt und daher der Zeppi loos laat, ụụse^{n}tschlụ̈pft oder ụụswirft! Dann wird der ihn Handhabende, der zum chrafte^{n} si^{ch} fest i'^{n} Schräge^{n} g'stọ̈llt (mit den Beinen verstellt) het, mit Wucht rückwärts geworfen und kann von Glück reden, wenn er mit heiler Haut davon kommt. — Der also verladene Stamm wird nun mittelst Ketten festgehalten und diese, damit sie straff gespannt bleiben, um einen Prügel gewunden: mit e̥re^{n} Schwinga g'rịịtlet oder z'sǟme^{n} g'rịịtlet, g'ringget oder „g'reigglet". Daher der Zuruf an einen zu Bändigenden oder sonst in stramme Zucht zu Nehmenden: Wart, i^{ch} wụ̈ll di^{ch} ringge^{n}! oder ringgle^{n}! oder reiggle^{n}! Ringge^{n} heißt auch übervorteilen. Är het mi^{ch} wọ̈lle^{n} ringge^{n}. Är het mi^{ch} wüest g'ringget (oder g'schnoorgget, g'schnoogget[10]). Der so zur Spedition fertige Stamm ist nun Gegenstand der Holzfuehr, des Holz füehre^{n}, insbesondere der Tanne^{n}fuehr oder Tanne^{n}char^{r}e̥ta, wie sie am Hirsmeentig oder Fäsnạchtmeentig auch etwa possenhaft verfüehrt wịrd. Behufs Hemmung beim Abwärtsfahren wird unter eine Kufe des Schnoogge^{n} d'Chrịtzchötti unn^{d}erlịịt, welche ein gemächlich sicheres Vorwärtskommen gestattet. Daher die Zuversicht nach wohl getroffener Vorsorge für irgend eine Unternehmung, ein Vor=

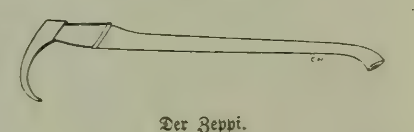
---

[9] Damit auch schw. rechnen (vgl. reit-holz = Kerbholz), abrechnen, i d'Oornig bringe, bereinigen (vgl. com-pu-t-are, compter, compte und conte, Ggunte^{n} und Güntli: Zählung und Erzählung. [10] Vgl. „Schnörkel".

haben, daß man dabei „gut fahre“ und mögi choo^n: De^nn ma^s n i^ch grād g̊'so schön chrịtze^n!

Vor oder nach dem Transport, am liebsten aber im Saft, also im Gebirge im Mai, wird insbesondere der Tannenstamm g'meiet oder (mit der Vorsilbe von „entrinden“) e^ntmeiet. Es ist begreiflicherweise eine große Arbeitserleichterung, wenn der Stamm die Rinde bei den Stößen des Meißels rasch und sauber fahren läßt. Man sagt dann von ihm: är het e^n gueta Abstrịịch, oder: das ist e^n gueta Putzer! (Er „putzt sich“ gut.)

In Grindelwald[11] heißt dieses Entrinden „summeraue^n“, und von „Sommerauhölzern“ zu Albligen ist 1645 die Rede. Überhaupt wird der Baumstamm in älterer Sprache (z. B. 1656) als „Holz“ im engern Sinne,[12] genauer noch: als Bauholz und am speziellsten (1645) als „Stubenholz“ bezeichnet. In solcher Bedeutung werden 1730 einem Abgebrannten zehn Stuck Holz als Bụwholz (zum Bauen) verzeigt.[13] Die Festigkeit jedes Bau- und Werkholzes hängt natürlich in erster Linie vom gesamten Längsverlauf seiner Fasern ab. Fehlt es jenem hieran, so daß es leicht bricht, so heißt es abhölzig. Ein besonders schöner Stamm ist ein Tụ̈tschi, Lädetụ̈tschi oder ein Saagtrömel, an welchem nach der Waldsaaga die Saagi (Sägemühle) mit ihrer nun so rasch arbeitenden Zịländer- oder Zịlịnn^dersaaga (Zylinder- oder Wirbelsäge) ihr Werk verrichtet. Sie zersägt ihn zu Läde^n (zu Brettern, 1736: Bretten). Der Weiler z'Läde^n (1356: zu oder zur Laden[14]), die Ladenvorsaß oder d'Lädera, der Läde^ngraat, der Läde^nschụ̈ụ̈rböde^n werden sich von dem einstigen Waldbestand herschreiben, der gutes Sägeholz lieferte.[15] Zu Brettern, insbesondere für Stụ̈be^nwäärch eignet sich d's roottannig Holz. Es ist äußerst dụụrhaft (haltbar), zieht nid Ungsüfer aan (Unsauberkeiten aller Art, insbesondere das so gedeutete Ungeziefer), und schịferet (schelfert) beim Hobeln nicht so leicht: tuet nit sprịịße^n, zeigt keine Sprịịße^n. D's wịịßtannig Holz ist flöscher (šš), weil geeijer (rascher) g'wachse^n. Es dient daher wie zu Brünne^ntröge^n, so auch zu Lägern im Stall. Der Urin durchsetzt es freilich derart, daß es wassersụụr wird, bewahrt es aber vor dem graaue^n


Der Zeppi.

---

[11] Gw. 179. [12] Vgl. altslowenisch „die“ klada als Balken und gr. „der“ kládos als Zweig: Kluge 212. [13] SB. L 31. [14] Font. 8, Nr. 383; S. 141. [15] Vgl. die „Rafera“ S. 36 und häufig anderwärts.

(verschimmeln) und mő̥schęms[16] wärde^{n}. Ein rasches Vermodern wird jedoch durch die elementare Imprägnierungsart des Räucherns verhindert: g'rṳ̈ṳ̈kts Tanne^{n}hoḷz ist (wie schon Rauchkamine und Alphütten lehren) fast unzerstörbar. Ösche^{n} und Üḷmleni liefern Schlitte^{n}chlőbleni zum Ankoppeln der Zugstricke. Aber va^{n} mene^{n} Üḷm cha^{nn} mą^{n} e^{n} ganza Lịịterwaage^{n} mache^{n} z'sannt dem Wäḷḷesịịḷ. Aus dem Ulmenbast lassen sich nämlich sehr gute Stricke drehen. So findet beinahe jede Holzart ihre eigene Verwendung. Dabei kommt aber auch das Tempo des Wachstums in Frage.

Dringt man nämlich von der Rinn^{d}a oder Schinta des Stammes durch dessen Schatte^{n} (Rindenseite), also zunächst durch den Späck oder Schmutz (Splint) zum Maarg oder Maarghoḷz (Kernholz) vor, wie der Maarglăde^{n} als das breiteste Brett des gesägten Baumstammes es zu sehen gibt, so belehren hier den Kenner die Jahri oder Jahreli (das Jahr oder die Jahrela: der Jahrring) über die zweckmäßigste Verwendungsart. Schon die Hausfrau, welche den Stubenboden de^{n} Jahre^{n} naa^{ch} wüscht und fa̋gt (kehrt und scheuert), um größere Sauberkeit zu erzielen und Striemen zu verhüten, weiß hierin Bescheid. Den g'wṳ̈ṳ̈rffelete^{n} Jahre^{n} des Nußbaums, Kirschbaums, Ahorns ähneln die gewellten des zögernd gewachsenen Tannenholzes, das als Männdlerhoḷz oder Männdlihoḷz dem Küfer die so geschätzten Männdlertụwwi liefert.[17]

Was nicht als wüests Tütschi wenigstens Bretter für verkleidete Wände, Stallböden u. dgl. abgibt, zerfällt unter der Waldsäge zu Tṳ̋tschene^{n}[18] von solcher Länge, daß sie sich zum genau meßbaren Ster des metrischen Systems, wie ehemals zum Chlaafter laa^{n} chlaaftere^{n} oder chläăftere^{n}. Klafterweises Abführen aus dem Wald oder dessen Nähe zum Haus heißt zum Tṳ̋tschi gaa^{n}. Tṳ̋tschi heißt, wie der Sägebaum (S. 101), auch der Spaltklotz, genauer: das Schịdtṳ̈tschi. Auf dem Wedele^{n}tṳ̈tschi, welches man zum Verhüten des zurückprallenden Wịderschlags („schnäppere^{n}") schmęęler wählt, werden Äste zu Reiswellen zerhackt. In übertragenem Sinn ist das Tṳ̋tschi ein „hölzerner" Mensch ohne geistige Beweglichkeit, ohne Vermögen der Anpassung an eine augenblickliche Lage, ohne rasches Verständnis dessen, was man von ihm wünscht oder will. Ein wunder-

[16] Krümlig zerfallend; vgl. „weschig" Gw. 264 und emmentalisch „wesem" (verwandt mit „verwesen": Kluge 475). [17] Offenbar aus dem schulgerechten Ornamentsmotiv des Mäander, so geheißen nach dem kleinasiatischen Fluß mit seinen (an die Mosel erinnernden) wunderlichen Krümmungen. Aus „Mändler" entstund „Mändli" als noch nähere Anlehnung an ein geläufiges Wort. [18] SB. B 299.

licher oder steckköpfiger Mensch ist es kurios's Tụ̈tschi. Ein Vergeßlicher kann auch seinen Kopf so schelten: i^{ch} chụ̈men aḷba so u^{n}wüḷḷig uber mi^{n}s Tụ̈tschi! Der Mensch ohne jenes Anpassungsvermögen kann jeden Augenblick der Spielball anderer werden, die behufs Erlustigung ihn zum Besten halten, häufiger aber noch in rohem Eigennutz ihn übertölpeln: ubertụ̈tschle^{n}. Sie behandeln ihn gleichsam wie Kinder ein Stück Rundholz, das sie einen Abhang hinunter bald „kopfüber" [19] kollern, bald röle^{n} (rollen) lassen wie ein gedrechseltes Röli (eine Rolle oder Walze). Im letzteren Fall trööle^{n} si's, mache^{n}'s z'troole^{n}, wie die Troola (Walze), mit der man im Frühling zur Ausebnung und Festigung des Bodens und um d's Chorn vor Lagern zu bewahren, trööḷt. Stellen im Privat-Walde, welche sich zu unschädlicher Herunterschaffung zersägten Rundholzes auf diese zweifellos gắbigsti Speditionsart besonders eignen, heißen Tröölena, Einzahl: die Trööli. Eine derselben heißt Tụbachs Trööli, andere nennen sich Riederers, Hŏfma̧^{nn}s, Martis Trööli usw. Das Trooli endlich ist ein zu Brennholz noch kürzer gesägtes Stück Rundholz. Es gibt aus einem solchen zwụ̈ụ̈ oder drụ̈ụ̈ Trooleni.



Wagner in altertümlicher Werkstatt.

Wem in aufgebrachten Reden Schimpfwörter, Flüche und dgl. unausgesetzt zum Mụ̈ụl ụụs troole^{n}, der het aber ịịnist brav ụụs- oder abtrööḷt. Findet sich dagegen ein gewollter Ausdruck immer nicht und verspricht er mir doch noch einzufallen, so troolet's mer im

[19] Totz über Meiß: Gw. 178.

Mụụl uma. Von einem abwärts rollenden Gegenstand können wir nur ungefähr sagen, wo er zur Ruhe kommen werde. Daher heißt „es wird ạ^{l}so dạrbị̈ị̈ (uma) troole^{n}": so ungefähr wird es sein.

Zu umfangreiche (z'gröbi) Rundhölzer werden vor dem versaage^{n} zu solchen Trooline^{n} in zwei oder mehrere Stücke g'spạlte^{n} oder g'spạltet.[20] Zu diesem Behuf wird mit großem Kraftaufwand g'schlĕglet: man hantiert mit dem Hoḷzschlĕgeḷ oder mit der Schlĕgelachs. Dadurch wird der Spaltkeil oder Wegge^{n}, Schịdwegge^{n} (sei es ein Ise^{n}wegge^{n} oder ein Hoḷzwegge^{n}, der auch Hoḷzbisse^{n} genannt wird) in das krachende und berstende Rundholz getrieben. So geht man auch einem mit Gründen unbelehrbaren Steckkopf mit Schlĕgel und Wegge^{n} „zu Leibe". Ist der jetzt für Belehrung Unzugängliche aber sonst ein traitabler Mensch, so schlägt man ihm wohl spaßweise vor: I^{ch} wette^{n} mit dẹr en Ise^{n}wegge^{n}; du cha^{nn}st 'nạ chöije^{n} un^{d} i^{ch} wüḷḷ 'nạ schlücke^{n}.

Schinn^{d}eḷtotze^{n} oder Schinn^{d}eḷmüseli[21] (vgl. den Müselacher zu Albligen), welche sich schön eben spalten, also nicht chrumm schịde^{n}, sondern graad und damit keinen von Lufttrockenheit herrührenden chrumma Chịtt: keine schiefen Windspäḷtleni zeigen,[22] werden zu Schinn^{d}eḷwegge^{n} halbiert und je nach Vorwiegen des Splints oder Kernholzes zu Schmutz- oder Maargwegge^{n} ausgespalten, um alsdann Schindeln zu liefern. Dabei muß man links gedrehtes[23] oder linggs Schinn^{d}eḷholz am ungäbigen Egge^{n} abschnätze^{n}, rächts am chụmmlẹhe^{n} Egge^{n}, wa mạ^{n}'s lieber nit teeti (man lieber nicht abschneiden möchte). Unverkürzt dagegen bleibt das Schịje^{n}hoḷz für Zụ̈ụ̈n; es muß zu diesem Zweck ebenfalls spạltig oder späḷtig (leicht spaltbar) sein.

Was auch zu Dach und Zaun nicht taugt, gi^{b}t Brönnig (Brennmaterial). Hier kann der knorrigste Pẹnggeḷ, der verchnoorzetist Mụ̈ụ̈rggeḷ, welcher dem verworrenen und egoistisch verdrehten: verchnoorzete^{n} Bitz Möntsch zum Bilde dient, den größten Wert entfalten. Der Stamm einer Riesentanne dagegen, welche vielleicht uf ^{d}em Stock, fur ạ^{l}so dạrbüür^{ch} z'mässe^{n} (im Durchmesser), vier Schueh aufweist, kann ganz minderwertig ausfallen. Er gibt dann das Bild ab für einen viel vorstellenden, aber wenig leistenden, ja verächt-

[20] Vgl. mhd. spalte spielt gespalten; wie walten wielt nach dem Reduplikationsmuster von halten hielt gehalten. [21] Vgl. Gw. 183. [22] Chitt ist Spalte, Ritze, chitte ist klaffen. (Schw. Id. 3, 567.) Das ganz verschiedene Wort Chitt = Kitt, alt Küte, Kuti, quiti (sow. Leim: Kluge 244) wird vom Volksmund (als Stopfmittel für Fugen und Risse) mit jenem in Verbindung gebracht. (Vgl. „Reisgrund" S. 89 u. a. Volksetymologien.) [23] Ebd. Vgl. Gw. 183 f.

lichen Menschen, von dem man sagt: das ist ịịna vaⁿ minnᵈerem Hoḷz. Vom Tüchtigen oder doch Vielversprechenden heißt es im Gegenteil: es ist guets Hoḷz an ihm. Politische Wahlkreise lehnen eine fremde Kandidatur mit der Losung ab: Mier hịịⁿ säḷber Hoḷz!

Der zu Brennholz bestimmte Baum wird in „Trümmer" verwandelt: vertrömet. Er chunnt verhoḷzet, oder wird uufg'hoḷzet, wie auch ein anderer seiner Form, Gestalt und Bedeutung beraubter Gegenstand, z. B. ein zu Flick- oder Waschlappen zerschnittenes Gewand. Das an „aufbrauchen" und dgl. erinnernde „auf-" (s. v. w. „ver-") kann aber zur Bedeutung des in „auffinden", „auftreiben" steckenden „auf" umspringen, so daß man angesichts eines seltenen Fundes frägt: Wa hest jitz das ụụfg'hoḷzet?

Die zum Brennen bestimmten Tṻtscheni werden g'saaget (zersägt) und der leng Wääg (in wagrechter Lage) oder stotzligeⁿ (senkrecht gestellt) g'schịtteⁿ (zerscheitert),[24] unter Umständen durch einen eigenen „Holzschider" oder „schidrer" (1527),[25] der berufsmäßig schịdet. Die Scheiter werden, um Lufttrockenheit zu erzielen, tischet (šš), zur Tischa, Schịtertischa aufgeschichtet, etwa wie in einer Wechselbank ganzi Tischi oder Tischeti Fṻflịịber (Fünffrankenstücke), oder in einem Buchladen gattlehi (ansehnliche) Tischi Bücher aufliegen bzw. stehen. Die Geschicklichkeit, womit durch stellenweises uber d's Chrụtz tischeⁿ das ähi gägleⁿ (lockeres Auseinanderfallen) einer Tischa verhütet wird, trug sich auf die Gewandtheit über, womit ein Friedensstifter streitige Parteien umhi z'såmeⁿ tischet, oder womit ein Photograph eine aufzunehmende Personengruppe tischet. — Die tadellos aufgetürmten und von einem Ringgi in den Samstagsnächten doppelt streng bewachten „Schịterbịigeⁿ" an den stolzen Fronten der Emmentalerhäuser fehlen in Guggisberg. Dafür sieht man hier vor manch einem ansehnlichen Haus und namentlich vor Käsereien bis z'drịieⁿ (gleichsam als Vater und Mutter und Kind in der Größe abgestuft) die an Heutristen erinnernden, nur viel bauchiger ausladenden und damit bis 25 Klafter fassenden Hoḷztrịsti oder „Buecheggbärgerbịigeⁿ" paradieren. Bei guter Laune erhalten sie sogar Tännchen und Fähnchen aufgesteckt. Vor andern Häusern werden sie durch bloßen geschickten Wurf in viel flụ̈gererer (lockererer) Auftürmung nachgeahmt. Hier bleibt allerdings das unnᵈen ihi locheⁿ zur Deckung des täglichen Bedarfs ausgeschlossen. So bleibt d's Hoḷz sehr vorteilhaft bis zum August am Wätter, damit es beim Brennen nit pfịịffi uⁿᵈ sprätzli (knisternd Funken werfe). Allerwenigstens d's Herthoḷziga mangti

[24] Vgl. Gw. 185. [25] B. Staatsrechn.

deⁿn im Uugsteⁿ dänneⁿ, süst schadt ihm deⁿn der Uugsteⁿ=rägeⁿ. Allzu lang aufgespartes dü^rrs Holz geht der Vermoderung entgegen und entwertet sich: es tuet verstaaⁿ. (Ebenso ist allzulang nicht gemähtes Heu, dessen Stengel verholzen, verstann^deⁿs.)

Erwähnen wir noch die bei kärglichem Platz vor dem Scheunenteil kleinerer Häuser hufeisenförmig angelegten Schitertischi.

Jetzt noch von einigen Nebennutzungen, soweit sie keine Wiederholung des in „Lützelflüh" und „Grindelwald" Gesagten darbieten.

„Acherum" oder „Acherung" (1649, vgl. S. 83),[26] also Jichliⁿ (Eicheln) und ganz besonders Buchecker (Buech) erzeugt in gewissen Jahren namentlich der Harris so reichlich, daß er bis 1649 der Doppelregierung vier Mütt Haber eintrug, der Landvogt aber behufs Mehrerlös „den" Acherum versteigert zu sehen wünschte.[27] 1687 aber ward auf Belegung mit Pachtzins gedrungen.[28] Buech uufläseⁿ und in der Ööli im Laubbach oder zu Äckenmatt oder Riggisberg läⁿ ööleⁿ war in der Tat vormals ein beliebter Kleinerwerb. Gelangte man doch so zu ganz vortrefflichem Brennöl und zu geschätztem Speiseöl. Letzteres gab guets Röösti und half obendrein sämtlichen Haushaltungen bis zur letzten zu so viel Satisfaktion und Aussöhnung mit allen Ungerechtigkeiten in der Welt, daß si ömel umhi iinigst hiiⁿ Chüechleni g'häbeⁿ. (Vgl. Grindelwalds „Acherchüechleni.)[29]

Von den Nadelhölzern geben wenigstens die Fichten alle zwei Jahre ihre Samenträger zu ernten: die flüger (locker) und dürr gewordenen Tannzäpfeⁿ, während die alljährlich gedeihenden Weißtannäpfel am Baum zerriiseⁿ.[30] Auf dem Tannzapfeⁿhübel und in andern Gehölzen ist das tannzapfneⁿ eine sehr ertragreiche Kinderarbeit.

Zum Ersatz liefert die Weißtanne an den Saftstauungsstellen: den Beulen, Güdereⁿ, Büppeneⁿ, Ggütscheⁿ (couches), das — weil äußerst fein und kaltflüssig verarbeitbar — für Salbenbereitung besonders geschätzte Ggütschharz, Büppääch oder wiißtannigs Harz. Die Rottanne dagegen gewährt das weit weniger seltene offen Harz, welches zu Pechsiederei, sowie zum Abbrühen geschlachteter Schweine verwendet wird. Angesichts solcher Feinheit verurteilte ein Freiburger die Bezeichnung „Harz". Das ist, meinte er, doch es gröbs Wort; mier sägen ihm Tanneⁿschmalz. Er hätte hierfür wohl das verallgemeinerte Chien (Kien[31]) wählen können: den ursprünglichen Namen der dieses Harz liefernden Föhre („Kienföhre", Kiefer). Verallgemeinert wurde ja,

---

[26] Lf. 71 f.; Gw. 187. 618. [27] SB. A 92. Für Acherum erhielt 1787 der Bauherr in Bern „von Burgern" 60 Kronen. (Eink. 22.) [28] SB. G 793; RM. 26. Sept. [29] Gw. 618. [30] Zerfallen. (Mhd. WB. 2, 1, 726.) [31] Vgl. Font. 8, 776.

wie dieses „Kien“,[32] auch der Begriff des für verschiedene Haushaltungszwecke dem Kamin enthobenen feinen Chienrueß.[33] Allein wie ein willensschwacher Mensch, der nicht von seiner Stelle zu bringen ist, wi aang'haarzet dasteht oder (im Wirtshaus) sitzt, oder wie etwa eine verhaarzeti oder „verhäärzeti“ Schẹẹri sich nicht mehr öffnen und schließen will, wie ein verhaarzets Räderwerk still zu stehen droht, bleibt die Sprache starr bei ihrem selbsterzeugten Gut, bis dieses sich nicht mehr in neue Kulturzustände hinein nachschleppen läßt.

Bei dem Handelswert des Harzes ist es nicht zu verwundern, daß früher manch ein Haarzerchläusẹl oder sonstige Harzer auf der Haarzẹra (so heißt aber auch die Harzflußstelle einer Fichte) und anderswo dem Tannwald empfindlich zusetzte[34] und zugleich als Landstreicher[35] die Gegend unsicher machte. Über eine wahre Raubwirtschaft durch fremde Einschleicher, welche die Rinde der Tannen aufrissen und das ihnen damit entlockte Harz bis auf den letzten Tropfen abzapften, beklagte sich 1754 der allein autorisierte Harzer des Amtsgerichts Schwarzenburg und des Landgerichts Sternenberg, „Christan“ Rösch. Der kinderreiche Mann bat um ein Pädänt, welches ihm die Verfolgung der Einschleicher ermögliche. Es wurde ihm jedoch abgeschlagen.[36]

Eine empfindliche Schädigung erfährt der Wald allwinterlich durch die Plünderung für Wienachtstanndleni. Harmloser ist die Beschaffung des Schulhausschmucks auf die Examen hin durch Kinder, welche eifrig Grüens lå̊sen. Insbesondere gelten die Beutezüge dem Miesch (Moos), unter dessen wenig gekannten Arten etwa der Toggelifläch**s** (Polytrichum gracile) mit seinem zierlichen Bau und das Bụ̈sselimiesch mit seinen hübschen Köpfen (Büsselenen) eigens benannt sind.

Die Niedrigkeit des Wuchses teilen die Moose mit dem Mụ̈schi (šš), Mụ̈schigras, Mụ̈scherengras,[37] an dessen Verschätzung wieder der Muschi (šš)[38] als das knirpshafte Männchen erinnert. Nach einem Petrus Muschi de Sangerron (1356) kann die zum[39] Sangernboden gehörende Müschera (ss) mit dem romantischen Muschereschlunnd benannt sein.

Der Examenschmuck verfällt nach kurzer Herrlichkeit dem Stall; insbesondere das Tannreisig, welches als Chrịịsmist gleich dem humusreichen Holzhäärd des Waldes lehmigen Boden flụ̈ger, mụ̈ụ̈rb macht. Aus ähnlichen Gründen wird im Herbst g'lụụbet. Besonders

---

[32] Mhd. WB. 1, 228. [33] Vgl. Gw. 417. [34] SB. S 156 (1796). [35] Schwz. Id. 2, 1656. [36] SB. M 791. Vgl. die „Lörtscherei“ (zu larix, Lärche) von Burgistein. [37] Lf. 76. [38] Schwz. Id. 4, 507. [39] Font. 8, 155.

linnᵈigs und ahoornigs Lųųb liefert gute Einstreu, während man das dicht gelagerte und chrüųspelig (unter dem Fuß laut rauschende) Buchenlaub im Wald laat įįⁿfųleⁿ. An seiner Stelle müssen die Farrenkräuter all der Faarnächer, Faarnereⁿ, „Fahrni" ohne Rücksicht auf den zierlich feinen Bau ihrer Blätter herhalten. Wenn im Sommer Streuenot herrscht, gįįt mąⁿ gäⁿ faarneⁿ.

Während die Ausbeute eßbarer Schwämme, z. B. der riesigen Steinpilze an der Südseite der Egg, der Reizker (Sölaatschwümm), der Hirschschwämme (Hăneli), der Moorchleⁿ schon der Vergiftungsgefahren wegen noch ein wenig bekannter Erwerb ist, steckt in den Beerensträuchern ein wohlausgenutztes, riesiges Kapital. Da gibt es im Berriwachs bei Kriesbaumen nicht nur, sondern in und vor allen Wäldern durch Bĕreni låseⁿ oder bĕreneⁿ Arbeit und Verdienst für Berrichinnᵈ, daß si nid müųⁿ chooⁿ. Besonders die Hįįtichinnᵈ, Hįįtipųųrst finden auf Hįįtiplatzleneⁿ wie z. B. dem Hįįtihųbeļ wochenlang z'hįįteneⁿ (Heidelbeerenzu lesen). Denn da ist es in guten Sommern chöleⁿschwarz vaⁿ Hįįteneⁿ. Selbst Kinder, welche ebenso fleißig iⁿ d's Mųųˡ bĕreneⁿ wie iⁿ d's Chrättli, sich aber freilich damit ausreden, z'mitts im Chrättli sigi es Loch, können ihre Gschirʳi noch anständig voļļi heimbringen. Ist dies dennoch nicht der Fall, so mag der Empfang daheim etwas weniger humoristisch lauten, als es mit dem Zuruf geschieht: Fįį, fįį, voļļ! Wär nit voļļ het, ist eⁿ fųla fųla Hįįtifraas. Zu sehr ja auch haben die in der Sonnenhitze schwerer Arbeitenden sich auf den Hįįtibrįį gefreut oder gar den Hįįtistųųrm: tüchtig zerrührte[40] Mischung von rohen Heidelbeeren mit kalter Milch und geröstetem Mehl, wohl auch Brot.

Schnųderbĕreni[41] oder Schnųderhįįteni: die großen, himmelblauen, bei lang haftender Nässe klebrigen Moosbeeren werden höchstens in Fehljahren herangezogen. Nicht sehr ausgiebig pflegen die Brämbĕreni oder Braameni zu sein, während die Hinteni (Himbeeren) meist ansehnliche Ernten liefern. Ebenso die außerordentlich fein und zugleich gehaltvoll riechenden und schmeckenden Häärdberʳeni. Mehr und mehr zieht man auch die Preißelbeeren: die Genseⁿbereni oder (wie die gesamte Pflanze heißt:) der wüļļᵇ Buchs zu Ehren; nicht sowohl als die schätzenswerte Zugabe zum Siedfleisch, als wegen der wohltätigen Wirkung auf kranke Nieren. Medizinische Kräfte schätzt man auch in den Bĕreneⁿ der Räckhoļtera und des Hoļļᵇer. Im Garten zieht man nicht selten die Wįįnbereni (Johannisbeeren) und

---

[40] Vgl. Gw. 104. [41] Hier also die Mehrzahlform statt des als Stoffname kollektiv gefügten „Beri" in „Beriläse".

die Chroosli. (Die Chroosla: Stachelbeere, Grossularia). Man verkauft um gutes Geld alle diese Beerenfrüchte außer den bei überreicher Ernte in eigenen Gebrauch genommenen Heidelbeeren und den Brombeeren. Diese letztern geben, nachdem sie gesotten und das Saft dụụ̈r^{ch}g'richtet (geseiht) worden, Saaßa (sauce als Konfitüre verstanden, für Halsübel, oder mit Mehl eingedickt, Brei als Leckerbissen. — Kundige Beerensammler lösen aus der Toḷḷchriesa (Tollkirsche) ein schönes Geld in der Apotheke und beantworten so auf praktischem Weg die Frage, wie sich „Gift" zu „geben" verhalte.

Waldleben.

Nicht immer also ist „fyster, stumm und g'heimnisvoll der Wald."[1] Wie die Tannadeln mit ihrem chrịịsele^{n} den Geruchssinn und Atemweg wohltätig anregen, so die Farbenpracht der welkenden Blätter das Auge. Wer vergäße den Durchblick von den Sensenflühen unter der Heid nach Maggenberg hinüber, wie der Herbst 1908 ihn bot![2] Besonders aber kommt das Ohr auf seine Rechnung. Im Winter der dumpfe Schlag der Axt, das Rauschen der Säge, das Krachen und Dröhnen des fallenden Baumriesen, das Klirren der Ketten, die Rufe des Fuhrmanns und das Durcheinander der Holzzieherstimmen; im Sommer das muntere Geplauder der Beerenleserinnen und der Lärm der Holzsammler; im Herbst das Geheul der Jagdhunde, das Bellen der Füchse und der gellend näselnde Pfiff einer Wachtgemse, das rụụsche^{n} und chrụ̈ụ̈sple^{n} des dürren Laubes unter des Jägers Tritt, untermischt mit dem chrắsle^{n} und chroose^{n} und chlắfele^{n} brechender Äste: was sind all diese Lebenszeichen im Vergleich mit den Frühlingsgrüßen der Vogelwelt! Als solcher gilt dem in der Nähe eines Nestes leise Posto Fassenden schon das schwirrende fächchele^{n} und fäckle^{n} und fäckne^{n} junger Tierchen. Wie man von einem rasch Gehenden, der d'Chutte^{n}-fäcke^{n} g'schlingget het, sagt: däär ist dụ̈ g'fäcknet! so senkt und hebt der Lehrling im Beherrschen der Lüfte seine Fächtleni (Einzahl: das Fächtli), der gelernte Flieger seine nicht etwa „g'schrootete^{n}" Fächti (Einzahl: die Fächta)[3] nach Belieben zum flắdere^{n}

---

[1] RvT. J 158. [2] Vgl. „der Wald im Spätherbst": ein äußerst feiner Feuilletonartikel des „Bund" vom Okt. 1908. [3] Die dem Vogel als „Federflieger" (Verdr. 7, 171) zum „Fliegen" (gr. pet-esthai usw.) dienende „Flieg-Einrichtung" = *fëd-ara (ahd. fëdara) bildet kollektiv „den" oder „das" fëdarah (Graff 3, 448), vëdrâh (mhd. WB. 3, 287) als „Gefieder" oder Flügel. Wie eine Einkürzung aus fëdarach gibt sich ahd. der oder das fëtah und fëdah, mhd. vëteche, vëtech, vëdech (Fittich, Fittig). Aus vëteche

(flattern)[4] oder zum flü̦ügeⁿ (unterbernisch flü̦üge‿ⁿ, flü̦geⁿ). Nichts anderes als „Geflügelter" oder „Flieger" scheint die Bezeichnung Vöge̦l (Mehrzahl: Vögleⁿ) zu besagen;[5] erst in zweiter Linie bezeichnet uns das Wort in prägnanter Weise den Raubvogel als vorzüglichen Flieger. Obenan steht unter diesen Fliegern der Adler,[6] der von den Hochalpen sich bis auf das „Brĕmigard" bei Jaun herunterwagt. Im Guggisbergischen heißt Vöge̦l oder Hüendlivöge̦l speziell der Habicht oder „Habch". Dieser hat der Vorsaß Häbstanna („Habsdannen" 1544,[7] Hapstannen 1647) am obern Ende des Gurnigelwaldes, der Habsburg (Habichsburg[8]), der Habchis-Schuoppose zu Belp (1354), der Habkivluo (1360[9]) und dem Habchrein (Uolli H. 1364[10]) zu Koppigen, dem Habker (Konrag H. im Kienholz 1354),[11] den Orten Habkern (Habcherron[12]) und Habkerig (zu Unterstechholz) den Namen erteilt. Dri̦ⁿ luegeⁿ wi neⁿ Stächvöge̦l ist eine dem Blick des Sperbers: des Spǻrge̦l (Mehrzahl: Spǻrgleⁿ)[13] angepaßte Redensart. Auch das Fa̦lkeⁿ-schneit (1533: S. 86), vgl. die „Falkenfluh", wird hieher zu ziehen sein. Alle solchen Geflügelräuber wohnen unfern von Wohnungen z. B. im Vöge̦lho̦lz zu Albligen (1645), im Vöge̦lstannᵇ beim Dorfwald. — Ausgezeichnete Flieger sind auch die Flüehtǻfe̦le̦ni oder -tǻfeni (das Flüehtǻfeli oder -tǻfi, auch etwa die Tǻfla: Alpendohle oder Schneekrähe: Pyrrhocorax alpinus). Es sind die „Dǻfi" des Simmentals[14] und die Nächstverwandten der neben ihnen in den Guggersbachflühen hausenden Tü̦li (die Tü̦la: der Dohlenrabe, Corvus Monedula). Eine Tü̦leⁿflue steigt vom Schwarzwasser auf. Der wunderbare Anblick einer Alpendohlen-Flugschar konnte wohl auch einer Guggisbergerin den Ausruf entlocken: Ggugg, Anni, was Vögleⁿ! Ganz Schaari, unᵈ a̦l̦lz z'i̦i̦'r Schi̦i̦ha! Denn

---

entstand „Fätcheⁿ" und daraus durch erleichternde Umstellung „Fächteⁿ" etwa so, wie aus „die" botacha, boteche (der botech, Bottich) das „Botchi", Bocki (Emmental), aber guggisbergisch umgestellt die Büchti (emmentalisch: Bütti) wurde. Vgl. Kluge 137 und 67.

[4] Die Mannigfaltigkeit der Formen: mhd. vlëdern und vladern, fladern, flotteren, flutteren usw. (Kluge 139) weist auf die Schallnachahmung des Schwirrens der vom Flügelschlag gepeitschten Luft, im Gegensatze zu deren lautlosem Durchschwimmen: dem Fliegen, welches Wort mit einem andern, im Deutschen erstorbenen Ausdruck für „Feder" (vgl. pluma, plume bei Kluge 141 und Flaum 139) im Zusammenhange steht. [5] Das in „Geflügel" wiederkehrende, aber im entsprechenden ahd. gafugli, mhd. gevügele, gevügel (Graff 3, 439; mhd. WB. 3, 358) fehlende l des Stammes kann schon in urgermanisch „fugla" (Kluge 477) dem l der Ableitung gewichen sein. [6] Vgl. den Adler als Adel-Aar, alt Aar, ahd. arn mit gr. ornis (Vogel). Kluge 1 f. [7] LG. 5ᵃ. [8] Font. 8, 759. [9] Ebd. 333. [10] Ebd. 563. [11] Ebd. 67. [12] Ebd. 759. [13] Bemerke die Dissimilation von p und b oder altem w (ahd. sparw-âri). [14] Gw. 217.

auch von den Flühen am Guggersbach fliegen sie, die in den höhern Luftregionen vorhandene elektrische Spannung lang vor dem Menschen gewahrend, ostwärts und veranlassen den aufmerksamen Beobachter zu konstatieren: *Aha, es wo^{ll}t ann^{d}ers Wätter gää^{n}, d'Flüeh-tắfẹlẹni si^{n} ụ̈hi!*

Ihr kurz abgebrochenes, etwas heiseres, mitunter auch fauchendes Krächzen wird als *brüele^{n}* bezeichnet. Aber auch das Girren der *Wü̦ldtụ̈ba* (Turteltaube) heißt brüele^{n} oder *rüeffe^{n}*, während man das *rụgge^{n}* gewissen Eulengattungen zuschreibt. Dem „brüele^{n}" der Wildtaube legt man jedoch, wie im Unterland, artikulierte und damit sinnvolle Wörter unter, ja sogar solche, die sich zu einem Zwiegespräch wie dem folgenden ordnen:

Hans Ruedii! Wost uus?
„Wältschlann! Äärbs chuuffe!"
Wi viil?
Mütt!

Eine auch hier geläufig gewordene Emmentaler-Variante baut die Sätze aus:

Hans Ruedi̦i̦! Wo wost hii?
„Ga Thun!" (oder: ga Bärn!")
Was (ga) mache?
„Äärbs chauffe."
Wi viil?
„A Mütt."

So *brüele^{n}* oder *rüeffe^{n}* auch die Kuckucke, von denen weiter unten die Rede sein wird. Ja, in der so geheißenen Art Stimmübung muß der *Ggụgger* als Meister gelten, da neben ihm der Wiedehopf als „Kuckuckküster" oder „Kuckucksknecht" dasteht. Dem Wiedehopf verwandt ist der Gimpel oder Dompfaff. Nach seiner Gewohnheit, Obstbäume der ausbrechenden Fruchtknospen zu berauben, heißt er *Broombi̦i̦ßer*; mit seinen scharfen, isolierten Pfiffen bei Wetterumschlag erinnert er an den *Kothahn*, welcher in Basel und anderswo „d's Dräckvögeli" genannt wird. Im Bernischen heißt der Dompfaff der „Ggụ̈gger", insbesondere nach seiner hochroten Brust der Rootgụ̈gger. Das Wort lautet in Guggisberg *Ggụ̈ggẹl*, womit man aber seltenerweise auch den Hahn: den *Häne^{n}*, den unterbernischen „Ggụ̈ggẹl" bezeichnet. *Ggắgger, Her^{r}e^{n}ggäägger, Her^{r}e^{n}vŏgẹl* oder *die Heer^{r}a*, heißt um seiner gleichzeitig schönen Federchen und seines Geschreis willen, das von den reizenden Fisteltönen des gefangenen Dompfaffs so grell absticht, der unverschämte Eichelhäher. „Häher" gehört ebenso

gut in diese Schallnachahmungsreihe wie „Krähe“: Chreeija, womit insbesondere die Räbe̥lchreeija gemeint ist. Diese wohnt u. a. in der Chreeijera, einem wüsten Graben nahe der Rappe^{n}flueh, wo der Rapp oder die Bergkrähe haust. „Rabenschwarz“[15] soll die Krähe so ausnahmslos sein, und eine „weiße Krähe“ gilt als so zutreffendes Bild für etwas vergeblich Gesuchtes, daß ein spassiger Volksspruch lautet:

Hest du di'r Läbtig so öppis g'seh:
Schneewiiß Chreiji u brandschwarza Schnee?

Nicht an die Farbe, sondern an die Eigenschaft der Geschwätzigkeit bis zum sinnlosen ggaagge^n des Betrunkenen wird gedacht beim Namen der Saatkrähe: des Ggaaggers. Ein Betrunkener ist in einem gewissen Stadium ggaaggervoḷḷa, freiburgisch: ggaagge̥re̥ta. „Nächti (gestern Abend) ist ụ̈ụ̈sa Hansjoosel ggaaggereta hịịm choo^n. Är ist uber d'Päsi anhi g'chịjd, d's Faaggete^{n}zịt (Taschenuhr) ü̆si, d's Schịbli (Uhrglas) e^{n}tzwụ̈ụ̈.“ Sinnvoll, ja gelehrig, gelehrt und weissagerisch, geschwätzig war dagegen den Alten nicht nur die schon erwähnte Nebelkrähe (Corvus cornix), sondern die cornix als Krähe überhaupt.[16] Gleichsam als „Krählein“ (cornicula, corneille) benannten lärmende Krähenscharen eine ganze Anzahl von Bergen wie den Kurnikel am Splügen, die Gurnigel zu Madretsch, zu Grindelwald, bei der Gemmi. Letzterer heißt, wie auch der bekannteste aller Gurnige̥l, in guter Mundart und sogar (1802) dokumentarisch, Görnịge̥l; man geht i^n d's Gornigel ü̆si. Als Örtlichkeit bei Wattenwil erscheint 1525 ein Hornigel; es ist der mons Cornelii von 1142.[17] Endlich gibt es beim Brüllen zu Wahlern ein Gurnigeli; ebenso zu Sutershaus (Rüschegg).

Von der schonungswerten Nebelkrähe ist als ärgster Feind der Finken, Pieper, Lerchen, Stare, Grasmücken die Rabenkrähe zu unterscheiden. Namentlich wenn sie Junge hat, spioniert sie in der Morgenfrühe die Nester der genannten Singvögel aus. So kann ein einziger dieser Räuber in einem Jahr zwanzig und mehr jener so schutzbedürftigen Tierchen vernichten. Denkt man dabei noch an das massenhafte Ausreißen aufkeimender Saatkartoffeln und Bohnen und frisch gesteckter Gemüsepflanzen, das Zerstören der Wiesendüngung usw.,[18] so ist schwer zu begreifen, warum die allgemeine Abneigung nicht ihr mehr gilt als

---

[15] „Rappe“ (Rabbe, vgl. das Rabbental neben dem Rappen als Geldstück, ist die oberdeutsche Form neben mitteldeutschem „Rabe“. Vgl. „Knappe“ neben „Knabe“.
[16] So ist auch gr. korōnē nicht bloß der gemeine Rabe (corvus corone), sondern die Krähe überhaupt; im weitern Sinn alles (wie ein Hor=n, cor-nu) Gekrümmte, wie eben auch die corona = Krone. [17] Gatschet 305. [18] OB. 1908, 14 ff. 84.

der Elster: der Agęrsta.[19] Einflußreicher als scharfe Naturbeobachtung ist eben bis zur Stunde der gedankenlose Aberglaube, dem das ggäägge^{n} der Elster nicht bloß ein sprichwörtliches Bild der Geschwätzigkeit, sondern mehr noch einen Grund zu furchtsamen Deutungen gibt. Als Quälerin[20] des Menschen muß sie ihren Namen für das Agęrstenụụg oder Chreeijenụụg (Hühnerauge) leihen, als viel grausamere Quälerin armer Vögelchen für die Dornägęrsta: den rotrückigen Würger, diesen Müụ̈rder, der seine Opfer als Vorräte an Dornen spießt.

Als Schädling kommt dem letztern und der Rabenkrähe der Graasräägger gleich: der „Grasrätsch", die Wiesenknarre oder -ralle, der Wachtelkönig (Crex pratensis).[21]

Mit dem Kranich (Grus), diesem storchenähnlichen Bewohner sumpfiger Niederungen, teilt den Namensstamm der „Krammet(s)vogel" (die Wachholderdrossel, Turdus pilaris) oder der Räckhọltervögẹl, daneben auch etwa die Misteldrossel, T. viscivorus, sowie gelegentlich die Sing- und die Weindrossel, T. minor und minimus. Der Krammeter oder Krammetsvogel liebt nämlich neben den Beeren der Ebereſche vorzüglich die des Wachholders, der daher Krammet(baum), älter Kramat, Kranwit, krana-witu: Kranholz geheißen wird. Sowohl diese Krana als Drossel, wie „die Kran"[22] oder „die Kron",[23] niederdeutsch krân und krôn (wonach französisch crone neben grue als Kranich), erinnern aber an altes krôn (geschwätzig) und chrônjan (schwatzen).[24] Nun gemahnt die Nebenform von „Kranich": Kränich (alt: krenich, krench) an den Namen der Alp Greenhe^{n} (Grenchen, 1718: Grenichen) am Nordwestfuß des Widdersgrind. Ungezwungen stellt sich hieher auch der Name der Ruine Graanegg mit der hübschen badischen Doublette „Graneck", womit wir 1405 ebenfalls eine alte Veste benannt finden. Auch die Kramburg am Belpberg[25] gehört hieher.

Wie im Kranich und im Raben, erblickten die Alten Anzeichen großer Weisheit auch in dem nächtlichen Hụụri, dem „Hụụri" des Emmentals. Beide Formen dieses bezeichnender Weise sehr unbestimmten Namens von Eulenarten sind gleich deutliche Nachahmungen der bekannten nächtlichen Stimmen, wie das Wort „Eule" selbst. Dies lautet altdeutsch ûwila und klingt wieder im alten Namen „Huwlennest" (1356)[26] für den rüeggisbergischen Hof „Haulis". So gibt es auch ein „Haulistall"

[19] Diese Form geht zurück auf ahd. agalstra (vgl. das badische Aglasterhausen); auf ahd. agazza, fz. agace gründet sich unterbernisches „Agetsche"; „Elster" endlich ist mhd. egelster. [20] Vgl. „tu m'agaces!" [21] OB. 1908, 135—8. [22] So altschwäbisch nach Schmid WB. 325, bei Maaler 251, auch holländisch. Zu allem: Grimm WB. 5, 2018; Kluge 263. [23] Niederdeutsch krân und krôn, wonach fz. crone aeben grue. [24] Graff 4, 612 f. [25] Seft. 94—98. [26] Font. 8, 126.

bei Kehrsatz, ein „Uwe̥le^{n}näst bei Rüderswil und, der Urform näher kommend, eine Rüschegger Hụ̈limätt unfern dem Hụ̈lisgräbe^{n}. Mit der Unbestimmtheit des Namens Hụụri stimmt die seinem Träger zugedachte mystische Rolle, wonach „es“ das Männdli „des“ Steinkauzes (Athene noctua): der Wịggla sein soll.[27] Daß diese als das Wịịbi oder Wịịbli oder die Wịịba figuriert, wird (in selbstverständlicher Ermangelung jedes sachlichen Anhaltes) vom Volkswitz daraus erklärt, daß eine heftig aufbegehrende Person tuet wi ne^{n} Wịggla. Bedenklicher ist die Zulage, welche in der bildlichen Rede liegt, wonach man eine ins Wirtshaus oder sonst wohin fortgelockte Person mit großem Wortaufwand furtwịgglet. — Schon etwas bestimmter klingt der Name des hụst! hụst! rufenden Hụstivöge̥l. Es ist der Ohrchụtz: die Ohreule (Otus). Bleibt aber auch hier die Art unbezeichnet, so entschlüpfen dem weitmaschigen Namensnetz ganz der schädliche Waldkauz und der als gefürchtetster Feind der Krähen einst so nützliche, nun leider bald ausgerottete große Uhu.[28]

Auch „Uhu“ („Schụ̈hu“) ist übrigens eine um so ausgesprochenere Schallnachahmung, als sie erst dem neuern Deutsch angehört.

Diese Onomatopöie langt nun aber auch hinüber in das Reich der singenden Vögel — diese wie überirdisch verklärte Welt der Töne als Gegenstück zur Blumenwelt im Pflanzenreich. Welch tausendfach moduliertes wispe̥re^{n} und pfịịffe^{n}, jubeliere^{n} und tschå̈dere^{n}! Nicht alle Singvögel sind freilich nach ihrer Stimme benannt. Nicht die Wasserstälza („der Wasserstälz“); nicht der beim uụfschieße^{n} in luftige Höhe trillernde Leerch; nicht die Amßla,[29] welche den Amse̥lböde^{n} neben dem Vöge̥lstann^{d} belebt und leider als Nestplündererin und damit als (Raub-)Vögel eher dorthin, denn als anmutiges kleines Vő̈geli auf eine Vő̈gelismatt gehört; nicht die kluge Innerstrahla (der Staar, Rinderstaar, „Rinscher“); nicht das mit den Spatzge^{n} auf der Straße um Futter konkurrierende Gụ̈lbe̥tschi (der „Gịlberich“, die Goldammer); nicht das Schwḁlmli (die swalawa, Schwalbe); nicht der nah verwandte Mauersegler: die Spịịra, das Spịịri,[30] welches flinke Tierchen auf Insekten spịịret, wie das Disteli oder Tischeli (šš) auf Distelköpfe. Dagegen ist dieser Distelfink, wie überhaupt der Fink und z. B. der auf romanische Urverwandtschaft der Benennung weisende pinson der Franzosen[31] sehr wahrscheinlich nach dem einförmigen pink! pink! benannt, wie ihn die Vögel

[27] Vgl. Gw. 216. [28] OB. 1908, 16. 72—78. [29] Vgl. amfsala (Kluge 16) als Grundform zu ahd. amsala. [30] Gw. 198; OB. 1908, 30 f. 111. 142—4. 168. Nach dem Schwanze benannt? (Das Spierspitzer, dünner Halm.) [31] Weiteres hierüber: Kluge 136.

dieser Ordnung als Notruf hören lassen. Nur e[n] minn[d]era Fink (so heißt auch ein verachtungswürdiger Mensch) wird es allerdings zeitlebens bei dieser Stimmübung verbleiben lassen, wie der ebenfalls minderwertige Vetter Spatz oder (wie im Emmental) Spatzg[32] bei seinem tschirgg! tschirgg! Wie anmutig dagegen pfiiffet, namentlich als Part zu einem förmlichen Konzert, der P'höfink sein hübsches Lied! Dieser Phofink ist nicht etwa der Buechfink der guggisbergischen Mundart. Vielmehr versteht diese unter letzterm den Bergfink (Fringilla Montifringilla); der Phofink dagegen ist der „Büfink" des Emmentals und der „Buchfink" der gewöhnlichen Schriftsprache (Fringilla coelebs). Von ihm reden wir S. 122 ff. näher und achten nun auf anderweitige Regungen des unerschöpflich reichen Waldlebens.

Welch ein Frühlingserwachen auch hier! Der Igel (i), welcher aus angespießten Kräutern der spätherbstlichen Wiese sich einen Winterpelz geschaffen hatte, der an das Haus des Schnägge[n] erinnern konnte, und darin zum Winterschlaf si[ch] z'Maarfel g'schläge[n] oder si[ch] g'maarflet g'häbe[n] het, braucht nun zur Nahrungsbeschaffung tüchtig Krallen und Zähne. Wer gleich eifrig mit bissigen Worten ficht, bekommt den Ruf zu hören: Was bist du für n e[n] bööfa Igel! Vor allem macht er sich in schlauer Kampfweise über die Schlangen her, welche schliihe[n] und anscheinend duckmäuserisch tiihe[n] wi der Blinn[d]e[n]schliich. Der diesem Tier entgegengebrachte Widerwille trägt sich auch über auf das Räge[n]moori (den Molch), welches doch so beachtenswerter Weise den Wetterumschlag (das wättere[n]) anzeigt, und selbst auf den so anmutig beweglichen Hidochs (Hidöchs: Eidechsen, wie Öchs: Ochsen).

Um so schärfer scheidet menschliche Sympathie von der über die Bank weg als Guege[n] bezeichneten Klasse der Käfer, die als Hundsguege[n] auch ein böses Weib bezeichnen müssen, das Marienkäferchen aus: den Him[m]elsguege[n], das Him[m]elsgüegeli, das Herrgottsgiißeli, welches Kinder unter der singenden Anrede auf den emporgestreckten Daumen heben:

Herrgottsgiißeli, flüg uuf, flüg uuf!
Gang ggugg, ob es morn hübsch oder wüest sigi!
D'Grosmueter git der de es Löffeli volls Nideli!

Oder ähnlich wie im Emmental:

Himelgüegeli, flüg uuf!
Gang lueg, ob's morn schön Wätter well si!

Oder:

U säg dem Liebgott, es sölli morn schön sii!

---

[32] Wie Plitzg, Platzg u. a.

Wie dieser „Siebenpunkt“, erfreut das Auge auch so mancher Schmetterling, so manche Pfịfọltera, wie am Fuß des obern Gurnigels innerhalb der Holzregion der randäugige Falter Pharte, um den Gurnigel und in den Freiburger Alpen die goldglänzende Lycaena-Art Helle.[33] Immer mehr erregt dagegen, dank der Schule, die dem Bịji so verwandte Ameise: d's Ambịịßi oder d'Ampịịßa, sowie die im Wald an den Riesenhaufen arbeitende Chlammera Interesse durch ihre Intelligenz. Das nächst Auffällige an diesen Tierchen bleibt freilich das gramsle^{n} oder grämsle^{n} (wimmeln) ihrer Menge, nach welcher es auch angesichts einer angesammelten Volksmenge heißt: de^{r}t sị^{n} Lụ̈t, gnüeger wĕder rooti Ambịịßeni. Schon in den engern Kreis von Spezialkenntnissen gehört dagegen das Heilmittel für schwache Augen, d'Henn^{d} in e^{n} Chlammere^{n}hụụffe^{n} z'strecke^{n} und darnaa^{ch} bluttha nn^{d}[34] uf d's G'sicht z'schlaa^{n}.

Durch bloße Lästigkeit machen sich bemerkbar die Mụgga und die Flụ̈ụ̈ga, zumal die riesige Sụ̈ra (graue Fleischfliege) und der Bră̈me^{n} („Bremse“). „Wenn es für mich alten Mann draußen warm genug ist, suche ich ebenfalls das Freie auf“ wird etwa mit der Umschreibung ausgedrückt: We^{nn} äfḁ d'Bră̈me^{n} sur^{r}e^{n}, su chŏ̈me^{n} de^{nn} d' Ụmmle^{n} oo^{ch}. Dem Ummẹl (und speziell dem Ummẹlchün'g, wie es auch einen Bijichün'g neben der Bienenkönigin geben soll) ist nah verwandt das Wächsi (die Wespe),[35] nach welchem ein von heftiger Unruhe Befallener tuet wi n e̥s Wächsi. Jez hịịt er d'Wächsera g'stört („ins Wespennest gegriffen“)! Da bin i^{ch} in es rächts Wächsinäst choo^{n}! (Ich bin in eine wegen Zanksucht anrüchige Gesellschaft geraten.) Gleich bekannt ist der Hụrnụụßer (die Hornisse). Als Ụụge^{n}börer wird törichterweise die Libelle („Weiernaadla“) gefürchtet.

Allerhand Geschmeiß, welches das Aas: den Chịịb z. B. im Chịịbe^{n}gräbe^{n} der Sensenflühe oder das Flaag[36] aufsucht und so de̥s umha flĕgeret, wie auch ein fauler Mensch tut, leitet über zum Raubwild, das teilweise mit b'bịịztem (zum scheinbar zufälligen Finden hingelegtem) Fleisch gefangen wird. So der Fuchs als Gụld- und

---

[33] Meisner's naturwissensch. Anzeiger 1817, 77; 1818, 2. [34] Adverbialisierte Wortgruppe. [35] Die wilde wie die „Honig-Wespe“ (Biene) „wibt“ „Waben“ und heißt demgemäß gut altdeutsch waf-sa, schwäb. wefzg. Das lat. vespa (guêpe), mhd. vespe, die Wespe, d's Wäspi enthält eine Umstellung dieses fs, grindelw. Wäxi und guggisb. Wächsi einen Austausch des Lippenlauts an den Gaumenlaut; vgl. schleichen und Schlucht neben dem schlüüffe, echt neben êhaft, holl. lucht neben Luft u. dgl. [36] Für „Blag“ und „Plag“ wird im schwz. Id. 5, 36. 1221. 1237 an bair. „bläckeln“ (als riechen oder schmecken) erinnert. Vgl. Gw. 654.

als Chohlfuchs. Von beiden sind die Sensenflühe: sịn d'Flüe voḷḷ, und bellende Füchse hịịn ẹs Gchnätsch und es Wåsen, daß man sie weit in der Runde hört. Aber erst recht d'Schwarzenburgera, d'Gusterenegg, Häḷḷstett, der Jimbẹrg und Horbüeḷ: das ist den Füchsen ihra Himeḷ, wüḷ man da in den Hőlenen mit den Hünnden nit zụhi chaan. Schlimmer ist, wenn so ein Tier — namentlich zur Zeit der Jungenhecke — einmal in en Hüenerstaḷḷ ịịnbbrochchen het. Unter zennen (Zähne fletschen) greift es selbst den abwehrenden Menschen, jedenfalls Kinder an. Muß es aber ein Unterliegen befürchten, so täuscht es jenen mit seiner bekannten Schlauheit: wie höhnisch fuxt es nạ ụụs. Als Gegenstück dazu wiederholt man gern aus der Praxis der Fuchsnerịị (Fuchsjagd) das Geschichtchen von jenem Bärner Hawsi, der einen Fuchs aus dem Bau jagen sollte und sich vor dessen Eingang hinstellte: Fuchs, chumm jitz fůrha! Greets Christen ist da, er wollt dich schießen! Ihm ward die Antwort: Der Fuchs ist nid meh da, er ist äänen ụụs (nach der entgegengesetzten Seite entwischt); dier müeßt denn noch ẹ's anderen Maaḷ's choon!

Sogar in drei Arten ist der Marder bekannt: als Tannmarder, als der Hụsmarder, der oder das Pụttli[37] oder die Pụttla, und als der Zündmarder. Der brennend rote Hautfleck des letztern gab Anlaß, ein schlecht brennendes Lichtchen als Zündmarder (oder auch als einen Schịịnguegen) zu bezeichnen. In entfernter Verwandtschaft zu den Mardern stehen das Häärmli und der z. B. in der Tåsenhalta hausende Tääs der ältern (und noch grindelwaldnerischen) Sprache: der Alt̩iß. (Die Altissen: Iltise.[38]) Entschiedener als der Dachs (vgl. fụla wi n en Dachs) ist unter die Raubtier zu rechnen das mit gleichem Recht unter den Nagetieren eingeordnete Eichhörnchen: der Ịchhorn. Für Kinder, die den ebenso neugierigen wie scheuen kleinen Gesellen mit Chuenz, Chuenz, Tanna hau! von Ast zu Ast zu jagen (z'sprenggen) lieben, bleibt er freilich das ergötzliche, in der Gefangenschaft auch rührend anhängliche Tierchen. Der Vogelwelt aber ist er mit der perfiden Meisenfalle seines Doppelnestes ein Schrecken. Zugleich schlaau wi der Tüüfeḷ (den er als diabolos: als Unfrieden stiftender Zwischenträger in der nordischen Mythenwelt ja auch vertritt),

---

[37] Nach Stalder 1, 251 wäre „der Butten" im Schwarzenburgischen der Iltis, welcher (als „Stinker") Putorius foetidus heißt. [38] Zwischen Altiß (emmentalisch Altiis) und Iltis steht bayrisch Elledeis, ahd. illitiso, elledis (Kluge 218); vgl. „Illedis" im schwz. Id. 1, 179, wo „täsen" und „täselen" (unhörbar gehen) als Grundlage von Tääs und „Al-tääs" (ganz leise gehen) vermutet wird.

verwischt er fleißig die Spuren seiner Untaten durch häufigen Wechsel des Nestes. Die Menschen nehmen hierauf Bezug, indem einer, der öfters Aufenthalt wechselt, etwa erklärt: I^{ch} ha^{n}'s wi d'I^{ch}hoorne^{n}, i^{ch} bi^{n} baaḷ^{d} hie baaḷ^{d} de^{r}t.

Ein ehemals sehr gefürchtetes rịịßigs Tier war der Luchs, von dem z. B. in Diemtigen noch das „Luchsweidli“ und die „Luchsallmend“ reden. 1788 erhielt Hans Heusler im Beriwachs zu Kriesbaumen 6 Kronen Schußgeld für einen Luchs.[39] Sieben Jahre später aber tötete in Guggisberg ein solches Katzentier eine große Zahl Schafe und Kälber, biß sogar einem Pferd die Kehle ab und konnte erst nach einer Woche am obern Gurnigel durch den Sohn des Jagdaufsehers Zimmermann erlegt werden.[40]

Von einst viel häufigerem Vorkommen von Wölfen reden die Woḷfbuehi zu Schwarzenburg an der Freiburgstraße (1533)[41] und zu Oberwil i. S., ein Woḷfacher, die ehemalige Woḷfera bei Mammishaus. Auf Wolfjagden deuten verschiedene Woḷfgruebe^{n}, sowie ein Woḷfgarn der Rüeggisberger, an welches 1515 die Regierung fünf Pfund steuerte. Verschiedenemal zahlte diese auch Wolffangsprämien; so 1599. Um 1845 wurde an der Bütschelegg der letzte Wolf erlegt.[42] Das Untier lebt daher bloß noch in Redensarten fort: Es mues e^{n} chaḷta Winter gää^{n}, we^{nn} d'Wöḷf enann^{d}ere^{n} frässe^{n}. (Es geht dir ja nicht so übel!) We^{nn} mḁ^{n} vam Woḷf redt, su ist er ịị^{n}twäders nooch oder wịt. (Spassige Variante.)

Unheimlich nahe kam in einem sehr kalten Winter ein hungriger Wolf einem Guggisberger mit dem Zunamen Stị^{n}peeters. Dä^{r} Maan het im Ubergang (1798) der rächt Arm verlore^{n} g'häbe^{n}. Uf eren Aḷp hinn^{d}er der Egg het er neuis z'tüe^{n} g'häbe^{n}. Unn^{d}er ịịnist g'seht er dä^{n} Woḷf gägen ihn zue choo^{n}. Iz was mache^{n}, ohni Waaffe^{n} und nụm̥a^{n} mit ịị'm Äärmli? Aber är ist nit für nụ̈ụ̈t e^{n} g'wäneta Chrieger g'sịị^{n}! Im Ụụge^{n}blick het äär e^{n} Zụụnstäcke^{n} abtreejt g'häbe^{n} und het dem Woḷf ịị^{n}s uber d'Rüppeni iha g'hippet,[43] daß däär sich umg'chehrt het, der Schwanz het la^{n} hange^{n} und furtg'gnoppet ist. Är het grụ̈ụ̈slech g'wuwwelet, un^{d} oppa e^{n} haḷb Stunn^{d} wịt darva^{n} het en ann^{d}era B'schịịd gää^{n}. Da ist däm Maan doch du schrokkeli^{ch} angst worde^{n}. Är het si^{ch} di sälbi Nacht i^{n} der Aḷphütta ịị^{n}b'schossen und het si^{ch} nit truwwet i^{n} d's Bett. Hurti^{g} drụụf ist das Tier du a^{n} der Frịịbergstraß g'schosse^{n} choo^{n} und het richtig drụ̈ụ̈ Rüppeni verhijt g'häbe^{n}.[44]

---

[39] LR. [40] Schweizerische Monatschronik 1816, 191; Seft. 218. [41] RGU. 247. [42] Seft. 218. [43] Vgl. die Hippe. [44] Ernst Hostettler.

Als „Räuber“ [45] betätigt sich der „Wolf“ noch durch Behinderung des Gehvermögens als die bekannte Unterleibsbeschwerde, sowie durch Störung des Mä̊hens, indem die Sense an der Schneide einen Lack von Pflanzensaft und Wurmerde abkriegt.

Vier junge Bä̊reⁿ ferner wurden 1546 nebst einem alten von Guggisbergern gefangen, 1548 durch einen Hans „Ilgen“ (Gilgen?) sogar der erstern sieben.[46]

Die Berner Stadtrechnung verzeichnet zwischen 1507 und 1593 eine ganze Reihe Bärenfangprämien:[47] zehn Schilling für ein junges, einen Gulden für ein altes Tier.[48] Gegen Landesöffnung schoß 1665 ein ausgewiesener Michel Imhof einen Bären „mit seinen schönen zogenen Rohren“.[49] Der letzte Bär in der Schweiz wurde 1904 im Val Scarl (Unter-Engadịn) geschossen.[50] Nur noch Namen wie Bä̊reⁿwárt (Buri von B. 1389),[51] Borbe̥zried (Bärenwartsried), Bä̊reⁿvorsaß, Bä̊reⁿflue u. a. reden von seiner einstigen Furchtbarkeit. Im Bä̊reⁿloch des Dorfwaldes hausen jetzt Füchse und Tachseⁿ.

„Gar vil wilder schwinen und bären“ gab es um 1465 z. B. „in der langen eyg (Lengenei) und in der Gibelegk“. Das erklärt sich schon daraus, daß in alter Zeit die Bauern die so verderblichen Wildschweine und anderes Wild trotz Ablieferung nicht erlegen, sondern bloß durch Lärm vertreiben durften. Erst das staatliche Hoheitsrecht machte ihnen die Verteidigung ihrer Fluren möglich.[52] Im genannten Jahr 1465 habe „Hensli von Rohrbach in der Gegend von Selibach am Spitzengurnigel und der Nünyfluh geholfen jagen und vil bären und wildschwin gefangen“.[53] Verschiedenemal erhielten denn auch Guggisberger und Schwarzenburger (1582), Belper (1585) und Niderscherler (1519) Schußprämien für Wilḍsụ̈ụ̈.[54]

„Beren, wildeschwin und Rotgewilde“ finden wir 1465 zusammen genannt. Was jedoch zunächst die Rehe betrifft, so deutet kein dem „Rechberg“ (Reechbäärg) ähnlicher Name auf altes hiesiges Vorkommen von Rehen; lụụffeⁿ wi n es Reh ist ein entlehntes Bild. Die lieblichen Tiere wurden erst 1892 zur Erhöhung der Reize des Dorfwaldes und der Schwarzwassergehölze nach denselben verpflanzt (in ihm aaⁿpflanzet).[55] Sie schaden freilich merkbar durch das Abfressen junger Tannen. Auch sieht der Hasen- und Fuchsjäger sie ungern die Jagdhunde nach sich locken, indem die kleinen Gruppen von zwei bis vier

---

[45] Kluge 498. [46] StAF. [47] KM. 44. [48] RM. 24. Aug. 1542. [49] SB. H 605. [50] Noch 1879 wurden im Graubündnischen drei Bären erlegt. (OB. 1908, 61.) [51] Burri 181. [52] Hub. 4, 213. [53] StAF. [54] KM. 45. [55] Vgl. „weltsche Hünner pflantzen“ (1733): SB. L 418. Zur Sache: Seft. 218.

Gịịße^{n} und Rehgitzlene^{n} (meist ohne Bock) *e^{n} Bitz vor de^{n} Hünn^{d}e^{n} springe^{n}, de^{nn} stüḷḷ hịị^{n} und z'rugg luege^{n}, gắb der Hunn^{d} năhichő̈mi.*

Zum „gehörnten Hochgewild“ (1736) gehört ferner der *Hirsch*, jedoch in einem sehr reduzierten Bestande (z. B. auf dem Birchenhubel), der zu dem in alten Ortsnamen wiedergespiegelten in keinem Verhältnis steht. Diese Namen verteilen sich allerdings in oft unaufhellbarer Zweideutigkeit auf „Hirsch“ und „Hirse“. Das „Hirtzenhorn“ [56] (1533) oder „Hirtzhorn“ (1533) ist selbstverständlich eindeutig unser *Hirschhorn*, obwohl es 1586 und 1572 als „Hirshorn“ und „Hirßhorn“ erscheint. Das *Hirze^{n}läger* bei Elisried, die Alp *Hirz* können ebenfalls nicht mißdeutet werden, obwohl es dort längst keine *Hịrschi* (ṡṡ) mehr gibt und der *Hirze^{n}horngịịst* gegen Rheumatismen wie anderwärts in der Apotheke gekauft werden muß — dafür hoffentlich mit dem Erfolg, daß der damit glücklich Geheilte fortan *wi ne^{n} Hirz dașva^{n}-stiebt.* Anderseits können auch Namen wie „Hirseren“, „Hirschlanden“ (im 13. Jahrhundert „Hirslanden“), „Hirsimann“ nicht mißdeutet werden. Dagegen kann es gemäß dem Satze, daß gerade das auffällig Seltene namengebend wirkt, zweifelhaft sein, ob in der *Hirschmatt* einst versuchsweise Hirse angebaut worden sei, oder ob — nach gewöhnlicher Deutung — sich einst Hirsche bis dorthin gewagt haben. Ähnlich zweideutig ist der Schangnauer Hirschwängiberg (doch vgl. man „Hindelbank“ als den Wang der Hindin), und sind es all die badischen Hirsach und Hirschach, die vier Hirschbach [57] usw.

Wer nicht mit der lokalen Jägersprache vertraut ist, errät ebenfalls erst aus dem Gesprächsverlaufe, ob unter einer *Gịịs* eine Ziege oder eine weibliche Gemse oder ein weibliches Reh, unter *Bock* ein Ziegenbock oder Rehbock oder *Gemschbock* zu verstehen sei. Erst die Erwähnung der *Wachtgịịs*, oder etwa die Angabe, *d'Gịịß sịgi gälba* im Herbst und *schwarza* im Winter, orientiert den im Jägerdeutsch Unbewanderten. Wie aber „*Gịịs*“ und „*Gịịß*“ auch [58] als guggisbergische Ein- und Mehrzahl sich *schlächtli^{ch}* unterscheiden, so kann man in Zweifel geraten, ob „*Gemschi*“ als Mehrzahl zu „*die Gemscha*“ oder als „*das Gemschi*“ mit der Mehrzahl „*Gemscheni*“ [59] zu verstehen sei. Erst wenn etwa *drịị Gemschi* oder *drụ̈ụ̈ Gemscheni* erwähnt werden, weiß der Neuling, „*weß Lands*“. Diese Dreizahl besagt nun allerdings wenig im Vergleich mit den

---

[56] Sll. [57] Bad. 1, 985. [58] Vgl. Gw. 351 ff. [59] Über die Formen s. Gw. 205 f.; vgl. dazu (1790) „der Gems“ bei Spazier 365 f. Bei Täuber NGF. 74 ist die Bedeutung als „Steintier“ neben dem „Steinbock“ erörtert.

Rudeln oder Troppeⁿ, wie der mit Fernrohr Ausgestattete sie an den vier Wandelsflühen oder Wánnusseⁿ[60] des Mährengebiets, im Ganteristgebiet bis Schwarzenbühl und Steckhütten, aber nicht selten auch in den Schwarzwasserflühen, ja bis z'zwenzgeⁿ in entlegenen Stellen des Dorfwaldes erblicken kann. Gerade iⁿ deⁿ Langiwi̜i̜l̜flüehneⁿ fühlen sie sich vorderhand am sichersten, finden auch am meisten schneefreie Plätze zur Winteratzung. Dort sind sie darum auch am wenigsten wül̜l̜ᵈi (wild, d. i. scheu). Ja, weⁿⁿ's aaberet, wagen sie sich bis hinter die Häuser ob dem Wald, trotzdem oder vielmehr weil dort ein sehr fachmännischer Jäger wohnt. Ähnlich scheint es übrigens im Schwarzwassergebiet zu stehen. Im August 1899 spazierte um Mittag eine Gemse nach Elisried, wurde dort durch öppera oder öppis verscheucht, stieß in eiliger Umkehr mit dem Kopf an einen Gartenzaun und blieb besinnungslos liegen. Das Tier wurde in einem Holzschopf eingeschlossen, gepflegt und in den stadtbernischen Hirschpark eingeliefert, wo es aber bald eingegangen sein soll. Am Morgen nach dem Einfangen gewahrte man vor dem Schopf Spuren einer zweiten Gemse: der Patient hatte in seinem Elisrieder-Lazaret doch noch Besuch von seinesgleichen erhalten.[61]

Allzeit scheu ist dagegen der Häse.[62] Beim geringsten Geräusch vollführt er den in Ortsnamen verewigten Häseⁿsprung; er gi̜i̜t iⁿ d'Setz, nimmt Setz in den bekannten Zickzackzügen. Und so vorsichtig benimmt er sich, daß er, aufgejagt, nie am gli̜i̜heⁿ Tag durᶜʰ di gli̜i̜hi Fährta gi̜i̜t. An ihn erinnert das Häseⁿtschachli (S. 70). Auf kranke Hautstellen gelegtes wi̜i̜ßes Häseⁿhaar zieht wi Bääch (Pech).

Nicht über die Stockhornkette herüber wagen sich die Murmeltiere. Immerhin ist die Kunde von ihnen so lebhaft, daß auch im Guggisbergischen ein glücklicher Schläfer schlaaft wi n es Mu̜u̜rmeli, und daß recht stilles, klares Wetter ohne Wolken Murmeliwätter heißt. Warum? Bei solchem heueⁿ d'Murmeleni.

Der Hochflug endlich ist vertreten durch Wachtli, Råbhüenner, Birkeⁿhüenner, Sti̥ⁿhüenner, Schnĕhüenner und Taanhüenner: U̜u̜rhüenner und U̜u̜rhåneⁿ, letztere schwarz, mit rotem Hü̜ppeli. Das Auerwild wäre bei guter Jagdpolizei im schweizerischen Molasseland leicht aufs neue anzusiedeln.[63] Neben diesen Wül̜l̜ᵈhüeneren gibt es wül̜l̜ᵈ Enti im Sense- und Schwarzwasserrevier, sowie Lieferanten von Schnäpfeⁿdräck im Schnäpfeⁿmoos.

---

[60] Vgl. „Wechsel" und „Wandel" der Gemsen in Gw. 207. [61] Ernst Hostettler. [62] Mhd. hase, ahd. haso. [63] OB. 1908, 20—25.

Da findet also manch ein *Je̥ger*, der als e^{n} *grụ̈ụ̈sleha* Jägi e̥s *Triibraad in ihm het, wa n ihm nit gräd vergịịt*, öppis z'*jĕgere*^{n}. Möge nur keiner als *Schlịịkjĕger*, *Schlịịker* am *schlịịkere*^{n} si^{ch} *la^{n} aantrappiere^{n}*! Seine Praxis sei ein fachmännisches *aanstaa^{n}* z. B. auf dem *Vöge̥lstann^{d}*. Oder er verfolgt mit Kennerblick *das Gspoor* eines Wilds; er *bịịzt* oder *bört, pört* dem Fuchs eine *Bịtzi* (Lockspeise); er *sticht* mit oder ohne *Tachser* oder sonstigem *Jäghunn^{d}* ein Tier *z'wääg*. Ein in die Enge getriebenes Tier *het er i^{n} der Gemmi*.[64] Wie aber, wenn z. B. *i^{n} der glänzige^{n} Flue* die Gemse *i^{n} drịịne^{n} Sprünge^{n}* oder der Fuchs mit dem Schwanze segelnd in einem tollkühnen Satze die rettende Tiefe gewinnt! So entgeht das gehetzte Tier noch einmal dem Geschick, *g'chehrt* (zum Umkehren genötigt), *g'schosse^{n}* (erschossen), im Todeskampfe sich wälzend *'trööle̥t* und fortgetragen: *g'rụụmt z'choo^{n}*. Mit dem Gedanken: *es ist ghi^{n} Schlacht so grụụßi, es chunnt geng öppis fụ̈ụ̈r*, rûmen ouch wir den tan.

Va'm P'hofink u si'm Wiibi.

Zịzịzẹrizịzị, sụ̈be Mịịtscheni gstrụ̈beliert! tönt's de^{r}t va^{n} der Linn^{d}a ahi. *Sch^{w}ű̦g, sch^{w}ű̦g, sch^{w}ű̦g, sch^{w}ű̦g, oder i^{ch} triffe di^{ch} mị^{n} See̥l!* antwortet öpper va'm Chőmitechche̥l uf ^{d}em nööchste^{n} Hụụs uberha. So gịịt's der ganz Tag fast ịị^{n} Chlapf uf der ann^{d}er. Das mụ̈ụ̈ße^{n} hịịter Finke sịị^{n}, wa dä^{n}=wääg Lụ̈t gää^{n}! Deich oppa wohl. Aber jitz löset de^{r}t uf der ann^{d}ere^{n} Linn^{d}a: ist das nit ganz en ann^{d}era Ton? Ist nid ḁ^{l}so öppis ịịge^{n}t's drinn, mi cha^{nn} nit säge^{n} was? Chunnt's der nit vor, es sịgi schier ḁ^{l}so öppis wi n e^{n} Chlaag? Un^{d} ist e̥s nid, wi wen^{n} er rüefti und rüefti, ịị^{n}s Mḁl um d's ann^{d}era, und ghi^{n} Bschịịd uberchemi? Ja, ḁ^{l}so ist e̥s wääger! No^{ch} gester hịị^{n} d's P'hőfinkli und sị^{n}s Wịịbi in ḁllem Fride^{n} z'säme^{n} es Wụ̈ụ̈rmli g'chälatzet und's umhi gar schrockeli^{ch} guet z'säme^{n} chönne^{n}, na^{ch}däm si's grad ăbe^{n} no^{ch} hịị^{n} *chrumms z'säme^{n} g'hăbe^{n} un^{d} enann^{d}ere^{n} erstrịglet un^{d} erbụ̈ụ̈rstet hịị^{n}*. Dụ̈ chunnt, währe^{n}t däm d's Männli furt ist ga^{n} Fueter suehe^{n} und d's Wịịbi drän gsi^{n} ist, zur zwụ̈ụ̈te^{n} *Nästeta* 's zwụ̈ụ̈t Eili z'lĕge^{n}, e^{n} *Ggaagger*, töötet d's Vőgeli und frißt d'Eileni und *verruiniert* 's Näst ob ḁllem plünn^{d}ere^{n}. So ist es ggange^{n}, und d's Männli wird's *fụ̈ụ̈r* und *fụ̈ụ̈r* (allgemach) inne^{n}, und d's Weh ubernimmts ganz und ggaar. Uberstịịt es 's ächt? wär wịịs! Nịị^{n}. Am ann^{d}ere^{n} Morge^{n} lịgt es tood unn^{d}er der Linn^{d}a.

[64] Vgl. schw. Jd. 2, 306.

So weeng sin d'Vögelini ihres Lăbens sicher. Si hịịn drum en ganzi Trịbeta van Fịịnden: Chatzi, Häärmleni, Marderen, Füchs und Ichhöörnleni (ị-), Ggaaggeren, Agersti, Toornagersti, Amßli und Innerstrahli. Und der böösist van ạllnen ist denn noch der Mentsch, wa nit gnueg söḷḷti chönnen ihra Hirt und Pflĕger siin. Denn chömen denn noch böösi Wätter, und chőmen Zịti, wa nienen nụ̈ụ̈t z'frässen ist, wenn's nit doch och noch gueti Mentschen gibt, wa an si deihen. Mengist chunnt 'nen doch denn och ihri Merkigi z'guet. So ụ̈sem P'hö-finkenmännli och. Das het's geng g'merkt, wenn si im Pụ̈renhụụs bi si'r Linnda hịịn g'chochchets ghăben. Denn ist es denn uf den Chőmitechchẹl ụ̈hi gflögen und het los g'laan, was ẹs in d'Hụ̈t bbraacht het. Und d'Lụ̈t hịịn Frụ̈ụ̈d drann ghăben und hiin's an mẹnen Hämpfeli Choorn (Dinkel) uf dem Brịttli vur ẹmen Stụ̆benpfeister nie lan fẹhlen. Mi het ihm och ganz guet chönnen zueggugen, wi's mit si'm churzen Schnăbeli, wa schier ẹmenen Chĕgẹl glịịhet, het ịịns Chöörnli um d's anndera us den Hụltschen ụ̈sa g'chnụ̆blet und si vertrückt und erst denn g'schlụckt. Drum het das Tierli im Winter och gar nụ̈ụ̈t furt bigăhrt: gan Italien, oder noch gar uber d's Meer nach Algier oder Marokko.

Das weer dän Winter gsịịn vur der trụụrigen G'schicht, wa mẹr van 'rạ g'hăben hịịn. Aber jitz mụ̈ụ̈ßen mẹr voor aanfaan und ụụslĕgen, wi ụ̈sa Fink zu däm Wịịbi choon ist, wa n ẹr dụ̈ ạlso het mụ̈ụ̈ßen verlieren.

Wa 's ist Ustägen gsịịn, da sin, wie geng, ăfạ d'Männlẹni us der Frönndi umhi hịịm choon. Und es ist ẹmen jederen dran g'lăgen gsịịn, ăfạn en chlịịn umha z'guggen, wa mạn oppa chönnti nästen, fur dass ẹs ihm őmẹl doch rächt g'raati, ẹs Wịịbi zŭha z'löökeu und 's denn och z'bhaan. Mi mues ăben wüssen, daß d'Wịịbleni erst oppa in vierzăhen Tagen us dănen warmen Lenndereu näha chőmen. Und och das mues mạn wüssen, dass geng und ggeng z'weeng Vögẹlwịịbleni sịịn. Jää, ạlso vierzăhen Tagen lang für z'brüeten uf ẹmen Näst voḷḷ Lụ̈ụ̈s und Mụ̈lbenen z'grụppen und fast der ganz g'schlăga Tag und di ganz Nacht sich mụx stüḷḷ z'haan und bloß oppa en chlịịn z'Mittág di gstăbeten Glịdleni z'strecken, wenn mạn süst ạlso n ẹs chächsụ̆lberigs („quecksilbernes") Tierli ist und sich ẹgghịn Minuta lang chann sădlen, das wollt öppis săgen! Das nimmt di armen Tierleni näha, mi glụụbti's nịịd. Und denn noch di b'stenndegi G'fahr, van mẹnen Rụụbtier erwütscht z'choon!

D'Männleni mụ̈ụ̈ßen ạlso g'hőrig ẹsich zŭhi machen und in Egị (ĕ-) haan, wenn sie zu 'mẹnen Wịịbli choon wiin und nụ̈ụ̈t bigăhren, zu den ạlten Lịdegen z'g'hören. He nu, wi ist ẹs jitz dạrmit ụ̈sem P'hö-finkli g'gangen?

Afą het es g'naau, g'naaii paßt, wenn daß d'Männleni und wenn d'Wiibleni us der Frönndi zruggchömi. Du merkt es entlęhen, dass ęs Wiibli härflügt, und gräd uf di Linnda näben sire — es ist just och d's Wiibli van däm Buumpaar fast am Wald aan gsiin. Da ist es z'usserist uf ęnen Ast gflögen, wa äfą en chliin g'grüentschelet het. Da ist ęs wi n ęs schüüchs züchtigs Däämeli g'sässen und het oppa geng en chliin uf sins iinfach grau Röckli ahi ggugget, oder z'rugg. Äs het ja wohl g'wüßt, dass nüüt apaartigs an ihm ist, wěder oppa di paar wiißen Striemleni in sinen Fächtlenen. Aber an dänen het's hin und här (dann und wann) mit dem Schnäbeli öppis g'häben z'striihen und z'gletten und het nid chönnen fertig choon, sich uufz'mützerlen und uufz'stützerlen und uufz'pützerlen. Nümąn das ist denn alba iinist en chliin g'späsſig zwüschen ihi choon, dass es blötzlech ęs Füeßli g'lüpft het und mit dem Schnäbeli ganz häsſig uf ęnes G'wülld in si'r Unndersita los g'fahren ist.

Nu, das het die Heerren, wa uf der anndereren Linnda Posto g'fasset hiin, nit fast g'schiniert, wenn si schon äfą zwe Wintera, oder ömel iina, sin „g'wäst" g'siin.[1] Si hiin, oppa ihrą zähen, sich lan merken, iina um der annder, und mengist zwee, drii z'sämen, wenn si nid hiin mögen uf enanndereren warten. Es ist ja geng d's gliiha Lied gsiin und am End och gfä di gliihi Liira: Zizerizizi, süben Miitscheni g'strübeliert! Aber es ist doch leng's gnueg g'siin, fur dass es ieders öppis besser drann het g'feckt z'machen, wěder d's anndera. D's iinta het's „zi zi" noch in menen riinerern (höhern) Ton gnoon. D's anndera het der Schluß van „g'strübeliert" lenger uus'töönt, und 's Dritta het „süben Miidscheni" ąlso aanfaan düderlen wi n en Amßla; es vierts het's mit ęmen Zungenschlag im Müüli umha g'chehrt wi n en rächte Chüeijer uf dem Bäärg, wenn er ęs Jödeli nimmt.

D's P'höfinkenwiibli het däm ąlso zueg'lööst und sich nüüt verrüehrt. Aber d'Männdleni hiin nid abg'gäänn. Geng iins lüter wěder d's anndera het 'pfiffen, dass man fast sis iigent Wort nid het verstannden. Darbii ist äfą iins ąlso halba Wääg nööher chon flädern. Du ist d's Wiibli furt, uf enen anndera Ast. Es annders pröbiert's och; d's Wiibli het nüüt drum taan. Es dritts chunnt noch nööher; d'P'höfinki luegt nid näben uma. En vierta, wa d's mittlista Stuck vam Liedli ganz appärtig schön het wöllen machen, ist grad am „süben" ębstochchen; d'Stimm het ihm uberschlägen, und es het mitt's drinn müüßen hööre.

[1] „Gewest" ist in ursprünglich burschikoser Sprache ein weitgereister Mann von Welt.

Du, was macht üsa Hansli? Stöllt sich mit sinen Büündlenen i'n Schrägen (S. 100), wi wenn är uf dem Chömitechchel stüenndi, nimmt, wi wenn es 'na dem anndere̤n duureti, d's Liedli dert uuf, wa eis (jenes) ebstochchen ist und singt's fertig. Und darnach, wi wenn är sägen wellti: ggugg, also hest's wöllen machen! gäll? nimmt er noch iinist d's ganz Liedli van voor aan bis hinnder uus, und het „liert“ leng, leng uustöönt. Jää, das ist drum där leng, ruuch Guggisbärgerwinter g'siin, wa dem Vögeli sins Hälseli und sins Brüsteli het starchs und chächs b'häben.

Und d's Wiibli het sich gägen ihm zueg'chehrt und d's Chöpfli nid meh dännen g'häben, bis d's Chömitechchelp'hofinkli in aller Früüd und in ii'm Jubel noch iinist het aanfaan loosgään.

Aber, potz Wält willen, das het du öppis chönnen! Tschrrr! tschrrr! ist das uf üsa Hansli loos, und iins, zwüü ist där ganz Troppen um ihn uma gsiin, fur 'na iinz'chrömelen (einzukugeln) wi d'Innerstrahli en Stächvogel. Si sin mit ihm z'Böden, hiin 'na erpickt und erstrüblet, öppis grüüselechs. Är ist volla Häärd gsiin und Bluet drinn, und d'Fäderleni ganz uufg'strüblet und verchutzet und entgestet (entstellt).

Üsa Hansli ist en Blick da g'lägen wi sturm g'schlägen. Aber nümman en Blick! Wi di anndere̤n umhi uf d'Männlilinnda g'flögen siin, fur jitzen noch iinist z'guggen, wär Miister wäärdi und mögi choon, ist Hansli wi n en Stächvögel uf d's ersta besta Männli, het's in Näcken 'pickt und's erchlüpft, dass es z'Böden g'fahren ist. Es zwüüt's nimmt er óch so, und es dritts. Är het gschüttlet an 'nen, dass nüüt also (gefunden wird)! Aber du wiin di anndere̤n umhi uf ihn loos. D's Wiibli, wa allem het zueg'sehn, ohni sich drin mischlen, deicht: Jitz ist's gnueg! Gliitig wi n en Pfiil flügt's dürch di ganzi Banda düürch, striipft Hansli im Fluug mit emen Fächtli und flügt gäge'm Chrützhübel zue. Hansli het's verstannden und ist im Schwick uuf und nähi, di anndere̤n hiin im Jifer gar nid g'merkt, wa n er hin choon ist. Voll Tüübi sin si des uma g'fäcklet und g'fläderet, bis si sich entlech umhi g'sädlet hiin, für ihres Wettlied va'm strübelieren uf's frischa aanz'faan. Du merken si erst, daß d's Wiibli och désertiert ist (déserté) und d'Finken g'chlopfet het.

Jitz, was machen? He, uuf und nähi, was süst! Jä, wahiin? Dás ist äben d'Chust van den Rüeblenen! Und iins het d's anndera aang'luegt, wi wenn si wetti sägen: welchers tümmer! Am Ennd hiin si sich ergään und sich 'tröstet, es sigi moorn och noch en Tag.

Und jitz üser zwüü? Uf dem Chrützhübel si sin ömel äsa z'sämen uf

emenen Tannli nooch bi'menen provisorischen Stüehli bi Gummenchristi's Hüttli abg'sässen. Und äs het ihm sins Schnäbeli entgägen gstreckt und ihm lang und lang und tüüff in d'Augen g'gugget, wi wenn es sägen wetti: Gäll, du wiist jitz, wäm de bist? und ich wiiß's ooch. Und noch iinist het's ihm d's Schnäbeli dar, und ggüggelet zue n ihm anhi, bis äär sin ganzi Chraft het z'sämen g'noon und ihm Bschiid gibt. Du g'seht's du erst, wi äär sin's Chöpfli chuum mag lüpfen, und wi n er am ganze Liib drin gseht. Und äs gibt ihm en Blick, wi wenn es wellti sägen: o du arma Züttel! Und äs het ihm di strübsten Fäderleni äfa en chliin z'wäggstrichchen und du gliichsam g'siit: Aber jitz bist hungerig, gäll ja! Und brrr! brrr! ist es uuf und darvan, in d's Hölzli gägen d'Chalchstettenstraß zue. Dert het's us emen Chlammerenhuuffen (Ameisenbau) Eileni (Puppen) fürha g'scharret und ihm 'bbraacht und bbraacht, bis dass er äfa rächt stiiff ist b'chüfereta (erholt) g'sii.

„Aber und iez?" fragt du d's Wiibli. „Wa sin mer denn iigentlich dahiimmen"? He, siit Hansli, deich wohl uf der Linnda änen bim Spitzenacherhölzli. „Chumm ziig!" Si flüügen anhi, und Hansli ziigt das Platzli, wa äär für n es Näst het uusg'läsen g'häben. Aber d's Wiibli het d's Chöpfli g'schüttlet. „Das weer oppa so guet gnueg fur z'angfehrt anhi en alta Chüürbs, wa's nüüt schaad ist um ihn, wenn 'na also en Ggaagger oder es Huuri p'hackt. Niin, ggugg, da müüßen mier besser luegen! G'sehst da dän Proffen (Aststumpf), wa es grüens Estli drus usa schießt? Da müüßen mier üsi Stüba iinrichten und mit Miesch usse-füür also dick uusstaffieren, dass es grad uusg'seht, wi wenn där Proffen chlingeldürra weer und d's Miesch um ihn umha g'wachsen". He nu, siit Hansli, su wiin mer dran hiin, wenn de miinst. Wi weer 's, wenn man gräd hüt aanfeeti? „Deich wohl, deich! Und das noch hüt! Es ist so wi so di allerihööchsti Zit. Mi sötti iigentlech schon aanfaan näisten, göb d'Büüm z'grächtem uustriben hiin, fur das man denn den ersten Jungen schon di ersten zarten Würmleni in den Blettereni und im Gras chönnti gään".

Guet, si sin dranhiin. Hansli het Miesch und Flächti zühi'tragen was hest was gibst, was er numan in d's Schnäbeli bbraacht het. Und d's Wiibli het's zwägglijt und g'füllet wi d'Büren d's Heu uf dem Stock und het's mit sim Spüüfer (Speichel) füür und füür also fest z'sämeng'chittet, dass egghis Rägentröpfeli het dartüürch chönnen. So, das weeren äfa d'Wennd gsiin. Aber iezen d's Bett dinnen und d'Waagla (Wiege) für die Chliinnen! Da hiin du Fäderleni zühi müüßen, und aller Gattig Haareni, und Wullenfädeleni. Das ist für üsa Hansli du oppa en schweeri Sach gsiin, mit däm Züg gliitig gnueg zühi, und d's Wiibli het

nit geng gnues Gidult gnoon, für ihm oppa en chliin z'warten. Es ist es guets Fraueli g'siin, aber es böös's, und alba iinist rächt es Chätzers Rifeli. Äs ist unnder iinist ganz pfuffigs und schnutzigs choon; äs het chönnen pfuffen und schnutzen und sin Hansli ganz Cheiben wüest aanschnauwen: „Was bringst jitz da, du Chätzers Lappi?! Es Suwhaar? Es Wullenfädeli mang(le)ten ich jitzen! Mach, dass de mit däm da furt chunnst!“ Das het's richtig allz mit picken gsiit, wül es ghiner Wort het g'häben. Aber Hansli het's verstannden. Är ist en gueta Mutz gsiin und het allz uber ihn lan gaan, wül er g'wüßt het, daß doch allz am Ennd guet g'miint ist. Är het sich z'sämeng'noon und het pressiert und g'macht, was er uuf und aanbbraacht het. Aber darmit het er och geng schërpferi Ougen uberchoon. Är het schon van witem's g'merkt, wa oppa en Sattler vur-ussen en Mäderatza z'wägg-gmacht het oder an menen Chömet öppis g'sattlet. Chuum ist däär en Blick in d'Püdigg (boutique) ihi: im Schwick ist Hansli da g'siin, het es Röshaar oder es Gräng d'Aferigg (ä: crin d'Afrique) g'kaaperet und sich darmit pfääjt wi n en Spitzbueb. „Wi n en Schölm“, chann man ja nit sägen; numan wi n en Nähmi oder wi n es Nähcheibli; gstöhln het er ja niid, numan furttraagen oder g'fleennt. Und so hätti och iina, wa dert hätti des umha g'späcklet (spioniert), 'na nit chönnen bi Untrüjkiiten erwütschen. Aber in Acht gnoon het er schich doch, dass nit öpper chönni rüeffen: Sö soo, da hiin mer 'na graad! Är het lieber paßt, wa's Fäderi gäbi uufz'läsen und Mentschenhaareni, und därlei het er gnues uberchoon. Ganz en appärtegi Früüd het er g'häben, wenn ihra drii oder vier van sinen Kameraden 's zsämen chrumms oder ungraads uberchoon hiin, unrichtig worden siin, mit enanndere uberéggs (cross) choon siin, im Strangen sin gsiin und Stinbock g'häben hiin, in Unchritz choon siin und z'sämen g'chritzet hiin. Wi liecht het's da wäge'm chliinsten Dingeli chönnen Zwietracht und Fiindschafterii gään! Wägen menen Wüürmli twägen,[2] wa iins dem anndere het verbönnt, wenn's so rächt es verbüürstigs Tierli g'sin ist. Es ist och nüüt wëder Verbuurst[3] gsiin, wenn zwo Innerstrahli 's mit enanndere umg'hijts[4] ghäben hiin, hinnder enann-

---

[2] Mechanisiert aus mine-twäge, deß-twäge u. dgl. [3] Die Wurzel ans, welche in got. ansts (Gnade), in „Ans-helm“, „Ans-walt“ (= Oswald und Ansoltingen = Amsoldingen) und im nordischen Götternamen der „Asen“ (Gnädigen) steckt (Kluge 25), gab auch die mit „können“ und „mögen“ parallele Verbalform „unsan“, unnan ab (Kluge 177), welche meist mit g- als „gönnen“ zusammengesetzt auftritt, aber ebenso gut mit b- sich komponieren kann. So erklären sich verbönnen, Hebels „Verbunst“, emmentalisch „Verboust“, unser „Verbuust“ mit dem guggisbergisch so besonders beliebten r-Einsatz in Verbuurst und verbüürstig. [4] Vgl. „zerfallen“.

^{d}ere^{n} und gẹng wịter us enanndere^{n} choo^{n} sịị^{n}, bis si g'strịtet[5] und g'strịglet hịị^{n}. — [[5a]Aber de^{r}t hịị^{n} zwee Blaaumacher z'säme^{n} g'schä-ránzet und g'stucket un^{d} enann^{d}ere^{n} ụụfzöḷḷt und schrockeli^{ch} z'säme^{n} g'chrieget. Jịna het vam ann^{d}ere^{n} Chrieg erwütscht. Är ist g'chriegta choo^{n}, wụ̈ḷ eina (jener) g'mịint het, dịsa hiigi 'nḁ ụụs-tschụnggiert (verspottet) und (mit boshaften Anspielungen) um d'Stụ̈da g'schläge^{n},[6] wie wen^{n} er schi^{ch} mit Faxe^{n} (Verbrechen) ubertrappet (vgl. „Übertretung") hätti. Däm wül^{l} i^{ch}'s ii^{n}tren-ke^{n}, das^{s} er de^{nn} wịịs, wa dụ̈r^{chh}a^{r}! Däär wil^{l} ich e^{n} chlịị^{n} büḷde^{n}! het's denn (damals) g'hịịße^{n}; un^{d} jitz hịị^{n} sie enann^{d}ere^{n} (i^{n} d'Fingera) g'noo^{n}, enann^{d}ere^{n} e^{n} Bitz g'chụ̈tet und g'chrụ̈tet und g'flámbụụmeret und g'chnụ̈deret und bbeḷzet un^{d} erchlopfet un^{d} abg'schmiert und g'wuḷḷet und verhaue^{n}. Si hịị^{n} ịịna dem ann^{d}ere^{n} g'hüije^{n}, daß d'Fläderi (Schläge) f^{r}ịị ḁ^{l}so g'chlöpft hịị^{n}. Es ist zo n e̥re^{n} wahre^{n} Brụ̈gleta, zo n e̥re^{n} Schlĕgleta choo^{n}. Sie hịị^{n} enann^{d}ere^{n} bluetig verschläge^{n}, bis beed bluetrüssig hịị^{n} müeße^{n} absetze^{n}. Jịna het für z'schlĕgle^{n} en Art Toodschlĕger g'häbe^{n}: es haḷbs Ros^{s}ịse^{n}, und der ann^{d}er es Mässerhefti, doch ömeḷ gottlob e̥gghịs Mässer. E^{n} Tritta ist dḁrzue choo^{n} und het wöḷḷe^{n} frịdne^{n}. Är het ddeicht, es wärdi nid an es tööte^{n} gaa^{n}. Aber ịịna brüelet i^{n} der Hitz: Soḷḷ i^{ch} de̥r grad über Ort häḷffe^{n}? Du sịit ụ̈sa Maan zue n ihm säḷber: Da wüḷ^{l} i^{ch} mi^{ch} lieber darva^{n} mache^{n}! Un^{d} är het si^{ch} dụ̈ hinn^{d}erschläge^{n} (hielt sich im Hinter-grund verborgen) und si^{ch} de^{r}t versụụmt (hielt sich dort auf). Är het für guet funn^{d}e^{n}, nit Bääch aanz'baḷze^{n} und si^{ch} z'veru^{n}sụ̈fere^{n}.[7] Jetz hịị^{n} die Beede^{n} no^{ch} mit Rĕdene^{n} der Zangg uusg'fochte^{n}. „Du bist der Ụụrhaab!" sịịt ịịna. „Du bist im Fe̥hḷḷer!" der ann^{d}er. Jịna het der ann^{d}er g'hịịße^{n} lụ̈ụ̈ge^{n},[8] und däär het si^{ch} verwäge^{n},[9] eina (jenen) i^{n} d's Schloß z'bringe^{n}. Die Verwägung ist richtig nụ̈mḁ^{n} no^{ch} der löst Schutz va^{n} 'ren ụụsgschoßne^{n} Büchsa gsii^{n}.

[5] Also (wie as. strîdian) als Ableitung aus „Streit" behandelt, während es sonst an „reiten" angeglichen wird. [5a] Die in Klammern [ ] gesetzte Einschaltung beeinträchtigt das Dialektstück stilistisch, bereichert es aber mit sonst nirgends anbringbaren Idiotismen. [6] Eigentlich (nach Art des Hasenjägers) „auf den Busch geklopft", um den Selbstverrat einer Verfehlung hervorzulocken. [7] Wer Pech angreift, besudelt sich. [8] Nicht etwa „lụ̈ụ̈ge^{n}" in: Einen (als) Lügner schelten. Der scheinbare Infinitiv ist ein gestutztes Gerundiv (wie „ein Fäßchen im Keller liegen haben", statt liegend). [9] Mhd. (WB. 3, 634) verwĕgen bedeutet: zu „erwägen" aufhören (vgl. es het „verlütet" u. dgl.) und sich zu einem Tun oder Leiden frisch entschließen. Das Nhd. bewahrt bloß noch das adjektivisch isolierte Partizip „verwegen" im Wechsel mit Schillerschem „verwogen" (im Alpenjäger). Der Wechsel er-innert an den Umsprung vom Typus „geben" in den Typus „nehmen", wie bei „g'wäbe" und „g'wobe" (gewoben).



Orig.-Photogr. v. Dr. E. Hegg

Schatters Robert

Der Maan ist äben im Oktober gsiin, oder im Suufluun, wi man süst siit, oder truuchna. Di lösti Nacht het er g'wiirtshüselet. Z'erst het er nümmen g'lüürtschet (langsam getrunken). Aber du feet er aan (polternd) z'läteeteren und z'hülaaneren[10] und het darbii g'lappet und g'suffen wi n es Loch und ömel müeßen luegen, wi der Löst en Puggel machi. Gäge'm Morgen anhi ist er ggaaggereta, dass er nid meh het chönnen Baabi sägen, hiim zaagget und g'schlaarpet, der Huet uf drii Schoppen g'richtet. Am Mittag het er für den Tuurst richtig umhi öppis Troosts müeßen haan. Är het umhi z'viil in ds Glësli g'luegt und het en Hips gnoon oder es Tämpfli. Und also vertruuchna, widerredt er du en jedera (le contredit) und feet aan händlen.]

Aber niemmer het darvan profidiert wëder Hansli. Är het zwo Sachen g'wunnen: Haar und Lehr. D's ersta het er hiim bbraacht und di annderi fur ihn b'häben. Är het zue n ihm sälber g'siit: Es mag dahiimmen gaan, wie 's wüll: nie meh wëder drüü Wort sägen und och dii nümmen zu ii'm sälber[11]: schwüg, schwüg, schwüg! Allz witera tügenet nüüt (taugt nichts, schlägt nicht an).

Und wie guet ist es gsiin, dass es ihm vorzögen het,[12] 's so z'machen! Es sin Schindtägen choon, wa mit allem Fliiß nienen nüüt ist z'machen gsiin. Da ist Hansli nid, wie süst, sich fast[13] müetig (übermütig) mit dem voll g'lädenen Schnäbeli choon ziigen: Da bin ich och umhi in mi'r Läbensgröösi! Niin, wi n en g'schlägna Maan ist er uf dem Rand van däm halbfertigen Nästli g'sässen und het drin ggugget, wi di süben tüüren Jahr.[14] Weer's en Mentsch gsiin, er hätti d's lüter Wasser g'grännet,[15] oder si'm Eländ nähi g'stuunet, bis dass er weer verstöörta choon.

Aber denn ist denn Kätheli — mier hiin ihm ja noch nid e maal der Naammen g'gään! — och g'schiid g'siin und het sich ömel ja nüüt lan merken, wi n es vur Ungidult fast verzäbli und vergitzli. Äs het Duuren ghäben uber dän arm Schlüfi, wa denn noch sin Maan ist g'siin, und het sins Schnäbeli än ihm umha g'strichen und ihm umhi so luub und tüüff in d'Üügleni 'ggugget wi d's sälb Mal dert bi Gummenchristis Hüttli. Es ist gsiin, wi wenn es nit chönnti höören ihm diridäri machen und flattieren und chüderlen und bipääpelen und

[10] Der tatarische Uhlane wie ein deutscher Landsknecht (Lanzknecht) mit dem Trinker identifiziert. [11] To one's self. [12] Wie auf der schwereren Wagschale. [13] Halbtoniges fast = beinahe; volltoniges fast = sehr. (Als altes Adverb zu „fest".) [14] 1. Mos. 41, 26 ff. [15] Mhd. (WB. 1, 576) grîne grein grinen gegrinen, aber sow. still für sich weinen (nicht sich gehaben wie z. B. „Eberhard der Greiner"). Vgl. schwz. Id. 2, 745 f.

di schöni Sita fürha chehre^n, bis üsa Hansli umhi ganz hällʼuuf u^nd buspera u^nd zwägega u^nd uufliga ist gsii^n.

U^nd so ist, mi het z'löst und am End nit g'wüßt wie, d's Phöfinke^nnästli fertig choo^n, u^nd wi n es we^lchttigs! Viil, viil dicker (dichter) no^ch, wëder i^n mene^n Finke^ntschügge^n (Filzschuh), si^n di Haareni u^nd Fäderleni u^nd Fädeleni in enann^dere^n g'chläbt g'sii^n; u^nd hülbig ist es da drinn inne^n g'sii^n wi in ere^n warme^n Stüba, u^nd linn^d wi in ere^n Fluumtëhi. Aber va^n usse^n het ma^n das Näst gar nid emaal g'wahret (bemerkt), a^lsó guet ist es i^n der Grippela versteckt g'sii^n.

Jitz chöme^n du Eileni drii^n: wi mengs? ii^ns, zwüü, drüü, vieri, füüfi! a^lso zwüsche^n hiiterblaau u^nd grüenlächt, wi mit eme^n rootlächte^n Wülheli uberflöge^n un^d uberseejt mit fiisterbruune^n Tüpflene u^nd läbere^n-bruune^n Brandfläcklene^n.

Das ist es luege^n gsii^n un^d e^n Früüd! Aber iez chunnt du e^n böösi, böösi Zit für d's Wiibli, wa's g'golte^n het z'brüete^n un^d uf ^dem Nästli z'gruppe^n vierzähe^n leng Täge^n u^nd lengi, lengi Nächt. Aber d's Männli het si^ns Müglęha 'taa^n, fur ihm churzi Ziti z'mache^n: Äs het ihm Würmleni u^nd Chäfere^n u^nd Chöörndleni 'bbracht bis gnue^g un^d uber-gnue^g u^nd de^nn zum äsſe^n Músig g'macht, fast no^ch schöner wëder denn, wa n es si^ns Wiibli ersunge^n un^d erpfiffe^n het.

Du unn^der iinist rüehrt si^ch da nöijis im Nästli. Richtig! Di Junge^n si^n uusg'schlüffe^n, u^nd Hansli het d'Eierschäli wit wit furt 'trage^n, für das^s ömel ja ghi^n Rüüber merki, das^s da öppis z'schnause^n sigi. U^nd du het ma^n chönne^n en Uuge^nblick dri^n ihi luege^n. Aber mi ist grad umhi z'rugg g'fahre^n: nii^n, was si^n das für wüesti, strübi G'schöpfleni da drinn! Si^n das Chrotti, oder Räge^nmooreni (Molche) oder was? P'höfink-leni sii^n's, waas süst?! u^nd in es pär Wuche^n so schööni, wi di alte^n! U^nd dii wüsse^n's u^nd hii^n jitz alli Müej, esi z'wäg z'fuetere^n, bis 's es zwüüt's Mal Jungi gi^bt, oppa drüü oder vieri. So si^n d'Täge^n füür g'gange^n i^n Aarbiit u^nd Liebi u^nd Zangg — d'Liebi mues ja 'zang-get haa^n —, bis du dä^r truurig Tag chunnt, wa mer z'erst van ihm g'häbe^n hii^n, u^nd wa Tod bringt — aber o^ch Liebi bis i'^n Tod.[16]

Gugger und Guggisberg.

D's brüele^n va'm Gugger g'höört ma^n ja alli Jahr. Aber mi^n g'höört's nó^ch so gärn, wen^n er der Ustäge^n uusrüeft. Im Guggisbärg obe^n, da wird's frili^ch Aberelle^n, göb er us frönn^de Lenn^dere^n (mi siit: us

[16] Vgl. Ramseyer (s. Note 13, S. 135), Hoffmann u. a.

Afrika, wa d' Nĕger dahịịmme^{n} sịị^{n}),[1] umhi zue n is chunnt. Da brüelet er de^{nn} bis gắge'm lengsta Tag. Aber lenger sọḷḷ er nịịd! *Su menga Tag, das^{s} er dạrnaa^{ch} no^{ch} brüelet, su menga Bätze^{n} schleet d's Brot ụụf.* Aber ungwann's dụ̈cht ẹs d'Lụ̈t doch de^{nn}, wen^{n} er sch^{w}ụ̈gt und niemmer meh öppis van ihm g'hört. Si frage^{n} de^{nn} oppa, wa er sịgi hi^{n} choo^{n}, wenn si nid va^{n} der Schuẹl näha wüsse^{n}, das^{s} er um Vrenatag umhi furt gịịt. Di Alte^{n} hii^{n} g'mịịnt, är sịgi niene^{n} und doch dụ̈r^{ch} ^{d}e^{n}wägg, un^{d} er wüssi aḷḷz und chönni ịị'm săge^{n}, wi lang das^{s} ma^{n} no^{ch} lăbi. Im Guggisbärg wịịs ma^{n} noua nụ̈ụ̈t meh va^{n} däm;[2] darfụ̈ụ̈r sịịt ma^{n} hie oo^{ch}, wen^{n} er hööri brüele^{n}, su wachsi ihm der Schnäbeḷ ann^{d}ers: ẹs găbi a^{n} Stächvögeḷschnäbeḷ drụụs, und so wärdi us ^{d}em *Ggụgger* e^{n} Stächvögeḷ.[3] Warum? Mi findt de^{nn} ghịner Stäch-vögeḷnäster, su weeng wi Gguggernäster.

Aber o^{ch} wen^{n} er da ist, uberchunnt ma^{n} 'na wunn^{d}ersälte^{n} ịịnist z'g'seh^{n}. Är ist drum gar ẹs schụ̈ụ̈chs Tier und lăbt o^{ch} di mịịsti Zịt ganz fụ̈r ihn säḷber. Är wịịs o^{ch} wurum. Aḷḷi chlịịnere^{n} Vőgelini hasse^{n} 'ne^{n}, wi n äär sịnesglịịhe^{n} hasset. Drum ist äär o^{ch} i^{n} 'mẹne^{n} ganze^{n} grụụße^{n} Revier inne^{n} ịịnzig und al^{l}ịịnig Heer und Mịịster, und das chunnt ihm oppa wohḷ! Da het er doch őmel de^{nn} z'frässe^{n} g'nue^{s}: *Guege^{n}* und *Pfịfoḷteri* (Käfer und Schmetterlinge) oder őmeḷ ihrer Laarvvi, und b'sunn^{d}ers di g'haarige^{n} Gräswürm,[4] wa süst ẹgghịs Vőgeli maa^{s}. Dịị sticht äär mit sịr spitze^{n} herte^{n} Zunga aan und schlückt ẹre^{n}, wen^{n} er schi uberchunnt, ganz Hụ̈ụ̈ffe^{n}, das^{s}, we^{nn} ma^{n} 'na *ụụfteeti*, ma^{n} sị^{n} Mäge^{n} ganz mit ịị^{n}g'stochne^{n} Haarene^{n} ụụspoḷsteret funn^{d}i wi n e^{n} Finke^{n}tschụgge^{n}. Är ist e^{n} grụ̈ụ̈slẹha Frăswoḷf, und das ist richtig guet. Aber de^{nn} chan^{n} er de^{nn} dạrfụ̈ụ̈r o^{ch} rächt schön singe^{n},[5] oder őmeḷ h^{l}ụ̈ h^{l}ụ̈ mache^{n}. Wen^{n} er nid e^{n} Stümper ist, wi 's ẹre^{n} ja unn^{d}er de^{n} beste^{n} Singvőgelene^{n} o^{ch} gi^{b}t, wa ihrer Lăbtig nie ẹs rächts Liedli z'wăg bringe^{n}, so tönt das rächt schön, wen^{n} ẹs scho^{n} geng numa^{n} d's glịịch h^{l}ụ̈ h^{l}ụ̈! h^{l}ụ̈ h^{l}ụ̈! h^{l}ụ̈ h^{l}ụ̈! ist. Es ist drum ăben o^{ch} hie der Ton, wa d's *Gsang* macht. Wen^{n} er am Aabend, we^{nn} d' Sunna unn^{d}er wollt, va^{n} der Chastelenegg ahi oder vam Spitzenacherhöḷzi fűrha mit sị'r weiche^{n}, ẹs bitzeli bitzeli bb'lịịte^{n} (belegten) Stimm, wi bi ịịm, wa öppis Weh-müetigs uf ^{d}em Häärze^{n} het, 'ẹra no^{ch} Adieẹ sịịt, su mues ma^{n} löse^{n} und löse^{n} und geng umhi uf d's frịscha löse^{n}, we^{nn} 's ịị'm scho^{n} mit dem hịịmgaa^{n} pressierti. Aber de^{nn} richtig gắge'm lengsta Tag anhi, da chunnt er de^{nn} in der Taat *chịịstẹrẹga* (heiser), und da wird er inne^{n}, das^{s} er

[1] Südwestafrika. [2] Vgl. dagegen Gw. 554 f. [3] Ebd. 218. [4] Von Nonnen, Schwamm- und Prozessionsspinnern usw. [5] Vgl. den Namen Cuculus „canorus“ mit der Einordnung unter die „Schreivögel“.

gſä sötti *höören* brüelen. Warum ächt ooch? He, wül er ghiner Eileni meh in den Näßteren findt, für der Schnäbel z'salben.[6]

Aber wi g'siit: z'g'sehn uberchunnt man dän Kärli nid so hurtig. Es mueß's noch oordelich guet träffen, wenn man oppa iinist gäge'm Aabend vam Guggershorn alli Grēdi gäge'm Spitzenacher hinnder dem Bäärg ähi chunnt, und är denn am oberen Holzbenndel brüelet und man denn ganz ganz süferlich sich zühi laat und sich hinnder am=menen Grotzli versteckt und oppa noch der Fäldspiegel bii n ihm het. Denn chann's ii'm g'raaten, dass man 'na z'g'sehn uberchunnt, wenn man nid oppa en Wüldtüba darfüür aan=luegt oder oppa noch gar en Stächvögel, wa n ihm en chliin gliihet. Mi b'chönnt der Ggugger dä draan, dass er ganz en äschengraaua Rügg het und uf beeden Siten *g'sprägeleta* oder *g'spreegeleta* ist, wi wenn es in gruußen Flocken *an* ihn g'schnijt hätti. (Drum heißt im Zürcher Oberland der Schimmelpilz am Brot „Gauch".)[7]

Da chlammeret er schich villicht grad mit sinen churzen, gälben Füeß=lenen also an es Estli, dass er zwe *Chräblen* hinnderhin het und zwe fürhar wi der *Chlänen*,[8] wa wollt *chlăberen*. Der Buuch, wa schier also g'farbet ist, wi n es halb bbliikts Baumwollentuech, und schwarzi, schreegi Striemmeleni het, trückt er fast gar a' n Ast aan. Jitz machen ich exakt wi äär: hlü hlü! hlü hlü! Da miint äär, es sigi es annders Guggermännli, und wiis doch nid, waa. Är wird schrockelich *tuuba* (aufgebracht) und chunnt us sim Versteck fürha chon luegen, was das sölli bidüten. Är spriitet sin lenga, abg'rundeta Stiil usenanndern und het 'na hööj uuf. Di lengen und spitzen Fächti, wa di füüsti Schwung=fădera drann am witisten fürhastiit, tuet er halb usenanndern. Där chliinn schwarz Schnäbel mit dem briitan gälben Aansatz und dem chliinnen Bögli giit uuf, und di schwäfelgälben Üügleni gaan en *Blick* zue. D's Züngli streckt er fürha und der Liib reckt er in d'Hööiji für rächt Aatem z'fassen, wi man's bim *Hänen* chann g'sehn, wenn er wollt chreeijen. Denn macht's äfa in menen churzen retzen Ton: ggüggüggü! gguggugguu! und dar=zwüschen in 'menen *gaarstegen* (rohen), *schnutzigen* *Chähllüt*: huch! huch! huch! achachachach![9]

Es ist richtig och hie wi bi den miisten Singvöglen, wa nüman d's Männli en lüti Stimm het. D's Guggerwiibli chann nüman ganz süferlich und *riin* (hochtonig) also öppis wi ggü ggü ggüggüggü mache, und das tuet's och nüman, wenn's van 'menen Männli öppis wollt. Van ii'm (einem) sägen mer, wi oppa och noch bi den Spatzgen. Bi anndern Vögelenen

---

[6] Vgl. den Volksglauben Gw. 218. [7] Daher „guggeren" (Gw. 408); der „Gauch" als Schimmelpilz: ZObld. 41. [8] Die auch einen anhänglichen Menschen symbolisierende Spechtmeise. [9] Hoffmanns Taschenbuch für Vogelfreunde (Stuttg. 1900).

(S. 122 ff.) müeßti mer säge^n: va^n däm Männli, mit däm d's Wiibli i^n guete^n u^nd bbööse^n Täge^n 's z'säme^n het u^nd hüset u^nd Liid u^nd Früüd tiilt. Aber d'Guggere^n g'höre^n drum zu däne^n Zugvögle^n, wa niene^n z'grächtem dahiimme^n sii^n, wëder es Blickeli de^rt, wa 's 'ne^n grad guet giit. Das ist b'sunn^ders bim Gguggerwiibli dä^nwääg. Das het's wi g'wüssi vürnämi Wibervölher, wa o^ch geng uf der Fahrt sii^n u^nd a=me=ne^n rächte^n Huus u^nd Hiim nüüt na^chfrage^n. A^lso n es Wiibli flügt im Ustäge^n va ii'm Männli zum ann^dere^n, ist e^n chlii^n bii n ihm z'Wisita u^nd laat si^ch di süüßtiste^n Gräswürm serwiere^n, bis 's ihm erliidet ist. De^nn ist es, ii^ns zwüü, umhi furt, mi wiis nid wie u^nd wahii^n. So giit das, bis niemmer nüüt meh van ihm maa^g u^nd ääs i^n mene^n stülle^n Egge^n inne^n v e r r ä b l e t.

Bloß, we^nn's de^nn alba um d's Eier lëge^n z'tüe^n ist, läbt d's Wiibli e^n chlii^n engger mit eme^n Männli z'säme^n — warum? Wül es das jitze^n grad rächt nöötig het. D's Güggerwiibli brüetet ja, wi ma^n langist wiis, siner Eileni nit sälber. Es chönnti o^ch niid, wül es si oppa z'acht Täge^n wiis van enann^dere^n liit u^nd a^lso d's brüete^n u^nd d's lëge^n geng enann^dere^n i^n d's G'heeg cheemi. As gi^bt also ghiner Gguggernästeti, un^d i^n churzer Zit geebi's dää^nwääg ^de ghiner Gguggere^n meh. De^nn teeti niemmer meh de^n Lüte^n der Ustäge^n aanchünte^n, u^nd niemmer teeti meh so scharpf d's U^ng'süfer z's ä m e^n r ä m i s i e r e^n, u^nd das wee^r nit guet!

Drum mues d's Guggerwiibli ggugge^n, wär ihm siner Eileni brüeti. Us guetem Wülle^n tuet das richtig däm verhassete^n G'schöpf egghis ann=^ders Vögeli, u^nd so mues es zur Faltschigghiit griiffe^n. Ääs u^nd dä^r Ggugger, wa jitze^n grad si^ns Männli ist, warte^n z'säme^n a^n mene^n Ort, bis das^s es wollt d u u h e l choo^n. De^nn versteckt si^ch d's Wiibli, u^nd d's Männli binutzt jize^n i^n sir Schlaauhiit dä^n Haß, wa d' Vögelini gägen ihn hii^n. Är flügt, wa n er settigi u u s g' w i e s c h e t (ss: ausspioniert) het, anhi^n un^d anha^r. Är cha^nn das gar Chätzers schön u^nd zierlich, wäh=re^nt däm är uf ^dem Böde^n mit sine^n churze^n Biindlene^n tuet wi n e^n Matroos uf ^dem Trochene^n. Aber d'Vögelini hii^n ghi^n Früüd a^n settigem flüüge^n. Z'mitts im schöö^nste^n Gsang inne^n hii^n si uf ii^ns Mal's stüll u^nd verstecke^n si^ch. De^nn laat afa ii^ns e^n böösa, hässega Ton uus, oppa wi rächt e^n b ö ö s i H u e n n (Henne), we^nn 'ra e^n Bueb wo^llt es Hüendschi näh^n. Es ann^ders laat si^ch o^ch g'höre^n: schägg, schägg, tsi tsi! U^nd jitze^n schießt ii^ns um d's ann^dera fürha, uf ^de^n Ggugger los, fur 'na dänne^n z'jäge^n. De^nn fahre^n si umhi z'rugg gägen ihra Nästleni zue, wi we^nn si säge^n wöllti: Nimm di^ch in Acht u^nd chumm mer dahaar!

Das ist dem Ggugger grád 's rächta! Är deicht: Aha, jitz wiis i^ch,

was i^{ch} wüsse^{n} wo^{ll}tt! Hasse^{n} töörffet de̥r mi^{ch}, we^{nn} de̥r mi^{ch} nü̥mḁ^{n} o^{ch} förchtet![10] D's Wi̥i̥bli wi̥i̥s 's oo^{ch}, und no^{ch} besser. Flingg, flingg flü̥gt e̥s, währe^{n}t däm e̥s Vögeli va^{n} si̥'m Näst dänne^{n} fehrt, us si̥'m Versteck zü̥hi, hö̥ltet d's Chöpfli (neigt es seitwärts), wi n e^{n} Phótograph, wa rächt scharpf wo^{ll}t in öppis ihi ggu̥gge^{n}, und g'seht richtig mit i̥i̥'m Blick, wi mengs Eili da drinn ist und wi we^{lch}ttegi: gob si o^{ch} oppa so gru̥u̥ß si̥gi wi n es Spatzgeneili (dem Ggu̥gger si̥ner si̥^{n} ó^{ch} nit gröößer). Am liebste^{n} g'seht es 's, we^{nn} bloß oppa ăfa zwü̥ü̥, drü̥ü̥ Eileni si̥i̥^{n} un^{d} e̥re^{r} also no^{ch} meh darzue chö̋me^{n}. Das ist richtig nid hurti^{g} der Faḁl^{l}! Ömel ḁllwääg d's erst Mḁl no^{ch} ni̥i̥d. Aber d'Frau Ggugger probiert's es zwü̥ü̥ts un^{d} es tritts und vi̥licht es sächts Mḁl, und si̥i̥^{n} múes es jitze^{n}: d's Eili chüntet si^{ch} im Li̥ib und wartet nid meh. Es ghijt uf ^{d}e^{n} Böde^{n}, we^{nn} nid in es Näst. De^{nn} nimmt's d'Guggera i^{n} d's Schnăbeli, und laat's jitze^{n} drü̥f aan choo^{n}, und wirft's i^{n} d's erst best Nästli, wa si no^{ch} findt. Mi het ja găge^{n} si̥bez'g Arte^{n} va^{n} Vögelene^{n} u̥u̥f'zö̥llt, wa dem Ggu̥gger si̥ner Pflĕge̥ltere^{n} chönni abgää^{n}; und g'raatet's nit bi i̥i̥r Art, su chunnt's vi̥licht guet bi 'ren ann^{d}ere^{n}. Gob jitz bi fü̥ü̥f Eiline^{n} no^{ch} e̥s sächts li̥gi, merke^{n} so Vögelini chu̥u̥m; warum? Si si̥^{n} nü̥ü̥t zur Lehrgotta g'gange^{n}. Aber we^{nn} d's Ggu̥ggerwi̥i̥bli oppa de^{nn} ḁlli Eileni ŭsa speerzet, für si̥s dri̥^{n} z'lĕge^{n}, de^{nn} wohl, de^{nn} ist 'ne^{n} d'Fḁltschigghi̥it doch de^{nn} z'gru̥u̥ßi! De^{nn} gää^{n} si i̥i̥^{n}fach di ganzi vertü̥ü̥fleti G'schicht u̥u̥f und faa^{n} a^{n} 'me̥na ann^{d}eren Ort e^{n} nüiji Bruet aan.

Aber we^{nn}'s mit dem Ggu̥ggerei g'ratet, su ist es erst de^{nn} rächt e^{n} böösi Sach fur di i̥ige^{n}te^{n} Junge^{n} va^{n} dăne^{n} Vögelene^{n}, wa dä^{n}wääg uf ^{d}e^{n} Li̥i̥m g'gange^{n} si̥i̥^{n}. We^{nn} scho^{n} würklech der Ggu̥gger Eileni frißt und b'sunn^{d}ers dem Rootbrü̥steli[11] si̥ner, wi di ḁlte^{n} Lü̥t b'herte^{n}, su ist das no^{ch} nü̥ü̥t găge^{n} das Eländ, das^{s} vor ^{d}em u̥u̥sg'schloffne^{n} Ggu̥gger di i̥igeta Junge^{n} va^{n} der Vögelimueter mengist mü̥ü̥ße^{n} verhungere^{n}. Das chunnt a^{l}só: D's Gu̥ggerchinn^{d} ist ăbe^{n} van Anfang gröößer wĕder die ann^{d}eri Nästeta und wachst und wachst wi n e^{n} junga Hunn^{d}. Und de^{nn} ist es so u^{n}verschants, das^{s} es di ganz Zi̥t z'vo^{r}derist am Flugloch gru̥ppet. Da schnappet ääs ḁlli Würmleni, wa d'Eltere^{n} was hest was gi^{b}st zü̥hitrage, voor e^{n}wägg, daß di ann^{d}ere^{n} z'săge^{n}s nü̥ü̥t uberchöme^{n}. Dä^{n}wääg gaa^{n} di arme^{n}, arme^{n} G'schöpfleni i̥i̥^{n}s na^{ch} 'm ann^{d}ere^{n} z'Grunn^{d}, und dä^{r} jung Gugger ghijt si de^{nn} tootni oder no^{ch} lăbegi zum Näst u̥u̥s. Aber zur Straaff mues äär hin u^{n}t har i̥inist o^{ch} verhungere^{n}, und das grad wăge^{n} si̥^{n}'r Fi̥ißti: D's Bu̥u̥mloch ist oppa z'chli̥i̥^{n}s, fur das^{s} er

[10] Caracalla's oderint dum metuant. [11] Nicht Rotkehlchen, sondern Garten-Rotschwänzchen: Lusciola Phoenicura, während das Hausrotschwänzchen (L. Tithys) Husrööteli heißt.

chönni usaschlụ̈ụ̈ffe^{n}. Es ist de^{nn} grad wi bi 'mẹne^{n} uberfịịßte^{n} Mentsch, wa nid meh zu'r Tụ̈ụ̈r ụụs maa^{g}, das^{s} der Zimmermaan mues cho^{n} d's Tụ̈ụ̈rgrịịs grööser mache^{n}, we^{nn} ma^{n} 'nạ wüḷḷ ụ̈sitrage^{n}.

Nu^{n}, di mịịste^{n} Maḷ g'raatet d's ụụsflụ̈ụ̈ge^{n}. Und jitz, was mache^{n} dem Gugger sịner Pflĕgöltere^{n}, dănen äär ihrạ Junge^{n} so eländ het mache^{n} z'verrăble^{n}? A^{l}só unentlech grụụß ist d'Mueter- und d'Vaterlụ̈ụ̈bi va^{n} so 'mẹne^{n} Tierli, das^{s} ääs sị^{n}s Lịịd und sị^{n} Trụụr vergißt und sị^{n}s ganz Erbarme^{n} däm wüeste^{n} Gast zuewẹndet. O^{ch} n e^{n} gottsförchtega Mentsch sịịt oppa: *Vergää^{n} wüḷḷ i^{ch}, aber vergässe^{n} chan^{n} i^{ch} nịịd!* D's Vögeli ist a^{l}so n es glücklechs G'schöpf, das^{s} ẹs o^{ch} no^{ch} cha^{nn} vergässe^{n}. Un^{d} ạ^{l}so flụ̈ụ̈ge^{n} di chinn^{d}erlose^{n} Pflĕgöltere^{n} mit ihrem vergangene^{n} und zuekünftege^{n} *Fịịnd*[12] oppa van ịị'r *Räckhoḷtera* zur ann^{d}ere^{n}. Da grụppet däär uf ^{d}em Toḷḷ^{d}e^{n} und wịịs nụ̈ụ̈t z'mache^{n} wĕder der Schnäbeḷ ụụf z'tue^{n} und z'*sụ̈ụ̈ne^{n}*, so lụt er maa^{g}: zịssịịß! zịssịssịịß! wen^{n} er nụmạ^{n} ẹs Blickli nid voḷḷa ist va^{n} zarte^{n}, junge^{n} Würmlene^{n}. Da möchti richtig di guetmüetege^{n} Pflĕgöltere^{n} bi wịt und fẹrn nit choo^{n} für n e^{n} se^{lch}ttega Vịịlfraas z'wăgz'fuetere^{n}. Aber de^{nn} chőme^{n} di ann^{d}ere^{n} Vögeleni z'troppe^{n}wịịs und bringen ihm Würm und Guege^{n}, das^{s} er mengist nid wịịs, wäm z'erst abnäh^{n}. Es ist nụmạ^{n} guet, das^{s} er dăne^{n} arme^{n} Tierlene^{n} baal^{d} umhi ab der Chost chunnt und si^{n} Gastrịịs wịters furtsetzt, fur n en ann^{d}eri Gäge^{n}t mit sị^{ne}r Anwäse^{n}hịịt z'beglücke^{n}. G'seh^{n} de^{nn} sịner Pflĕgöḷtere^{n}, das^{s} er's iez ohni sịị cha^{nn} mache^{n}, su blịịbe^{n} si z'rugg und mache^{n} z'wääg für n e^{n} nüiji Bruet, wa de^{nn}, wüḷḷ's Gott, mit ạmene^{n} „Kuckucksei" verschont blibt.[13]

An des Kuckucks Schmarotzerexistenz erinnern auch Namen wie „Kuckucksbiene" (Raubbiene), an ihn als Allesesser Bezeichnungen wie „Kuckuckslichtnelke" und „Kuckucksklee", d. i. Sauerklee (Oxalis). Und zwar werden die Blätter und die Blüten dieser *Gguggerspịịs* als *Guggerbrot* und *Guggerchees* unterschieden. Mit aller Welt aber teilt Guggisberg die Verhüllung des Teufelsnamens in Ausrufen wie: *Der Ggugger soḷḷ's näh^{n}!* Der Ggugger het's g'seh^{n}! *Bim Ggugger!* oder *Bi'm Gguggerli!* Der *Ggugger wịịs, was...* *He z'Gugger!* usw.

Einem Vogel von so viel unfreiwilligen Tugenden und unzurechenbaren Untugenden laut seines Namens zur Herberge zu dienen, gehört zur Ehre unseres *Guggisbärg* (oder *Guggersbärg*) mit seinem berühmten *Guggershorn* (oder *Guggishorn*) und dem westlichen Endpunkte *Guggersbach* (oder *Guggisbach*). (Die eingeklammerten

[12] Ahd. fiant. [13] Großenteils nach Lehrer Ramseyers Forschungen in seinem Schriftchen: „Unsere Singvögel" (Aarau, 1908) 45—58. Vgl. OB. 1908, 124.

Formen hört man hie und da). Als Familienname reicht „Guggisbärg“ bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück: 1293—1303 sehen wir einen Gerhard Guggisperg sogar als Ratsherrn von Bern, 1368 einen zweiten dieses Namens und Ranges als letzten seines Geschlechts sterben. Ja, schon 1290 und 1292 treffen wir einen Ulricus de Gugisperch als einen der „Zweihundert“.[14] Zwischen hinein treten 1361 ein Claus Gugisberg und ein Ulrich von Gugisberg.[15] 1379 lebte zu Freiburg ein „Bermender“ Pergamentmacher) Gukensperger. 1356 und 1357 finden wir das territorium de Guckasperg[16] und 1302 den dominus Petrus, curatus (curé) de Guccasperch.[17] 1313 figuriert ein Wilhelmus de Gugensperg.[18] Gugransberg lautet der Name 1328 und 1293.[19] Weiter zurück liegen die Formen Guckansperg (1356),[20] Chucansperc oder Cucansberg (1148).[21] Während nun das Chorgerichtsmanual von 1746 unbefangen Ecclesia Guggisbergensis latinisiert, 1755 aber in einer Freiburger Urkunde von einem N. N. de Gougsperquer als Gemeindeschreiber von Palézieux gestottert wird, müht sich das alte Urkundenlatein um Einverleibung des offenbar recht sperrigen Wortes in den Sprachschatz. Wie um 1107 vom fluvius Guchani oder fluvius Gucham als dem Guggersbach die Rede ist, so 1076 vom mons Guchani[22] oder mons Gucha als der den Rüeggisberger Mönchen zur Urbarmachung angewiesenen „Waldwüstenei“.[23] 1115 heißt Guggisberg einfach Gucha, 1228 und 1361 Montcuchin; 1182 erscheint ein Salaco de Muntcuchin,[24] anscheinend halb umgedeutscht in Munggaschuu (§§), der Bezeichnung Guggisbergs in Rechthalten vor zwei- bis dreihundert Jahren. — Um 1238 endlich wird Uolricus plebanus (Leutpriester) de Gucherasperehc aufgeführt.[25]

Es handelt sich augenscheinlich um Versuche, mit zwei Wortformen sich abzufinden. Die eine stellt sich zu „Gauch“; die andere ist unser Gugger, zusammengesetzt auch in Guggersflueh. So heißt 1533 die Höhe über dem Guggersbrunnen, hinter dem Dorf Guggisberg gelegen und ihm gehörend.[26] Ziehen wir dabei den Familienzweig (Schlämperlig) Gugger des Geschlechts Beyeler in Betracht und vergleichen wir den alten Namen „Cuni Gugis (Guggis) zu filen Hus“ (Wahlenhaus) vor 1533.[27] Ebendann und ebendort gibt es eine Guggisweid,[28] welche direkt zu Guggishaus bei Ulmiz, sowie zu unserem und dem erlenbachischen Guggisberg (das 1357 Guogisberg oder -perg

---

[14] Font. 3, 485. 529; Mül. M. 1, 139 f. [15] F. 8, 391. 435. [16] Ebd. 142. 178. 179. [17] F. 4. 116. [18] Ebd. 559. [19] F. 5, 487; 3, 604. [20] F. 8, 119. [21] In der päpstlichen Schirmbulle vom 27. Mai 1148, welche zwischen der Kirche von Guggisberg und dem Wald Chuscansperg unterscheidet. [22] Font. 1, 333. [23] Vgl. den Eremus Cucan bei Wurst. 1, 421. [24] Burri 38. [25] Font. 2, 180. [26] RGU. 7. [27] SU. [28] SU.

heißt)[29] stimmt. Schwer aber sind hiervon zu trennen alle die (keineswegs immer auf Anhöhen gelegenen) Gugge^n und die Gugge^n-büel, -flueh, -tal, -müli, -mülli, sowie die Guggi und Guggibad, -tal, -stafel, -gletscher usw.

Nun ist badisches Gugg s. v. w. Gauch,[30] und das ist der ursprüngliche Name des Kuckucks.[31] (Die letztere Bezeichnung drang erst im fünfzehnten Jahrhundert ins Oberdeutsche vor.)[32] Auch die angegebene Bedeutung von „Gauch" ist freilich erst abgeleitet. Das zeigt schon die mit dem Oberländischen[33] gemeinsame adjektivische Funktion von G ų ų ch mit der Bildung „Gäuhi" (Narrheit). Gauch ist närrisch, närrisch verliebt, töricht, der G ų ų ch ein G ä u g g e̥ l, der vor Entzücken über eine Lappalie „d's Gäugge̥ls wird": ergouchet, in goucheit (Narrheit) verfällt,[34] damit wohl auch der „Gaukelei" eines „Gauklers" (gaugalari)[35] zum Opfer fällt. Es gab auch ein Verbum gauchen i. S. v. närrisch sein oder tun, und hiervon kann sich als ursprünglicher Übername das alte Burgergeschlecht Gaucher von Rüeggisberg (1354), Bern (1354) und Peterlingen (1357[36]) herschreiben. Das gouchen ist u. a. ein neugieriges Hinsehen: ein g'w u n n ^d e r e ^n, und es wundert uns nicht, 1420 einen Bertschi (Bartholomäus) W u n d e r e r s von Stolezenmüli (S t u l̥ z e ^n - m ű l i)[37] anzutreffen. Solches „Wundern" ist gut oberländisch, freiburgisch und altguggisbergisch ein g g u g g e ^n: ein gespannt neugieriges, später abgeflacht: ein absichtliches Hinsehen überhaupt.

Als Neugier aber faßt man ja sowohl das erste Ausschauen z. B. des Vogeljungen, wie namentlich das feindliche Spähen des Kuckucks nach dem ihn nachahmenden vermeintlichen Feind auf. Beide[38] heißen deswegen Gauch. Auf den Kuckuck aber müssen wohl alle die G ų ų h ị t, Gauchheit zu Guggisberg (Gauchheit: 1356;[39] Gouhyt: 1775;[40] Hans und Christen Rothen in der untern Gauchheit: 1788), zu Rüschegg (Gacheit: 1484), zu Wahlern (1356[41]), zwischen Jaun und Charmey, zu Mörigen (1360), zu Twann, zu Raron bezogen werden; -heit ist in diesem Fall ebenso als „Haide" umgedeutet zu denken, wie etwa bei der Inderblattenheit (1361)[42] zu Blumenstein. Oder wäre wirklich in all diesen Gauchheiten die Narrheit zu Hause? — Analog zu deuten ist der „Gauggenberg (1513), Gaugenberg (1573), Gockenberg (1497), Guckenberg (1570), Genggenberg" (1514): der G ų ų g g e ^n b ä r g bei Milken, wenn nicht ein Name wie Heintzi Gouggo von Tschugg (1363)[43] zu-

---

[29] Font. 8, 173. [30] Bad. 1, 785. [31] Kluge 161. [32] Ebd. 269. [33] Gw. 667. [34] Mhd. WB. 1, 559. [35] Graff. 4, 134; vgl. schwz. Id. 2, 190. [36] Font. 8, 38. 230. 359. [37] Burri 209. [38] Mhd. WB. 1, 558. [39] Font. 8, 151. [40] LR. [41] Font. 8, 131. [42] Ebd. 367. [43] Ebd. 483.

grunde liegt. Dieser erinnert an die Burgergeschlechter „Gauch" in Tafers und Tentlingen (Freiburg).

Die Gauchheit ist demnach die Kuckucksheide, Guggisberg der Kuckucksberg mit dem über ihm thronenden Horn und dem von ihm abfließenden Bach.

Diese Deutung unseres Ortsnamens wird bestätigt durch zwei badische Namenreihen, deren eine direkt an „Gauch", die andere an die Nebenform „Gugg" anknüpft: Gauchach (Nebenfluß der Wutach; 1352: in der Gaucha); Gauchhalde, Gauchsbach, jetzt Gausbach; Gauchtlingen; Gauchenmühle und daneben zwei Guggenmühle (bei Mülheim und bei Donaueschingen); Guggenhausen, -burg, -bühl; Guggelsberg (angebliche Trümmerstätte eines Schlosses); Gugelingen.[44]

Die beliebte, weil so naheliegende Herleitung von g g ụ g g e ⁿ kommt damit indirekt ebenfalls zu ihrer Geltung; nur ist eben auch hier die Sache nicht so einfach. Unangetastet bleibe daher die an Gellerts Fabel erinnernde Erklärung: d e r e r s t G u g g e r h ị ị g i g e n g „g g u g g"! g s ị ị t uⁿᵈ m ü e ß i j i t z g ẹ n g g̊ˡ s o s ä̋ g eⁿ. Die alte Drohung „g u g g d e r B ä r g"! dagegen, womit einst widerspenstigen Kindern und Armengenössigen Verbannung an das „Ende der Welt" in Aussicht gestellt wurde, hat sich nun in die freundliche Einladung an die vom Staub der Gasse und vom Drängen und Treiben des Alltags Ermüdeten verwandelt: Komm und sieh'! — Ja, n ụ̆ m g̊ⁿ g'g u g g e t!

[44] Bad. 1, 680. 784 f.; vgl. noch Förstemann (Ortsnamen und Personennamen) 1, 553; 2, 611; Grimm Gramm. 2, 50.



Giereni und ihr Nutzen.

Viehpflege.

Eh, wwaas! Hịị^{n} si daa ó^{ch} Chüeh? Und de^{nn} no^{ch} zwụ̈ụ̈ Roß! Un^{d} de^{nn} no^{ch} we^{lch}ttegi! Und de^{nn} no^{ch} e^{n} Mmeejmaschina! I^{ch} ha^{n} g'mịịnt, si hịịgi allz nụ̈mg̊^{n} Gịịß! So gab, nach *juster guggisbärgischer* Wiederholung eines erlustigten Ohrenzeugen, ein Besucher aus Biel im Sommer 1907 sein Erstaunen kund. Er stand in einem Bauerngehöfte *zum Hoḷz*, einer der gesegnetsten Niederungen im Wahlern Oberteil. Wie hätte der Mann erst die Augen aufgetan, wenn er bis auf die Vorberge Guggisbergs und Rüscheggs gelangt wäre und den Viehstand von 1323 guggisbergischen und 790 rüscheggischen Milchkühen neben der noch bei weitem überwiegenden Anzahl von Jungrindern, Ziegen usw. hätte überblicken können!

Wohl unserm Guggisberger Ländchen, *daß* es einerseits zu solchem Erstaunen Veranlassung bietet, und *wenn* es anderseits die Kritik Sachkundiger sich immer mehr zur Förderung seiner Viehzucht gereichen läßt. *Denn ab de^{n} Tierene^{n} mụ̈ụ̈ße^{n} d'Guggisbärger lå̋be^{n}; va^{n} däm, was d'Waar abtrịịt, b'sä̆hle^{n} si i̊hrg̊ Schuḷḷ^{d}i.*

Von *Tịerene^{n}* also, und von *Waar* ist die Rede, und zwar beide Mal in einem spezifisch mundartlichen Sinn. Dem Reittier, Lasttier, Zugtier, zusammenfassend als „Tier" [1] benannt, wobei die in der Jägersprache erhaltene Grundbedeutung des Worts [2] ganz vergessen ist, stellt der Guggisberger seine *Tiereni* als Nutztiere zur Seite. Im Hintergrund dieses Wortsinnes steht die alt und allgemein volkstümliche Vorstellung der unüberbrückbaren Kluft zwischen Mensch und Tier, welche bis anhin die Kanzleisprache mit ihrer Entschuldigung [3] bei Nennung eines Tieres, ja auch nur von Blut, Hirn u. dgl., der Volks-

---

[1] Luc. 10, 34. [2] Kluge 458; vgl. Gw. 214. [3] „S. h." (salvo honore: „unter Wahrung meiner Ehre") oder „s. v." (sit venia: „bitte um Vergebung").

mund mit seinem „nit z'säm^{m}e^{n}zöḷḷt sigi" so angelegentlich hervorhebt. Er verrät gerade damit, daß es in Wahrheit da und dort etwas „zusammenzuzählen" gebe; und er anerkennt es auch bei einem Menschen, der schlächter ist wëder e̥s U^{n}vernünftigs, oder der tuet wi n es U^{n}vernünftigs und deshalb gräde^{n}wägg e̥s Tier geheißen wird. Und zwar ist er in diesem Fall ein sorglich fernzuhaltendes G'schöpf nach Art der Tierene^{n}, welche bei nicht peinlicher Sauberkeit sogar von unserm Leib und Lager Besitz zu nehmen kommen. In den Vordergrund des gut bäuerlichen Begriffes dagegen stellen sich die Tiereni des Stalls und der Weide als Geschöpfe, die in den Dienst des Menschen gezogen und zugleich seiner Pflege überantwortet sind. Das Tier des echten Alp- und Landwirts wird in gleich hohem Maß um seines Nutzens willen, wie im Namen der Menschlichkeit, die sich eben auch hier bewähren soll, gut gehalten. Sein Tier ist nur dann e̥s versoorgets, d. h. im mundartlichen Sinn ein den Besitzer versorgendes,[4] wenn es auch im schriftdeutschen Sinn bei ihm versorgt ist. Als Haustier im vollen Wortsinn fühlt es sich in diesem Fall bei ihm aang'hịịmtschet,[5] wird zutunlich und vertraulich. Es wird aus einem naturgemäß wüḷḷ^{b}e^{n} Tier zu einem zähme^{n}; aus einem schädlichen zu einem tų̈ge^{nb}liche^{n}, das etwas „taugt"; aus einem, das nach der Wertschätzung des menschlichen Dresseurs tumm tuet, zum klugen Tier. Zuerst nur nach seinem „Kopfe" handelnd, also chöpfig (têtu) oder auch bå̈n^{b}ig, d. h. störrisch, an kein Ziel zu bringen, stettig, häufig verwechselt mit u^{n}bå̈nig (unbändig, emmentalisch „u^{n}pěnig", wild, ungestüm),[6] wird durch Trainierung das Tier chommlech oder chummlech, indem es, ähnlich wie ein „bequemes" Gerät, dem Bedürfnis des Eigners entgegen„kommt".

So wird das Haustier zum äußerst brauchbaren, aber bei all seiner gewaltigen Beschränkung doch auch sich glücklich fühlenden Sklaven eines aufgeklärten Despoten. Es erhält, wie der menschliche Sklave, individuellen Kaufmannswert. Es sinkt oder erhebt sich (wie man's nimmt) zur Waar, die der Viehkenner als Waare^{n}ggų̈ggeler eingehend auf ihre Qualität prüft. Nur das als spätestes aller Haustiere[7] ge-

---

[4] Vgl. „es traages Gusti" (ein trächtiges Rind) und alle die bekannten Beispiele von erst in modernem Schriftdeutsch scharf ausgeschiedener Aktiv- und Passivbedeutung der Mittelwörter. („Er ist unz'morge^{n}g'gäffe^{n} furt: ohne gefrühstückt zu haben; är gieng mer ung'fägt use" (RvT. J 3): in die noch nicht gescheuerte Sommerwohnung). [5] Vgl. Mentsch (Mensch), sowie all die engl. „Frentsch" (French = français) usw. [6] Vgl. „handlech" S. 151, sowie den gerade zum „entkleben": entchliipe — chliipe verworrener Haare dienenden Chliiper (Kamm). [7] Vgl. Schraders idg. Reallexikon unter „Pferd".

zähmte Pferd bleibt von dieser Bezeichnung ausgeschlossen. Auf die und die Alp durfte man 1770 nur „entweders pferd oder lebwaar" treiben.[8] Schon 1678 wurden dort nur „Roß anstatt Veichs"[9] zugelassen, und noch 1845 finden wir „Pferdt- und Viehwaare" auseinandergehalten. Also auch vom V i h (sonst bernisch „Veh", dem römischen pecus als Hauptbestand der pecunia:[10] des Vermögens) bleibt das Pferd ausgeschlossen. Aber ebenso die Ziege. Die gehört, gleich dem Schaf, zum chl i i n n eⁿ G'v i c h t,[11] ja — in herabsetzender Rede — zum R u m p e l („Rummel"). Ähnlich ist T r ü e c h t,[12] aus der Bedeutung „Menschenpack" heraustretend, eine Bezeichnung für das Gewimmel kleiner Jungtiere, speziell von Schweinchen. Sonst werden die Schweine eigens für sich als d'S ü ü^w aufgeführt. Als „kleines Gut" (1465)[13] stehen sie unter Nummer drei da neben dem chliinneⁿ G'vicht und dem Vih oder, was gleichbedeutend geworden ist, d e r H a a b.[14] Ein h a a b - l e c h a Guggisberger besitzt z. B. neben einem T o t z eⁿ S ü ü^w und 15 S t u c k chliinnem G'vicht, wofür er aber doch meist abkürzend einfach G'v i c h t sagt, 17 H a a b s t u c k oder einfach S t u c k, d. h. Rindvieh-„stücke" (im Simmental: Huu^pt). Er zeigt als Wegweiser vor dem Fremden wohl auf ein weidendes Rind und sagt: Gaat numaⁿ de^rt vurbii, wa das S t u c k luuft.

Die wirtschaftliche Abhängigkeit von der Vieh- und speziell Jungrinderzucht hat 1907 dem schon 1825[15] gehegten Plan einer (Rind-) Viehzuchtgenossenschaft und 1908 dem einer Viehversicherungskasse f ü r ^deⁿ F ü r s o r g auf Seuchezeiten hin zum Durchbruch geholfen. Unter den elf kantonalen Pferdeschauorten ist Köniz der für das Amt Schwarzenburg obligatorische, während das Dorf Schwarzenburg seit 1858 unter die 31 Viehschauorte zählt. Eine Ziegenzuchtgenossenschaft besteht schon länger, und es tragen an Ziegenmärkten wie in Ostermundigen auch Guggisberger schöne Preise davon.

Ein Hauptvorteil des Genossenschaftswesens liegt übrigens in der stetigen Anregung zum bestmöglichen h a n d h ä b eⁿ (pflegen) des Viehs, damit dasselbe gewinnbringend t r ü e i j i (gedeihe. „Trüeyen" soll nach einem Ausdruck von 1850 auch eine Saat). Das Vieh soll jederzeit so r a a t l e c h oder g'r a a t s a m e t (besorgt),[16] so g u u m i g oder g'g u u m t (aufmerksam gepflegt)[17] aussehen, d a s^s n ü ü t f i i ß t e r s[18] f ü r h a

[8] SB. O 109. [9] DB. 161. [10] Vgl. Kluge 476 und „Vieh" im schwz. Id. 1, 647 f. [11] Bemerke die Bedeutung in Gw. 332—381. [12] Vgl. Gw. 380 mit Lf. 95. [13] StAF. [14] Zu „haben" in dessen Umfang, der zugleich „heben" mitbefaßt. (Schwz. Id. 2, 870 bis 926.) Vgl. „Fahrhabe" bei Schröd. 259. [15] Moos. [16] Vgl. Rat (Vorrat, Hausrat) bei Kluge 365. [17] Vgl. „gaumen" bei Graff 201—6; mhd. WB. 1, 559 f.; schwz. Id. 2, 299 bis 306. [18] „Feist" (unterbernisch „feiß") ist gut hochdeutsch, „fett" niederdeutsch.

chunnt. Kein Chrüppe̥l (so heißt auch das Skelett) darf vollends an einen Schinthunnᵈ mit Rosseⁿ oder andern Haustieren, an einen Roßschinter, wa d'Roß schinteret, erinnern.

Auf richtige Viehpflege versteht sich in unsern kleinern oder höchstens mittelgroßen Gütern und Gütchen, wo es nicht wie z. B. einst auf der Schwüügge̥ⁿ (=Vorsaß), zu Schwịghụ̈sereⁿ oder dem Emmentaler „Schweikhof" eines eigenen „Schweig" oder „Schweiger" [19] (Sennen) bedarf, jedes ältere Familienglied. Es weiß, wie es so̥lli fuetereⁿ (1652: „der Hab futeren"; 1673: „dem Vych zu Eßen geben". Es versteht auch, mit guet fuetereⁿ d's Loch z'vermacheⁿ und weiß, daß mịßrähe̥l schlächt fuetereⁿ das unrentabelste Geschäft der Welt ist. Der Guggisberger illustriert dies spöttisch an einem sehr unsimmentalischen Simmentaler, der sich (auf guggisbergisch) gerühmt habe: Am Morgeⁿ tuen iᶜʰ fuetereⁿ, z'Mittag treiheⁿ (trẹnkeⁿ), unᵈ am Aabeⁿᵈ tuen iᶜʰ si bb'läckeⁿ (ich reiche den Kühen ihr Salz) uⁿᵈ nimeⁿ neⁿ d's Mü̥lchli.

Die einzig richtige Winterfütterung beschränkt sich auf den Morgen und den Abend. Sie läßt den Wiederkäuern Zeit für den Chöije̥l oder für das chöjleⁿ, chöijeⁿ, und zwar ein gründliches dụ̈ụ̈rᶜʰ=chöjleⁿ. Auch läßt sie es zum gesunden Maß des Hungers kommen. Das g'freut ịị'm am besteⁿ, weⁿⁿ d'Chüeh am Morgeⁿ mụ̈ụ̈ggeⁿ (und damit Futter heischen). Zum Kauen nötigt besonders das unzerschnitten — lengs — dargereichte Heu. Regelmäßig zu Häckerlig (Häcksel) zerkleinertes schlechtes Heu wird mit dem Hafer der Pferde und mit den auf der Chornbrächchi zerschrotenen Getreidekörnern eigenen Gewächses für Kühe g'mischlet. Schnittheu und Bruchkorn oder aber Chrụ̈ụ̈sch (Kleie) wird mehr und mehr nach unterbernischer Art den gestallten Weidetieren am Abend als G'läck aus dem Gläck= oder Fueterchụ̈bel verabreicht. Der (mehr charakteristisch als vorteilhaft) die Außenwand des Stalles garnierende Fueterchasteⁿ ist ein Wahrzeichen solcher Fütterungsweise. Im Winter dienen Sesam, Kleie, Ụụsmähleta (Mühleabfälle), als Nachgabe nach der eⁿt=röijteⁿ (der Rụ̈ụ̈hi der Brunnenkälte entzogenen, angelauten, „b'brochneⁿ") Trẹnki. Wo irgend tunlich, soll diese letztere von den Tieren am Brunnen selbst genossen werden, damit sie sich nid ubersụụffi, und damit wenigstens das bißchen frische Luft sie vor dem finnig chooⁿ (tuberkulös werden) einigermaßen schütze. Besser ist also ụsi=, wẹder ihitrẹnkeⁿ.

Das im Sommer gereichte Gläck besteht bloß in einer Hampfela (Hand voll) Sḁlz. Gröbs und sogar zu Chnụ̈dereⁿ zusammen=

gebackenes Salz wird von den Tieren leicht verzatteret. Damit dies unterbleibe, der Leckerbissen also e^{n}thå̈blicher chö̋mi (besser ausgebe), wird von ältern Bauern noch auf selbst errichteter primitiver Mühle g'saḷzmüḷḷeret. Die jeweiligen Rationen kommen echt älplermäßig in das von der Schulter herunterbammelnde lederne Salztäschchen: den Mieteḷ. Da dieser nach Salz riecht und daneben echt standesmäßig staḷḷelet (nach dem Stalle riecht), dient er als Anziehungsmittel für freilaufende Kühe, sowie für den zu seinem Offizium berufenen Mụ̈ni. Das an den Mietel gebundene Hụ̈ụ̈rli, Mieteḷhụ̈ụ̈rli (Hörnchen) aber birgt Schmalz zum ịị^{n}linte^{n} (aufweichen) der Zitzen vor dem Melken. Daher ist linte^{n} geradezu sow. unterbernisches „aa^{n}rüste^{n}".

Besorgnisse wegen Schädigung der Körpergestalt durch zu hohes Heben des Kopfes haben aus einer Anzahl neuerer Bauten die vormals vom Unterland eingeführte Raufe: der Bär^{r}e^{n} verbannt. Er kommt jedoch (nur tiefer angebracht) behufs größerer Ruhe der Tiere beim Melken, besserer Überwachung der Fütterung, zum Verhüten von Futterverschleuderung und zur Aufnötigung bessern Kauens neuerdings zu Ehren. Wo solche Bär^{r}e^{n} fehlen, kommen Dürrfutter und Gras gleich dem Kurzfutter in die aus Brettern hergestellte Schäla. Diese ist bei rationeller Bauart in Chrụ̈pfi (Krippen) für jedes einzelne Tier abgeteilt mittelst Wehrlå̈de^{n}, welche zwischen den Kuhständen in die an den Chrụ̈pfe^{n}stöcke^{n} oft senkrecht, öfters und ursprünglich aber schief[19] angebrachten Scheẹrena[20] eingefügt sind. Damit wird die Übervorteilung schwächerer Tiere verhindert und die so empfehlenswerte individuelle Fütterung ermö̋glicht.

Z'Sant Gaḷḷe^{n} soḷḷ må^{n} d's Vih staḷḷe^{n}[21]; oder: Sant Gaḷḷi tuet d's Vih ii^{n}staḷḷe^{n}; tues er's nit, so tuet's der Marti; d. h.: am (oder um den) 16. Oktober, wenn nicht erst um den 11. November, also im Maartissümmerli, werden die Weidetiere zwecks Winterung ihi taa^{n}. Im Stall werden sie mittelst des ịsige^{n} Häḷsig oder des Haḷbhäḷsig mit ịsigem Chrüpfe^{n}stuck oder der Sịịlihäḷftera aanbbunn^{d}e^{n}.[22] Ziegen dagegen erhalten im Stall und auf der Weide die aus Eschenholz gefertigte Chämpfa, Chämfa, Chänfa um den Hals gelegt und für die Trägerin unauflösbar geschlungen.[23]

So aanbbunn^{d}e^{n} fühlt sich auch der an seinen Posten „gebun-

---

[19] Gw. 330. [20] Vgl. „schaar = schräg in Gw. 255 nach mhd. WB. 2, 2, 148 bis 159. [21] Nyd. K. 120. [22] Ausführlicheres: Gw. 424. [23] S. „Chamb" II im schwz. Jd. 3, 299; vgl. Grimm WB. 5, 107. Das appenzell. „Chab" vervollständigt die Artikulationsleiter b, m, mf, mpf; „Chänfa" erinnert an „iifäbne" (einfädeln) statt "iifädne".

dene" Mensch, und geradezu e^n chlii^n ii^ngstallet der nicht hinreichend mit „Sitzleder" versorgte Stubenarbeiter. Auch dem Tier wird zuweilen der Schatte^nstall der Sommerweide, der es vor G'süürr (Geschmeiß), Unwetter und Sonnenbrand schützt, lieber als der Winterstall.

Des mit dem stattere^n (der Stallarbeit) Betrauten harrt aber noch weit mehr Arbeit. Bei dem verminderten Getreidebau findet das Strautütschi (der Klotz, auf welchem das Stroh behufs Ausgiebigkeit zerhackt wird) um so eifrigere Verwendung, sofern nicht das Zerschneiden mit dem Sensenblatt auf einem Schräge^n es ersetzt. Wie Stroh und Tannreisig erfordern auch Lischa (šš): (Streuegräsergemisch) und Luub (dürre Baumblätter) haushälterische Behandlung. Daher muß das tröchne^n oder miste^n (Entfernung des Stalldüngers), sowie das unn^dermache^n (Wenden der Einstreu) doppelt sorglich geschehen. Sonst erinnern die talergroßen Pätsche^n oder Röli Dräck (die emmentalischen „Tannbatze^n") an den Schenkeln der Tiere allzu sehr an die Schuppen einer knorrigen Fichte. Zwecks Äufnung der Frühjahrsdüngung treten daher im Winter Gäbla und Stoßbära, für Bejauchung des Rasens im Sommer die Schor^rschüfla fleißig in Aktion. Diese dient zum abschor^re; der Stall wird g'schorrt oder (wie auch ein zu tadelnder Mensch) uusg'schörrt. Unterbleibt dies, so sammelt sich der Dünger zu einer Moordsschöreta an, als welche auch sonst eine riesige Aufhäufung irgend welcher Art bezeichnet wird. So wird von einer unhaushälterischen Frau eine Moordsschor^reta ubertaa^n zum Kochen und zu nachheriger Verschleuderung. Schor^reta heißt auch die als „Kompost" zur Rasendüngung aufgeschichtete Masse wertloser Abfälle aller Art. Als solche dient sie zu einem noch schärferen Volkswitz. Tändelnd vielgeschäftiges Gelehrtentum nämlich, bei welchem trotz enormem Aufwand an Kraft, Zeit und Geld nichts Ersprießliches herauskommt, wird mit dem Ausruf verurteilt: Da chunnt viil uf d'Schöreta g'woorffe^n! — Energisch müssen auch Striegel und Bürste gehandhabt werden, bei aller Sorgfalt namentlich zur Zeit, wo die Tiere d's Haar la^n gaa^n, si^ch e^nthääre^n. Die Zeeiji (Zehen, bei den Wiederkäuern aber die Spalthufe) bedürfen großer Aufmerksamkeit, damit die Tiere nicht (gleich allzu lange barfuß gehenden Kindern) dünnfüeßig und infolgedessen sehrfüeßig werden, der Dünnfüeßigi und der Sehri[24] anheimfallen. (Sehr ist auch sow. empfindlich, leicht

[24] Altes sêr ist schmerzhaft; schmerzlich (Kluge 422), vgl. „unversehrt" (eigentlich ohne schmerzende Verletzung). In „sehr" ist das Wort (aus Fügungen wie „sehr krank" u. dgl.) etwa so abgeflacht, wie in schrockeli schön, „misrabels schön", „kolossal chliin". Man kann nun auch „sehr gesund", „sehr wohl" sein.

verletzbar, übelnehmerisch. Einen Menschen sehre^n heißt: ihn erzürnen.) Ebenso die Schueh (oder Huefe^n) der Pferde und deren kastanienähnliche Hornauswüchse: Chösteni.

Besonderer Kenntnisse und Erfahrungen bedarf in einem alten Hirtenlande die Aufzucht des Jungviehs. Diese beginnt mit dem Ausmustern der zur Zucht ungeeigneten männlichen Tiere mittelst putze^n oder hịịḷḷe^n, bei Stieren, Widdern und Ziegenböcken speziell durch das chlụppe^n mittelst der Chluppa. (Dagegen bedeutet gaḷzle^n hier[25] nur stümpern; der ungeschickte Hịịḷḷer vergaḷzlet die Tiere, wie man auch Tuchstücke, Brotlaibe u. dgl. durch ungeschicktes Schneiden vergaḷzlet.) Bloß die auserlesensten Zuchtexemplare werden ganz[26] g'laa^n. Bis zum choo^n oder wäärde^n der Jungtiere (vgl. das wäärde^n oder aanstaa^n der Kinder) eröffnet sich eine erste Periode ständiger Züchtersorgen. Welch sorgenvolle Fragen, wenn z. B. eine wertvolle Kuh úbertrịịt: Wenn het si ịịge^{n}tlech ụụs (ausgetragen)? Was het si ịịge^{n}tlech für n es Gg'rịịs?[27] Wenn soḷḷ si chaḷbere^n (d's Chaḷb mache^n)? Wenn het si g'mänet?[28] (Wann hat sie die neun vollen Tragemonate hinter sich gebracht, so daß noch die zehn bis zwanzig marchzähligen Tage des zehnten Monats abzuzählen bleiben?) Die noch ängstlicher überwachte Ma̋ra gewährt noch unsicherere Anzeichen, indem sie Cheerzleni macht (hängen bleibende Milchtropfen ausfließen läßt), bevor sie fűḷẹnet, ẹs Fűḷi macht. Für Veterinäre ist interessant, daß die mit sehr fremdem Blut gekreuzten Pferde bis zwölfthalb Monate, statt bloß enlif Manḁte^n tragen; für Embryologen die Herleitung der enlifmänige^n Chinn^b von Müttern, welche mit Bewußtsein unn^{b}er ḁmẹne^n Roßchopf dụ̈ụ̈^{rch} g'gange^n sịị^n.

Bis zu seiner Geburt bezieht das vom Wụpp: dem gewebeartigen innersten Häutchen der Sűferi oder Richti (placenta) umhüllte Kalb seine gereinigte Nahrig von dem in seinem Schlund steckenden kautschukartigen, wịịßgäḷbelige^n Sụger (Milchlig, Kalbsmilch, Thymusdrüse).[29] Verletzungen des Muttertieres können den Embryo ab der Nahrig sprengge^n, worauf er als abgestandener Chrụppeḷ ausgestoßen (wenn nicht eingekapselt) wird. Als züchterisches Geheimnis sei noch verraten, daß alte Bauern der Kuh nach der üblichen Kraftnahrung die Klauenüberzüge des Embryo: Chlääjleni z'läcke^n gää^n,

---

[25] Vgl. Gw. 344. [26] „Ganz" = unverletzt: Kluge 158. Über „heilen" s. schwz. Id. 2, 1145—8. [27] Vgl. die „g'reiseti Chueh": Lf. 284. [28] Vgl. „monen" (schwz. Id. 4, 236) vom Verbringen einer Mondumlaufszeit, hier auf den Kalendermonat angewendet. [29] Naturwissenschaftl. Wochenschrift 1903, 31. 137.

damit sie beim nächsten zuelaa^n oder zuehaa^n sicherer lädi oder e̥bbhịịgi („behalte“).

Wie die Aufzucht,[30] sei hier[31] die Krankenbehandlung nur behufs Anführung eigener Ausdrücke hereingezogen. — Die Herbstweide fordert allzeit scharfe Aufsicht auf die zur Trommelsucht, zum bbleejt choo^n („gebläht werden“) geneigten, bbleeijige^n Chüeh. Der an einen pụụßeta (aufgedunsenen) Wasserkopf erinnernde Bauch muß mit allen Mitteln zum windsche^n (dünner werden) gebracht werden. Das nach der Heilung zu verhängende Fasten ist erst recht angezeigt bei der stü̦lle Fü̦lli, auch d's stü̦ll Güeti („die stille Güete“) geheißen:[32] der Futterstockung im Magen. Die Masse ist sorglich z'lụggere^n, lụgg (locker) zu machen. Wo nicht, stellen sich bedenkliche Folgen ein. Der Psaltermagen (er heißt das Lå̈si, wie die Haube d's Hụbi, der Pansen oder Wanst der Bụụch, der Labmagen der Mäge^n) schießt uber, wird vom Uberschutz (Durchfall) betroffen, und das Übel steigert sich zum Lå̈sibrann^b. — Der Milchschwund: die Gö̦ltigi als Übel gö̦ltiger Tiere, befällt besonders, ja d'Har^r e^{n}wägg (in der Regel) wenn nicht jĕdertwi̥le^n, die Ziegen. Um so häufiger kann die Kuh — selbst i^n der gụste^n (milchlosen) Zi̥t — von der Euterentzündung: der Heerke̥gi[33] befallen werden. Diese ist ganz verschieden von dem oft damit verwechselten Schlier (lehmähnlicher Milchabsonderung von Tieren, die unlängst geworfen haben). Ein g'heerkt's Tier mit g'heerktem Uter will mit lauer und gesalzener Lösung weißer Seife, worin das Euter fleißig g'wäschen und g'flotschet wird, sowie mit Umschlägen von Heubblüemt behandelt sein. Dies gilt speziell von der warme^n oder tụụbe^n („zornigen“) Heerkegi, welche von heftigem hụ̈dle^n und schüttle^n des ganzen Leibes begleitet ist. Bösartiger, weil versteckter, verläuft die fieberlose cha̦lti Heerkegi. Die minutet de^{nn} ann^{d}ers! Si ist minn^{d}er guet z'doktere^n, si ist di wüesteri Chrankit. Man bekämpft sie durch geeignetes Frottieren — flöräntịịne^n — und Bedämpfen — tụ̈ůmme^n —, sowie durch kühlende Salben. Vernachläßigt, können beide Formen in einen hartnäckigen Chrụ̈tzvierte̦l übergehen. Milchausfall tritt auch bei Muttertieren ein, welche, statt zu werfen, abortiert haben: bloß e^n Brann^d oder Chrụ̈ppe̦l van 'ne^n g'hịịt hịị^n. — Tötlich verläuft bei unterbliebener Impfung der Vierte̦l[34] oder Rauschbrand, an welchem (wie 1894)[35] auch Menschen mittelst Blutvergiftung den Tod holen können, und hoffnungslos ist der fürchterliche Mü̦lzibrann^d: die Entzündung des Mü̦lzi, der Milz.

---

[30] Vgl. Gw. 336—9. [31] Vgl. Gw. 249—252; Lf. 334—6. [32] Chr. P. 55. [33] Vgl. „Herke“ im schwz. Id. 2, 1607. [34] Gw. 334. [35] Chr. 84.

Elend verhungern mußten, bevor man die Maul= und Klauenseuche:[36] d'Vịhsụ̈ụ̈ch auf Grund des Unn^{d}ersuechs (der Diagnose) zu erkennen und zu behandeln wußte, unzählige Rinder. Diese „Viehseuche" raffte im Jahr 942 im Burgundischen fast alles Hornvieh weg,[37] veranlaßte 1532[38] und 1573[39] verdrießliche Alpsperren und 1779 eine (vom Landvogt übereilte) Grenzsperre zwischen Freiburg und Schwarzenburg,[40] wütete in dem sonst schon schrecklichen Jahr 1798 als Epizootie,[41] verschleppte sich im Vorsommer 1834 als „Zungen= und Klauenkrebs"[42] durch Gewänder, durch Bremsen und Fliegen unglaublich rasch von Weide zu Weide und brachte 1835 bis 39 unter dem heutigen Namen eine Anzahl bester Bauernfamilien an den Rand des Ruins.[43] Namentlich die mittlern dieser Jahre sind als die drụ̈ụ̈ Präste^{n}jahr in schreckhafter Erinnerung geblieben. — Als „Lungenseuche" bezeichnete man wohl auch einfache Lungenkatarrhe wie den der huestige^n Chueh und den Dämpfer des dampfige^n Rosses. Füllen und mit zu fetter Milch[44] getränkte Kälber bekommen Wasser i^n de^n Glịdere^n (Beingelenken): sie werden gammig,[45] bekommen die Sucht oder (Kälber) die Chäḷberlĕhmi. Chirurgische Eingriffe fordern Pferde, die i^n de^n Hachse^n[46] (dem Sprunggelenk) der Hinterschenkel unn^{d}ersetzig geworden (mit Knochenauswuchs behaftet) sind; Kühe, die an Fịịge^{n}wäärze^n leiden oder gar etwa im Ringkampf ein Horn bis zum Hervorquellen des Chäärne^n abgestoßen haben usw.

Als Krankheitsbekämpfung ist vor allem die Isolierung ansteckender Tiere zu nennen. So wurden 1834 der Jịmbe̥rg (Einberg) und der Stäckhütte^{n}bärg austauschweise zu Spitte̥lbärge^n gemacht.[47] Sie verhinderten leider die Seuche ebensowenig wie der Präste^{n}bärg (nunmehrige Äcker) bei Birchen, wie die „Brästenegg" (eine Trachselwalder-Alp) und dgl. Wertvoller war damals, da noch nicht zwei patentierte Tierärzte — Vịhtökter — in Schwarzenburg zur Verfügung standen, die ausgezeichnete Hilfe eines Fluezer (des Christian Zahnd von der Flueh, S. 26). Bei der Ferne solcher Ärzte ist es ein Glück, daß in zahllosen Fällen die Hausmedizin rasch zur Stelle ist. In Milch gesottene Ramsera (Bärenlauch), als Trouch mit dem aus einem Stị^{n}faß geformten Jị^{n}schütter dem an Milchschwund leidenden Tiere beigebracht, läßt dieses umhị mit dem Uter choo^n. Das ịị^{n}schütte^n ist freilich oft eine mißliche Sache: e̥s ist f^{r}ịịe^n chlịị^n e^n Pflicht,

---

[36] Vgl. Gw. 335. [37] Wurst. 2, 69. [38] RM. 10. Juni. [39] SB. G 107. [40] SB. P 637—650. [41] BT. 171. 181. [42] Chr. 38. [43] Ebd. 40. 45. [44] Genauer: mit zu eiweißreicher und mineralsalzarmer Nahrung. [45] So etwas wie „gabelbeinig"; vgl. schwz. Id. 2, 299. [46] Vgl. „Hax" schwz. Id. 2, 1825. [47] Ebd. 38.

gőb si's năhⁿ. Ungeschicktes Einzwingen hat auch schon manches Haustier vertrouheret. Entsprechend verhält es sich mit den Strẹngitröpfeⁿ für strẹngegi (mit Halskatarrh behaftete) Füllen; mit dem Gamfer, diesem tritteⁿ Tịịḷ vaⁿ der Apiteegg; mit dem Saḷmiax̧, dessen aber ein Mehr uber drịị Tröpf bewirkt, daß die damit gewaschene Haut dụ̈ụ̈rᶜʰgịịt (wund wird); mit Glöübersaḷz und anderm (Heil-) Mittẹḷsaḷz; mit dem Chrịdeⁿmehḷ als Zutat zu kalkarmer Nahrung für schläärmegi (lecksüchtige) Tiereni, welche dụrch leidenschaftliches raspleⁿ alles erreichbare Holzwerk ruinieren; mit Schwăbẹḷbluest, Wurmbuḷver, Kubeben usw.

Echt volkstümlich sind auch Rezepte wie die folgenden.[48] „Wan ein Kuh ab der Milch kombt. Nim danmarg (Tannmarg, Valeriana officinalis) legf in die vollen (den Milchtrichter) Richt die Milch darturch (dạ̊rtụ̈ụ̈rᶜʰ) dar Nach gibs der Kuh zu Essen ist gueth". „Für den Virtel. Nimm 3 Geschöfly (Gschößleni, Schosse), Öschigs (ds.) 3 Gschöfly Aspigs 3 Gschöfly Räckhọḷder Baum und Speisbrosme, Machs zu Buḷfer und gibs dem vieh zu Läcken So bist du Sicher". „Wan Einer sich Verrenkt hat Läut und Guth (Gut: Vieh) zu Gebrauchen so Nim bach bundla (Bachbụmela, Veronica Becabunga) weif dannige (wịịßtannegi) Mitleste Rinden und kauter werch (Chụder, Uⁿspunna) in Brüntzel (Urin, Zụ̈bẹl) gesten (g'stannᵈeⁿ), und das Gleid darmit gewäschen (g'wäscheⁿ, ds.). und also heis daruf gebunden das ist Guth". „Ein Mittel führ der Frösch.[49] Wen daß Vich[50] den Frösch hat So hencken Sei den Kopf und Seufern (sụ̈ụ̈fereⁿ) mit dem Maul gar Vast und geschwällen (g'schwöḷḷeⁿ) an dem Kopf So Nim ein Hand Vol Saltz und ein Hand voll Pfäfferbulver und greif dem nos (Noos)[51] in den Hals und reib ihm die Zungen gar wohl und Laueg ihm unᵈer der Zungen du findest Rohte Bläterlein und die reis mit den Nägeln auf und reib Sei gar wohl mit dem Zeug und nim ein frisches Ey und zertrück es im in dem Hals und das Thun wohl 5 Mahl uud gib dem nohs Guträben (Guntrăbeⁿ, (Clematis vitalba) und Gottes Gnad (Angela archangelica, Engelbrustwurz), zu Essen ist Bewärt." — Aus einer ganzen Zahl magischer Rezepte sei nur dies eine herausgehoben. „Für die Chieter.[52] Gehe under freie Himmel, nim ein Biel und haue einen span von einer Eiche ab, aber nicht Rihnde, Und disen spahn lase nicht auf die Erde. Kratze mit dem span auf dem Chieter und sprich. Heut ist Freitag (Frịịtig) und morn ist Samstag und alle Juden ihre

[48] Moos. [49] Lf. 250. [50] Hier also doch das Pferd. [51] Gw. 381. [52] Ist an den „Chitter" als störrisches Tier, bes. Pferd (schwz. Jd. 3, 569), oder den „Chipper" (ebd. 108): die Raffelsucht, zu erinnern?

Sohntag. Sie aese Kein Schwein, und trinken Kein rohten weihn, das sohl des Chieters abe noge[53] seihn. Ihm nahmen G. d. V., d. S., und d. H. G. ahmen. Blase diesen Chieter an, und diesen spahn tau oben beir taür (dem auch sonst mystischen Stü̦ü̦rzẹl) wo du aus uud ein geist. Ihn wedel (Wǟdẹl als dem abnehmenden Mond) vor dem Sonneschein an einem Freitag und diesen span kanst du ein bar mahl brauche. Gott mit uns."

Oft genug ist freilich Notschlachtung die einzige Bewahrung des Tieres vor einer unnatürliche^n Töötlechghịịt, d. h. einem qualvollen sälḅer toode^n, dụ̈r^{chb}i^{n}ghije^n, drụff gaa^n, fertig mache^n, oder (in abschätziger Rede) gịble^n, vergịble^n, verrǟble^n, verrecke^n, grĕpiere^n. Kommt aber der Schlächter zu spät, so muß der Abdecker, Wasenmeister, Kaltmetzger, Böde^{n}metzger, Schinter in Funktion treten. Dieser war ehemals gleich dem Scharfrichter und Folterer, dessen Stelle er meist zugleich versah,[54] verfehmt und (z. B. 1784 in Guggisberg) in eine eigene Wohnung verwiesen.[55] Der anderwärts ironisch als „Rosịịndlimetzger" betitelte Mann befördert das enthäutete Tier „i'^{n} Rösịịndligräbe^n": rụụmts (nimmt es weg) und verscharrt es vorschriftsgemäß, damit es nicht z. B. am Chịịbe^{n}rịịn oder im Chịịbe^{n}gräbe^n der Sensenflühe als Chịịb[56] oder Flaag (Blag[57]), d. i. Aas (vgl. auch „Schelm")[58] die Luft verpeste. — Moralisch tut dies, wer mit Flaagwőrtere^n (unsauberen Ausdrücken) um sich wirft.

Viehstand.

Zur Vermehrung des bernischen Rindviehstandes in den Jahren 1901—06 um 11,4 % trug das Amt Schwarzenburg mit einer solchen um 22,4 % bei, gleichzeitig mit seiner Ziegenvermehrung um 9,3 %.[1] Diese fällt also in eine Zeit, wo anderwärts die „Kuh des Armen" sich ihre volkswirtschaftliche Schätzung erst neu erringen muß. Mehr noch als die Zahl besagt freilich die Güte; und es ist in Kürze als Hauptcharakter der gegenwärtigen Viehwirtschaft der Übergang aus der quantitativen Schaf- und Pferdezucht zur qualitativen Jungrinderzucht der Alp und zur Milchwirtschaft des Tales hervorzuheben.

Das gilt zunächst vom Pferd. Der Gebirgsbauer muß bei dem zunehmenden Flachlandbetrieb seines strịppḁre^n („streitbaren"), schwer zu

---

[53] Aufgeschnapptes „Apanage"? [54] Till. 5, 362. [55] LR. Sie kostete 277 Kronen 9 Batzen. [56] Vgl. „Keib" bei Kluge 236 und „Cheib" im schwz. Id. 3, 100 ff. [57] Schwz. Id. 5, 35 ff. [58] Kluge 394.

[1] Stat. 06, 2, 57 ff.

bearbeitenden[2] Geländes allerdings Roß haa^{n}. Es hält denn auch durchschnittlich (und schematisch gesprochen) der Viehbesitzer in Guggisberg ungefähr 1 Pferd auf 13 Rindviehstücke, in Rüschegg 1 auf 15, in Wahlern 1 auf 8, in Albligen 1 auf 13.[3]

Welch gegensätzliches Bild zu diesem Arbeitspferd bietet das Zucht- und Weidepferd früherer Jahrzehnte und erst Jahrhunderte! Um 1823 herbergten die damaligen 130 Alpen und Weiden unseres Amtes 167 von den 742 vorhandenen Pferden[4] oder (1792:) „Pferdern".[5] Die für Pferdeweide als unentbehrlich erklärte „Witweid" der Dorfallmend Schwarzenburg nährte um 1810 ebenfalls 50—70 Pferde, worunter 20—30 Stuten mit ihren Füllen.[6] Überhaupt sonderte sich „das Pfärten" nach dem Geschlecht und dem danach bestimmten Weideort in „die Pfärdten oder Stutten"[7] und den Hẹngst. Dieser tummelte sich auf dem rächte^{n} oder sunnige^{n} und dem lätze^{n} (schattige^{n}) Hẹngst oder Hẹngstli (heute Rinderweiden), wie änderwärts im „Hengstacher", der „Hengsthalten" usw. An der Mǻra, Aḷpigle^{n}mǻra und Mǻre^{n}flue weideten Stueti, und noch um 1860 besetzten das Schwantenbuch bei Ryffenmatt mehr als sechzig Fụ̊limǻri, jede mit ihrem Fụ̊li, Fụ̊ḷtschi, Füḷtscheli. Dagegen benannte man nach dem Roß ohne Geschlechtsunterschied den Roßböde^{n}, die Roßfụra, Rösmatt, Röshaḷta[8] (1356). Der letzte Name wurde später als „Rosenhalde" umgedeutet; in Wahrheit het's o^{ch} da scho^{n} va^{n} wịtem g'rösselet.

Heute züchtet der Rösseler (Pferdeliebhaber) bloß auf die Qualität. Das beginnt schon damit, daß er mit der rossige^{n} Mǻra halbe Tagereisen fährt, um e̥s dịfe̥lisierts Roß aufziehen zu können, das schwierigen, „difficilen" Aufgaben aller Art gewachsen ist. Im Gegensatze zum Weidepferd, das sich voller Freiheit erfreut, muß das bloß zu beschränkter Zeit auf der Heimweide sich tummelnde, sonst aber in den Talstall gebannte und an die Heuraufe gewiesene Heuroß seine ganze Kraft als Zugroß, z. B. als Mistroß am Düngerwagen, überhaupt als Brụụchroß dem Bauer zur Verfügung stellen. Der wird sich schon im eigenen Interesse allerdings streng hüten, es z'uberbrụụhe. Insbesondere hat der Guggisberger Bauer ein Schneeroß nötig, das vor dem Wagen oder unter seinem Reiter wie ein „Ritter ohne Furcht und Tadel" sich mit stolz erhobenem Kopf bis über die Schulter in den frischen Schnee eingräbt, ja, in dem über seinem Rücken zusammenschlagenden kristallisierten Wasser förmlich schwimmt. Es braucht also

[2] Lf. 83. [3] An Hand von Stat. 06, 2, 86 f.; vgl. 05, 2, 37. 75. 259. [4] Ök. Fol. 30 A 29. [5] Eine Mehrzahlform, die sich anhört wie „Rinder", „Lämmer". [6] ABS. 1, 257 f. [7] SB. C 283 f. [8] Font. 8, 152.

e̥s ggṳraschierts Roß: ein mutiges, das drum doch nicht müetig i. S. v. übermütig sein darf, sondern zähm, frịịn, fromm, dabei aber auch g'schịịd und merklech („merkig") sein soll; mit éinem Wort: es g'faḷḷigs („gefallendes") Tier. Es soll als beliebigs Rößli bei seinem Meister beliebt bleiben. Wie fatal ist es, im Stall e̥s faḷtsches Tier stehen zu haben, das Fṳṳgen im Chopf het! Wie unbeliebig auch, wenn zwei Stallgenossen einander ebenso leidenschaftlich hassen, wie sie sich lieben können! I^{n} der Tṳṳbi (im Zorn) stöḷḷe^{n} si der Chamme^{n} wi d'Chatzi d's Haar: so unerchannt (zornmütig) werden sie. Der Plampläde^{n} muß zwei solche Stallnachbarn vor einander schützen, und der sich vorsehende Wärter nimmt sie, wenn er hinn^{d}er 'ne^{n} dṳ̊ri mues, kräftig beim Schwanzansatz, um ihnen von vornherein der Mịịster z'zịịge^{n}. Denn e̥s schlööijigs oder schleen^{d}s Roß, welches schleet, ṳṳfschleet oder genauer mit den Hinterfüßen fṳngget, mit den Vorderfüßen sticht, kann lebenslange Andenken hinterlassen. Das zeigt schon die natürliche Wucht des Roßtrapps (Pferdetritts) am pöle^{n} über Holz und Steine, am Fṳṳr schlaa^{n} der Hufeisen bei ungeduldigem Warten im Gespann, am schmịde^{n} (Zusammenschlagen der Vorder- und Hinterhufe bei weit ausgreifendem Traben). Schon das übermütige ṳṳfschmịịze^{n} mit beiden Hinterfüßen zugleich, auch nur das nervös erregte chraaue^{n} (scharren) gi^{b}t e^{n} Bigrịịf dḁrvaa^{n}. Unheimlich wie der Schläger ist auch der Beißer — namentlich wüḷdrössegi (mit Nymphomanie behaftete) Stuten bịịße^{n} gärn. — Unheimliche Anzeichen dieses Lasters sind das nängge^{n} und rasple^{n} an irgend welchem Holzwerk, das anscheinend harmlose chlṳṳspere^{n} (schnüffeln) mit der Näsa im Strou, das määwwele^{n} (langsam kauen), worauf das Tier uf einmal grännet (d. i. hier: grinst) und zornig d's Gfrääs ṳṳftuet fur z'bịịße^{n}. Der Pferdekenner traut denn auch eigenen wie fremden Pferden selten unbedingt. Er behandelt sie als handlech oder hantlech in dem guggisbergischen Sinn, wonach man sie nie „aus der Hand" und aus dem Auge lassen soll, und wonach man von einem unheimlich mißtrauenswürdigen Menschen sagt: gib acht, das ist den^{n} e^{n} hantlecha! Umgekehrt ist dem Freiburger „hantlich" sow. freundlich, artig, nett, hübsch (z. B. auch ein Geschichtchen). — Vielfach hängt natürlich der Charakter des Pferdes von seiner Behandlung ab, namentlich wo es sich um ein scheues Tier handelt, das als Ertrünner gern durchbrennt: e̥s schṳṳhigs Roß, das, schṳṳch zu ungewohnten Erscheinungen, ab solchen erschṳṳcht; ein heuschṳṳchs oder chrịịsschṳṳchs, das e^{n} Chlṳpf nimmt (erschrickt), sobald es, vor den Heuwagen oder einen Haufen Tannreisig gespannt, ein Heran-

rutschen der Ladung an seinen Leib fühlt oder zu fühlen meint; ein schneeschü̦ü̦chs, das im Schnee zu versinken fürchtet (S. 150).

Es bedarf also einer Menge Tugenden, vermöge deren ein Pferd zum kǖmoode^n, zum chummleche^n Roß oder Rößli wird und damit zum Lǖte^{n}tierli, das sozusagen als Familienglied in die bäuerliche Haus- und Feldordnung hineinwächst. Es kann denn auch vorkommen, daß unter der einen und selben Mi̦i̦sterschaft (Besitzerfamilie) seit 64 Jahren der gleiche Pferdestamm seine Züchtungs- und Arbeitsdienste leistet.

Rücksichtslos müssen aber hierbei aus der Art schlagende, daher untü̦ü̦ri (unwerte), der Untü̦ü̦ri verfallende Individuen ausgemustert werden. Denn was frommt dem Bauer das stettig Roß, wa nid wollt zieh^n? das U^{n}flat va^n Roß, der körperlich und seelisch wüest Chlöbe^n? der li̦i̦d Haagge^n: häßlich von Ansehen und hässig in der Gemütsart? der ungattlech (undisziplinierte) Gäblihunn^d? Där^r Cho̦lderihunn^d, wa's nü̦ü̦t föörmt oder si^{ch} niene^n zue schickt? Was soll er mit einem minn^{d}ere^n Tier? einer schwerfälligen Schläba? dem Chrüppe̦l? dem Pagge̦l oder Paggeli (was überhaupt ein Tier, auch einen Menschen und einen Gegenstand, zumal ein Werkzeug von zweifelhafter Brauchbarkeit bedeutet)? dem lahmen Tier, wa hoppet (hinkt)? Der Gebirgsbauer vorzugsweise ist an die vielseitige Brauchbarkeit eines brave^n Pǖre^{n}roß gewiesen. Sein Pferd soll so gebaut sein, das^s es e^n Fasson macht; zugleich aber soll es f^{r}i̦i̦ e^n chli̦i̦^{n} e^n Hu̦u̦ffe^n vorstellen. Was soll er mit dem allzu g'schleeijete^n[9] und ri̦i̦stege^n (an den starken Unterschied zwischen Ri̦i̦ste^n und U^{n}spunna („Chuder") erinnernden) Beinen eines schma̦l g'schuehnete^n Zäberlihunn^d?[10] eines bereits nach kurzer Anstrengung schu̦u̦mnasse^n Wäägeliggü̦mper? eines im Gangwǟse^n (Gangwerk und ihm entsprechender Gangart) durch die vormaligen Bundeshengste vertonnerete^n Zuchtproduktes? Guet im Sprung und von angemessen röschem (ṡṡ): lebhaftem Temperament soll ja freilich auch das Bauernpferd sein. Das liegt schon dem Füllen im Blut. Wie blöd, sozusagen verschlafen ist zwar der Blick, wie unförmlich sind di le̦nge^n Bi̦i̦n und schlapp nǟben ahi hängenden Ohren des neugebornen Tieres? Allein nach fünf Minuten, also wi n e^n Schi̦i̦n, sofort gi̦i̦t's i^n d'Se̦tz. Ha̦lbjērig oder ha̦lb^{i}eerig geworden, also als Ha̦lb^{i}eerlig läßt es sich bereits versuchsweise das Kummet: der Chömet aanlēge^n, und als Eerlig macht es seine ersten gelegentlichen Vorübungen im zieh^n, versteht es hü̦st und hu̦tt und alle

[9] Lf. 289. [10] RvT. B 191.

die andern Kommando. Anfänge der Brauchbarkeit, die sich dann aber oft weit über das zwanzigste Jahr hinaus erstreckte, erwartete jedoch der ältere Guggisberger erst von seinem dreijährigen Lieblingstier: dem schwarzeⁿ Erlibacher.[11] Die unschöne Verpasterig (Verbastardierung) dieses so gefällig gmödleteⁿ: g'machteⁿ oder postierteⁿ (schönen) Rassenpferdes mit dem Chäärbeⁿchrütz und dem schön gewölbten Schwaaneⁿhals wird selbst noch von jüngern Bauernsöhnen lebhaft bedauert. Wie machte das seinem Stall und Zug Ehre im Vergleich zu den hööj uufg'schößneⁿ Zuchtprodukten mit dem Eselschrütz! Zudem zeugte das g'huuffet fiißt gemästete Tier von guter Anschlägigkeit. Erst nach ihm kam im Range der Geschätztheit das Fribärger Brüündli und -Schümeli (Schimmelchen der Freiberge), stark verschieden vom Fribärger mit dütscher Chrützung; dann etwa der Rootschümel mit driineⁿ Fläckleneⁿ, der Bruunschümel, das Grääijeli (graues Pferd), der Falbschägg, das stichelhaarig Roß (dunkelfarbig, mit weißen Haaren durchsetzt). Der Franzoos, der Belgier, der Ardenner bürgern sich auch im Guggisbergischen mehr und mehr ein; dagegen stehen der Unger (das ungarische Pferd) und der sehr seltene Aráber, d's Araberli außer der Reihe; sie müssen ihre Rasse durch individuelle Tüchtigkeit zur Anerkennung bringen.

Auch zum besten Pferd hatte und hat freilich der Bauer Fehler in Kauf zu nehmen, die er ihm nach Möglichkeit abgewöhnen muß. Ein störriges, ung'rěgelierts Tier, das us ᵈem G'lüüs (Geleise) oder us der Möden üsi choo ⁿ ist, muß er umhi iⁿ d's Mödel schlaaⁿ oder iⁿ d's Mödel trückeⁿ; solch ein Tier will tressiert, gmiisteret, bbänᵈeget chooⁿ.

Dabei bedarf es einer eindringenden Tierseelenkunde, um die einzelnen Regelwidrigkeiten richtig zu beurteilen und zu behandeln. Dieses Pferd litzt[12] (nämlich die Ohren, gleichsam seine Fühlhörner, an denen der Kundige alle Gemütserregungen des Tieres abliest). Unter schrillem jaußeⁿ und weißeⁿ reckt es dabei uma, wie um nach seinem Führer zu schnappen. Hat der es erzürnt? Ein anderes Pferd gǟbelet (die Ohren). Ist aber letzteres nicht eine bloße Täuschung des auf dem Wagen Sitzenden, während das an Schüüchlǟder gewöhnte Pferd nach etwas Ungewohntem seitwärts blickt? Dieses Tier verweigert seinen Zugdienst: es stöllt siᶜʰ uf d'Sita. Hat nicht ein stümperhaftes brüeleⁿ und güsleⁿ das von Natur so nervöse Tier kopfscheu gemacht? Ein anderes gigampfet: es macht hinnᵈerhi uⁿᵈ fürhi, um Kummet

[11] Lf. 261. [12] Lf. 269.

und G'schịịr abzustreifen. Ist es nicht etwa von diesen wund gerieben? Um einen peinlich lästigen Reiter abzuwerfen, stịịt's bolzgrad ụụf, stịịt uf di Hinndere n oder (wie man in drolliger Mechanisierung auch von einem zornig sich einer Unbill erwehrenden Menschen sagt) uf di hinndere n Bịịn. War aber auch jenes (allerdings ganz ausnahmsweise) gschịịd alt Roß ungehorsam, von dem man die folgende Anekdote erzählt?

En Mụ̈licharrer ist um das Nụ̈ụ̈nz'g umha (um das Jahr 1890) dürch d'Linndenbachstraß g'fahren. Es het schon ịịng'nachtet g'hǟben. Du g'raatet är mit sị'm schweẹren brịịten Fueder an mẹnen ẹnggen geeijen Chrump uber d's Poort ụụs. Ịn Sịta ist noch uf der Straß bblịben, di anndeṛi ist mit ẹmen tụ̈ụ̈ffen G'lụ̈ụ̈s i'n Wäsem ịịntrückt choon. Der Charrer het nid hinndertsịch und nid fụ̈ṛętsịch chönnen und het müeßen us Lịịbeschreften am Waagen haan, das er nid umtrooli. Wịt und bbrịịt het deghịn Möntsch sịns rüeffen und brüelen g'hört. Jitz feet noch d's Voorroß aan wüest tuen. Es ist en tụpfeta Graau g'sịịn (ein Apfelschimmel). Däär het ịịn Tätsch (Schlag) um der annder g'schlägen und g'feckt, d'Stricken z'zerzwicken (die Stränge zu zerschlagen), wa n er mit ist aang'spanneta g'sịịn. Der Charrer het bbrüelet: Jẹz das och noch! Wolltst dẹ hööṛen, du Unflaat? Aber d's Roß het nid naachg'gään. Wa n ẹs het g'merkt, das es mit fụ̈nggen nụ̈ụ̈t abbringt, het ẹs g'schnöḷḷt und g'schnöḷḷt, bis ẹntlech d'Sịịleni hịịn lan gaan. Jitz rönnt es ụụf und dạrvaan, was hest, was gibst, gägen d'Mammishụụsschmịtta zue, wa ääs va'm b'schlaan nähi äsạ guet b'chönnt het. Da ist es vor d'Hụstụ̈ụ̈r zụ̈hi und het uf der Bsësi g'stampfet und g'chratzet und g'rụ̈helet (gewiehert) und g'weißet (grell aufgeschrien), bis d'Lụ̈t mit der Lantäärna usi sịn gän luegen, was das sịgi. Und d's Roß het si so erbärmlech aang'luegt, und ist en Bitz umhi sịn Wääg z'rugg, und het d'Sịịlistümpen nähig'schlịịpft, und ist umhi choon, und het si umhi ạlso aang'luegt, und ist umhi en chlịịn g'gangen, bis di Lụ̈t zu n enanndeṛen gsịịt hiin: das Roß wollt öppis! Was ist ächt g'gangen? Si sịn ihm naach, und d's Roß het geng z'rugg gluegt, gōb si chömi, und ist geng gglịịteger (rascher) gägen dän böös Ort zue. D'Lụ̈t hịịn van wịtem g'sehn, wa's fẹhlt, und hịịn am Fueder g'họlffen schrịịßen, bis es umhi uf dem Wääg ist gsịịn. Das lụụd arm Tier ist dụ an Bụụchweh g'storben. Da hịịn nid nụ̈mman sịner ịịgenten Mịịsterlụ̈t, nịịn! aḷḷ Lụ̈t z'ringet um, wa das Roß b'chönnt hịịn, bbriegget und wi bi 'menen Mentsch g'sịịt: Mier hịịn en Lịịch! Und der Fuehrmạn het g'sịịt: Ich mag nid meh charren! [13]

---

[13] Nach Frau Leuthold.

Wer wollte ein so edles Tier nicht als solches behandeln? Ist es aufgebracht, beschwichtigt der kundige Eigner es mit flattiere^n: mit sparsam abgewogenem tätschle^n und mit strịchle^n im zornig aufgesträubten Chammhaar unter lockendem chäm! cham! cham, Lịsi! (oder wie das Pferd sonst heißt).[14]

Zu allem kommt natürlich die geeignete Pflege. Vor allem die richtige Ernährung. Das ausgehungerte Pferd charakterisiert sich durch den Heubụụch; d's Roß soḷḷ d's Heu i^n de^n Bịịne^n haa^n und nid im Ranze^n. Der Bauer braucht aber ẹs g'häberets Roß. Zum Erhaltungsfutter muß das Kraftfutter kommen: das unverkürzte Im^{m}i[15] voḷḷs oder die Chöḷḷeta (Kelle voll) oder der Schueff[16] voḷḷa Häber als Ration. Dann ist der Schueh (Huf) sorgfältig zu überwachen. Die ausgemusterten Rösnägle^n des Beschlags dienen übrigens auch noch für die Tschụgge^n (Holzbodenschuhe). Unerläßlich ist ferner die tägliche Handhabung von Stụ̈ụ̈per und Strịgeḷ, womit auch die im Unterland einem dämonischen Wesen zugeschriebene „Toggelizüpfa“:[17] der Toggeḷ (Klumpen verklebter Schweifhaare) als Rätsel die leichteste „Lösung“ findet.

Die heute verschwindende Zahl von öppis Esẹlẹne^n muß vor Jahrhunderten eine beträchtliche gewesen sein. Nahmen doch 1344 die Berner den Guggisbergern zur Strafe für deren Rebellion u. a. zwei Eselsfüllen weg.[18]

Das fast nur im Leben nützliche Pferd und das bloß im Tode nutzbare Schwein kommen doch wenigstens im Zirkus zur Geltendmachung ihrer beinahe gleich hohen Kraft, Intelligenz und — Reinlichkeit. Die volksmäßige Sprache verharrt dagegen bis zur Stunde bei ihrem „saudumm“ und bei ihren Sau- oder[19] Sụ̈ụ̈buebe, -mịịdschene^n, -niggle^n, ihrem Gụ̈si und Erzgụ̈si, ihren Fäärlene^n usw., uneingedenk des Satzes, daß aus Tieren und Menschen wird, was man aus ihnen macht. Man denke an die in zweckwidrigen Ställen ihnen aufgenötigte Beschränktheit und aufgezwungenen Krankheiten wie die Brụ̈ụ̈ni (Rotlauf), wie die Chrämpfegi (Rheumatismen), die Auslieferung an ekelhafte Nager — Ratte^n sị^n gärn, wa Sụ̈ụ̈^{w} sịị^n. Wird durch solche „Wohnung“ unzähligen Tieren das Leben zur Qual gemacht, so durch ungeeignetes Sụ̈ụ̈ fuetere^n und Sụ̈ụ̈ meste^n ihr

---

[14] In bemerkenswerter Volksetymologie wird aus solch lockendem „cham“! „Chammhaar“ hergeleitet. Vgl. Gw. 219. [15] 3,5 Liter. [16] Vgl. „das Schüeffi“ (Schöpfeimer, Goon) in der Umgebung Zürichs. Aus der Wurzel skap stammen ebenso Schaf(t), Scheffel, Schiff (und Geschirr) und Schueff, wie schaffen und schöpfen. Vgl. Kluge 388. 389. 393. 397. 412. Schueff ist Ablautform zu Schaff. [17] Lf. 252. [18] Burri 128. [19] Vgl. Lf. 294.

Tod zum halb illusorischen Nutzen. Wie können bei bloßem G'wääsch (Spülicht) nnd Meiß, wodurch obendrein das Fleisch und der Speck flöösch (Ss: locker) werden, das scharfe Gebiß und die Verdauungswege sich betätigen, mittelst deren die alte Eichel- und Büchelmast des Waldes: das Acherum (S. 106) so derbe (chächchi) Schlachtprodukte lieferte!

Viel freie Bewegung fordert schon das Spanferkel: der Sųųgger oder das Sųųgfäärli, welches vier bis sechs Wochen bei seiner Mutter: der Moora verbleibt. Interessant ist zu beobachten, wie d'Fäärleni gęng d's glịịch Bụppi, das sie zu Anfang mit Beschlag belegt haben, gegen ihre Konkurrenten behaupten. Dabei wachsen diejenigen Jungen am besten und rascheſten, welche die vorderſten Zitzen beanspruchen: d'Häärzbụ̈ppler sịn di g'süntisten und gröösten. Die Benachteiligten, wa di hinndere Büppeni sụ̈gen, gedeihen dafür bei guter Pflege um so augenfälliger, wenn si va'r Moora sịịn; si tüen denn besser, wenn mạn d'Moora dạrvan gnoon het. Allerdings muß man, damit das Muttertier das Saugen zulasse, gleich den neugebornen Fääbschenen die Meißelzähne abbrechen. Wird obendrein später das Fäärli[20] oder der Fäsẹl (das Faselschwein) g'ringget, indem man ihnen den metallenen Rịịff über die Chrụụspela (den Knorpel, also doch nicht in d's Låbega) der Schnüüggа legt, so ist allerdings das Holzwerk des Stalls vor Wühlarbeit gesichert — für einige Zeit. Denn nicht umsonst ist einem Menschen eine unabgewöhnbare Eigenheit aantaan, wi den Süijen d's nüelen. Schon bi'r Moora werden männliche Tiere, die als Motzen und nicht als Zuchteber — ein solcher heißt der Beer oder der Baarg[21] — aufwachsen sollen, verschnitten. Ganz junge weibliche Tiere hinwieder können, analog wie d'Motzen, durch eine eigentümliche Dekadenzerscheinung an Propagation verhindert werden: durch eine krankhaft verfrühte Entwicklung der Bụụrdi (des Uterus) und der Zitzen, wobei sie sich ganz nach Art des Mutterschweins zum Säugen von Jungen hinlegen und wie behufs stoßweiser Milchabsonderung rochlen. Aus solchen verfehlten Individuen, von denen man sagt, d's Toggeli hịịgi si g'sụ̈gen, gibt's nüüt g'rächts.

Während die Schweinehaltung und -zucht schon seit längerer Zeit zum rentabelsten Zweige der landwirtschaftlichen Nutztierhaltung erhoben worden ist,[22] weist die Schafzucht den so oft töricht beklagten quantita-

[20] Vgl. die Altersabstufung Gw. 345. [21] Zu porcus = varch gehört ebenso „Ferkel" (Gw. 349) wie „Barg", das daher gleich gut als mhd. barch (WB. 1, 89) das junge, männliche Schwein, wie (nun viel allgemeiner) den Kastrat bedeuten kann. Vgl. Hengst = Pferd bei Kluge 204, sowie „Stier" ebd. 444. [22] Schweizerbauer 1906, 103.

tiven Rückgang auf. Wer indes am Sonntag in der Kirche an den kleidsamen Halbleingewändern der Bauersleute sein Auge weidet und weiß, daß sie aus „eigenem Gewächse“ stammen, der glaubt an ein Aussterben der Guggisberger Schafe noch nicht. Ein solches zuzulassen wäre auch wirtschaftlicher Unsinn. Wie wertvoll ist, was das Schaf leistet, gåge^n däm, was e̥s chostet! Noch immer ist d'Lammerwul̥l̥a di fi̥i̥nsti; und welche Erträge liefert das schåre^n im Frühling und Herbst, wenn es zur Zeit des warmen Sonnenscheins geschieht, damit nicht die b'schörne^n und frierenden Tiere am Stäre^n (Starrkrampf) zugrunde gehen! Auch wird das Fleisch der im Herbst geschlachteten Bärgschaf wohl keine Kostverächter finden. Und was liefert der Besitzer dafür? Er pfercht sie über den Winter in einen bisweilen primitiven Winterstall zusammen, färchchet oder chrŏmet sie über die Sommernächte vielleicht einigermaßen und unterstellt sie auf Schafbergen wie z. B. an Alpiglen zu Vierhunderten einem Scheeffer (S. 202). Gegen Herbst schützen sich die Wollträger durch nahes Zusammenstehen vor der Nachtkälte. Drum sagt man auch von ähnlich sich gegenseitig nähernden Menschen: Si gaa^n z'såme^n wi im Herbst d'Schaaf. Auch solches Zusammenhalten schützt die Tiere freilich nicht immer vor so traurigen Jahren wie 1909, wo bereits der Juli sie ins Tal zurück oder aber dem Tod in die Arme trieb (so daß der Besitzer sich einzig des Satzes getrösten konnte: su lang mḁ^{n} verliere^n chaa^{nn}, gi̥i̥t's noo^{ch}). Dafür halten sie sich in guten Tagen schadlos an dem herrlichen Chrü̥t der Schafbärge^n, das die Rinder, weil für sie selbst unerreichbar, ihnen überlassen müssen. Das macht sie aber auch außerordentlich wählerisch: höfnü̥ü̥schig, so daß ein altes Sprichwort sagt: d'Schaf wi̥i̥^{n} uf ^{d}em Heu li̥ge^n un^d Eemd frässe^n. Ein anderes lautet: Es Schaaf frißt si^{ch} zwü̥ Mḁl u̥u̥f oder dü̥ü̥r^{ch}, d. h. wenn man es nicht mit haushälterischer Berechnung füttert, so verzehrt es doppelt so viel als es leistet. Solche Höfnü̥ü̥sche̥gi vergeht ihnen dann aber in dem langen Winter gründlich. Früher allerdings, als man das Getreide noch mit der Sichel schnitt und dann die gemähten langen Stoppeln den Schafen vorwarf, war das Gjätt, wa im Schüttel̥- oder Bu̥u̥rdi-Strou wachst, eine — auch bei Rindern — sehr beliebte Atzung. War die aber aufgezehrt, so mußten d'Schaf näh^n, was d'Chüeh nid mőge^n hi̥i̥^{n}.[23] Auch heute bekommen sie im Winterstall, nachdem die Rächcheta (die nach beiden Dürrfutterernten von Kindern mit dem Rechen zusammengerafften letzten Halme) aufgezehrt ist, das unn^{d}er der Chrü̥pfa fürha geräumte Futter. Mit ihrer Besorgung werden

[23] Vgl. Lf. 295.

wohl Knaben betraut. Väter erlegen selbst für ein mittelwertiges, jedoch d's erst Mal traageⁿs (trächtiges) Schaf heute immerhin gegen 40 Franken zugunsten kleiner künftiger Bauern, für das[3] si folgi uⁿᵈ lehri Tiereni bihandleⁿ. So wird durch individuelle Pflege ersetzt, was an der ehemaligen Zahl abgeht. Wie stark diese allerdings geschwunden ist, zeigen die Schaafschiideⁿ einst und jetzt (vgl. das Marktbild unter „Handel und Wandel"). Vier halbgefüllte Schaaf-fårechcheⁿ fassen die Weidetiere vom wülldeⁿ Walalpbärg, vom Wiᵈᵉrsgrinnᵈ und Lammerbödeⁿ, von Meiⁿfall, Schitter-wang, Schwiibenegg und Taal, Greenheⁿ, Riggishalb usw. Früher waren 20 Pferche ggögget voll von Schafen auch aus heutigen Rinder- und sogar Kuhalpen wie Gantnerisch, Schwåbelbärg, tütschi Bira usw. Allein die Schaftriften reichten bis in heutiges Ackerbaugebiet hinunter. Ein bloß 919 m hoch gelegener Rüschegger Schulort heißt Äugsten, Üügsteⁿ, uf Üügsteⁿ, mechanisiert Füügsteⁿ, uf Füügsteⁿ (wie Rüschegg: uf Rüschegg, Früschegg, uf Früschegg). Der Ort gliedert sich in Ober- und Unnᵈerüügsteⁿ, Üügsteⁿ-bruch, -büel, -schwannᵈ, -wiid, -haalta (wo das Schulhaus steht). 1314 wurde der Name als „Deusten"[24] aufgefaßt; 1357 aber gab es einen Burkhard „ab Houstin",[25] 1490 und 1538 einen „Bendicht Rohrbach, sünst genannt Öügstman, Landtsvenner zu Schwarzenburg",[26] 1661 einen Christen Waasem „vff öügsten". 1514 schrieb man „Eygstein".[27] 1544[28] und 1647 ist die Rede von der „Vorsatz Öügsternhütten" oder „Öügstershütten". Dies schließt eine pleonastische Auffrischung von altem owist (Schafstall)[28a] in sich und ist herzuleiten von der Aua (Mutterschaf, ursprünglich Schaf — ovis — überhaupt).[29] Erwähnen wir noch die drei Schaaffera im Kanton Freiburg nahe der Hoflandernbrücke, sowie den alten Namen „zer Schafweschen" (1354, 1358) am Eichfeld zu Steffisburg.[30]

Schon 1635 gab es aber doch eine untere Abgrenzung der Schafweide zugunsten des Milchviehs.[31] Bis vor den Richter kam 1729 eine gegenseitige Beeinträchtigung beider am Greenheⁿbärg.[32] Es wurde geklagt: die Schwarzenburger fahren mit Geißen statt Schafen in die Seepochten (Einsenkungen: S. 22) des Seebergs, die Gränicher dagegen mit ihren Schafen in die Seepochten da, wo die Kühe Weidrecht haben. Darauf ward erwidert: der Kronen- (Chrooneⁿ-) und der Gränichberg (Greenheⁿbärg) seien ehedessen nur éin Berg gewesen, und das Seihbuch (Seybuech) gebe das Recht, zehn Tage vur ᵈem

[24] Burri 83. [25] Font. 8, 196. [26] DB. 57. [27] Z 14. [28] LG. 6a. [28a] Graff 1, 505. [29] Kluge 27; Gw. 350. [30] Font. 8, 66. 241. [31] SB. A 7. 13 f. [32] DB. 183.

Schaafschi̦i̦d mit den Schafen in die Pochten zu fahren, nachdem dort die Kühe geweidet. Die Landschaft habe vor hundert Jahren und damit lange vor der Bergteilung „ungespehrt und ungewehrt“ auf diese Weise die Pochten bestoßen können; es liege also Verjährung vor. Damit blieb das zehntägige Schafweiderecht sanktioniert.

Wie die Schafhaltung, hat auch die Ziegenzucht im allgemeinen abgenommen und ist selbst in Guggisberg von der Rindviehstückzahl um das Vierfache überflügelt worden. Welch ein Umschwung innert achtzig Jahren! Um 1830 hielt man fast doppelt so viel Ziegen als jetzt, um bei der durchgängigen Alpsömmerung der Kühe den Bedarf an Hü̦s-mü̦lch zu bestreiten. Noch um 1880 waren sogar in dem sonnigen Riedackerbezirk an der Sense meh Gi̦i̦ß wēder Chüeh. Da konnte wohl ein Gotthelf[33] spotten: „Magere Ziegen sind der Guggisberger Ausfuhrartikel, wohlfeile Ratsherren waren dagegen dort ein willkommener Einfuhrartikel; ist aber jetzt anders geworden.“ Dies Andersgewordensein muß nun also auch auf die Ziegenhaltung bezogen werden, und die Sprache spiegelt es in doppelter Weise ab. Ortsnamen wie Gi̦sschü̦ü̦r, Gi̦segg, Gi̦i̦sri̦i̦n (=rain) sprechen vom Gegensatze zwischen jetzigen kleinen Kuhgütern und ehemaliger Ziegenweide, die z. B. 1803 um fünf Batzen[34] zu haben war. Im Hinblick auf solche Wandlung nimmt auch der Guggisberger teil an landläufigen herabsetzenden Redensarten über die Ziege: Mit Gwa̦lt stö̦llt mḁ^{n} e^{n} Gi̦i̦s näbe^{n}si̦ts, oder: bü̦ü̦rt mḁ^{n} sa hinn^{d}er u̦mha (wobei man wissen muß, daß bü̦ü̦re^{n} im Gegensatze zu u̦u̦fhaa^{n} das Aufheben leichtester Dinge wie z. B. einer Nadel bedeutet, und daß nur Zusammensetzungen wie si^{ch} uberbü̦ü̦re^{n} den Sinn der Kraftentfaltung bewahren), oder: stüẓt mḁ^{n} sa uberhi^{n} (wirft sie kopfüber). Wie leicht auch ist solch einem Tier der Weg gewiesen: da düra gi̦i̦t's, Gi̦i̦s! So wenig Federlesens macht man mit einem Menschen, dessen Einwendungen gegen unsern Willen man ghi̦^{u} Gi̦i̦sbohna naa^{ch}fragt. So auch hat einer, der sich durch unüberlegte Zufuhr den Magen verdorben, si^{ch} vurgi̦i̦smi̦i̦steret. Vērgi̦i̦smi̦i̦steret wird vor allem eine durch Kleinmeisterei verdorbene Sache. Der zu Schaden Gekommene mag nun, wie die in Geburtsnöten hülflos gelassene Ziege, fast vergiẓle^{n}.

Es gibt aber wenigstens ein, und zwar uralt bodenständiges, sprachliches Zeugnis gegenteiliger Hochschätzung der Ziege: das von Kindern so gehätschelte Marienkäferchen heißt auch bei den Erwachsenen das Herrgottsgi̦i̦ßeli (S. 115). Und der recht wohlhabende alte Guggisberger, dem man das Kompliment macht, daß er zu der neben dem Stall

[33] Käs. 330. [34] Moos.

voll Kühe gehaltenen Ziege guet luegi (sie gut pflege), entgegnet wohl: si zu mier oo^ch! Er weiß gleich dem Unterberner den Vorteil zu schätzen, der im Abliefern möglichst vieler Kuhmilch in die Talkäserei und im Verwenden der Giịsmụlch als Ggaffẹmü̜lch liegt. Es wäre darum eine arge Täuschung, wenn man aus dem Vierfachen der guggisbergischen Rindviehzahl nnd aus der allgemeinen Abnahme der Ziegenzahl einen Rückgang auch der schwarzenburgischen Ziegenzucht folgern wollte. Allerdings ist zwischen 1901 und 1906 die Zahl auch in Guggisberg von 815 auf 771, in Wahlern von 622 auf 611, in Albligen von 118 auf 106 zurückgegangen, und nur der Steigerung Rüscheggs von 805 auf 894 ist eine solche für das ganze Amt von 2360 auf 2382 zu danken. Schon das gleichzeitige Steigen der Kühezahl Rüscheggs von 718 auf 790 und seiner Gesamtrindviehzahl von 1404 auf 1494 liefert aber den richtigen Kommentar zur Steigerung seiner Ziegenzahl: wa nụụt ist gsịị^n, ist äfḁ öppis, u^nd wa öppis ist gsịị^n, ist iez viị. Die Landwirtschaft hat sich in Rüschegg (dessen Kirchenglocken auch nicht mehr „chlịịnni Härdöpfeleni u^nd Giịsmụlch" läuten), seit zwanzig Jahren ungemein gehoben, ebenso der Viehstand durch Nutzbarkeit und Schönheit der Tiere.[35] Solche Besserstellung kommt aber auch der Ziegenhaltung zugute. Denn wa's de^n Chüehne^n guet gịịt, lå̈be^n d'Giịß o^ch baas. Diese lassen sich begreiflich, wenn sie den Sommer über ihre drei Liter Milch im Tage und auch im Winter ihr Tröpfeli geben sollen, das zudem nicht giịßelet (nach der schlecht gehaltenen Ziege riecht und schmeckt) keineswegs so wöhlfịịl abspịịse^n, wie das Schaf (S. 157). Weder Chriịs (Nadelholzreisig) noch G'jätt ist ihr „Fall", ihre Leibspeise. Vielmehr het må^n's de^n Giịße^n gräd verbückt (es bald einmal bei ihnen verdorben). Si sị^n å̈be^n doch no^ch höfnụụschiger oder schnå̈derfreesiger weder d'Schaf und obendrein schläärmig (lecksüchtig) und schnausig (naschhaft). Sie schlụụrne^n gärn (stehlen Näschereien) und riefen damit der spaßhaften Selbstverabschiedung: zụụrnet nụụt u^nd schlụụrnet nụụt! Solcher Schlụụrnẹgi, Schnousẹgi, Schläärmegi, Schnå̈derfreesegi, Höfnụụschegi muß, wer auch einen Winternutzen von der Ziege haben will, nach Tunlichkeit z'lieb lå̈be^n. Die Schläärmegi, welche sich besonders im abschläcke^n von Holz- und Mauerstücken äußert, deutet auf Kalkbedürfnis. Man befriedigt solches durch Vermischung der Salzgaben mit Asche verbrannter Sụ^w-hamme^n. Übrigens kommt nicht bloß darauf an, was für Futter der Ziege in den Stall gereicht werde, sondern auch, wär's bringi. Wohl

[35] Stat. 08, 2, 55.

dürfen verschiedene Personen den Spender machen; allein bei den der Tierseele eigenen Identitätsbegriffen, die nicht etwa aus den Gesichtszügen oder andern für den Menschen wesentlichen Einzelheiten, sondern aus der Gesamterscheinung abstrahiert werden, wobei „das Kleid den Mann macht", müssen die verschiedenen Personen den gleichen Anzug, womöglich mit dessen spezifischem Nasenreiz, tragen.[36] Eine vorzügliche Milchziege, die sonst immer von der Hausfrau gefüttert und gemolken wurde, anerkannte deren Ehemann als zufälligen Stellvertreter erst, als es diesem eingefallen war, den Unterrock der Frau anzuziehen: wa äär ihrą Gloschli (ds) aang'liịt het. Wie umgekehrt ein Saugkalb, das sonst nur vom Bäuerlein als dessen Eigner getränkt wurde, der ihn zufällig einmal vertretenden Frau die Milch erst abnahm, als sie des Ehemanns Tabakspfeife in den Mund steckte.

Der Aufschwung, den in unsern Tagen die Ziegenzucht auch in unserm Amte nimmt, ist in hohem Maße der sorgfältigen Rassenauswahl zuzuschreiben. Schwarzenburgs eigene Landesrasse: die g'schäbni (kurzhaarige) Schwarzeⁿburgera oder Guggisbärgera[37] wird dị lẹnger ị minnᵈer (oder dị lẹnger schi minnᵈer) gezüchtet und wird von der öffentlichen Zucht ausgeschlossen. Der sehr bedauernswerte Grund liegt darin, daß diese einst vorzüglichste Ziegenrasse durch gedankenlose, minderwertige Kreuzungen aus der Art geschlagen hat. Zur Zucht dürfen nur noch prämiierte und anerkannte rassenreine Böcke des Saanen- und des Oberhasli-Brienzerschlages verwendet werden. Die Saanera bietet Språ̊gẹlẹni (gesprenkelte Ziegen), tschäggeti, schwarzi und vorzugsweise wịịßi Gịịß als Zuchtprodukte. Nur die weißen werden zịịchnet oder prĕmiert. Man zieht aber innert dieses Schlages die (ungehörnte) Mụtta der ghoorneⁿ (gehörnten) Saanera vor, weil die Hoorn (1420: Hörn) allzusehr an die Stoßlust des Bocks erinnern. Bock heißt schlechthin Ziegenbock; nur gelegentlich wird auch ein noch kleinerer Zuchtstier Bock, wenn nicht Mụ̆nibock genannt. Zu den mancherlei schriftdeutschen Redensarten, zu welchen der Ziegenbock Anlaß gab, gesellen sich eine Reihe mundartlicher,[38] von denen hier bloß zwei erwähnt seien. Wem wir Abstellung eines unverschämten Eingriffs in unsere Rechte in Aussicht stellen, dem rufen wir zu: Iᶜʰ wüḷḷ der deⁿⁿ schoⁿ der Bock i'ⁿ Staḷḷ tueⁿ! (Wie der Unterberner dem überlästigen Nachbar „d'Hüenner ịịⁿtuet".) Der trotz seiner relativen Kleinheit mit seinem kühnen Vordringen ernst zu neh-

[36] Eine auch dem Geflügelzüchter bestens bekannte Erfahrung. [37] Bern und seine Volkswirtschaft 132; Zürn, Taf. 2; Anderegg 590. [38] Schwz. Id. 4, 1122 ff.; vgl. Kluge 62.

mende Bock ward übertragen auf diejenige Karte im Faß, welche nach dem Trumpf als die höchste ihrer Faarb im Spiele bleibt und daher den Rang des Trumpfs einnimmt. Gewinnt der Spieler mit ihr, so ruft er wohl triumphierend und mit heiterer Zweideutigkeit: G'stocheⁿ der Bock, warum giit er i'ⁿ Chäbis! Daher ist Bock haaⁿ s. v. w. im Vorsprung oder Vorteil sein, Glück haben, und einem der Bock ziigeⁿ: ihm unsere Überlegenheit zu fühlen geben. Erscheint der Bock in zahlreichen allbekannten Redefiguren als widerwärtiges Tier, so ist dafür das Gitzi der Liebling namentlich der Kleinen. Wenn dem kleinen Mann die zweijährig gewordene Zitgiis oder die einjährig gewordene Eerstmälhi, das Eeersteli erstmals g'gitzenet het, dann ist die Freude groß, falls das Junge nicht als ein bald zu schlachtendes Männligitzi oder Böckli, sondern als ein aufzuchtfähiges Wiibligitzi, eine Stårla sich ausweist. Wer sich dann aber in der Hoffnung auf den glücklichen letztern Fall verrechnet hat, hat zum Schaden noch den Spott, daß er sich als ein in den April Geschickter, als es Aberelleⁿgitzi necken lassen muß. Der als Ubergitzi betitelte kleine Wildfang macht sich freilich wenig daraus. Es darf aber schon ein kleiner Triumph heißen, wenn das an der Ziegenzucht sich für die Rindviehbehandlung schulende Bauernsöhnchen es binnen Jahresfrist sogar zu zwei Aufzuchttierchen gebracht hat; der Vater eines weniger Glücklichen erzählt dann vielleicht:

Mi Bueb het fäärn es Gitzi g'häbeⁿ,
Hüür wott er zwüü; aber das wird no chläbeⁿ! [39]

Unweigerlich gehört zur g'hoornteⁿ G'sellschaft und zugleich zum Klauenvieh das Rind als die Gattung Bōs (la race bovine). Dem Guggisbergischen aber ist, außer in Sachen der Alpbestoßung, die Bezeichnung „Rind" nicht geläufig. Das noch nicht einjährige Jungrind heißt Chalb; das mehr als einjährige wird bis zum ersten Werfen (also auch als traageⁿs) das Güsti, mit bewußter Verkleinerung das Gusteli genannt. Es entsprechen denn auch z. B. der Rinderalp, der Rinderschüür, dem Rinderstutz Grindelwalds der Gustigraat und die beiden Gustivorsaß oder Gustera, und man redet vom Wintergusti als dem am vorteilhaftesten zu sömmernden Jungtier. Ein solches bietet nämlich die besten Aussichten auf eine frühreife Kuh; und eben der Hinblick auf die Zweckbestimmung des Jungrindes als künftiges Milchtier liegt in „Gusti" und gust. Was „gust" ist, entbehrt der zu

[39] Fäärn = letztes Jahr (vgl. „Firn" bei Kluge 137); hüür = dies Jahr (heuer); alt hiu jaru, wie hiu tagu = heute, hüt.

seinem vollen Wesen gehörenden Haupteigenschaft. Wie im Wiesental ein bei einer Bescheerung leer ausgehender Mensch „gust goot“, wie man einst nur zur Brache statt zur Saat „gust pflügte“, wie „guste Hühner“ zur Jagdzeit keine Jungen haben, wie im Holländischen eine Mahlzeit ohne Fleisch „gust“ ist, wie ein versiegter Brunnen,[40] ist gust eine nicht mehr Milch gebende Stute, sowie die trocken stehende Kuh, welche man sechs Wochen vor dem Werfen allmählig laat gusteⁿ oder ergusteⁿ. — Im Gegensatze zur alten Weidepraxis, die wie heute noch im Oberland sämtliche Kühe auf der Alp sömmerte und höchstens durch eine Hiimchueh den nötigsten häuslichen Milchbedarf deckte, ist nun mit Ausnahme der Kuhsömmerung für Fremdenorte die Milchtierfütterung im Tal behufs Speisung der Käsereien die ausschließliche geworden. Es ist also ein Erbe aus früherer Zeit, wenn einer seine Neigung zum stillen Daheimbleiben mit dem Bild erklärt: Iᶜʰ biⁿ geng ålso n ęs Hiimchuehli gsiiⁿ. Ja der sommerliche Milcherlös kann hie und da ein Bäuerlein verleiten, das vom Unterland bis hier hinauf gerückte wirtschaftliche Maß von zwo Uferti (Jucharten) Lannᵈ uf iiⁿ Chueh derart zu überschreiten und den Sommerstall so zu überstellen, daß sein Heustock lange vor der Zeit die Schwindsucht bekommt und das am Hälsig zu Markte geführte Kühlein das bammelnde Glöcklein klagen läßt:

Eh miin, eh miin, eh miin,
E chalta Stall, ghis Heu im Tenn!

Vor der Rücksicht auf den Milchertrag mußte aber häufig und immer wieder auch das Ideal eines stattlichen einheitlichen Rindviehschlages hintenabnehmen. Allerdings war das feste und kräftige Schwarzenburgervieh von jeher[41] so geschätzt, daß Nichtkenner es gelegentlich frischweg als Sübeⁿtaaler hinnahmen[42] und überzeugt waren, es sei ᵈęghis schüüchigs Haar an ihm. In Wahrheit war das Schwarzenburgervieh, soweit die Kunde zurückgeht, eⁿ Verpasterig (vgl. S. 153) vaⁿ der Sübeⁿtaaler- und Bollrassa (aus dem freiburgischen Bulle), untermischt mit dem feinknochigen, mittelgroßen Riiheⁿbacher- und dem g'müneteⁿ (an den Stier erinnernden), grobknochigen Frutigvih. In dem breiten Rahmen dieses verwüürffleteⁿ oder verworffeneⁿ (buntscheckigen) „Wesens“ hatten die unterschiedlichsten Gestalten und Farben Platz. Als Milchtier war sehr geschätzt der Reemel, das Reemeli, der Reemtschägg, -blösch und -bluem. Der Reembluem behauptete in der Chüejjerii mit den ersten Rang, durfte an der Bärgfahrt (S. 196 f.) in den vordersten Reihen marschieren und

---

[40] Schwz. Id. 2, 493. [41] Kämpf 36. [42] Jenz. 129.

eine Chänfeⁿtrịhela (S. 197) tragen. Er unterscheidet sich vom Reemblösch dadurch, daß er, den weißen Bluem auf der Stirne ausgenommen, einen über und über farbigen Kopf hat. Die g'rẹẹmeti Faarb ist der Wortbedeutung gemäß[43] die des Rußes, ist aber verschiedenartig variiert. Hier zeigen sich braune oder dunkelgraue Striemeⁿ im Falben inneⁿ (auf fahlem Grund), dort schwarze Striemen: Reemeⁿ im Bruuneⁿ oder Graaueⁿ inneⁿ. Hinwieder ist „Blösch" (šš) eine Umformung aus „blaß"[44] und deutet auf ganz oder teilweis weiße Beine und weißen Kopf neben einer sonst gleichmäßigen Leibesfarbe, nach welcher das Tier als Schwarz-, Root-, Falb-, Reemblösch bezeichnet wird. Von dieser unterscheidet sich die das eigentliche rot und weiß gefärbte Fleckvieh charakterisierende Farbenverteilung des Tschägg, dessen vorwiegendes Vorkommen Beruhigungsformeln wie: e̥s giịt nit so gröb mit dem Tschägg! erzeugt hat. „Gfläcket" aber nennt der Freiburger eine feinere — tschäggochteri — Verteilung von Rot und Weiß, für die der Guggisberger die Bezeichnung g'sprä̊gelet oder g'sprẹẹgelet, auch g'näglet (gesprenkelt) hat. Die Bezeichnung „Tschägg" aber reserviert jener dem spezifisch freiburgischen Schwarztschägg. Herden von mehr als hundert Stück dieser massigen Tiere weiden bis in die Gegenwart im Riggishalb unter der Kaiseregg. Ein einziges solches aber dient, wenn nicht ein rot und schwarz g'flammets als Erzeugnis eigener Spielerei es noch wirksamer tut, einer rotweiß gefleckten Herde zu augenfälliger Abhebung. In eigener Art tun dies auch: die g'riịffeti Chueh, welche über den Rücken hin einen weißen Streifen („Reiff")[46] trägt; der (von den Prämiierungen ausgeschlossene) Zịnel von irgend welcher Grundfarbe mit zugespitzten andersfarbigen, dem Rücken zugekehrten Flecken; der Stäär mit weißem Stern auf der Stirn; der zuweilen mit den iịⁿg'fassteteⁿ Ụụgeⁿ und immer mit andersfarbigen Flecken auf der Nase oder auf beiden Backeⁿ ausgezeichnete Spiegel (di g'spiegleti Chueh); der Schnụtz oder die G'schnụtzti mit schnurrbartähnlichen, fahlen Haaren; der um den Mund gefleckte Mündel oder die G'mündleti.

Die als rooti Chueh bezeichnete Simmentalerkuh wird mit der Versicherung „es giịt um ghiⁿ rooti Chueh" (der Einsatz, das Wagnis ist nicht groß) in den auffälligsten Gegensatz gestellt zu den kleinen und kurzbeinigen Unnᵈersööijer-Schnaaggereⁿ oder Schnaaggerleneⁿ, -Ggraaggereⁿ oder -Ggraaggerleneⁿ, welche als geschätzte Tiere des Kleinbauern zumal aus dem Oberhasli

[43] Vgl. râm im mhd. WB. 2, 1, 548; schwz. Jd. 6, 884 ff. [44] Vgl. schwz. Jd. 5 161. [45] Fischer, schwäb. WB. 1, 1162. [46] Schwz. Jd. 6, 659.

zu Unterseen auf den Markt kommen und dort vor fünfzig Jahren um 65 Franken gekauft wurden.

Als prämiierte Ziịchnig- oder Ziịchnigswaar, bbrönnti Waar, als Stierkalb auf der rechten Schulter, als gehörntes Tier an den Hörnern mit B kaum fühlbar mit dem Brandeisen bbrönnt, trägt begreifflich das Simmentalervieh auch an den jeweiligen Viehschauen im Schwarzenburg seinen Eignern schöne Preise ein. Auch bei (als Zuchttiere bloß) anerchennte^n Rindviehstücken ist dies der Fall. Ebenso natürlich sind aber solche Prachtstiere nicht jedermanns Chụụf. Der kleinere Landwirt, welcher zwischen Miḷchwaar und Ziịchnigswaar unterscheidet, sucht sich unter den zwar auf die Schau geführten, also doch sorgfältig aufgezogenen, aber hier ụụsg'schụụbete^n (zurückgestellten) Tieren ẹs gắbigs Tierli aus. Wenn es nur ẹs schöö^ns Uter unn^der ihm het und zur steten Spannung desselben als g'schlacht, als freesig sich erweist, so zieht er es der für ihn zu kostspielig zu unterhaltenden Prämienkuh weit vor. Es minn^ders Schäli (minderwertiges Tier), welches so mager aussieht, als hätte es nur völlig abgeätzte Weiden abzunagen oder z'schaale^n, oder gar es schụ̈ụ̈fter (schrecklich) wüest's Tier, en ungregelierti Chueh, eine ganz unförmliche Plättera mit hängengem Heuranze^n will allerdings auch er weder im Stall noch auf der Weide sehen lassen. Dagegen scheut er es nicht, wenn das ihm sonst einleuchtende Kühlein dies Jahr ụbergẹẹn^b (nicht trächtig) oder (wie man heute vorzugweise von der Ziege sagt) mousẹm ist. Das konnte früher etwa vorkommen, wenn den Eigner der Bätze^n als alte Taxe für's zuelaa^n oder zuegää^n (admittere taurum) g'rumme^n het. Es kommt aber auch aus Überlegung vor: Es tuet ẹre^n Chueh guet, albạ ịịnist e^n chlịị^n ụ́bergeenni z'sịị^n. Besonders ist dies der Fall, wenn sie nicht erst als dreijährige Zịtchueh, sondern bereits als frühreifes Ehzịti oder Ehrzịti: als zwụ̈̈schụ̈feligs Tier,[47] als färndrigs Chaḷb, als bloß ein- bis zweijähriges Meischi(ss), als eine (zwụ̈ụ̈^ieeregi Meischa oder ein Meischlig (ss)[48] ihre erste Mutterschaft angetreten hat und ehrzịtig g'chaḷberet het. Für den Verkauf ist es freilich vorteilhafter, wenn die Kuh g'währt ist (Währschaft für sie geleistet worden ist) fur im Winter z'chaḷbere^n, besonders wenn dies mitten im Winter eintreten wird: wenn die Kuh z. B. im Jåner chunt z'chaḷbere^n. Es fällt

[47] Vgl. Lf. 276. [48] Vgl. Gw. 338 f. Das schwz. Jd. 6, 1032 korrigiert seine Herleitung von mansuetus (4, 335) durch die von mandium. Walde (lat. etym. WB) denkt an mlat. mansus (kleines Pferd, mit Übertragung auf die junge Kuh; vgl. lat. mansuēs, gezähmt).

dann bereits in die zweite Winterhälfte ein doppelt wertvoller schöner Michertrag, der ohne Schädigung des Tieres sich mit dem ersten Grün noch steigert. Zwar nicht die Erstmälhi (die ihr erstes Kalb geworfen) gibt sogleich eⁿ Schwaal oder eⁿ Tschuura, eⁿ ganzi Moordstschuura oder der Huuffeⁿ Mülch; erst die drüüchälberegi Chueh ist d's Blüemli,[49] ist uf der Hööhi.[50] Nachher fängt sie an, en Alti z'wärdeⁿ. Sie bleibt aber als solche, im Gegensatze zu den mit allen möglichen Mitteln aⁿ d'Mülch 'trïbneⁿ und daher vor der Zeit zu alteⁿ Chrätteⁿ degradierten Sesamchüechneⁿ des Flachlandes, bis ins zehnte, ja fünfzehnte Altersjahr hinein ein vorzügliches Milchtier, den Vorrang als Markttier den jüngern Genossen überlassend. Di jungeⁿ Chüeh gääⁿ d's Gält, di alteⁿ d'Mülch.

Mit Kennermiene sehen wir also den Bauer an der Viehschau wie am Markt den Händler, der kaum sagen kann, wie viel Tiere er gegenwärtig besitze, weil das bei ihm nur so uus unᵈ iin giit, an den angebundenen Kühen herum hantieren. Die nehmen solche Visiten — solches vissidiereⁿ — denn auch in sehr ungleicher Stimmung entgegen. Diese Müügga müügget wie ein Kalb; oder sie sürret wie ihr sürrigs Muttertier, sei's vor Hunger, sei's vor Sehnsucht nach dem heimischen Stall. Aus ähnlichem Grunde süürmet in hellern langgezogenen Tönen eine zweite, weil auch sie, in der neuen Umgebung befangen geworden, nit z'grächtem tarf hoorneⁿ. Eine dritte dagegen scheint solche Unterbrechung des alltäglichen Einerlei ganz erwünscht zu finden (varietas delectat): denn sie lachet ganz seltsam mit aufgezogener Oberlippe.[51] Eine vierte gar sucht bei einem vermuteten neuen Meister sich aanhiimsch (S. 140) zu machen, indem sie vertraulich und lebenslustig zugleich an ihm umha läcket.

Keinen Spaß verstehen dagegen die Müneneⁿ (der Müni:[52] Zuchtstier), welche auf ihren engen Plätzen die Weidefreiheit ihrer Ahnen auf dem Stiereⁿbärg, Stiereⁿgrat, Stiersächer, Stiereⁿmoos, auf der für Öchs bestimmten Ochseⁿwiid[53] mit dem danach benannten aussichtsreichen Ochseⁿ, dem „Büffelholz“ usw. schmerzlich zu vermissen scheinen. Mit hoch erhobener Schnüügga (so wird über=

[49] Gw. 237 f. [50] Hier nicht „Hööjji“; es handelt sich um entlehntes „auf der Höhe“. [51] Vgl. plääre n Gw. 361. [52] Vgl. Gw. 369 f. und die Herleitung aus murmeln, brummen im schwz. Id. 4, 317. [53] Gerade „Ochse“ war die ursprüngliche Bezeichnung des Zuchttieres (Kluge 335), während unter „Stier“ der Kastrat verstanden werden kann. Vgl. Lf. 258 und im schwz. Id. 1, 76 den schaffhauserischen Satz: en Öchsli und e Stierli sind aa (ein) Tierli.

haupt die Tiernase geheißen) schmöcke[n] (wittern) sie ebenso feindselig die Spuren der kommenden und gehenden Menschen, wie ihre tags über auf der Alp eingestallten Genossen bei finsterer Nacht mit tausendfach modulierter Stimme den Fremdling in der Hütte bewillkommnen. Wie hat z. B. an Steckhütten solch ein rịịstega[54] Stier in allen denkbaren Varianten der Rhytmik, Melodik und Dynamik hochstimmig g'sunge[n] oder g'singt (vgl. „pfịịffet") oder g'jụ[ch]zet nnd dann wieder bbrummlet u[nd] g'schar[r]et dạrzue! Auf stete Abwechslung im Programm sorglich bedacht, het er de[nn] umhi poogget: der Grinn[d] ahi g'noo[n] u[nd] wüest g'luegt. Er erinnerte an Menschen, die wenn sie häärdig chöme[n] vor Zorn (wie der erboste Stier gleichsam mit den Hörnern Erde aufwerfen), auch Uụge[n] mache[n] wi n e[n] Stier. Wohl einem, der solchen Gratisvorstellungen in sicherer Geborgenheit beiwohnen kann. Wie, wenn der Mụ̈ni geej gǟgen ihn zue cheemi un[d] uf d'Hoorn oder (generisch gesprochen)[55] uf d's Hoorn nehmi, weil der Überraschte aus guter Triftegi (guten Gründen) sich nicht getrauen würde, den Stier bi de[n] Hoorne[n] z'phacke[n]!

Solche Waffen weiß der Herdenführer auf der Alp auch in gelegentlichen Wettkämpfen meisterlich zn gebrauchen. Wie triumphiert dann unter den Zuschauern der Eigentümer des Siegers: ụ̈sa Mụ̈ni het's![56] Nach richtiger Bergkinderart werden solche Kämpfe etwa nachgeahmt durch Buben, welche Schädel oder Chöpf hịị[n] wi n e[n] Mụ̈ni. Die Hartnäckigkeit des Tieres aber reflektiert sich in der Unwillensäußerung über Menschen oder Dinge, welche uns zu Willen zu sein verweigern: was het er (oder e̥s) de[nn] jitz im Stier? oder im Stiere[n]grinn[d]? — Dieser letztere findet sich im Schwarzenburgischen — z. B. bei Wasem im Ahorn und ehemals bei Pauli zu Bärenwart — in wirklichen Originalien us der Hịịde[n]zịt her am Ji[n]fahrtstier des Scheunenteils (s. „Hausbau") aang'näglet. Der Schädel eines blos einjährigen und noch nie zur Zucht gebrauchten Stieres, dessen Haut bis auf die Nase abgezogen worden, schaut da mit den sorgsam belassenen Augen nach dem Fueterstock der Heubühne hin. Den soll er als Mehrer[57] segnen vor bösen Geistern, ganz besonders aber davor bewahren, daß d's Wätter drị[n] fạlḷi.

---

[54] „Rißig" (reißend i. S. v. wild) mit der mechanisch angewöhnten Wandlung des ß zu st. [55] Vgl. einen „ins Auge" fassen, eins „auf den Zahn" nehmen. [56] So betitelt sich auch ein Schriftchen von Hans Nydegger. [57] „Ochse" (vgl. Note 53) gehört zu angēre (mehren).

Viehnutzen.

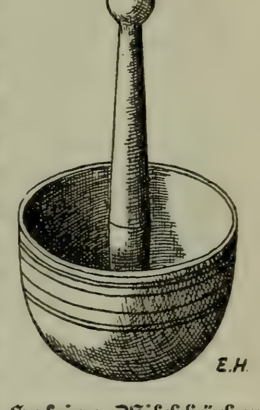
Aus sagenumwobener alter Zeit ragt noch der Chüeijer am Gantnerisch[1] in die Gegenwart hinein. Neben ihn stellen sich, durch sommerliche Kurgäste auf pekuniärer Höhe erhalten, die Küher am Schwåbeḷbärg und an Riggishaḷb, neulich auch der im unn^{d}ere^{n} lätze^{n} Hẹngst und, in Verbindung mit dem Gantrist stehend, diejenigen in der unn^{d}ere^{n} und obere^{n} Müḷki oder Müḷke^{n} (Milkenvorsaß). Da wird noch durch Chüeijermanne^{n}, die freilch bei ihrer Vereinzelung keine Chüeijertroppe^{n} mehr bilden, g'chüeijeret. In die übrigen ehemaligen Küheralpen ist das Jungrind gezogen, dessen Hirte bloß noch für seinen Bedarf höchstens etwas „Molkenkäse" (1823) herstellt. Das ist nid meh g'chüeijeret, das ist nụmå^{n} no^{ch} tröpflet.

Der Alpkäser ist auch im Guggisbergischen, wie im Emmental und sonst z'dårtür^{ch} aab, vom Talkäser beerbt worden; und zwar hier so durchgreifend, daß der Käser so wenig wie der Melker des Talbauers am Namen „Küher" Anteil hat. Dagegen heißt der erstere noch gut mundartlich der Cheeser. Er cheeset, indem er das von den Bauern gekaufte oder (seltener) ihm anvertraute Sennte^{n} (Senntum, 1845: Sendum) in seiner Sennderịị verarbeitet. Die Senne^{n} des Tals müssen jedoch einigermaßen ihren Ehrentitel mit der Hausfrau teilen, welche als Herrin des Hauses senndiert,[1a] mehr als Dienerin oder Sklavin dagegen i^{n} der Chuchi chụttet (übereifrig hantiert). Ist derart die Küherei vom Berg ins Tal gezogen, so hat die auf der Alp verbliebene von der modernen Milchwirtschaft vieles gelernt. Bis in die obere Ganteristhütte sind Brächcher, Harpfa, Cheesbo̊gli[2] gedrungen, während umgekehrt Chessigrueba und Turner selbst in noch nicht sehr alten Talhäusern bis zur Stunde einen seltsam anzuschauenden Kampf mit neuen Kücheneinrichtungen führen.

Nur in veränderter Wirtschaftsweise also, aber in unvermindertem, ja steigendem Maß erweist es sich, daß d'Müḷch gẹng no^{ch} der Unn^{d}erhaḷt vam Hụụs ist. Und zwar sowohl im Gelderlös aus

[1] Jenz. 190 f. [1a] Senndiere^{n} ist Ableitung aus dem im Bernischen nicht volkstümlichen, sondern hier bloß vorübergehend mit der Talkäserei durch schriftdeutsche Vermittlung aufgekommenen „Senn" (vgl. Gotthelfs „Käserei" 77 u. ö. neben der „Sennin" 285 u. ö.). Das Wort, welches mittelst ahd. senno (Hirte) und spät-mhd. senne (Alpweide) auf den Grundbegriff „Berghöhe" deutet (Kluge 425), wird als uraltes Alpenwort bei Luchsinger („die Älplerfamilie in den romanischen Alpendialekten der Schweiz", Zürich 1910, S. 262—4) auf den romanischen Typus „sanjo" zurückgeführt. „Senn" scheint im wesentlichen auf das alte rätische Gebiet beschränkt zu sein. [2] Lf. 488. 490.

den „Molchen“ (Milchprodukten),[3] als im direkten Verbrauch. Der letztere verteilt sich auf das mesteⁿ von Schlachtkälbern auf Gütchen, die der Käserei zu ferne abliegen, und auf Familienkonsum. Dieser wird um so weniger spärlich abgemessen, da er nicht selten die von der frühern Älplerei her gewohnte mangelhafte Kochkunst bei Groß und Klein deckt. In ausreichendem Maße wird aus dem Stall d'Hųsmų̈lch iha g'gääⁿ: iⁿ d'Chuchchi g'gääⁿ oder in den Keller, wo die Hausfrau rechtzeitig darg'stöḷḷt: das Gefäß bereit gestellt hat. Leute ohne Vieh erhalten ihre Milch bis zur Stunde zum durchschnittlichen Literpreis von 16 bis 17, höchstens 18 Rappen in den Käsereien,[4] deren Inhaber in ganz Guggisberg d'Müḷch chųųffeⁿ und dafür den Lieferantengenossenschaften im Sommer 30 bis 31, im Winter meist 28 Rappen für 2 l (die alte Müḷchmaaß) bezahlen. Auch jenen mäßigen Detailpreis doch würdigend, machen Bauersleute es sich zur Sache des Taktes, selbst bei recht vertraulichen Besuchen nit bi Lų̈teⁿ Ggaffę z'triiheⁿ, wa-d'Müḷch müų̈ßeⁿ chųųffeⁿ. Umgekehrt sind sie gegenüber Besuchen von ferne oder nah mit einem Schüsseli Müḷch rasch bei der Hand; und dies ist namentlich bei der ganz unvergleichlich kostbaren Milch, die das Futter um d's Guggershorn umha erzeugt, in Wahrheit ein „Trank voll süßer Labe“. Dank dem ebenfalls vorzüglichen Wasser ist bei Sommerhitze der Müḷchschwaḷm: haḷb Wasser uⁿᵈ haḷb Müḷch zusammengesotten, der wirksamste Durstlöscher. Auch säḷb-sųųri Müḷch, die man absichtlich zum Sauerwerden hinstellt, weiß man zu schätzen.

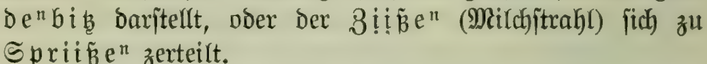


Holziga Milchbächer.

Wie schade, wenn die Güte dieser herrlichen Naturgabe durch unįįgelechs: unsauberes und überhaupt unordentliches mälheⁿ verdorben wird! Zum Glück wachsen schon fünf- bis sechsjährige Knaben in die auch recht mancher Frau und Tochter nicht fremde Kunst des Melkens hinein. Sie feckeⁿ (probieren) zuerst, ob das Milchtier, das doch von vornherein schön g'ų̈teret het, trotz voḷḷem Uter und gesunden Tųḷḷeⁿ (der Tųḷḷeⁿ: die Zitze) nicht vielleicht doch d'Müḷch ųųfzieiji statt sie ahą z'laaⁿ oder z'gääⁿ. Namentlich aber könnte die auch im Guggisbergischen hinnᵈer ųųs g'moḷchni Ziege ihre Streiche spielen.[5] Das Euter soll aber bi'm Tropf ųųsg'moḷcheⁿ chooⁿ, um nicht dem Milchschwund und andern Übeln entgegenzugehen. Oben=

[3] BO. 5 (1690). [4] Vgl. Lf. 487. [5] Gw. 391.

drein weiß man ja, daß d'Ụụsmäḷheta (die dem Euter zuletzt entzogene Milch) die fetteste ist. Zu diesem Ende mues mạ̊^{n} d'Gịịs trücke^{n}, d'Chueh striịpfe^{n}, bei beiden Arten des Melkens aber das tschuṭzle^{n} oder tschụ̈tschle^{n}: das Melken in stümpermäßigen kurzen Zügen vermeiden. Man sagt ebenso geringschätzig bei irgend einem zu spärlichen, unzureichenden Ausmessen, Ausschöpfen, Einschenken, Vorzählen von Speise und Trank, von Geld u. dgl.: das ist nụ̈mạ̊^{n} tschụtschlet! Stolz weist denn auch der kundige kleine Mäḷher auf die Mäḷhere^{n}, Mäḷherchnụ̈ble^{n}, Mäḷhermắschere^{n} (Schwielen) linker und rechter Hand oben am Daumengelenk. Gerade dieser stolze Besitz kann aber über recht manches Ungeschick oder manche Sorglosigkeit hinwegtäuschen, dank welcher eine Kuh si^{ch} a^{n} der Müḷch erbööseret, die Milch verstockt chunnt, im Euter geronnen bloß in langen Fäserchen ausstrahlt: einen Fắseḷ, ein Fắseli, einen Fä-



de^{n}bitz darstellt, oder der Zịịße^{n} (Milchstrahl) sich zu Spriịße^{n} zerteilt.



Mülchchübeli.

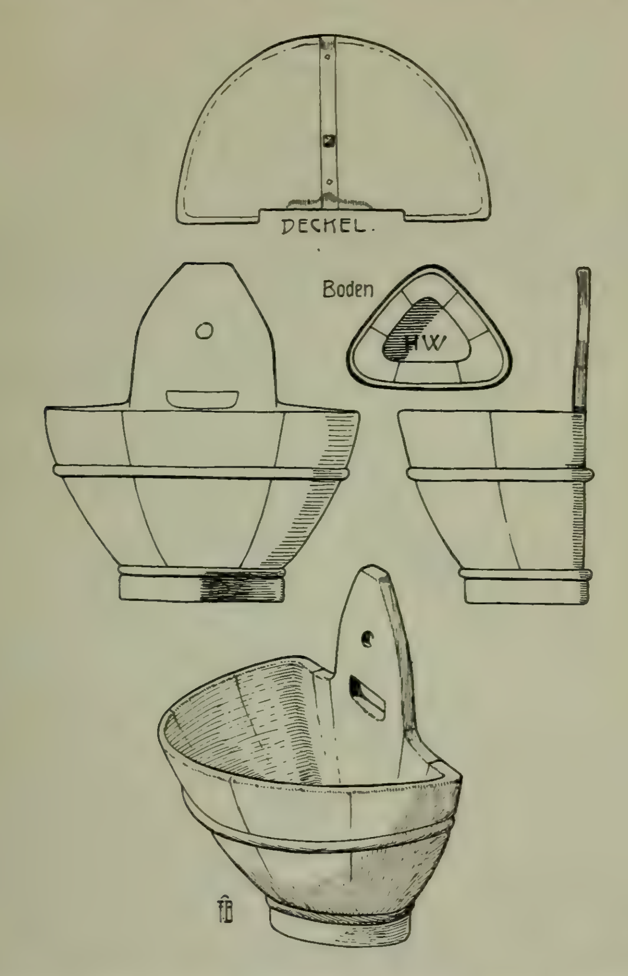
Bei den meisten frisch gekalbten Kühen si̩^{n} sächs Mäḷheni (Erträge einer Melkzeit) im engsten Sinne nüj: Sie finden als Biestmüḷch[6] (unterbernisch: Brieschmilch) Verwendung zu dem so beliebten Brieschchuehe^{n}. Dieser heißt emmentalisch Briesch, freiburgisch Pamper. Auch Brätzeli (Einzahl: die Brätzela) aus Biestmilch gehören zu den bäuerlichen Leckerbissen.

„Biest" wie „Briesch" scheint übrigens neue Lehnform zu sein, da man für Biestmilch gut guggisbergisch nüiji Müḷch sagt. Nüjmäḷhi Müḷch dagegen ist die während geraumer Zeit nach dem Werfen gewonnene. Sie erinnert, obwohl gerade sie sich am vorteilhaftesten verkäsen und verbuttern läßt, mit ihrer Dünni an die entrahmte: blaauwi Müḷch oder an die wassersüeßi Milch der Stute. Dagegen kann aḷtmäḷhi Mülch so fịịßt werden, daß sie am Galaktometer nid meh guet proobet und, weil nụ̈mạ̊^{n} z'trịbig, von der Käserei ausgeschlossen werden muß. Um so wertvoller ist sie als Chuchchimüḷch, die namentlich im Ggaffe am beste^{n} färbt. Zudem liefert sie schneeweiße Nịdla, zu deren Genuß der Älpler einlud: chum chö^{n} ässe^{n}! Der aus dem Nịdeḷnäpfli rasch Ersättigte konnte begreifen, wie am Ende des 18. Jahrhunderts zirka 12,000 Stadtberner jährlich 50,000 Kronen für 'plaageti oder 'zögni Nịdla (Schlagsahne) ausgaben, welche 2190 Zentner Butter geliefert hätten.[7] Die Leckermäuler wußten nicht, daß es verschiedene Mittel gibt, auch

---

[6] Vgl. „Biesch" im schwz. Id. 4, 1795 f. [7] Geis. 235.

bei schwindendem Vorrat an Rahm der Nachfrage immer zu genügen. Das reellste besteht darin, daß man bis zu zwei Dritteln g'fang'ni Müḷch (S. 180; es ist der „Schluck" des Oberlandes, die „Sịrta" des

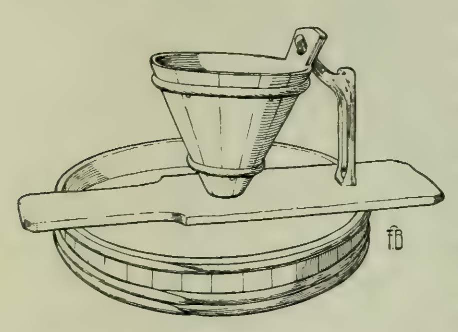


Müḷchmäḷchteri mit bemerkenswerter Form und Größe des Bodens.

Unterlandes) zu der aufwendbaren Nịdla gießt, die Mischung i^m Ouch-chụ̈beḷ nimmt un^d e^n chḷịị^n schwingt. Das auf diesem Weg rasch erzeugte Kunstprodukt steht ja dem natürlichen im Wert nicht nach und schmeckt wie ganzi Nịdla. Gfangni Milch ist, gesalzen, auch für sich sehr genießbar. — Bloß abg'noo^mme^ni (entrahmte) Müḷch oder auch Zịgermüḷch stand dagegen dem in Aussicht, der het söḷḷe^n

cho^{n} Müḷch trịịhe^{n}. Doch folgte ihr etwa, wenn der Küher guten Humors war, *abgnoonni Müḷch* in der wortwitzigen Deutung als Rahm, oder doch gesottene *gueti Müḷch* (Vollmilch), deren obenauf schwimmende *Rụụmma*, der *Rụụm*, *Roum*, *Poppẹl* oder *Chüeijer mit san̲t de^{n} Höse^{n}* dem Unverwöhnten wie *Nußchäärne^{n}* schmeckt. Zusammen hängt wie die Rahmdecke, auch e^{n} *ganza Pöppẹl Nuß* (zumeist vier solche als ein „Höck") oder Menschen (*wa z'säme^{n}-hange^{n} wie Fröschmuoḷteri*, Froschlaich). Man spricht auch vom *Mụtte^{n}pöppẹl* als einem, der reich erbt.

Einem *i^{n} der Dornige^{n} Mäḷher* (ordentlichen Melker)[8] gelangt selten *Wuest i^{n} d'Müḷch*. Dennoch wird sorgfältig *d'Müḷch g'richtet* (geseiht), wie in „Grindelwald"[9] dargelegt ist — früher auch etwa mit *Bå̈re^{n}taḷpe^{n}* (Lycopodium clavatum) oder jungem *Chrịịs* (Fichtenreisig), wonach aber die Milch schmeckt und riecht: *chrịịset* oder *chrịịselet*. *D's z'så̈me^{n}schütte^{n}* der Morgen- und Abendmilch wird streng gemieden und vom Käser verboten. Von großer Wichtigkeit ist natürlich auch die strenge Reinhaltung der Milchgefäße: der *Müḷch-* und der *Schnäbẹlmälchtera* (diese mit Ausflußschnabel); der „von Faust" tragbaren *Fụụstera*, welchen Namen auch die *Flöschachere^{n}wịịd* trägt, weil früher jedes ihrer Mäḷhene^{n} (S. 170) in diesem kleinen Gefäß Platz gefunden habe; des noch kleinern *Fụụsterli*, welches man sonst auch etwa, mit Brei gefüllt, an einem hinten aufwärts gebogenen, vorn an das Achselbein sich schmiegenden *Stäcke^{n}* zu entfernten Feldarbeitern trug; der *Göpsa*, der *Bränta* und des heute sie vielfach ersetzenden Freiburger *Tụmer* (s. Abbildung S. 175). Bränta und Mäḷchtera dienten schon früher auch zu allerlei sonstigen Transporten, wie (z. B. 1774 und 1798) von Sand, Kalk und dgl. An den *Tụtẹl*[11] erinnert die freiburgische und einst auch guggisbergische *Tụta*, ebenfalls aus Blech hergestellt.



Folla mit **Häber** über der **Gepsa**.

Die Milch, welche in der *Bränta* oder dem *Tụtẹl* mit Hülfe arbeitslustiger und starker *Hünn^{d}e^{n}*[12] vom *Cheeserijer* oder der

[8] Beispiel echt guggisbergischer Wortgruppendeklination. [9] 391 f. [10] LR. [11] Gw. 392 f.
[12] Hundekenner und Hundeschützer wie ein Prof. Heim in Zürich haben, hoffentlich für alle Zeit, die Fabel von der Ungeeignetheit des großen, starken und gut gehaltenen Hundes (mit seiner offensichtlichen Arbeitsfreude) für Bewältigung kleiner Zuglasten widerlegt.

Cheeserijera nach der Cheeserịị verbracht wird, erfährt hier die in „Lützelflüh“ [13] einläßlich beschriebene Verarbeitung. Solche Käsereien hat Guggisberg i^n der Chappela usse^n, im Sammt (Sand, S. 43), z'Chalchstette^n (früher im Eigen — Jige^n — daselbst), uf ^{d}em Schüürguethübel, im Allme^{n}tli, im Sangere^{n}böde^n, sowie gemeinsam mit Wahlern im Schültperg und z'Mülke^n unn^{d}e^n. Nach der an erster Stelle genannten Kappelen verlegte man 1871 die 1858 in der Schwenn^{d}i als erste in Guggisberg errichtete Käserei; 1861 folgte die im Sand in einem Bauernhaus errichtete und noch heute dort betriebene, und 1907 als neuste die im Sangernboden. Alle eignen sich, soweit Raum und Umstände es zulassen, nach und nach die neusten Errungenschaften der maschinellen Technik an, ohne natürlich irgendwie an die Stattlichkeit und vorzügliche Einrichtung der Schwarzenburger Käserei [14] hinanreichen zu können noch zu wollen. Allein auch die nach bescheidenem Maßstab berechneten Käsereien Guggisbergs und Rüscheggs haben diese Gemeinden in anerkennenswertem Maße bb'riicheret. Ist doch das jeweils z'Martistag als dem Rechnungstag voll ausbezahlte Cheeseriigält ein Faktor, mit dem der Bauer zuverlässig rechnen kann. We^{nn} d'Cheeserịi zählt, de^{nn} giit's schoo^n: dies und das unerläßliche oder höchst wünschenswerte Unternehmen läßt sich wagen. Einem andern verhilft es zu vorteilhaften Vorratseinkäufen für den Lebensunterhalt: das gi^{b}t Gält i^n d'Chuchi! Ein Dritter verzinst und amortisiert damit seine Hypothekarschulden.



Nidelchelli, Fuusterli.

Nicht so zuverlässige Einnahmen bot bei der frühern Lahmheit von Kauf und Lauf die Alpmolkerei, obwohl Oberamtmann von Ernst am 26. Oktober 1824 auch von ihr anerkennend gesprochen hat.[15] Beinahe jeder bemittelte Güterbesitzer, sagt er, übt sein Bergrecht selber und produziert bei geringerm Besatz Magerkäse und Anken. Jede Woche kommen wenigstens 5—6 Zentner [16] dieser Erzeugnisse nach Freiburg, Bern, Murten, Erlach. 1823 belief sich der Export auf 1351⅛ Zentner meist fetten, nur zum kleinern Teil halbfiißte^n Chees, nebst 150 bis 200 Zentner Butter. Aber noch vor 60 Jahren, also gerade zur Sonderbundszeit, wurde massenhaft Jesuitenanke^n g'macht und ga^n Friiberg 'trage^n.

---

[13] 479—492. [14] Abgebildet in „Bern und seine Volkswirtschaft“ 285; s. auch Schwzbg. 25. [15] Öf. O 30 A 25. 27. [16] Zu 100 alten Pfunden à 520,1 g (Schneid. 206).

Ein beträchtlicher Teil der Alperzeugnisse entfiel jedoch, wie überall, auf die Abgaben, die sich unter Umständen bis auf einen Zentner Butter für den Landvogt[17] belaufen konnten. Um 1420 finden wir „1 Rumpf Anken“ im Gewicht von 48 Pfund, samt der umhüllenden Rinde: von 58 Pfund als Abgabe verzeichnet.[18] In solche zuckerhutförmige Tannenrindenstücke — an welche die cornets (à la crême) unserer Zuckerbäcker erinnern — verpackte man auch den Fettziger,[19] wenn man ihn nicht zu „schibennziger“[20] formierte. Daher Abgaben-Eintragungen wie z. B. 1489: Grasburg empfieng „ab dem Grenchenberg zum halben Teil 2 Ziger, 2 Ancknepf und 1 Ziger für den Kessel“[21] (Chessiziis: Dieser Napf als Buttermaß wird überhaupt nachmals die Rindenfassung ersetzt haben, wie seinerseits der spätere „Ziger“ als magerer Rä^{ch}schiid (S. 178) freie Preßformen wie die des Stocks annahm. So mußten seinerzeit die Guggisberger Alpen „näpff“ zu XI Pfund abliefern. Die von Jucken (Schwefelberg: S. 49) wollten jedoch nur zu solchen von VI Pfund sich verpflichtet wissen: man habe ihnen im Pflichtbrief ein X für ein V (und damit buchstäblich en X für nen U)[22] vorg'macht. Den Ausgang des Streites kennen wir zu unserm Bedauern nicht. Jedenfalls waren für diese Näpfe oder Stöck (1625) eher elf Pfund das obligatorische Maß. Übertroffen wurde es indes noch weit durch das obligate des Tosse^{n} Ouhe^{n}, welchen dann und wann ein Prozeßhansl uf ^{d}em Rääf nach dem Schlosse trug, um sich „Glimpf bi'm Landesheer“ zu erwirken.

Der Molkereiexport erlitt aber noch andere Beeinträchtigungen. Durch Butterausfuhrverbote belästigte die alte Berner Regierung neben andern Landesgegenden[23] auch die schwarzenburgische arg und vexierte die Anke^{n}trĕger mit Hülfe auswärtiger Landvögte. Auch begünstigte sie in der Hauptstadt die Burger um 1660 derart, daß sie die Nichtburger erst nach zehn Uhr an der einzigen Anke^{n}waag zuließ.[24]

Der mit der heutigen Seltenheit des zugleich köstlichen und chöstlehe^{n} (kostspieligen) Produkts im Einklang stehende Preis hat zu dem Rätselwitz Anlaß gegeben: Was wii^{n} mer mache^{n}, das^{s} mer d's halba gwinne^{n}? „Anke^{n}balli b'schnide^{n}.“ Auf ein recht vielfaches „Beschneiden“ deutet denn auch im Gegensatze zu den Butterstöcken der Käserei das Găgeli Anke^{n}, das die Hausfrau selbst eines obenanstehenden Käsereilieferanten rasch a^{l}so zwüschen ihi macht. Der zum Vieruhrkaffee geladene Gast weiß die ihm damit erwiesene Ehre

[17] Z. B. von „Kihlholz“. Eink. 107 (1787). [18] Türl. W. 10; Jenz. 66. [19] Gw. 406. [20] B Staatsrechn. 1505. [21] Z 89; vgl. SB. N 535 (1612). [22] Alter Schreibung. [23] Geis. 197. [24] Till. 4, 467.

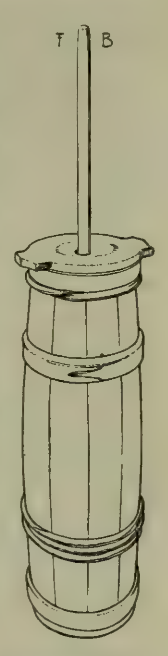


Af em Hiimwäg va der Cheeserii.

manchmal weniger zu schätzen als die Kleinen des Hauses, für die bei dieser festlichen Gelegenheit eine Anke^n schnitta: ein Butterbrot mit oder ohne Honig vom eigenen Bienenhaus abfällt. Nur ein- bis zweimal im Jahr ist auch der Anke^n plụnta (nicht karg bemessen) in der Bauernküche — aber nicht auf dem Bauerntisch — zu finden, weil dort wenigstens ein kleinerer Topf von Siedebutter plattet-pluntet-voḷḷa[25] oder plụ̈tt-voḷḷa, plüttet-voḷḷa, plätsch-voḷḷa werden soll. Das einzige oder eine Mal ist die Zeit der Herbstweide. Da will der Bauer, der seinen besten Käse zum Land hinaus läßt, doch noch im Herbstwịịdanke^n wenigstens einen Teil seines allerfeinsten Produkts selber kosten. Das allfällig andere Mal ist die „holde" Maienzeit. Die wendet dem Landmann die anderwärts als beste geschätzte Gabe des Meienanke^n zu. Da wird, um Anke^n, Awhe^n, Ouhe^n zu bereiten, das Butterfaß aus seiner halb- oder ganzjährigen Vergessenheit hervorgezogen. Niemand zwar als der Käser anket, awhet, ouhet noch mit dem großen Ouchchụ̈beḷ oder Ouhe^nchụ̈beḷ, der die Gestalt des Trooḷchụ̈beḷ (Drehfaß) erhalten hat. Auch im großen Bauernhause genügt nunmehr das Ouhe- oder Ouchchụ̈̈beli in Form des Stooschụ̈beli (Stoßfaß) oder des wie ein Haspel auf niedrigem Bockgestell drehbaren Haspeḷ-Anke^nchụ̈bli. Diesem zierlichen Gerät haftet freilich der Mangel an, daß es sein Inneres nur schwer rein und von muffiger Luft frei halten läßt. Junge Bäuerinnen ziehen ihm darum das in der Eisenhandlung erhältliche gläserne Anke^n-maschineli vor. Aber selbst in einer Flasche läßt sich etwas zusammengesparte Nịdla gguụtsche^n bis Anke^n wird. Dieser wird freilich binnen kurzem ranzig, rå̈helig; er rå̈helet.[26] Hinter dem Buttern steckt aber (wie hinter dem Backen) bisweilen ein recht tückischer Kobold, den man vormals bloß an Hand eines halb oder ganz magischen Rezepts zu bändigen vermochte. Eins der erstern Art lautet:[27] „Wan es Nicht will Anken geben Nim ein Gefundenes Roseysen[28] Mach es vürig Nim ein Löffel voll Neidlen und Las Sie als gemach darauf Tropfen." Wenn man aber d'Nịdla wäärmt, su gi^bt's minn^der schööna Anke^n: är chunnt wịịßa anstatt gäḷba, und wohl auch g'schlụ̈̈dereta anstatt festa; das unvollständig ausgeworfene Fett bildet mit der Milch eine dünnteigige Masse: e̥s G'schlụ̈der. Daher vereitelt sich auch gerne die Rechnung: van ịị'r Maaß Nịdla (2 l Milchmaß) ịị^ns Pfunn^d Anke^n. Das Gedeihen einer Anketa hängt übrigens auch

[25] Dies nach dem schwz. Id. 5, 123; scheint heute erloschen zu sein. [26] Schwz. Id. 6, 92. 866 verweist zur Erklärung d. W. auf „rällen" (nagen: 865). [27] Moos. [28] Mystik desselben: Lf. 265; Grimm WB.

stark von der Beschaffenheit des Futters ab. Der best u^n^d schöö^n^st Anke^n^ gi^b^t's im Schwịne^n^bluemme^n^ (zur Blütezeit des Löwenzahns) oder kurz gesagt: im Bluemme^n^. Verloren geht ja übrigens bei mißratenem Buttern höchstens „Kraft", dagegen kein „Stoff". Dem Emmentaler „chunnt's i^n^ der Ankenmịlch uma" und dem Guggisberger chunnt aḷḷz i^n^ der Anke^n^rụụmma umha: was beide im Leben an Verlust irgend welcher Art erlitten zu haben glauben, bringt sich ihnen in unverhoffter Zeit und Weise wieder ein. Der Grindelwaldner seinerseits übersetzt „Nichts ist so fein gesponnen" usw. mit der Vertröstung: äs chunnd denn i^n^ Lụgibatti's Anke^n^rrụụmmi umhi fịrha.

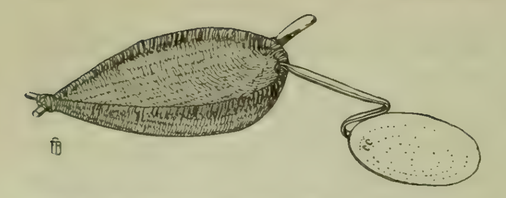


Buchchübli
(70 cm, Stiel 120 cm).

Den gesamten Milchfettgehalt, welcher in der Butter ausgezogen wird, beließ man ehemals in dem Fettzieger (S. 174) oder Gauszieger, Gous.[29] Solchen scheint die geistliche und weltliche Obrigkeit Guggisbergs mit Vorliebe vom Gousmattli (ein solches gibt es auch im Greyerzerland) oder Gouser (S. 51) an der Nordseite der Egg bezogen zu haben. Einen ähnlichen Fettziegerlieferanten hatte die Egg im Zịgerhụbeḷ (wie das Diemtigental im Ziegerboden usw.) Was wir heute Zịger nennen, ist Magerzieger: die (allerdings äußerst wertvolle) Albuminmasse, welche nach dem Entheben des Fettkäses und Sieden der Cheesmüḷch oder Chĕsmüḷch und dem Eingießen der Schịịdi oder Schịịda dem Chessi mittelst der Zịgerchöḷḷa entnommen und in einem Tuch zum vertropfe^n^ aufgehängt oder in den Zịgerrụtsch verbracht wird. Das ist ein Kübelchen von Fußhöhe und Halbfußdurchmesser mit Löchern zum Durchlassen der Schịịda. „Der Schotta" (excocta), würde man erwarten. Der heutige Guggisberger braucht jedoch dies Wort nicht. Auch von „Scheide" im Gegensatze zur Cheesmüḷch spricht er nicht häufig, weil er als Milchlieferant die für seine Schweine vorbehaltene Käsemilch möglichst vollwertig heim nehmen will und deshalb das zịgere^n^ meist nur zum Präparieren des Chäslap̥ (S. 180) zuläßt.

Eine ganz andere Schätzung erfuhr, seinem immensen Nährwerte gemäß, der (magere) Zieger vor dem Aufkommen der Talkäsereien, als jeweils einige Nachbarn ihr karges Wintermüḷchli gemeinsam tröchnet oder vercheeset hịị^n^ und einer nach dem andern d's Cheesli

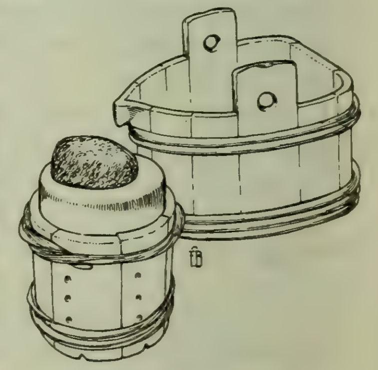
[29] Vgl. schwz. Jd. 2, 372 und Gw. 407.



Links die Ziirna (Zeine, noch gut freiburgisch), rechts die Zigerchölla.

g'noo^n het. Da hieß der Magerzieger aber auch — im noch bewußten Unterschied zum alten Fettzieger — als das erst nach dem Ausscheiden des Käses gewonnene Produkt der Nä^ch-schiid (Sš). Auf dem Nä^ch-schiidbouch der Alphütte[30] verwahrte man ehemals ganze Nä^chschiidstöck, die man behufs langer Haltbarkeit in den Rauch hängte: g'rüükt und dann gäge^n d'Wüürm mit Braam[31] (Ruß) va'm Chessi b'breemt het. Diese Behandlungsweise haftete als so charakteristisch am „Nachscheid", daß der anderswie haltbar gemachte Albuminauszug auch anderswie benannt wird: eben als Ziger. Man formte ihn zu Trädelene^n, indem man ihn gleich den zum Dörren bestimmten Siedekartoffeln durch den Här^döpfeltrücker preßte; dann ließ man ihn auf dem Ofen oder auf einer Bankig gähren: füle^n. (Vgl. den füle^n oder g'fülete^n Chees, der in unverkäuflicher, aber durchaus genießbarer Weise vergoren ist.) Der gegorne Zieger wurde g'salze^n und im Zigersammler nach dem Keller verbracht. Als Zukost zu Siedekartoffeln wurde und wird er, wo's noch altbäuerlich zugeht, ferwänt gärn g'gässe^n. Einen förmlichen Leckerbissen gibt er ab, wenn man ihn wie Butter aufs Brot streicht und eine solche Zigerschnitta wohl noch gar am Feuer beejt.

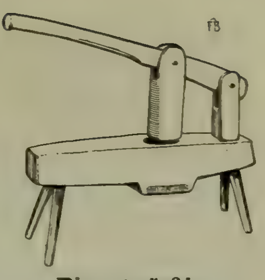
Wie beliebt das Produkt sein konnte, zeigen die Neckereien zwischen den entschiedenen Liebhäberen uf ^dem gfülete^n Ziger und seinen Verächtern. Zu jenen sollten sämtliche Guggisberger gehören. Selbst der auf Reffen zu Tal getragene herrliche Bäärgchees sei, hieß es, in ihren Augen Zieger, und ihr höchster Wunsch laute: Jitz wöllten i^ch, der Schwenn^delbärg wee^r Ziger un^d i^ch wee^r mitts drinn u^nd hätti e^n Löffel. Die Guggisberger, welche bekanntlich d's Muul o^ch bii 'nne^n hii^n und nid uf d's Muul sitze^n, wenn es einen Zwick (eine Neckerei) mit einem Trääf heimzuzahlen gilt, bewiesen haarscharf, daß die sich als



Links: Zigerrutsch, rechts: Nidelg'schirrli.

[30] Nyd. K. 110. [31] Id. 6, 886.

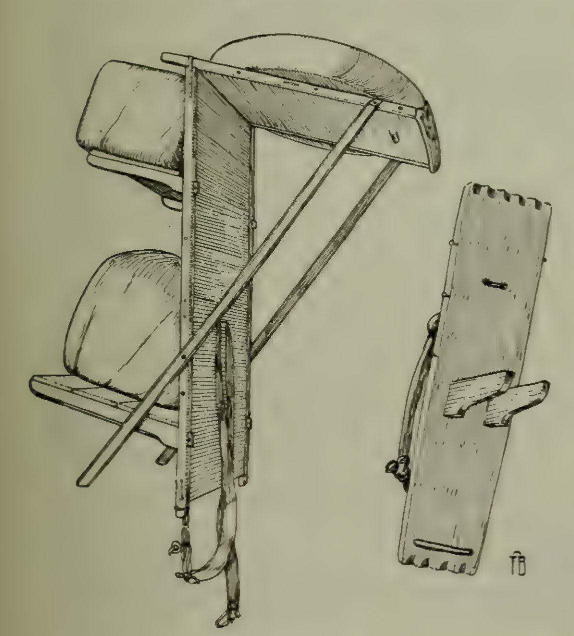
Ziegerverächter Auffspielenden in Wahrheit noch ganz andere Ziegerliebhaber seien, als die Guggisberger. Vorab die Wahlerer. Die sollten aus ihrem Kirchengeläute nur die Worte heraushören: We^{nn} nụmḁ^{n} der Waaḷḷere^{n}-hụbeḷ Zịger wee^{r}! Ja, sie hätten einmal in Ryffenmatt ein Fuder va^{n} g'fụletem Zịger, der aus den Bergen herangetragen worden, so wuchtig und breit geladen, daß



Zigertrücki.

sie auf der Heimfahrt an der alten Salzauswägerei in der Kappelen (welche sich mittelst Abrundung einer Hausecke der Straßenbiegung anschmiegt) aang'schosse^{n} sịgi und der Egge^{n} furtg'schrisse^{n} hịgi. Wie habe aber erst recht jener Lann^{d}g'richter (S. 6) si^{ch} verschnäpft (sich verredet)! „I^{ch} ha^{n} g'höört, d'Guggisbärger frässi ganz Zäntnere^{n} fụla Zịger. I^{ch} ha^{n} nụmḁ^{n} drụ̈ụ̈ Pfunn^{d} mit enann^{d}ere^{n} g'frässe^{n} und ha^{n} scho^{n} fast gnue^{g} g'hå̊be^{n} drann.“

Die ganze Landschaft bis zum Schwarzwasser teilte hinwieder friedlich eine gemeinsame Liebhaberei, die wir uns im Käsereizeitalter nur schwer erklären können: Di ịị^{n}g'machti Mụ̈lch, dịị ist ḁ^{l}só guet gsịị^{n}, das^{s} ịịna bi'm ässe^{n} d'Füeß nid het chönne^{n} stụ̈ḷḷ haa^{n}! In der Zeit nämlich zwischen dem ersten Graswuchs im Tal und dem Auftrieb zur Alp erwiesen die Käsekesselchen (S. 174) sich als zu klein, um den vermehrten Milchertrag zu fassen; und man wußte damit nichts Rechtes anzufangen,[32] bis man auf den Einfall geriet, die überflüssige Milch zu sieden und in ebenso peinlich rein wie luftdicht gehal-



Links die Zigerchreeza, rechts das Hannreefli.

[32] In dem fernen Gwatt bei Thun gab es um 1790 eine Milchsiederei. (Spazier 243.)

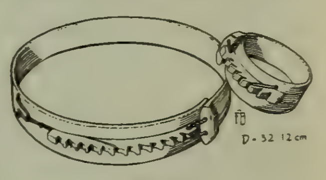
tenen Holzgefässen bis auf die Talheuernte (mit ihrer oft auf Null beschränkten Kochenszeit) aufzubewahren. Wem die etwas säuerlich gewordene Milch nit z'fast g'chüe̥lt het (unter vorgetäuschtem Erkältungsgefühl den Magen beschwerte), dem war die derart eingepökelte Konserve ein Leckerbissen, su guet das[s] wás e̥s ist gsi̥i̥[n] (wie irgend etwas anderes, das dafür galt. Vgl.: su guet das[s] wär e̥s ist gsi̥i̥[n], wie irgend einer). Die Hauptmolkerei ist heute hier wie anderwärts Käsefabrikation. Die wenigen Küheralpen (S. 168) erzeugen nach Oberländer Art den ganz ausgezeichneten, in vielem an den Greyerzer Käse erinnernden Bäärgchees, womit sie mehr Glück haben, als mit dem seinerzeit nachgeahmten Fätscheri̥i̥n (vacherin). Die Cheeser der Talkäsereien dagegen beschränken sich auf Emmentaler Ware. Mit selbstverständlicher Ausnahme der Gi̥i̥ßchüeijer, welche es zu sehr wohlschmeckenden Gi̥i̥schĕslene[n] bringen, fabrizieren aber die Küher zu Berg und Tal andere Laibe als die meisten alten „Alpküher". Die von diesen erzeugten Cheesleni konnte man allerdings spottend mit jenen vergleichen, welche Kinder aus den mit der Zunge gespaltenen und aufgerollten Löwenzahnröhrchen spielend herstellen. Da sind Laibe, auf welche der Talkäser Hieroglyphen, wie ᐱ ╪ |||| (50 + 10 + 15 + 4) = 79 kg oder gar rund ein \/ (100 kg) i̥i̥nhickt (einritzt), ann[d]er Bitze[n]! Solchen kommen die heut'gen Alpküher, wie auch schon einige alte, mit ihren Produkten nahe. Die Gegensätze zwischen Berg- und Talkühern gleichen sich überhaupt mehr und mehr aus (vgl. S. 168), und beidderseitige Erfahrungen gelangen zum Austausch. So weiß man, daß für z'cheese[n] Gitzimä̋gli besser ist, wĕder Chḁlbermäge[n],[33] weil es geejjer ist (rascher wirkt). Nur wegen leichterer Käuflichkeit wird aus Kalbsmagen Käselab bereitet: Chäslḁp, Chäslḁb, Chäsle̥t, oder (mit diesem laienhaft verwechselt) Echchis, Su̥u̥r[34] b'setzt. Unfolgsame Untergebene werden etwa mit dem übertragenen Zuruf bedroht: Jez will[l] i[ch] n e̥[u]ch de[nn] e̥s ann[d]erš Chaslḁb b'setze[n]! Der Meister hatte hier, wie's scheint, erstmals ungenügend z'dicke[n] oder z'faa[n] taa[n], so daß gleich dem Lab auch der Befehl nit gar g'fange[n] g'hă̋be[n] het. Unordentlich war eigentlich wie bildlich ḁl̥lz unn[d]er enann[d]ere[n] g'cheeset, und dort wie hier hätte man schließlich mit Schrecken konstatieren müssen: Potz Chees, jitz ist's g'fe̥hl̥t!

Eins jedoch bleibt der Alpkäserei noch immer als Eigentümlichkeit gewahrt, solang nicht fahrbare Alpwege die allerdings eminent nützliche

[33] Bemerke diese artikellos als Stoffnamen gebrauchten Dingwörter. [34] Vgl. die Verschiedenheit von Chaslet oder Chaslub, Chaslug und von Suur oder Achchis, Echchis: Lf. 488; Gw. 399, und Lf. 492; Gw. 408.

Herdeinrichtung mit Antrissit= (Anthrazit=) Feuerung usw. auch da hinauf gelangen lassen. Wir meinen die Chessi= oder Füürgrueba der Alphütte als Gegenstück zum Kaminfeuer der alten Herrenburg. Wie gastlich bewillkommnete sie einst als Ersatz der Alpstuben und =öfen die in durchnäßten Gewändern frierenden Sennen und lud sie ein zu traulichem füürgrüebleⁿ unter heitern und gruseligen Gesprächen bis um Mitternacht![35]

Solche Poesie war auch eine wohlverdiente Ausspannung von den Tagesmühen, mit welchen eine richtige Milchwirtschaft jederzeit verbunden ist. Man denke z. B. an das Chees iiⁿlegeⁿ (das Einkellern)! Was heute die Handelstauglichkeit, bedeutete früherer die Haltbarkeit. Man verstund, noch 27jährige Käse guet postiert zu erhalten. Dabei achtete man freilich weniger als jetzt auf das Aⁿlaster[36] (den unsaubern Flecken) auf einer flügereⁿ (lockeren) Fläche. Man übersah das uberjäseⁿ und das traastelleⁿ eines traastigeⁿ (übeldünstenden) Käses,[37] der mägga gsiiⁿ ist (ranzig roch, wie auch etwa mägga Späck oder măggs Heu). Auch ein Käse, der nachträglich im Keller g'nisset (zu früh gegoren und deshalb unregelmäßig gelocht) oder gar b'bleejt (gebläht) chooⁿ ist, ging noch an im Vergleich mit einem schlecht gepreßten und deswegen nur halb genießbaren Plöderchees.



Järb,
das kleinere für Ziegenkäse.

Der Alpkäse wurde vormals auch in Guggisberg, wie heute noch in den Freiburger Voralpen, durch Trĕger auf dem Cheesvögel, oder durch Süümer mit Müüleslеⁿ — also mittelst Cheessuumeta — nach Ryffenmatt verbracht. Dort nahmen sie zwei Käsgaumer: Güümer zum guumeⁿ, uusguumeⁿ (für kunstgerechte Besorgung bis zum Verkauf) in Empfang. Die zwei Cheesguumeriji zu Ryffenmatt finden wir erstmals 1811 erwähnt.[38] Sie ersetzten den Älplern der östlichen Egg und der östlichen Gantristgruppe den frühern gewaltigen Umweg nach der alten Gaumerei bei der Saagi zu Plaffeyen. Es blieb ihnen zwar immer noch der vier bis fünf Stunden lange und äußerst beschwerliche Transport nach Ryffenmatt; doch wurden auch so die Vorteile der Gaumerei: Ersparnis unzähliger Speicher und Vermeidung g'fehlter Waar in erheblichem Maße gewahrt.

---

[35] Vgl. Gw. 418 und den Titel eines Rydeggerschen Schriftchens: „Bei der Kessigrube“. [36] Vgl. „Laster“ als Fehler: Kluge 278. [37] Der drâst, ahd. drâsôd (Graff 5, 252) gehört zu mhd. draehen, ahd. drâhjan (hauchen, duften): WB. 1, 386. [38] ABS. 2, 20.

Seit 1811 besorgte denn auch der Gaumer Burri jährlich 2500 bis 3000 Käselaibe um je 2 Batzen. Um 1824 zahlte man 3 Batzen für den Zentner. Die ungefähr 8 Feßleni g'rịbeⁿ's Salz lieferten anfangs die Eigentümer; später entschädigten sie hiefür den Gaumer mit 2½ Batzen vom Zentner Käse,[39] der dabei wohl noch nicht übermäßig reeza chooⁿ ist. Das Salz fand sich in der nahen Chappela; hier hatte Guggisberg seine einzige Salzbüchti, bis um 1860 auch die im Jigeⁿ (bei Kalkstetten) gmacht chooⁿ ist. Der Käserverkehr in den Ryffenmatt-Gaumereien dauerte vom 20. Mai als dem vormals fixen Bergbesetzungstag bis z'Fäsnachteⁿ.[40] Doch begannen Handel und Abfuhr bereits z'Martistag.[41] Die den Käufern vorg'weegteⁿ (vorgewogenen) Käse kamen bis nach Bern, Münsingen, Koppigen, Landshut.

Haben wir — um auch in diesem Band neuartigen Kapiteln Platz zu schaffen — den auch für das Schwarzenburgische so reichen Fruchtbaum der Milchwirtschaft bloß gleichsam uberschüttlet, so beschränken wir uns, statt die Viehnutzungsart der Hausschlachtung eingehend zu erörtern, vollends auf eine kleine Wortlese.

Lohnt sich der Milchertrag einer Kuh nicht mehr, so läßt sich diese noch im Tod bis uf d's löst Haar ụụsnutzgeⁿ. Ist die fịịßti Waar räri oder b'süehegi, so verfällt das ausgemusterte Tier dem Schlächter. Vor Verschacherung an Jụdeⁿ — israelitische oder christliche — aber bewahrt der rechte Bauer es durch den Vorbehalt: Jᶜʰ wolltt d'Horn z'rugg! Denn die b'chönnt er aus hundert Paren heraus wie die Hufe des zum Schlachten verkauften Pferdes, von denen er ebenfalls erklärt: Jᶜʰ wott d'Schueh z'rugg! Wenn er aber z. B. im November als dem „Schlachtmaent"[42] iⁿ d's Hụụs metzget, so wird er keinen Pfuscher anstellen, der bloß schächteret: mit menem Strịịch zum Tier schleet, bis dieses endlich ghịjt, nachdem es zum Widerstand siᶜʰ i'ⁿ Schrägeⁿ g'stö̦llt oder mit deⁿ Schịịcheⁿ verstö̦llt het. Gräßliche Todesqualen wird der Bauer seinem zum tööteⁿ bestimmten Vieh auch damit ersparen, daß er es nicht einem rụụchhääregeⁿ Metzger (der übrigens erfahrungsgemäß ebenfalls ein Stümper ist) in die Hände liefert. Er soll übrigens wissen, daß gemartertes Schlachtvieh siᶜʰ schlächt ụụsmetzget. (Man sagt dies auch von jedem Geschäft und Unternehmen, das nicht den erwarteten Erfolg aufzeigt, sowie hinwieder Menschen, die an einer gut bestandenen Probe mehr als die vorausgesetzte Leistungsfähigkeit beweisen, siᶜʰ guet ụụsmetzgeⁿ). Der Pfuscher wird auch im ganzen Verlauf des Schlachtens sich als solcher erzeigen. Beim schinteⁿ oder hụteⁿ wird er d'Hụt

[39] Öf. Q 30 A 25. [40] AWS. 2, 35. [41] Ebd. 19. [42] Brinckm. 218.

schränzeⁿ oder schlänzeⁿ und die sonst gut bezahlte Gitzihụt, das ebensolche Chalbfääl usw. entwerten. Die Späckschwaarta des Schweins wird das Aussehen einer unsauberen Cheesschwaarta (Käserinde) zeigen, nachdem die Metzgerbüchti oder Bụụchbụ̈chti (Bäuch- oder Waschbottich) ihre Dienste zum brüeijeⁿ und Entborsten geleistet hat. — Die eigenen Bedürfnisse des Hauses erfordern in manchem eine eigene Ausschlachtungsart. Die ersten Akte heißen: Der Grinnᵇ aab und damit auch der Chrooßeⁿ (Vorderhals), dann beim Schwein d'Hammi aab. Die Hamma (Keule) des Schweins entspricht dem (hinnᵇereⁿ und vordereⁿ) Stotzeⁿ des Zweihufers. Die unterste Partie der Schweinskeule: der Sockel, gilt als die schmackhafteste. Das Laffli oder Schụ̈feli des Schweins (die Schulter) figuriert wie überall als alte Fronabgabe und lastete als solche auf Erdreichstücken. Dem Lützelflüher-Schaufelbühl[43] entspricht z. B. 1533 „eine Juchart zur Schuflen".[44]



Mit dem Chees i Spizer.
(Auf dem Überrääf.)

[43] Lf. 330. [44] RGU. 265.

Der Rumpf wird sodann ausgeweidet — vgl. „2 Bären uszüchen" (1565),[45] „einen hirtzen entbesten" (1519),[46] „eine hinden empesten" (1566)[47] — und geviertelt. Der herauspräparierte Bụụch (die Bauchseite) des Schweins erhält zur Gegenseite den von den Rippen losgesägten Rụ̈gg: das Rụ̈tzeli (Stịịḷrụ̈tzeli). Sụ̈^{w}rüppeleni hinwieder heißen die Vorderteile der „Späcksịte^{n}": des lingge^{n} und des rächte^{n} Bachche^{n}.[48] (Vgl. „1 Bach Fleisch": 1636; 1625 wurde „ein Viertel von einem Bachen Schwynin Fleisch" gestohlen.) Der mit Fleischschichten durchzogene dünn Späck ist nach landläufigem Witz d's besta „va^{n}" de^{n} Rüeblene^{n} (den mitgekochten gelben Rüben). Der dick oder g'schwaartet (nicht enthäutete, weil zum Räuchern bestimmte) Späck wird meist g'rụ̈ụ̈kt, der dünn samt dem Schmäär (Fett) zu Schmaḷz (für das Schmälzen der Speisen) zerlassen. Oberflächlicher sprechend nimmt man Sụ̈^{w}schmaḷz, Schmäär, Schmä̊rlịịb, Schwine^{n}fett für gleichbedeutend, während man wenigstens die Fettkapseln der Schweinsnieren als Fịịßti eigens benennt. (Schon innerhalb des Guggisbergischen gehen überhaupt die Bezeichnungen der Fettarten ziemlich durch einander.) In ịịgeḷẹchem (auf äußerste Appetitlichkeit bedachtem) Haushalt wird bloß das Nierenfett mit Butter zusammengesotten, um die für das lange Jahr ausreichenden Standleni (kleine Küfchen) zu füllen. Sehr schätzbares Fett liefern jedoch auch das Netz[49] und der Chräge^{n}[50] oder d's G'chröös: die Fetthülle der chlịịnne^{n} Täärme^{n} (des Dünndarms). Ungeen^{b} dagegen ist das Fett der große^{n} Täärme^{n} (des Dickdarms); es wird, wenn nicht weggeworfen, höchstens als Schuehsaḷb verwendet und konnte bloß bei ehemaligen wandernden Händlern von der Art eines Schmutzhirschi (ss) unter das Speisefett geraten.

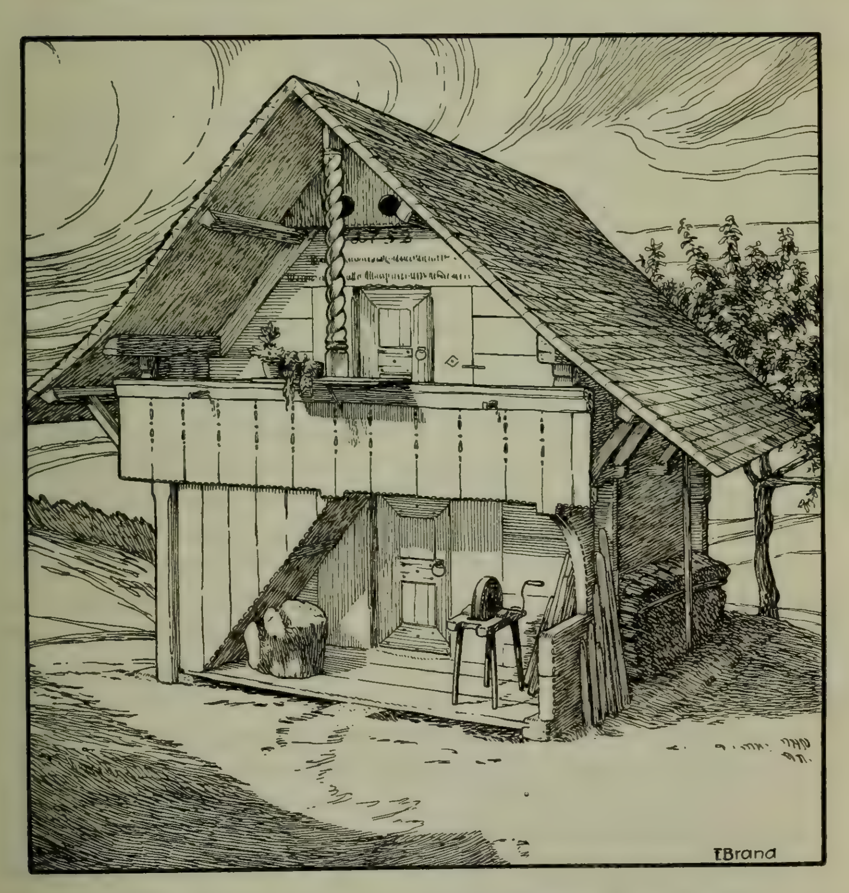
Eine ähnliche Wertabstufung besteht beim Fett der Rinder und Schafe: dem Ụụ̈slẹt (Unschlitt, emmentalisch: Ụụschlịg, ss).[51] Das Ụụ̈slẹt der Ziegen dient zu Ụụ̈sletcheerze^{n} als Kerzen besserer Sorte. In

---

[45] B. Staatsr. [46] Ebd. Die Bänder und Gedärme der Eingeweide als „Bast" (Gw. 526 und schwz. Jd. 4, 1778) gedeutet, ihr Herausnehmen als Gegenteil des „uufpaste". [47] B Staatsr. [48] Schwz. Jd. 4, 963. [49] Emmentalisch das „Netzi", wie ahd. nezzi, wie man milzi und hirni sagte, was entsprechend guggisbergisch Mülzi und Hiirni lautet. Die beim Schlachten augenfälligen Hirnhälften führten aber zur gleichbedeutenden Zweizahl d'Hiirneni, wie denn auch der gleiche Scharfsinnige, der „das Gras wachsen hört", oder d'Flöh g'höört hueste, der Luus d'Hiirneni g'seht. [50] Man denke an den ehemals auf der Kanzel vordemonstrierten alten Patrizier-Chrage mit seinen Falten. [51] Ahd. unslit aus ungslicht (Kluge 471). Der erste Wortteil stellt sich zu lat. unguere (oindre, salben) wie „Schmeer" zu schmieren, wie auch „Anken" zu altind. andsch (salben).

der Küche ist es so wenig geschätzt wie das Fleisch älterer Ziegen, weil es böckelet und zudem zeeijer ist wĕder Häriwachs (Flechsen). Es war daher schon in der Murtensatzung von 1417 verboten, „Geyßigs für Schäffigs", sowie „Schäffigs" als Fleisch weiblicher Schafe für „Urfferigs" (Hammelfleisch) auszugeben. Als Ausweis für das letztere mußte an den feilgehängten Hammelleibern der „Schwantz" (Ziemer) bleiben.[52] Diese Vorschrift stand im Zusammenhang mit dem Verbot, Fleisch zu verkaufen, „das bräfthafftig, hirnwütig oder sonst klafferig wäre.[53]

[52] Murten 21. [53] Ebd.



Speicher vom Jahr 1752 in der Husmatt (Rüschegg).
Bemerke u. a. die Züpfestuud (mit der Stuudzüpfa) als Dachstütze.

Futter.

Weide.

Der erstaunliche Nutzen, welchen heute ein Haustier abwerfen kann, fordert seine Gegenleistung namentlich im Futter. Die einfachste Art der Gewährung desselben ist natürlich das ụụs laa^{n} der Tiere aus dem Stall, wa si sị^{n} ịịn gsịị^{n}, und die darin liegende Anweisung: gang nim^{m}! gaat näät! — also die Weide. Im schriftdeutschen Doppelsinn bedeutet das Wort sowohl (und ursprünglich) das Aufsuchen und Aneignen der Nahrung,[1] wie den solche gewährenden Platz. Letzterer ist dem Viehzüchter d'Wịịd; ersteres nennt er wịịde^{n}, auch etze^{n} (wogegen z. B. der Vogel seine Jungen äázt).[2] „Die Alp ist abgeweidet": Der Bärg ist g'etzta, ụụsg'etzta und im Fall der Überätzung z'hert ụụsg'etzta. Namentlich eine reine Atzwịịd (1529: Ätzweid),[3] auf welcher kein eingeschlagener Platz etwas Heu für sommerliche Notlage liefert, kann durch Schafe derart hergenommen werden, das^{s} mḁ^{n} chönnti d'Gụ̈fe^{n}chnöpf druff zöḷḷe^{n} (Stecknadelköpfe auf ihr zählen). Dann wird ein weiteres Weiden zum rätsche, zum gnäge^{n}, zum schär^{r}e^{n} oder schäle^{n} (S. 165),[4] was auch ein bis zum Stehlen fortschreitendes zsäm^{me}e^{n}chratze^{n} habgieriger Menschen bedeuten kann.

Nur saftige Wịịdena alter Zeit aber kann man sich vorstellen an Orten, die heute zum Teil blühende Heimwesen bilden: Büẹl-, Flüeli-, Spüelibach-, Flöschachere^{n}wịịd, Waḷdwịịdli. Wenn jedoch die Guggershornwịịd zwar ebenfalls ein Heimwesen ist, die unfernen Schwenn^{d}ẹlbärgwịịdena dagegen als eine Alp zählen, wenn 1780 „Berge und Sommerweiden"[5] synonym erscheinen, 1825

[1] Kluge 486. [2] Vgl. schwz. Jd. 1, 626 f. [3] DB. 53. [4] Vgl. Ähri = Äli und die sonstigen l statt r. [5] BGll.

auch von der Weide im obern Alpiglenberg die Rede ist, so zeugt dies von einer vormals alle Höhen und Tiefen Guggisbergs durchherrschenden Art, durch den Zahn des Haustieres die heutige Sense des Viehhalters zu ersetzen.

Die ursprüngliche Selbstverständlichkeit des Weidens während der ganzen Vegetationszeit wurde durch die neuere Landwirtschaft mit ihrem Verein von Futterbau und Stallhaltung nicht nur in Frage gestellt; es gibt unterländische Bauern, deren Kühe außer bei zwingenden Gelegenheiten nie us ᵈem Sta̜l̜l̜ chő̈meⁿ. Die Vorzüge der Stallpflege sind ja bekannt, z. B. dieser: Im Sta̜l̜l̜ chaⁿⁿ mḁⁿ gli̜i̜chleger fuetereⁿ uⁿᵈ mäl̜heⁿ, während die Weide große Abhängigkeit von Wätter uⁿᵈ Wachs (der Wachs: das Wachstum) mit sich bringt. Namentlich ein nicht auf der Weide trainiertes Stalltier tuet uf der Wi̜i̜d schlächtliᶜʰ (gedeiht dort schlecht).

Auch wer so spricht, gönnt seinen Tieren doch wenigstens die durch sorgfältige Hut vor Schädigungen bewahrte Herbstwi̜i̜d. Dagegen erklärt er vielleicht: Iᶜʰ chaⁿⁿ der U̜stägwi̜i̜d nid eⁿ gru̜u̜ßa Ruehmm uufstö̜l̜leⁿ. Seine Hauptbesorgnis, daß auf dem winterlich durchweichten Hi̜i̜mlannᵈ die Weidetiere der Wäsem lätza machi, ist ja vielfach begründet. Auf geeignetem Boden aber bewirken gerade der Huftritt und das Ätzen, daß d's Gras nu̜mmḁⁿ schöner nähag'schießt. Der Rasen wird b'schlossener, er hanget besser z'sämmᵐeⁿ; der Graswuchs wird gli̜i̜chleher (gleichmäßiger) und dichter, sogar bu̜u̜rsteⁿdick. Mi mues d's mutz G'etzta chönneⁿ heueⁿ! Zudem ist, was d'Tiereni sä̜l̜ber nähⁿ, ömel̜ deⁿⁿ äfḁ g'heuet. Die wohltätigen Folgen der Frühjahrs- wie der Herbstweide werden aber hauptsächlich am Tier selber sichtbar. D'Tiereni chő̈meⁿ zeeijer uⁿᵈ chächcher (widerstandsfähiger). Das erwärffeⁿ (d's Cha̜l̜b u̜si ghi̜jeⁿ) und andere Schwächlichkeitsfolgen treten nicht mehr so dick (häufig) ein. Auch werden Fehler im Körperbau vermindert, wenn nicht verhindert. So z. B. im Büegeⁿ oder Wi̜derist (Widerrist, die Stelle, wo die Schulterblätter oder d'Laffeⁿ aang'wachseⁿ si̜i̜ⁿ); im Ru̜gg; in den so gerne dem Niereⁿschlag (der Kreuzsenkung) ausgesetzten Partien der Chru̜tzchnöpf; iⁿ der Wi̜i̜d- oder Hungergrueba; iⁿ deⁿ Wül̜heⁿ (der Weiche);[6] im Untergleich (Hüftgelenk); iⁿ deⁿ Schi̜i̜heⁿ. Ein geschlechtskrankes Tier, wa d'Bi̜i̜n ahi laat (indem die Beckenbänder erschlaffen), zeigt augenfällig, wie die gute Weide d'Bi̜i̜n umhi u̜hi tri̜bt. Vollends eine Alpsömmerung aber kann bewirken, daß eine unmä̜l̜ch gewordene Kuh

[6] In Gw. heißen die Lenden „Wilheni".

in allgemeiner Kräftigung sich ertuet, si^{ch} z'wǟg laat, si^{ch} b'chiimt, si^{ch} b'chǖferet.

Das vom Weidevieh zu ätzende Grün heißt, wie oberländisch, so auch altguggisbergisch Kraut: Chrüt. Wer Jungvieh zu alpen wünscht und kein eigenes Bergrecht besitzt, muß solches pachten: frageⁿ fur Chrüt oder Chrut dingeⁿ. Er pachtet Otteⁿlüijichrut, Stäckhütteⁿchrut oder was immer für ein Nutznießungsrecht auf je einen oder mehrere Sommer. Er bezahlt dafür es g'nammts Chrutgält. Nur die bloß für Schafe beweidbaren „Gräte oder Firsten der drei höchsten und wildesten Hochalpen oder Zinsberge" waren ehemals (z. B. 1824) frei.[7] Sonst finden wir Ansätze verzeichnet, wie Sömmerung eines Pferdes 1 Pfund (um 1425).[8] „Für 2 stieren kraut im gornigel 6 Kronen 5 Batzen" (1802). 1 Lischerli Kraut 11 Franken (1879). Für 2 Rind im Seelital 18 Franken (1880)." Dazu Salzgält und obligate Triichgält. Während der letzten zehn Jahre het d's Chrut um d's halba 'tüüret: ist auf den doppelten Preis gestiegen, weil einerseits der Staat Alpen behufs Aufforstung[9] ankauft (S. 69), und weil anderseits immer mehr für Jungvieh geeignete Weiden in ständige Heimwesen übergehen (S. 190), auch die Zahl des Jungviehs sich fort und fort enorm steigert. Wie der ganze Sommerraub, kann auch ein zeitlicher Teil desselben: ein Nachwuchs, Kraut genannt werden.[10] Den Sinn von „Kraut" als Alpnutzung sehen wir auch vertreten im Füürchrüt als (strafbarer) Überstellung mit Vieh. Solches kostete 1903 den Prohibitivpreis von 16½, 1909 einen solchen von 24 Franken für jedes Rind.

Namen wie Chrütbödeⁿ und Chrǖtera deuten auf besonders gute Qualität, solche wie Winterchrut (schon 1664) auf außerordentlich (sogar weit in den November hinein) verlängerte Vegetationszeit des Weidegrüns in sehr begünstigter Lage. Den Bauern des Rüschegger Winterchrut gehört gemeinsam die Winterchrǖtera. Dieser Ausnahme des Winterkrauts steht in gewöhnlicher Bezeichnung gegenüber: das Summerchrüt der Alp, sowie das Vörchrüt oder Ustägchrüt und das Nä^{ch}chrüt oder Herbstchrüt der Vorweide.

„Chrüt" teilt sich übrigens mit dem Wuchs der Wiese in die heute vorherrschende Bezeichnung Graas oder Gräsig. Der Bergrechtpächter kann also auch für Gras frageⁿ oder Gras dingeⁿ und gönnt dies seinen Jungtieren um so mehr, da er weiß, daß d's Bärggras besser ist, wěder d's Hiimgras.

---

[7] Oberamtmann von Ernst in Öf. Q 30 A 25. [8] Türl. W. 13. [9] Vgl. SchA. 134. [10] So bildete „das 3. Kraut" der Schloßmatte von Vivis eine Einnahmsquelle des dortigen Landvogts. (Eink. 119.)

In dieser Zusammensetzung „Berggras“ erscheint Bärg in der spezifischen Bedeutung „Alp“[11] (S. 24 f.). Dagegen heißt die frühsommerliche und herbstliche Rindviehweide außerhalb des ständigen Heims, welche wohl gar einen hochsommerlichen Heuraub gewährt: die Voorscheß oder Voorseß.[12]

1824 findet sich dafür die Bezeichnung „Frühweide“[13], und als „Weiden“ im Sinne von Vorsaßen zählt die bernische Alpstatistik von 1891 bis 1902[14] 26 guggisbergische neben 17 rüscheggischen, also insgesamt 43 schwarzenburgische. Neben Weiden in der genannten Bedeu-



Der Hengstschlunn.

tung, wie z. B. Nüj-, Wideⁿ-, Zehnteⁿ-Vorscheß, Stollen-, Gigen-, Laden-, Gusti-Vorsaß = Stollena, Giiga, Lädera, Gustera gibt es aber Alpen, welche sich ebenfalls als Vorsaß bezeichnen: die Zehnn^ders-Voorscheß und die „Milkenvorsaß“ = Mülkeⁿ,[15] in ältern und neuern Dokumenten häufig „Meukenvorsaß“.

Die Lädera hinwieder gehört zu den Vorsaßen, welche alle Verzeichnisse der „Alpen und Weiden“ Guggisbergs immer wieder revisions-

[11] Vgl. Gw. 311 ff. [12] In Gw. „die Vorseß“, im Oberhasli „das Voorsaß“, im Simmental „das Voorsches“ oder, wie im Freiburgischen, „Voorschez“. So steht mit tz auch die „Vorsatz“, Mehrzahl: „Vorsatze“ aus Jahren wie 1529 (DB. 53), 1776 ff. (SB. P; B 3; L 5). 1544: „aus den „Vorsäßen“ (LG 7 a). [13] Ök. Q 30 A 25. [14] Stat. 02, 2, 304—6; SchA. 130. [15] Vgl. Stat. 02, 2, 224.

bedürftig machen. Von ihr über die warmi Sita und die Maartena bis zur Gustera zieht sich — ungefähr auf der Höhe des Otteⁿlüiji — an der Südseite der Egg eine Reihe prächtiger ständiger Heimwesen. Durch ebensolche im Rööteli, Binggeli, Stampferli, Chuenzli u. a. erhalten sie ihre Verbindung mit dem vordern Sangernboden. Es sind ehemalige „Weiden", welche teilweise durch die Zufälligkeit der zentraler wohnenden Besitzerschaft es vorübergehend wieder geworden sind, aber zu den freundlichsten Wohnstätten von ganz Guggisberg gehören. Unter ihnen erfreut sich die „Warmeseite" eines respektablen Alters. Im Jahr 1497 nämlich[16] hat Hans Tächtermann vor dem Tor zu Freiburg in dieser Stadt und in Bern die Einwilligung erwirkt, daß er die Warmesyte-Vorsaß gründe, und zwar mittelst Einschlags aus der gemeinen Allmend des Schidwaldes. Laut Kauf- und Spruchbrief vom 19. November 1553 wurde ihm „durch die Landleüth" diese „Warmenseithe" um sechshundert Pfund abgetreten.[17] 1572 aber finden wir Guggisberger als Inhaber der Warmensyten: Heini Zbinden, Jacob und Hans Rothen samt Mithaften und Bendicht Hirsi werden bis zum Martisgräbeⁿ in ihren Wegrechten geschützt.[18] 1791 erscheint ein Hans Gilgien „in der warmen Seiten". 1893 verlor das herrliche Gut durch (mutwillig gestifteten?)[19] Brand sein sommerliches Wohnhaus, um aber bald darauf durch Christian Zbinden, den nachmaligen Besitzer des Feldes, das stattliche Bauernhaus zu erhalten.

Ständig bewohnt sind nun auch das Grůdli, die Stoḷḷena, der läz Hęngst, die Schwarzeⁿburgera und das ihr benachbarte Vorsąßli, die beiden Hịịtera und eine der verschiedenen Häḷḷstett. Dagegen hat z. B. das Schiḷᵗpęrˢli nų̈mąⁿ Füų̈rwǻseⁿ fur ᵈeⁿ Summer. Man kann sich die Vor- und Nachteile einer solchen zu ständigem Wohnplatz umgestalteten Vorsaß leicht vorstellen: Si ist wi n es Hịịmąt, nų̈mąn ǻbeⁿ wịt (entlegen). Mi chunnt nit zu deⁿ Lů̈ten uⁿᵈ (wenn dies doch einmal der Fall ist) nid umhi hịịm. Aber (und das wiegt fast alle Nachteile wieder auf): mi chaⁿⁿ so lǻbeⁿ, wi mąⁿ wüḷˡ.

Eine gegensätzliche Umwandlung, nämlich zu Wald, erfuhren andere, teilweise schon durch ihre Namen charakterisierte Vorsaße, wie Sųų̈fzena, Chaḷtweh, Bųųrst, Gägger, Sēlęnęⁿ (S. 69).[20] Wieder andere werden heute mit größerem Vorteil als „Berge" beweidet. So neben Zehnder- und „Milkenvorsaß" (S. 189) mehrere Louetli, eins der Lischerli, der Waḷhaḷb. (An alle die Louetli und die S. 41 f. ge-

[16] DB. 81. [17] DB. 80—88. [18] StAF. [19] Chr. 84 [20] SchA. 134.

schilderten Rutschungen reihen sich seit der Hochwasserkatastrophe vom Juli 1910 die Erdrutsche am Schöne^{n}zug und im Binggeli.)

Man ersieht hieraus, im Gegensatze zur wirtschaftlichen Starrheit der Oberländer Berge, die Wandelbarkeit der schwarzenburgischen Weidepraxis nach dem „Leitmotiv" des größeren Nutzens, und dies zwar schon im Zeitraum weniger Jahrzehnte. Im Jahr 1824 zählte man im Amt Schwarzenburg 130 Alpen und Vorweiden, jeder dieser Weidearten ungefähr die Hälfte.[21] Heute gibt es der Weiden nicht einmal mehr die noch im Jahr 1908 offiziell[22] gezählten 43, und Alpen bloß 37, wovon 18 auf Guggisberg nnd 19 auf Rüschegg entfallen. Die Zahl der Alpen und Weiden ist also seit 1824 — zugunsten einerseits des Waldes und damit zur Milderung des Klimas, anderseits zur Vermehrung der Heimwesen und damit zugunsten des Ackerbaues — auf beinahe die Hälfte zurückgegangen. So het d'Bärgwịịd g'minn^{d}eret.

Keineswegs natürlich in Felsrevieren, deren hervorspringende Köpfe: Flüetosse^{n} oder -tösseleni oft gerade das saftigste Futter bieten. Von Schmelzwasser und Regenrinnen zerfurcht, zeigen sie die auch im Oberland (besonders deutlich am Männlichen) so bekannten Rịtzene^{n}. So selbstverständlich gehören diese zum Charakter solcher Felsköpfe, daß die Bezeichnung der Rịtz, das Rịtzli gar nicht mehr der ausgewaschenen Furche als solcher, sondern dem so auffällig durch sie an ihren Rändern hervorgelockten Graswuchs gilt. Dieser lockt denn seinerseits auch die Kühe unwiderstehlich an, und unter strenger Hut werden diese bei trokkenem Wetter und Boden für gewisse Tagesstunden dorthin getrieben: mi gịịt oder mi fẹhrt mit de^{n} Chüehne^{n} z'Rịtz oder gịịt ga^{n} rịtzne^{n}. Traut man indeß der Gelenkigkeit der Tiere nicht, so wird das Gras z'Rịtzheu g'macht.

Unterhalb dieser Ritzen breiten sich die eigentlichen Alpen — jedoch nicht unter dieser Bezeichnung. Der Gemeinname „Alp" ist erloschen und erscheint bloß noch in wenigen Eigennamen. So: d's Aḷpetli zwischen Grenchenpochten und Oberwil, in der Bedeutung s. v. w. Aḷpịgle^{n} („Älpchen", alpigulum,[23] so 1560 neben „Altbiglen" 1497).[24] Das Wort gilt auch hier so entschieden als Ortsname, daß man sagt: z'Aḷpigle^{n}, im Aḷpigle^{n} inne^{n}. In diese Reihe gehört ferner der Name des nun so ausgesprochen flachländischen Aḷblige^{n}. Es heißt freiburgisch „Alblinge^{n}", wie übrigens schon 1346 und 1354.[25] Damit wechselt „Halblingen" (1339, 1467, 1490).[26] Die Formen sind Umdeutungen aus Albenon (1168), vgl. de Albennen (1313).[27] Daß der

[21] Öf. Q 30 A 25. [22] SchA. 130; Stat. 02, 2, 224—6. [23] Gw. 302. [24] BG. [25] Font. 7, 199; 8, 40. 41. [26] Burri 181; Sll. 45; StAB.; DB. 33. [27] Uolricus dictus Weger de Albennen: Font. 4, 559.

Name sich in unsere Begriffsgruppe stellt, lehrt u. a. die Küherhütte beim Widdersgrind, die ebenfalls Aḷblige^{n} heißt. Wer etwa von Düdingen herkommend auf der Waldegg das so lauschig am östlichen Berghang hingebettete Dorf Albligen und die freundliche Höhe darüber ins Auge faßt, wird sich von solcher Herleitung nicht befremdet fühlen.

Als Gemeinname aber wird „Alp" durch „Berg" — Bäärg — ersetzt. Beide Bezeichnungen vertauschen schlankweg ihre z. B. in Grindelwald[28] innegehabten Bedeutungen: Die Alpen kennt man ausschließlich als das Hochgebirge; was dagegen z. B. 1824 als „Hochalpen" benannt wird,[29] heißt gut mundartlich der Bärg, die Bärge^{n}. Allerdings sind Bärglṻt wie Älpler, so auch Gebirgsbewohner, und ein Tourist ist gleich ihnen i^{n} de^{n} Bärge^{n} umha gsịị^{n}. Auf luftige Höhe weisen die „Schafbärge^{n}", wie z. B. der wụḷḷ^{d} Walaḷpbärg. Allein die echt mundartliche Bezeichnung für den hohen Berg in orographischem Sinn ist Flue (S. 24). Wird diese auch beweidet, so ist sie, wenn nicht ein Ritz (S. 191), ein Fluebärg. Die Kuh- oder Rinderalp von nicht ungewöhnlicher Erhebung (S. 18) ist dagegen ein Berg; ja, das Bärgli ist eine noch niedriger gelegene Weide. Man übt also sein Bärgrächt (nach S. 194) aus, indem man im Juni Bärgfahrt ansetzt, z'Bärg fehrt und gịịt, sein Jungvieh bäärget. I^{n} g'mịịne^{n} Bärge^{n} (S. 193) wacht hierüber die Bärgkumission oder doch der Bärgvogt und der Bärgschrịber. So besetzt man den Schwǟbeḷ-, Chroone^{n}-, Schaḷḷe^{n}-, Mächlistaḷ-, See-, Schwenn^{d}eḷbärg. Man baut „Lauetli" aus zu Lauetlibärg und pleonastisch Alpiglen (S. 191) zu Aḷpigle^{n}bärg (1825), sagt daher auch abgestutzt der Aḷpigle^{n}, während umgekehrt der „Jungfrauenberg", d. h. die den Interlakner Nonnen zum Unterhalt angewiesene Bergweide in hochpoetischer Umdeutung zur „Jungfrau", der Münchenberg (Wallachenweide) aber zum „Mönch" erhoben wurde.[30] Andere Male finden wir „Berg" als zweiten Wortteil derart in der Bedeutung verflacht und in der Form abgeschliffen, daß es in Hergisperg (zu Albligen, 1654) und vollends in Ịịmbe̥rg („Einberg"), in Schüḷ^{d}pe̥rg, Schiḷ^{d}be̥r^{g}li allen Wortton eingebüßt hat.

Die Bewirtungsart der schwarzenburgischen Alpen und Vorsaße läßt von vornherein erwarten, daß ihre produktive Weidefläche nicht von un-

---

[28] Gw. 20 f. 301 ff. [29] Öf. Q 30 A 25. [30] Gemäß der bekannten Verallgemeinerung eines Örtlichkeitsnamens, mit dem Aufkommen der Touristik zumal nach der Höhe hin. So benennt sich der Simplon nach dem Dorf Simpeln (Stiftung des heil. Sempronius) usw. Vgl. Hartmann in den Blättern für bern. Geschichte IV, wonach wir Gw. 2 korrigiert, bezw. ergänzt wissen wollen.

veränderlichem Bestand sei, vielmehr gleichsam in stetem Kampfe mit Wald, Ried und unfruchtbarem Boden sich befinde. Auf den Kampf mit ersterm deuten neben den Ausführungen auf S. 86 ff. Namen wie Nüjvorscheß und Nüjböde^n, wie vö^rderi und hinn^deri Hüitera (Lichtung). Dem bloßen Streue-Ried (S. 87) sind Lischböde^n (S. 87) und Lischerli (ds.), Buurst und Büürstli (man denke an das steife Borstengras, Nardus stricta) abgewonnen. Höchstens Süeßa, d. i. vielleicht Engelsüß (Polypodium vulgare) wuchs in der ehemaligen „Vorsaß Süeßlera“ [1586] am Nordwestabhang des Widdersgrind.

Andere Eigennamen deuten auf ursprüngliche oder noch jetzige Eigentümerschaft. In diesem Sinne reihen sich an die Schwarze^nburgera, an welcher neben Schwarzenburg-Dorfern nun auch einige Guggisberger teil haben, die prächtige Hooflann^dera (zu Hofland bei Zumholz, Wahlern); die Wide^n vorscheß (Widen ist ein Schulort von Wahlern); d's Fallvorsaaßli (zu einem der vielen Faal).

Fääl^ders Vorscheß hinwieder benennt sich nach dem vormals auf dem Feld ansäßigen Äbischer. Emanuel Krebs von Rüeggisberg, dessen Familie eine Knochenmühle besaß und Stampfers hieß, besiedelte das Stampferli. Es gibt ferner ein Fri(d)lismaad, Noots Vorscheß (vgl. die Käserei Nööte^nhuus), Chöhlers Grat. Über dem Martisgräbli liegt die Maartena. Der Name ist gebildet wie Stollena, während hinwieder „Oberwittmera“ klingt wie die Namen der Heimwesen Hansuelera und Düümungera. (Auf dieser saß ein Dumont.)

Der letztere Name erinnert mit seinem adeligen Klang an Fälle, wo ferne Stadtheer^re^n (ähnlich wie noch im Emmental und im Freiburger Oberland) durch Erwerb und Verpachtung von Alpen ihr Geld sicher anlegten: es ist minn^der gfährlech gsii^n, d's Gält z'verliere^n. Auf dem Wege langer und sogar erblicher Pacht sind jedoch 59 Alpen und Vorweiden ganz Iige^ntum einheimischer Privaten geworden und stehen allermeist in Selbstbetrieb. Bloß 16 Alpen und Vorweiden werden (in genannter Statistik) als g'miini Voorscheßi und g'miin Böärge^n angeführt. Zu den letzteren gehören: d's Lischerli, Greenhe^n, Schwäbelbärg, Stäckhütta. An Steckhütten haben 32, an Schwefelberg 21 Genossenschafter (Aantiiller) Anteil. Der Gantnerisch aber gehört der Aktiengesellschaft des Gurnigelbades, welche ihn verpachtet. Die Privatgenossenschaften von Jungviehweiden hii^n e^n Hirt (S. 200) für Lohn und konstituieren sich, wie auch die Schwefelberg-Genossenschaft tut, ähnlich, wie die grindelwaldischen Alpgemeinden. Sie wählen in der

Regel alljährlich oder uber d's annᵈer Jahr ihren Bärgvogt und Bärgschrịber. Meist jedoch führt in äußerst demokratischer Weise jeder Genossenschafter die Bärgvogtịị Chehr um geng zwụ̈ụ̈ Jahr. So rasch wird die Bergvogtei umtrịbeⁿ. Alljährlich wird Rechnung — Bärgrächnig — abgelegt, und es erscheinen druf hiⁿ im Amtsanzeiger Inserate wie etwa: Steckhüttenbergrechnung Samstag, 7. März 1908, von 1 Uhr an, im Bahnhofrestaurant Schwarzenburg; oder: Ortschaubenrechnung Mittwoch, 17. Februar 1908, von 10 Uhr an, im Gasthof zur „Sonne“ in Schwarzenburg. Da het mḁⁿ doch dẹr Wịịl, der Chueheⁿ z'tịịḷḷeⁿ. — Rascher und früher, unter weniger Spendopfern und andern Zeremonien vollzieht sich dies Geschäft, wo zwei oder drei Inhaber einer Alp einem unter ihnen die Sommergeschäfte übertragen.

Die Alpgenossenschaften müssen, da natürlich nid en iedera nach Beliebigghịịt chaⁿⁿ Tiereni ụ̈hi tueⁿ, jedes Jahr auch die Benutzungsart ihres Weidegebietes: den Bärgb'saz unter sich vereinbaren (annᵈers schrịbeⁿ), soweit er nicht durch Reglemente festgelegt ist. Jeder Berg lädet so und so viel Gras oder Chrụ̈t uⁿᵈ nid meh. Er ist daher aufs strengste vor Überätzung (Uberb'saz, Fụ̈ụ̈rb'saz, Fụ̈ụ̈rtrịịb, vor dem fụ̈ụ̈rtrịbeⁿ) zu schützen. Schon 1604 wurde denn auch ein Guggisberger um zwanzig Pfund gebüßt, „das er am Bärg vberseẓt“.[31] Die alpwirtschaftlich zulässige Beweidung ist für jeden Berg festgestellt: g'seiet oder g'sịịjet. D'Seijig[32] ist nach so und so viel Kuhrechten (oder „Rindvardten“)[33] bemessen, wobei in der Regel ịịⁿᵉ Chue = ịịⁿs (g'schụ̈flets) Rinnᵈ = $1^1/_2$ (ung'schụ̈fleti) Meischa (šš) = drụ̈ụ̈ Chaḷber gilt. Der Bergvogt untersucht am und na'm Jakobstag (25. Juli) mit dem Hirten als Gehülfen die Weidetiere und taxiert sie nach ihren Schụ̈fleⁿ (Schneidezähnen): d'Schụ̈fli macheⁿ d'Maarch. Z. B. g'schụ̈flet Meischi (mit zwei Alterszähnen) zähleⁿ für Zịtchüeh.

D'Seijig ist im Seybuech des betreffenden Berges, z. B. im Schwa̋beḷbärg-, im Lischerliseibuech eingetragen und nach Kuhrechten auch auf der Amtsschreiberei ebenso g'grundbuehet, wie die Taaḷhiimḁti p'her Määs (nach ha und a). Die Amtsschreiberei Schwarzenburg legte 1909 neue Alpseybücher an für die vierzehn Berge: Greenheⁿ, Großotteⁿlüiji, Stäckhütteⁿ, Lischerli, Schwarzeⁿburgera, Aḷpigleⁿ, Bịreⁿbärg, Fischbächeⁿ, Oberhụ̈beḷ, Lauetlivorschẹß, Lischbödeⁿbärg, Walhaḷb, Schaḷḷeⁿbẹrg,

[31] Z 04. [32] Gw. 314 f. Vgl. Öt. fol. 30 A 40: „die Sey oder Tell für Schangnau“. (1824.) [33] SB. F 379.

Schwåbęlbärg. Der Schwefelberg ist gesetzt für 213 Rinder, Großottenleue für 77 Rinder, Ganterist und Milken für je 80 Kühe. D'Schwarzeⁿburgera het 48 Rinnᵈer, Grenchen 133.

Für Stäckhütteⁿ notieren wir hier beispielsweise den vollständigen Bsatz des Sommers 1908: 188 Jungrinder (1905: 234); 2 anerkannte Zuchtstiere; 3 Kühe (für Hirtenfamilie und Alpbesucher); 3 Pferde (1905: 6); 4 Schweine; 14 Ziegen, wovon 2 prämiierte, und 2 Böcke, wovon 1 prämiierter, und 1 Zicklein; 11 Hühner, 1 Treibhund. Dies Maximum von 234 Gusteneⁿ reicht freilich noch lange nicht an die 400 Kuhrechte aⁿ Nü̦ü̦neneⁿ, welche sich 1823 auf 150 Kühe, 80 Rinder und die entsprechenden Stuck Kälber und Schmalvieh verteilten. An der Vorsaß „Süstern" aber war, wie wir vom Jahr 1530 lesen, „ein große Wyte und Vorsas etwan by 100 Küh oder Rindern".[34] Für soviel Tiere war der Bärg „angelegt" (1630), so viele durfte man, nachdem man sie iⁿ d'Voorschę̊ß g'jagt, auf die Alp uhi tueⁿ oder „laden und weiden" (1736).

Je nach Bärg ist ferner die Alpzeit sehr verschieden (55—159 Tage). Eine Weidezeit von 159 Tagen oder beiläufig 23 Wochen, wie z. B. der Sĕlibüęl sie ermöglicht, beschlägt außer der Zeit vom 1. Mai bis 30. September noch sechs Tage im April oder im Oktober und schließt alle Vorweide aus. Diese Alp bietet di ganzi Sümmerig oder d's lengzi̦tig (nämlich weiden); sie fällt unter die Kategorie der zwęnz'gwüchigeⁿ Bärgeⁿ, welche im Minimum zwanzig Weidewochen zulassen. Zu ihnen gehören noch Mü̦lkeⁿ, unnᵈer A̦lpigleⁿ, Schwarzeⁿbüęl, Sĕlitaa̦l, Lischerli u. a. Die übrigen Alpen unterscheiden sich als zwö̦lfwüchig Bärgeⁿ, welche 84 Weidetage und obendrein zå̈heⁿ Tageⁿ u̦u̦f unᵈ aab zulassen, und nü̦ü̦nwüchig, welche nur d's churzzi̦tig ermöglichen. Zu den letzteren gehören z. B. Lädeⁿgrat, Stäckhütteⁿ, Greenheⁿ, der öbrist A̦lpigleⁿ, Schwå̈bęlbärg, d'Bi̦ra. Vor und nach ihrer Besetzung müssen die Vorweiden stark in Anspruch genommen werden.

Iⁿ d'Voorschę̊ß fehrt mḁ̊ⁿ oder zű̆glet maⁿ zwischen dem 25. Mai und dem 1. Juni. Früher aber, z. B. 1824, hielt man „Auffahrt" zwischen dem 29. April und 2. bis 4. Mai,[35] Enorme Vermehrung des Dürrfutters (S. 208) gestattet heute, das Vorsaßgrün erst ordentlich ersprießen zu lassen, so daß die aufziehenden Tiere nid nü̦mḁ̊ⁿ bloß z'rätscheⁿ finnᵈeⁿ. Am 3. Juli war nach alter, starrer Tradition Bergfahrt,[36] wie noch heute im Freiburgischen, in Guggisberg aber später (z. B. 1678) unerbittlich am 24. Juni, dem Sant Jo=

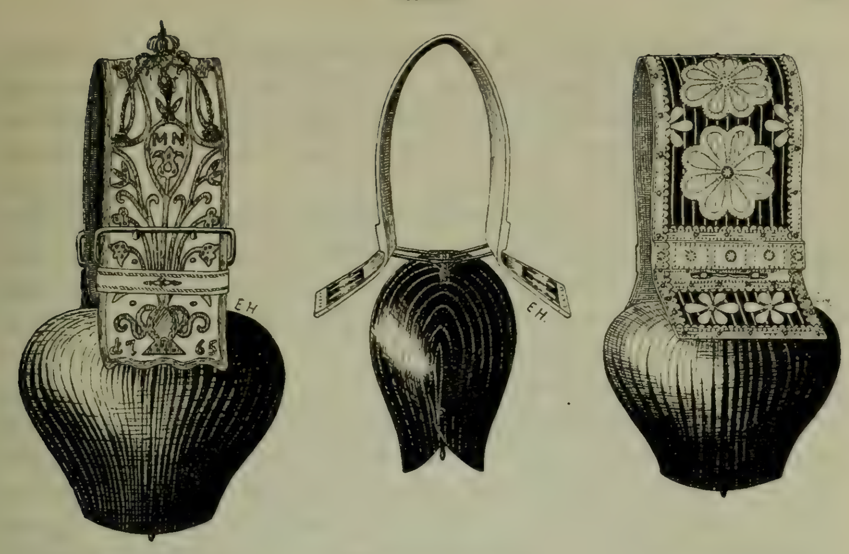
---

[34] RG. [35] Öf. Q 30 A 27. [36] DB. 161.

hannstag. Doch richtet sich nun auch im Freiburgischen, wer es kann und wagt, nach den Umständen. I'ⁿ g'miineⁿ Bärgeⁿ gilt immer noch ein fixer Alpfahrtstag auch für Guggisberg-Rüscheggs verschiedene klimatische Verhältnisse. Miisteⁿs fehrt maⁿ der erst Ziistig oder Donnstig oder Fritig im Heumanat: das wa ehnder iiⁿgiit oder iha chunnt. Nůmaⁿ aⁿ der Mittwucha fehrt maⁿ nie. (Den Grund siehe im Kirchenkapitel.) Milkenvorsaß und Gantrist bezieht man um Mitte Juni. Alpen mit gepachteten Bergrechten werden an eigens publizierten Tagen besetzt. Es heißt z. B. im Anzeiger: Seelibühlbesatz 9. Juni; Ottenleuevorsaß 31. Mai usw.

Die alte Poesie der Bergfahrt aber hat mit dem Vorwiegen der Jungrinderzucht aufgehört. Die Triheleni der Gusteni und Kälber feiern einen gar spärlichen Nachklang zum ohrenbetäubenden Gebrumm der eigens zur Bergfahrt den Kühen umgehängten Zügeltriheleⁿ, in deren eine meh weder es Määs g'gangen ist (mehr als ein Zehntelmalter). Oder auch nur zum töneⁿ' der alltäglich den Weidekühen angelegten Fäldtriheleneⁿ oder Glunggeⁿtriheleneⁿ, der „Glunggeⁿ" Freiburgs, der „Plumpen" Grindelwalds). Solche Triheli (die Trihela hieß 1465 „Trinkellen", 1628 „Trincklen", 1580 „Tringellen")[38] konnten seinerzeit auch als verschwiegene Behälter klingender Münzen dienen. So fand am 22. April 1580 „Uly Dürrenmatt in einer khutringellen under siner husschwellen 17 Sonnenkronen.[39] Eⁿ grüüslehi Trihela het oder ist aber auch ein überlaut lachendes, kleines oder großes Kind, das in den Tag hinein trihelet. — Der so musikkundige Guggisberger versteht sich indeß recht gut auf noch schöneren metallenen Sang. Tadellos stimmen in seinem Herdengeläute Paßgloggi, die wohl einem Kirchtürmchen enthoben sein könnten, mit einer vielfachen Anzahl Chalber glöggleneⁿ; und ein rechter Glögglimichel,[39] der sich in diesen Dingen nicht genug tun kann, schiebt Zwischentöne ein, welche eine zweiundfünfzig- statt zwölfstufig temperierte Harmonie herstellen könnten. Aber auch der nüchterne Bauersmann schaltet umgekehrt, wenn er schälliert (die Weideglocken umhängt), aus dem G'schäll seiner Herde nicht nur hiis'raamig („heiser") gewordene, sondern sogar an und für sich schön klingende

[37] Vgl. die Herleitung aus „Triangel": Gw. 359. [38] RM. [39] Ein hübsches Geschichtchen von einem solchen reproduziert (aus dem Conteur vaudois 1881, 6) L. Gauchat am Schlusse seiner Abhandlung „les noms romands des clochettes de vaches" im Bulletin du glossaire des patois de la Suisse romande 1909, 17—25, mit einer Illustrationstafel. (Der Romanist Dr. J. U. Hubschmied aus dem Pfarrhaus Rüschegg vermittelte uns freundlichst sowohl dieses Bulletin, wie auch den Band 27 von Gröbers Zeitschrift für romanische Philologie.)



Bügeltrihela mit Lederriemen. | Bügeltrihela mit holziger Chänka. | Bügeltrihela mit Lederriemen.

Glocken aus, welche aber wegen des aufgegossenen Eigentümer- und Örtlichkeitsnamens oder gar noch müßiger Zieraten mit der Zeit an Klang verlieren statt gewinnen. Denn seine Tiereni müüße^n wiide^n und gglöggle^n, aber schön! Ein echter Guggisberger von vierundsechzig Jährchen, der sich auch auf den redlich mühevollen Erwerb klingender Münze verstanden hat, erzählte mit spärlichen Worten, aber tiefer Bewegung, wie wehmutsvoll er auf langem, fernem Krankenlager dann und wann die heimischen Klänge vernommen. Das het mi^{ch} wölle^n mache^n z'vergaa^n unn^{d}er iinist. Für solch ein Geläute ist eben der Weg durchs Ohr nur eine verschwindend kleine Strecke des langen Weges zu dem in seinen Grundtiefen aufgerührten Gemüt eines nicht überkultivierten Natursohnes. Der „metallne Mund" einer Glocke spricht ihm bald vor, bald nach, was ein unerforschtes Geschick aus seinem Leben macht. Wenn am Tränkebrunnen oder an vorspringendem Fels-



Farbiges Glockenhalsband.

block eine Weideglocke reißt, so bedeutet das einen Riß im Lebensnerv des Eigners. Ein ebenso robuster, wie gemütstiefer Bauersmann läßt sich dann nur mit äußerster Feinfühligkeit über die Deutung eines solchen Omens hinüber heben: Wenⁿ eⁿ Glogga verspringt, su mues d' Mịịsterschaft us ᵈem Hụụs.

Mit der Ohrenweide harmonisch gestimmten Herdengeläutes wußten aber die alten Guggisberger die Augenweide von grụụslech schöneⁿ Chüehgloggeⁿriemmeⁿ[40] zu verbinden. Was sind die heutigen schmucklosen Lederriemen, die als Trịhe̥lriemmeⁿ oder Schellenhalter dienen, gegenüber den gelegentlich rot — mit Trachcheⁿbluet[41] — gefütterten, lieber jedoch mit schwarzem Leder überzogenen, in Messing kunstvoll oder doch zierlich ausgestochenen und dazwischen bemalten Chämpfeⁿ, Chämfeⁿ, Chänfeⁿ aus Nußbaumholz! Unser Ernst Hostettler hat deren einige dem Moder alter Grümpe̥lchammereⁿ entrissen und S. 197 verewigt. Solche Kunstprodukte kämen freilich auch in keiner Weise mehr zur Geltung in den versprengten Trüppelchen bergfahrender Jungrinder.

War das ehedem ein z'Bärg fahreⁿ! Voraus ein Troppeⁿ von Trịheleⁿchüehneⁿ mit Chänfeⁿ oder wịịßlå̊derigeⁿ Trịheleⁿriemmeⁿ mit schwarz-roten oder grün-roten Verzierungen. Dann eⁿ Troppela Glöggeⁿchüeh mit harmonisch gestimmten Glocken. Als Nachhut abermals ein Trupp Trịheleⁿchüeh, nur jetzt mit einfacher umgehängter Trịheleⁿ. Vor der Heerkuh her, welche im stächeⁿ mit allen anderen sich die Führerschaft erobert, marschierte der erste Mụni mit dem Mḁ̈lchstuehl zwüscheⁿ deⁿ Horneⁿ, der Stäfzgeⁿ des Beins versteckt in einem riesigen Meieⁿ. Wollte aber im Freiburgischen der Küherstolz ins Protzige, iⁿ d's Großhansiga, Großplöderiga ausschlagen, su sịⁿ vier Chüeijer uf vier Rosseⁿ vorụụs g'ritteⁿ. Im Guggisbergischen dagegen wollte das hochsommerliche Älplerfest in einer Bärgfahrtchü̥lbi einen ersten

[40] Die Zeitsch. f. rom. Ph. XXVII bietet S. 129—136 Nomi romanzi del collare degli animali da pascolo nebst illustrierender Doppeltafel von C. Nigra, und S. 609 f. einen ergänzenden Hinweis von H. Schuchardt („zur Methodik der Wortgeschichte") auf K. Hörmann: „Der Schellenbogen der Herdentiere und ähnliche Holzgeräte" im „Globus" 83, 7 ff., sowie „die Schellen der Haustiere" ebd. 30 ff. — Ahd. champ (Graff 4, 404) ist Fußfessel, Beinschelle und erinnert (vgl. Nigra) an gr. kampein (biegen, krümmen), auch keltisches camb-. Den Formen entspricht zunächst „die" Chämpfa und Chämfa, woneben sich als Dissimilationsform (vgl. „fäbne" = einfädeln) Chänfa stellen läßt, wofern man nicht vorzieht, hier an das von Schuchardt herangezogene canávola („cannabula" aus canna, Rohr), zu denken. Zu allem vgl. schwz. Id. 3, 299 unter „Chamb". Vgl. S. 143. [41] Ägler 7.

Vorläufer haben. Solchen Protuberanzen wurde aber (z. B. 1622) durch obrigkeitliche Verbote der Riegel geschoben.[42] Wir wissen nicht, ob die Gịiga (Geigenvorsaß), dieses Pendant zur Pfịiffa als oberstem Aufsatz der Egg, einem solchen oder andern „Anlaß“ den Namen verdankt.

Besser jedenfalls, das Festliche für Ohr und Auge verteile sich etwas mehr auf verschiedene Tage im Alpensommer und verschiedene Punkte im Alpenrevier. Ein Paradịisli freilich können bei der Last und Hast des heutigen Erwerbslebens sogar die Wirtschaften des Bergreviers nicht werden. Um so hịimeliger ist selbst die einfachste Tätschhütta, in deren Umkreis man auch an Regentagen doch noch d'Schueh aⁿ deⁿ Füeßeⁿ b'het. Daß früher auch im Guggisbergischen die zweckmäßig über das Alprevier hin verteilten Hütti an Platz der malerischen, aber sehr unvorteilhaften Dörfchen selten waren, beweist gerade deren Benennung als Stäckhütta, Wäleⁿhütta, die Aḷḷmithütta bei Riffenmatt und die benachbarte unnᵈeri Hütta auf der Horbüelallmend, d's Ụügstershüttli. Die durchgehende Stattlichkeit und Zweckmäßigkeit z. B. der zwei Hütten im Bụumsaaḷ, der vier an Müḷkeⁿ, der fünf des Hüttendörfchens Greenheⁿ u. a. wird auch von Alpinspektoren anerkannt, die dagegen von rationeller Düngerverwertung, von richtigem trĕniereⁿ (entwässern) und besonders vom Stịineⁿ rụummeⁿ weniger zu rühmen wissen.[43] Der Übergang von der Küherei zur Jungviehsömmerung muß hierin recht nachteilig eingewirkt haben, da selbst ein so strenger Beurteiler wie Oberamtmann von Ernst am 1. Juli 1824[44] schreiben durfte: „Die Schwarzenburger Alpen werden so ziemlich nach Siebentaler Art benutzt und behandelt und befinden sich — besonders die Vorsaße — eher im Zu- als im Abnehmen. Es wird mit Fleiß g'schwentet (wie 1593 vier „Stockgräber“ in der Schloßvorsaß „gerumpt“ haben),[45] und man scheut keine Mühe, das auf die Triften herabrollende Gestein entweder in Haufen (Hụ̈üffeⁿ) zusammenzutragen, oder aber trockene Mauern daraus zu verfertigen. Mit Umsicht wird der Dünger benutzt, und es werden auch bereits bei verschiedenen Staffeln große Jauchebehälter angetroffen.“

An Alpverbesserungen hat es seither auch im Schwarzenburgischen nicht gefehlt. Die schweizerische Alpstatistik von 1908[46] notiert an kantonal und eidgenössisch subventionierten Ausgaben für schwarzenburgische Entwässerungen 419, Tränkeanlagen 3402, Stallbauten 6113, Weganlagen 2204, für Räumungen und Einfriedungen dagegen 0 Franken.

---

[42] SB. L 192; RM. 362. [43] SchA. 133 ff. [44] Öf. fol. 30 A 24. [45] BG. [46] SchA. 24—26.

An der Züüni wird getadelt, daß sie infolge Bauart des Schrägzaunes vielfach teilweise ahi rütschi.[47]

„Wo Privatbesitz, da ist gewöhnlich mehr Verbesserungseifer; wo Gemeinschaft, da mehr Schlendrian.“[48] Dieser fällt jedoch keineswegs den zirka hundert erwachsenen Personen zur Last, welche die Alpgeschäfte besorgen und dabei rächt böös hiiⁿ, besonders wo der Mangel einer ordentlichen Stube bis zur Stunde bloß uf der Büni (der „Gastera“ Grindelwalds[49]) über dem Stall einen kärglichen Schlaf gestattet.[50]

Hutschaft.

Ein bisweilen recht geplagter Mann ist zumal der Hirt. Die Jungviehzucht bringt mit sich, daß die verschiedenen Abteilungen einer Alpweide, die nach ihrem baulichen Mittelpunkt so geheißenen „Läger“ (vgl. das jetzt für Heugewinnung eingeschlagene Gouserläger S. 51) oder „Staafla“ (in Freiburg und Simmental: der Staafel, 1572: der Staffel im Sortal) nicht mehr wie in den alten Küherzeiten auseinandergehalten werden. Da gab es nicht bloß dem Namen nach eine Oberwittmera, einen Wahlenhütten Oberböödeⁿ, eine oberi Fischbächeⁿwiid, ein obers Greetli, ein Ober- und Unn^deralpigleⁿ und all die Hällstettli (S. 190), wie noch einen obera und unn^dera Gantnerisch. Da verfügt also ein vor Höfnüüschegi (wählerischem Wesen) recht fahrigs und wunn^derigs (neugieriges) Weidetier über einen ungeheuren Spielraum, und wie bald ist ein Unheil da! Ein unerfahrenes Rind kann auf halbtrockener, abschüssiger Grasfläche uf alleⁿ Viereⁿ vorwärts zibeⁿ oder schüfleⁿ (von der Schwerkraft widerstandslos „geschoben“ werden), ja pfeilschnell daher schießeⁿ und zerschmettert im Abgrund liegen. Ein Dieb kann es entführen. Oder es kann, durch Zäune brechend, als verlaufenes „Maulgut“,[1] „Maulvieh“, „Mulaveh“,[2] als „Irrgang“, wenn nicht abgeholt, dem Finder (früher der Obrigkeit) verfallen.

Wo ferner ehemals „Roß und Rind zu Weid giengen“[3] (1606), da hiiⁿ si gägen enann^dere g'schlägeⁿ, und übermütige Füllen machten sich's zum Kapitalvergnügen, junge Rinder niederzurennen: z'ubersprenggeⁿ. Wie viel wertvolles Futter überdies dabei zugrunde ging, läßt sich auch dem Bau des Pferdehufes entnehmen, der selbst

---

[47] Ebd. 133. [48] Ebd. 132. [49] Gw. 416. 420. [50] „Nur Lische ist des Hirten Ruhestätte“: Nyd. K. 4.

[1] Eink. 68 (1787). [2] Hub. 4, 740; schwz. Id. 1, 649; Dr. Welti in Seft. [3] SB. B 99.

nach Entfernung des Beschlages sich tiefer in den Boden eingräbt, als der Spalthuf des viel schlappiger auftretenden Rindes. Drum, wa am viilsteⁿ g'hüetet chunnt, chunnt am miisteⁿ g'etzt.

Auch sonst hat der Hirte mit der Unberechenbarkeit des jungen Weideviehs sich abzufinden. Dieses steigt zwar bloß vor schönem Wetter und sozusagen als Verkündiger desselben wit iⁿ d'Hööiji, an steilen Gehängen in den fußsteigartig ausgetretenen Treijeⁿ festen Stand gewinnend, und bleibt bei Regen und dichter Bewölkung, die das Nachsteigen und Nachklettern so verdrießlich machen würden, in erreichbarerer Nähe. Nur Kühe aber, deren Futterbedarf mit der Milcherzeugung wächst, frässeⁿ am Aaben^d äärstiger und schöner wëder im Vurmittag, weil sie ahnen, daß die lange Nacht bevorsteht. Aber auch eⁿ Fůlimåra, dii dreejt[4] oder dii trückt deⁿⁿ erst rächt ihi! Nicht so viel Verlaß auf ruhiges Weiden zu gewissen Zeiten ist bei Jungtieren.

Je nachdem es also Roß in ereⁿ Porzion vaⁿ sächs bis acht Stuck (wie früher in ganzen Herden) für sich oder mit a=meneⁿ Troppeⁿ Gusteni zu hüten gab oder gibt, oder es Tröppeli Giiß, eⁿ Zileta Chüeh, es Tschüppeli oder Chüppeli wie früher eⁿ ganzi G'chuppela Schaf, eⁿ Tribeta oder es Tribetli Süü, überhaupt eⁿ Tschuura oder eⁿ Rieschela (Ss), Riescheleta Waar (wie auch Lüt), gestaltet sich die Hutschaft. Besonders sorgfältig hütete man begreiflich von jeher die Weidekühe. „Mit getribner Ruten ze Weid ze fahren" (1465): mit der Treibruthe die auf die Sommerweide fahrenden Tiere von Kulturschädigungen abzuhalten, einzelne solche unter Umständen als g'fangni Waar an der Hand zu führen, Füllen dabei am Schweif aaⁿz'litsche oder aanz'schwänzeⁿ, weidende Tiere aber fleißig z'chehreⁿ („uma z'wehreⁿ", „erwinden" zu machen), ist ein allgemein gültiges altes Gebot. Mit großem Fleiß sieht man heute starke Männer und Frauen bei freier Zeit die Frühlings= und Herbstweide an gefährdetern Stellen überwachen, wie dies auf der Tägwiid der Alp an ebensolchen Plätzen trotz guter Umzäumung geschieht. — Ein nicht weniger geplagter Junge ist, trotz der Beschränkung seines Gebietes z. B. auf den Plötschstriich und den Ägerteⁿstriich an der Nordseite der Egg, der Giishirt. Muß der doch namentlich aufsprossende Waldpflanzungen vor dem Zahn seiner allzeit wunn^derlegeⁿ und schlauen Tiere schützen! — Die Bedeutung des heutigen Jungviehhirten kam aber zu den Zeiten der Alpküherei in ganz besonderem Maße dem Schaf=

[4] Etwa wie der Seiler, dessen Maschine rasch eine erstaunliche Masse Werg verarbeitet hat.

hirt zu. Wir stoßen denn auch bereits 1772 auf eine Festsetzung seines Lohnes. Er erhielt, weⁿⁿ zwühunnᵈert Schaaf g'lụffeⁿ sịịⁿ, vom Schaf 8 Kreuzer; wenn dreihundert: 7; wenn vierhundert: 6; wenn fündert: 5; wenn sechshundert: 4; wenn mehr als sechshundert: 3. Marchzählige fünfzig und darüber galten als volle Hundert.[5] Nach neuer Ordnung von 1824 erhielten die Schafhirten aber 8 bis 10 Kreuzer vam Stuck.[6] Der Schaafruedi zu Rüschegg empfing 1780 und 1781 verschiedene Steuern; u. a. für ein Paar Schuhe 1 Krone 10 Batzen.[7] Der Scheeffer in der Lautermatt bezᵒg 1773 an Siechensteuer 15 Batzen.[8] Noch redet die Scheeffera bei'm Laubbach von der einstigen Bedeutung dieses Berufes, dessen Entlöhnung nunmehr von jeweiligen Abmachungen abhängt.



Der Scheeffer-Lasi
(Christian Ulrich) Rüschegg.

Als Gegenstück zum „Geis-Christeli" von Ernst Zahn führen wir hier im Bild einen 71jährigen Schafhirt als „Helden des Alltags" vor: Christen Ulrich beim Bach zu Rüschegg, Lăsis Chrịgeḷ oder einfach der Scheeffer-Lăsi genannt. Mit Unterbruch eines einzigen Sommers, während dessen er krank war, aber eher als wegen Krankheit vor Ḷengizịtị gstorbeⁿ weeʳ, hat er bereits vierz'g Summereⁿ an Aḷpigleⁿ g'hüetet. Gleichwohḷ würde er noch lange nicht daran denken, seine eigenartige Scheeffergịịsla als Ersatz des Hirtenstabs aus der Hand zu legen, wenn er nicht erfahren hätte, das³ mạⁿ wöḷḷi sịneⁿ Schaaffeⁿ der Chrŏmeⁿ ẹngger ziehⁿ.

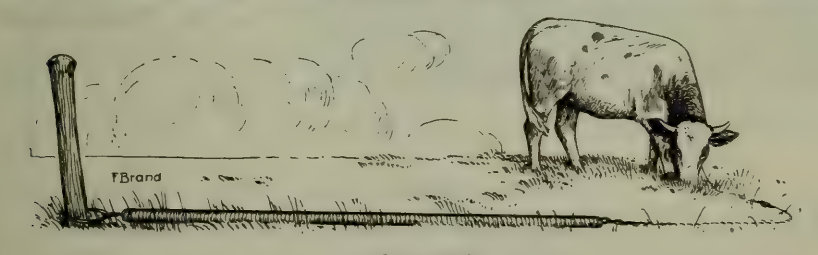
Wo dringende Arbeiten alle Kräfte ins Feld rufen und günstig ge-

---

[5] DB. 241. [6] Öt. fol. 36 A 25. [7] LR. [8] LR.

legene Plätze die Hut entbehrlich machen, ersetzt man letztere doch durch allerlei mechanische Mittel. Ein sehr altes solches ist der etwas rohe Zwang zu kurzen Schrittchen mittelst eines Stricks, der das linke oder rechte Fußpaar verbindet. Es ist dies das oberländische „hemmen", sachlich verwandt dem sehr alten „veinen".[9] Besser empfiehlt sich für Weidetiere die Z ų t t i. Eine ungefähr dreimetrige Stange trägt am einen Ende einen Eisenring samt W ä ļ ļ eⁿ r i n g, der über einen in der Weide eingerammten Pflock gelegt wird. Das andere Ende trägt eine Kette, an welche die H ä ļ f t e r a der Weidekuh derart befestigt wird, daß das Tier in jeder Richtung sich frei bewegen kann und einen Umkreis vom Halbmesser der Stange sauber abzuätzen in der Lage ist. Für die Ziege genügt am Platz des Eisenrings ein H a a g r i n g (Schweiffel[10]) und am Platz der Kette ein Strick, welcher an der C h ä n f a (S. 197) befestigt wird. Schwieriger ist es schon, die H a a g s c h l ų ų f f e r, Z ų ų n b ö d i g e r Raison zu lehren: Tiere, welche sich auf den Sport verlegen, Zäune zu durchbrechen. Schafen und etwa auch Ziegen mit solcher Neigung legt man, g ö b m ą n ų ų s l a a ß i (bevor man sie zur Weide treibt), die gegabelte T r ü e g l a[11] oder den bammelnden P ę n g ę l um den Hals, z ų ų n b r ü c h i g eⁿ Rindviehstücken dagegen die M ų s l a[12] über das ganze Gesicht. Wollen letztere nun durchbrechen, so pressen sie sich je zwei der Nägel, welche durch das an den Hörnern lose befestigte Brettchen getrieben sind, in die Stirnhaut oder in die Schnauze. Weniger hierin, als in der Blendung des Tieres durch ein schlecht gearbeitetes Brett liegt etwas Quälerisches.

Von derartigen an den Polizeistaat erinnernden Maßnahmen befreit und dafür, wo nötig, sorglich gehütet, freuen sich die Weidetiere weidlich



Die Zütti.

[9] Nach Burri 117; vgl. Font. 6, Nr. 279. Auf Grund von Tristan 15810: ein hündelin daz was gefeinet, denken mhd. WB. 3, 289 und Lexer 3, 49 an feinen: nach Art der Feen begaben, bezaubern, und an vein: fest, auch unverbrennlich (z. B. Holz). Das schwz. Id. 1, 835 führt aus Glattfelden (um 1650) an: „Ein Paar gveint Ring, die man braucht, wenn man Pfyl (Pfähle) schlägt zum Stegen (Errichten eines Stegs). [10] Gw. 255 f. [11] Lf. 71. [12] Vgl. den simmentalischen „Musel" (schwz. Id. 4, 483) und la muselière.

ihrer Freiheit. Kaum wittern sie, dem Stall entlassen, das erste Frühlingsgrün, da speḷchche^n sie, techchle^n, techchlen aab, und selbst diese plumpe Alte nimmt mit hoch gebogenem Schwanz einen urkomischen Ansatz zu einem grụ̈ụ̈slehe^n Ggump. Auch das in freier Stunde zur Abendweide geführte Roß entreißt unversehens die Häḷftera der noch so festen Hand und e^{n}tgịịt. Zum Einfangen Hereilende locken es an, chötten ihm: Choom, ső ső ső! Weniger Sorge um die rennenden Rinder machen sich die zu Hüeterbuebe^n bestellten, im Freien ihre Ferien ebenfalls „weidlich“ auskostenden Schulbuben, oder die es werden wollen: fünfjährige Dreikäsehoch, die fast säḷber noch als Kinder g'chindshịịrtet oder g'gụụmt werden sollten. Mit Gerte oder Peitschenstiel, doppelt so lang wie sie, wissen auch diese schon am zweiten Weidetag selbst einer tüchtig behornten Kuh Respekt einzuflößen. Gerne gesellen sich überhaupt Gleichalterige zu einander, und namentlich die herbstlichen Sonntagsnachmittage gehören — nach dem Schaafschịịd — wohl zu den schönsten ihres Lebens. Diese werden denn auch bei bbraatne^n Hä̋r^{d}öpfle^n oder Öpfeḷchüechlene^n ohni Tịịg, im Hüeterfụ̈ụ̈rli selbsteigen bereitet, nach Gebühr gefeiert.[13] Mögen diese Jungen nur zu den handfesten und entbehrungsfähigen Männern erwachsen, deren es bedarf, um die Strapazen des Sennenberufs im Gebirge auszuhalten! Als Vorbild eines solchen kann der Mann gelten, der, durch Umstände genötigt, als zwölfjähriger strammer Bube einen ganzen Winter lang mutterseelenallein in einem vorübergehend leeren Bauernhaus provisorisch wohnte, im Morgengrauen in die noch gefrornen Hosen und Strümpfe schlüpfte, zum Frühstück gefrorne Milch trank, worauf er zur Besorgung von zwölf Kühen und drei Pferden schritt. Das war die Kadettenschule des heute noch katzenzähen und geisteshellen Siebzigers — eine Schule strenger Arbeit und Entbehrung, die sich als herbe Schwester dem humanen Bruder des in unserer kultурseligen Zeit noch so äußerst nötigen Kinderschutzes zur Seite stellt.

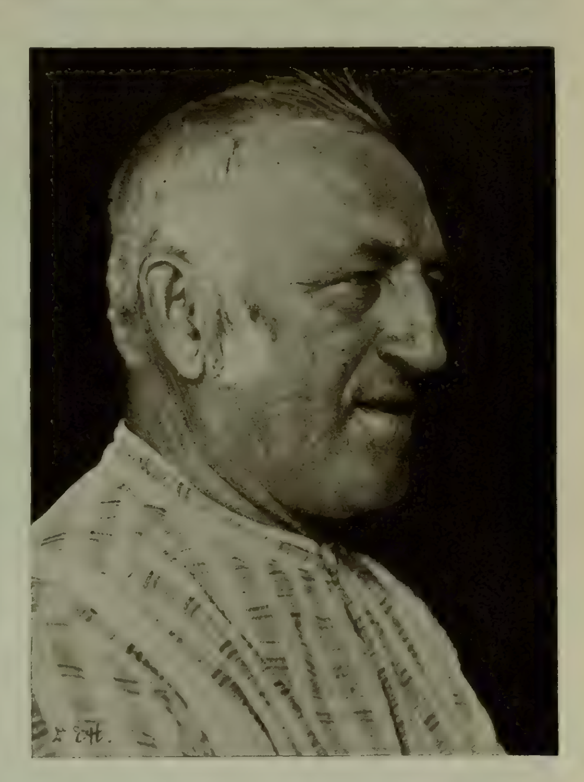
Wiese.

Bueben, uuf! Mer wii ga meeije!
Lue, der Himel röötschget schoo.
Das ist doch es Chätzer'sch treeije;
Us em Bett e Ggump jitz gnoo!
Ghörst de: Choli's schlaa scho drii;
Mier wii nit die löste sii![1]

[13] Vgl. Lf. 72 ff.

[1] Aus Ulrich Dürrenmatts „Guggisberger Mähderlied“ in „Schärmausers Liederbuch“ (Hz'buchsee 1884) 86.

Das bäärzeⁿ uⁿd treeije (zögernd sich herumdrehen, zögern) und liimmereⁿ („leimsiedern“) der jungen Schläfer weicht rasch dem Pflichtgefühl und Gehorsam, und während den sich rötenden Morgen der Dreiuhrschlag vom fernen Turm begrüßt, ziehen Vater und Söhne aus zur friedlichen Feldschlacht. Wie eine stramm geordnete, obwohl dem Tod geweihte Feindesschar stehen die taufrischen Halme und Stengel da, von keinem Platzregen nestermäßig i'n Böden ihi g'chrütet. Die kleine Schar der Mĕder braucht sich also nicht tirailleurmäßig aufzulösen, so daß jeder in eigener Stellung den Nästereⁿ beizukommen sucht, jetzt g'sch^trackta und jetzt chrumma meejt und bei jedem Streich riskiert, durch nid ųsi schlaaⁿ einen Struuß (ungemäht gebliebenen Mahdenrand) oder im Sensenzug einen Schnutz (schnurrbartähnliche Grasstreifen) zu hinterlassen. Das sähe denn auch aus, als hätten sie stümperhaft g'mĕderet, so daß sogar d'Gaaggereⁿ cheemi choⁿ zanggeⁿ, göb das g'meejt sigi oder niid. Solche Demütigung bleibt unsern Frühaufstehern erspart. Frisch stellen sich die Söhne hinter dem Vater, der voormeejt, in eine Reihe nnd mähen im Takt: halteⁿ Striich. Wie fest und mühelos zugleich sie mit der Linken den hinn^dera Wiirbel (den „Schwibel“) der Sense fassen, und mit der Rechten den vo^rdera Wiirbel oder das Wiirbi (das „Häuchli“)! Wie kräftig sie bei jedem Zug den hintern, breitern Teil des Sensenblattes, der mittelst des Züümli am Woorb hängt, d'Hamma z'Bödeⁿ trückeⁿ! Bekanntlich soll man ja meh mit der Hamma meeijeⁿ, wĕder mit dem Spitz. Nur so wird



Saagematters Fritz (Hostettler) **im Heuet.**

es möglich, wịt ụụsz'zieh^n^, die Sense lẹng z'zieh, füri z'haue^n^ und gründlich durchzuschlagen: dű̦ri z'haue^n^. Die hierin entwickelte Tatkraft verhilft auch jedem besonnen ins Werk gesetzten Unternehmen zum Erfolg: we^nn^ mḁ^n^ dű̦rihaut, su mues ẹs! Und es ist dann, als wäre das Werk mühelos im Umsehen vollbracht worden: sozusagen vur ^d^em z'Morge^n^ (vor dem Morgenessen), wie unsere Mähder tatsächlich rühmen können: Mier hịịs (z. B. das Mätteli) ab ghå̈be^n^ vur ^d^em z'Morge^n^! Die etwelche Verspätung des Frühstücks wurde erträglich gemacht durch aufs Feld verbrachte Kannen voll Milch und Kaffee. Ihren Morgenschnaps verlangen nur noch Heuer alten Kalibers, welche auch jede Zumutung von Zwischenarbeit bei Regenwetter „standesgemäß" von sich weisen und nur um den fixen Taglohn von drei bis fünf Franken (je nach Konkurrenz) für schön u^nd^ wüest ẹsi^ch^ [2] laa^n^ dinge^n^. Glücklich werden sie hie und da ersetzt durch mähkundige Ortsgenossen mit wenig oder keinem Erdreich. Ihnen voran mäht der Bauer und ist „glücklich wie ein König", wenn nach Abräumung von Heu und Emd eine ganze Jucharten große Wiese blank gemäht in der Sonne schimmert wi bbaartet (oder wi g'rassiert).

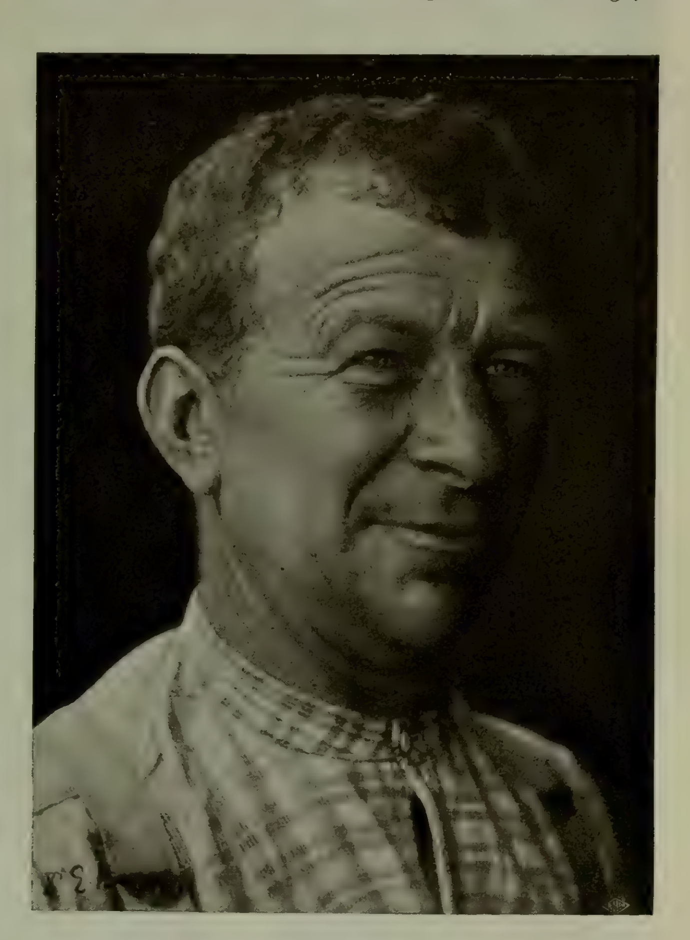
Denn Guggisbergs Gelände läßt die klappernde Meejmaschina und den drollig wie ein Hampelmann zappelnden, aber trefflich arbeitenden Heuwender nur in beschränkter Anzahl zu. Zum Mähen dient immer noch vorzugsweise die Så̈gẹssa (1628: Sägyßen, altdeutsch: säg-ansa, eigentlich das Werkzeug — der Wärchzű̦g — zum Schneiden). Dafür läßt sich die Sense aber auch ụụsbrụụhe^n^, bis am Blatt ẹgghi^n^ Stähẹl (Stahl) meh ist. Noch als „Schịịrbi": als bloßes Zịịhe^n^ van ẹre^n^ Så̈gẹssa dient sie zum Mähen des Getreides.

Ein so treffliches Gerät will aber auch mit einer Sachkunde behandelt sein, die bei seinem Aufkommen am Platz der Sichla manch einer erst spät lernte.[3] Dahin gehört schon das Schärfen der u^n^hauig gewordenen Sense: das wetze^n^ mittelst des Wetzstịịn. Dieser steht bei Nichtgebrauch im Stị^n^faß, das am Höse^n^ringge^n^ oder auch am Meejriemme^n^, Meejgurt, Meejbann^d^ hängt. Solches Wetzen genügt, bis d'Dengelig abg'wetzt und die Schneide verhöörnt (emmentalisch: verhöönt)[4] ist. Das Wort bedeutet auch unpäßlich, im Ung'rịịs, zur Arbeit untüchtig. Wen^n^ i^ch^ aḷbḁ so verhöörnta bịị^n^ (greife ich zu dem und dem Mittel).

---

[2] Analogiebildung zu ḁ^l^só = so. [3] Leuth. [4] Etwa wie zu „Schande" gschände, g'schente gehört, so zu „Hohn" und zu höön (zornig): verhöönt. Die Begriffsfolge ist: hochfahrend behandelt, verspottet, verbittert, kopfscheu, eine Leistung verweigernd, zu solcher vorübergehend unfähig. (Graff 4, 686—692; mhd. WB. 1, 707—9; schwz. Id. 2, 1364 ff.)

Die Sense muß nun scharfgeklopft: tengelet werden. Dies geschah, wie das Wetzen, früher rächt: so daß das Blatt mir beim Schärfen gleich wie beim Mähen die „rechte“, obere, konkave Seite zukehrte. Heute wird im Gegenteil links: lätz tengelet. Das Dengel- oder Tengel-g'schirr setzt sich demgemäß zusammen aus dem glatten oder briiten Tengelhammer mit der etwa quadratzollgroßen Stirnfläche, und dem schmalen Tengelstock, der in eine glatt abgeschmirgelte Kante ausläuft. Der Stock wird bei Nichtgebrauch durch Überstülpen mit einem Steinfaß oder sonstwie vor dem Verrosten geschützt. Er ist nämlich auf der geeignetsten Seite vor dem Haus in einen Holzblock oder noch lieber, weil der am besten in Egi het, in einen stiinega Block: den Tengelstiin eingelassen. Um die Dengelig oder Tengelig, d. i. die neue Schärfe der Blattschneide recht sauber herausarbeiten zu können, und nicht etwa durch vertengelen der Sense Scharten mit dazwischen frei heraushängenden Bruchstücken — Glögglenen — in die Schneide zu bekommen, wird das Blatt vielfach vom Worb abg'schlägen oder doch der letztere gegen den das tengelen



Schatters Lieb (Gottlieb Zbinden) z'mitts im Heuet.



Aufbruch zum Bergheuet. (Halb im Sunntig; vgl. „Mode und Tracht".)

Besorgenden zugekehrt. Oder gegen „die“ es Besorgende, müssen wir im Hinblick auf Weibspersonen beifügen, die bei Verhinderung eines Mannes auch diese Arbeit übernehmen.

Ethisch und ökonomisch zugleich schätzbar ist solcher Ersatz zumal in Sommern wie 1909 und 1910, wo keine einzige heuigi Wucha erlaubt, Tag für Tag Heuigs z'mache^{n} und am Samstag Abend zu rühmen: Dịs[5] Wucha hịị^{n} mer scharpf g'heuet! Wo man vielmehr immer zu klagen hat: Es ist hụ̈t aber ḁ^{l}so n e^{n} Lụụßitaag!



Bärgheuet.

Die Sonne lụụßet (blickt) bloß dann und wann zwüsche^{n} de^{n} Wuḷhe^{n} fürha, und die Heuer müssen jedem Sonnenblick gleichsam auflauern (lụụße^{n}), um die vom Regen zusammengebackenen Pätsche^{n} und Pätschleni Heu mit Gabeln oder Händen zu zerpflücken. Mi chunnt alba schier graaus[6] ob däm grŏsatte^{n}:[7] zette^{n} und tröö ḷḷe (dem erfolglosen Hin- und Herwenden des Heus, wie dem ebensolchen Hin- und Herschieben einer Ob-

[5] Entspricht dem starren Adjektiv des Englischen und dem unter Umständen auch in attributiver Stellung biegungslos belassenen Adjektiv des Deutschen. [6] Mechanisiertes Neutrum wie „volls“. [7] Lf. 80

liegenheit; vgl. das „tröölen“, die Tröölerei in der Justiz). Das ist um so mehr schade, da in Normaljahren im Schwarzenburgischen das Höww, Höuw[8] (oder nach nunmehr durchweg eingerissener Aussprache: Heu) und das Eemd (1800: Emt) sehr schöne und gute Ernten ergeben.

Der dem alpinen ähnliche Guggisberger-Hochsommer kann auch hier den zweiten Dürrfutterschnitt wie im Emmental auf einen Drittel des ersten bringen, obwohl der Guggisberger- wie der Oberländer-Tal-Heuet erst in den danach benannten Heuet oder Heumanat fällt. (Schon 1415 sehen wir den Juli als „Hewet“ bezeichnet, und 1654 findet ein Ereignis „vmb Hoüwet“ statt. Dem entspricht der neulateinische mensis fenalis.[9]) Der Heuet[10] findet auch hier seinen festlichen Abschluß in der Heueta, wo man mit Fliisch und Chüechlenen sich für die strenge Arbeit schadlos hält und, nachdem für 'nen jedera Heuer en Maß Wiin zur Stelle geschafft worden, gründlich der Heustuub ahi schweicht. Den Unterschied eines vollen Monats zwischen dem unterbernischen und guggisbergischen Heuet benutzen selbst sehr angesehene hiesige Söhne und Töchter, um erst im Lanndgricht (S. 5) und dann daheim Heuet und Heueta mitzumachen. Bauernsöhne hinwieder begeben sich, nachdem daheim der Talheuet vollendet ist, etwa auch zum Bärgheuet in den Vorsaßen oder selbst auf geeignetern Alpen, wo besonders gute Blätzen oder Eggen für Heuig's z'machen (für Lägerheu) oder allfällig fur z'gräsen iinzuunet sii n. Auch das in schwerer Erreichbarkeit dem Wildheu nahekommende Ritzheu (S. 191) reizt wohl seine Unternehmungslust.

So lösen sich flachländisches und voralpines heuen und wohl auch eemden ab, sehr häufig bei verschiedener Witterung. Wenn si's unnden iin chüün iinpölen, su mues man 's oben iin iinsölen und umgekehrt. Das will sagen: Im einen Landstrich gestattet und gebietet das anhaltend schöne Wetter, in steter Eile und davon unzertrennlichem Lärm (vgl. das Polder, poldern = pölen, pöleeten und das gegenteilige süüferlich, hübschelich[11]) die Dürrfutterernte einzubringen. Im andern Landstrich läßt dagegen das Regenwetter immer nur halbe und ungedeihliche Arbeit zu. Da mues man sölen: gnues tuen, sich langwierig und langweilig abmühen, sei's mit Befehlen und Drängen und Bitten gegenüber Arbeitern (mi mues mit 'nen sölen),[12] sei's mit sälber machen, wobei man halb erfolglos pätschget, pitschgeret.

---

[8] Gw. 279. [9] Brinckm. 205. [10] Vgl. „Im Heuet“: Schwizerhüsli 1903/4, 156. [11] Lf. 426. [12] Gehört dieses „sole“ zu „der“ oder „das“ sol (Graff 6, 186; mhd. WB. 2, 2, 466): die Kotlache, durch welche sich ein Fußgänger und gar ein Lastwagen mühsam hindurcharbeitet?

Tage lang muß vielleicht das frisch gemähte Futter brittlige^n^ g'woorbet (zerlegt, so daß es aussieht wie ein Britt) liegen gelassen werden, bis ma^n^ öppis an ihm cha^nn^ mache^n^.

Gegenüber dem unterbernischen und neuemmentalischen Grundsatz: „brüetigs Heu u^nd^ riifs Ämd" läßt also auch der Guggisberger immer noch d's Heu zitege^n^, nur nicht verzitege^n^ (überreif werden). Er läßt es rootele^n^: durch gewisse Schmielenarten, wie das wollige Honiggras (S. 225), braunrot werden. Er achtet auf die Stüübeni: die fliegenden Pappus des Löwenzahn. Er will erst zur Sense greifen, we^nn^ der Holler (Hollunder) blüejt und we^nn^ d'Schwine^n^röhri oder d'Schwine^n^stengla ahi si^n^ (wenn die Löwenzahnröhrchen welken: paagget, tschäärpet (S. 263), g'schlåsmet chöme^n^ wie die von einer schleichenden Krankheit erschöpften Menschen). Dann erst folgt die Arbeit der Sense und die (hier[13] keiner Beschreibung mehr bedürftige) der Gabel: der holzege^n^ Gäbla und der viertschinggete^n^ eisernen. (Der Zinken heißt auch hier der Tschingge^n^, Gäbeltschingge^n^ im Gegensatze z. B. zum Båre^n^tschingge^n^ als Handhabe der Stoß- und Tragbahre.) Zur Anwendung kommt auch das Gåbeli als ebenso harmlos scheinende, wie zu versteckten Bosheiten dienliche Waffe, so daß Menschen, die einander hassen, enann^d^ere^n^ uf ^d^em Gåbeli hii^n^. Die verschiedenen Gabeln dienen nacheinander zum worbe^n^ des grünen, zum chehre^n^ (wenden), zum wälmle^n^ (uufräche^n^) und darauffolgenden spriite^n^ (zette^n^) des halbdürren, zum gäble^n^ oder schöpfe^n^ (z'såme^n^ mache^n^) des dürren und einzuheimsenden, zum ruumme^n^ oder (wie unterbernisch) fulle^n^ des kunstgerecht zum Heustock aufzuschichtenden Futters. Für spärliche Lagen und Reste muß der Rechen aushelfen: der allgemein übliche mit hölzernen Räche^n^böglene^n^, buchenem Räche^n^jooch und Räche^n^zenn^d^e aus Hasel oder Kirschbaum, wa gärn luuffe^n^ — oder aber der dem großen, schweren, eisernen „Wolf" des Unterlandes nahe kommende Schliipfräche^n^ oder der groß Räche^n^. Er heißt, wie früher nur der hölzerne Halmräche^n^, auch der Chöli. Schwer, wie er ist, wird er in langen Streifen hin und her gezogen: mi zieht der Chöli. Zum letzten Raffen der Rächeta für Schmalvieh dagegen (S. 157) wird der (gewöhnliche) Räche^n^ g'striipft. Den letzten Dienst am Heu verrichtet der Rechen an der Abrächeta: den vom gebundenen Heufuder lose herunterhängenden Halmen, die man abrächet, um sie nicht während des Einfahrens zu verlieren. Übertragen ist die Abrächeta der kleine Rest einer (z. B. etwa an der Bergrechnung, S. 194) zu vertei-

---

[13] Vgl. zum Ersatz Lf. 78—82; Gw. 279—290.

lenden Geldsumme, wa nid uufgiit (sich nicht mehr ohne Rappenbruchteile aufteilen läßt). Ein ausnahmsweiser Dienst dagegen gilt einer so dünnen Emdlage, daß man ausruft: Eh, das cha^{n} ma^{n} nid e^{n}maal rächts und linggs chehre^{n}! Gabeln und Rechen helfen einander bei Regengefahr zum birlege^{n} (freiburgisch: birlinge^{n}), d. h. zum Aufhäufen der Birlege^{n}. (Der Birlig: der Schoche^{n}, das Schöchli des Emmentals.) Umfang und Gewicht des Birlig, den ein Mann zur Not zu umklaftern und zu tragen vermag, machten ihn zu einem Naturmaß für Dürrfutter geeignet. Man frägt etwa noch: wi menga Birlig Heu oder Emd hest g'macht? und 1604 schätzt ein durch Marchsteinverrückung Geschädigter, er könne künftig einen guten „Zattbirling" weniger Heu machen.[14]

D's Heu ist dür^{r}'s (1804: „getröcknet"); es chrüüspelet (rauscht beim Berühren); mi cha^{n}'s näh^{n}. Heran den Schnägge^{n}! heran den Liiter- oder den Brügiwaage^{n}! Es zappeln die Hände, es eilen die Füße, und im Umsehen steht ein Fuder bereit zur Abfahrt. Wie aber, wenn es schlëghaal: auf einer Seite höher als auf der andern (S. 22) geladen wäre! Ein auf- und abwiegendes punggle^{n} oder hoppere^{n} über faustgroße Steine im Weg, ein donnerähnliches rumple^{n} auf der Einfahrt, und — da liegt die Ladung am Boden, zehn Schritte vor der Heubüni. Und der Fuhrmann mit den geschulten Rossen hatte doch abermals seine Probe so gut bestanden, den schwierigen Rank zum I^{n}fuehrtäntsch (zum „Brüggstock") so meisterlich gefunden, trotzdem der letztere erst vor einem Jahr errichtet worden war! Vordem ließ nämlich das Tätschhuus (S. 331) keine Wagenfahrt zur Bühne zu. Da mußte man, wie noch so häufig namentlich in den kleinbäuerlichen Vorregionen des Eggzuges, beim heue^{n} und eembe^{n} nach Oberländer Art Tueta (Tueheta, ein Seiltuch voll) um Tueta, schließbar mittelst der lederschleifenartigen Rätessa[15] zum tristne^{n} auf eine bestimmte Stelle im Feld herantragen. Um eine signalartig eingerammte und verstrebte, etwa 7 m hohe Stange schichtet man mit der ebenso langen Triste^{n}gäbla das Futter kunstgerecht zur Trista oder auch nur zum kleinern Tristli auf: dem kegeligen, unten etwas ausgebauchten und oben etwas eingeschnürten Haufen. (Vgl. die anderwärtigen „Tritschen", das „Tritschwängli"

---

[14] SB. G 29. Vgl. schwz. Id. 4, 1502—4 mit der Herleitung aus bërn (tragen: mhd. WB. 1, 137—158). E. Tappolet denkt in seiner Abhandlung „les termes de fenaison dans les patois romands" (Bull. du gloss. des patois de la Suisse romande 1909, 26—55) bei „Birlig" an gr. = ml. pyra, pirra, it. pira, afz. pire, Scheiterhaufen; im Wallis bedeutet à piron ein Heuhäufchen. [15] Vgl. Struppen und Triegla. Gw. 289.

Schangnaus als Pfrundberg u. dgl.) So sieht man in Guggisberg nebst Heu noch Streui, ebenso Holzscheiter (S. 105) zu Triste[n] aufgeschichtet. Eine Hausbucheintragung vom 29. November (also um die Zeit des ersten Schlittweges zur Abfuhr) 1880 verzeichnet 30 Franken als Preis von 2 Tristen Streue. (Vgl. oben den Birlig als Heumaß.) Obwohl ein Gipfeldach von Fichtenreisig (Chriis) die Heutriste gegen Regen- und Schneewasser einigermaßen schützt, ist ihr doch ein Heuschüürli auf der Matte oder (wie 1544) eine „Höüwlegi" bei Hirschhorn[16] weit vorzuziehen, wofern nicht das Tätschhuus selbst Raum genug zum Bergen des Dürrfutters bietet. Da ist freilich das ụhi gäble[n] und selbst das primitiv maschinelle ụhi vendiile[17] (hinauf befördern z. B. mittelst des Wellrades) auf den Heustock äußerst mühsam und zeitraubend. Dazu kommt erst noch das rụụmme[n] (des Heus von der Bühne auf den Stock): das fülle[n] oder fulle[n] (S. 211) und das verschüttle[n] der Heuspriiti, damit das Futter fester chömi und während der Gärung (wil es im Jääs ist oder jäjet) nid vergraauwi und mägg's (übelriechend) werde.


Heuruupfer oder Heuheegge.

So ein Heustock, der e[n] Wüüsch Chlaafter faßt, repräsentiert also eine respektable Summe von Arbeit; und es ist „nicht ganz ohne", wenn die alte Schule so eine Heustockrächnig mit und ohni d'rụsgrächnetem Treem und Chőmi (Balken und Kamin) als Examenparadestück kultivierte. Ein einfacheres Exempel solcher Art bietet eine „Heu-ausrechnung im Spülibach 1838. Heu auf dem Kühstall, a. d. Stübli, a. d. Roßstall, und das Emd thun zusammen 37 Klafter 191 Schu. Abzug: Das Köhmi thut 141 Schu, Mur und Holz 24, der Boden höher 26; Heustock also 36³/₄ Klftr. und 4 Schu, in Geld 202 Kronen 7 Bz."[17] Zum Heusack (neben dem Chor[n]sack) zu Wahlern gehörte um 1543 ein „Heustock" als Flur. „Der Höüwstock, Holz und Wald, zum Ried am Schwarzwasser, stößt an den Kornsack und den Burgbach" (unweit Schwarzenburg).

Unter strenger Sorge für Stock und Duft wird denn auch heute mit der Heuschroota, wurde früher mit dem Heurụpfer oder Heuhaagge[n] eine Tagesration um die andere ins Tenn hinunter geschafft. Wie buchstäblich, kann es darum bildlich statt der Mahnung „halt jetzt ein!" heißen: Es ist jitz de[n] gnue[s] Heu aha! Der aus

[16]. LG. 6[a]. [17] Nach dem Ventil als kunstreichst erscheinenden Bestandteil der Jauchepumpe, welche so auffällig vorteilhaft das Aufschöpfen mit dem Goon ersetzt.

dem Heuwall auf den Tennboden sinkende Abfall: das Bblüemt, Heubblüemt, ist besser wëder guets Emd und wird nur vom Verschwender als Pferdestreue gebraucht. Durchgesiebt, g'rönndlet (mit der Rönndla: mechanischen Getreidereinigungsmaschine, wie deren eine (S. 215) schwerfällig altmodische ins historische Museum Bern gekommen ist) 'putzt, bietet das Bblüemt eine wertvolle Beimischung zum Churzfueter (oder G'läck, wie man nun nach unterbernischem Muster sagt). Abgesotten, bietet es ferner ein ausgezeichnetes Hausmittel.

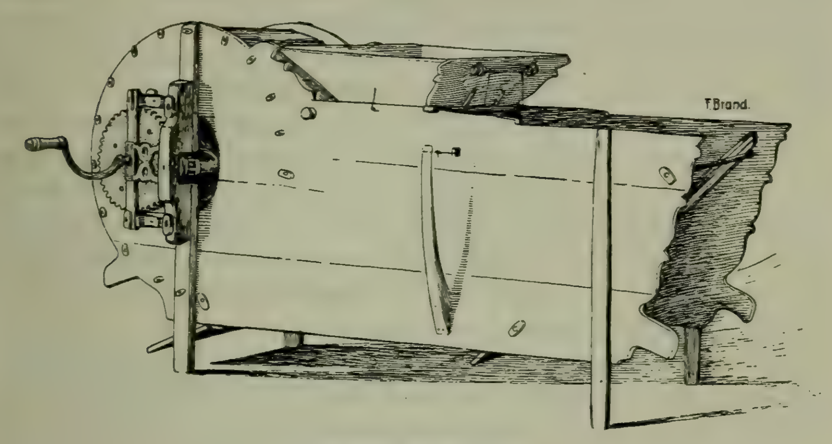
Z'Liechtmäß (2. Februar), als der Mitte des lęngeⁿ und stręngeⁿ Guggisberger Winters, in welcher der Bär (Berns) nit sol̦l̦ uber d'Al̦peⁿ luegeⁿ (wo kein klarer Himmel einen verfrühten Frühling ankündigen soll), sol̦l̦ maⁿ noᶜʰ d's hal̦b Heu uf der Bů̈ni haaⁿ. Wer aber nach Emmentaler Art pů̈ret, behält dessen soviel, daß er den ganzen Sommer über für die Nacht und den Frühmorgen seinen Kühen ęs Barʳetli Heu chaⁿⁿ ihi gääⁿ, und fährt wohl dabei. Der Guggisberger seinerseits erklärt: Viil̦ Heu uberlaaⁿ ist eⁿ schlächta Ri̦ichtum, uⁿᵈ z'weeng haaⁿ ist eⁿ großi Armuet.

Die Wichtigkeit der schwarzenburgischen Viehzucht und der davon unzertrennlichen Futter- und Streugewinnung, namentlich bei der frühern Alpwirtschaft, veranlaßte die Doppelregierung wiederholt und so auch am 17. November 1635 zu der Verfügung: „Kein Landmann darf Kraut, Heu oder Stroh ab den Vorsätzen verkaufen.“ [18] Gegenteils wurde die Erwerbung von Erdreich außer dem Amt und damit Hereinschaffung von Futter und Streue begünstigt. Hierüber beklagten sich aber im Jahr 1754 die Seftiger Gemeinden Rüeggisberg, Riggisberg, Burgistein, Rümligen, „Bletsch“ und Rütti in einer Eingabe an die Berner Regiernng: [19] Die auß dem Ampt Schwartzenburg besitzen Hinter bemelten Gemeinden 30 biß 40 Matten und Thun all Järlich daß Fuhter aus dem Landgricht (hier also Seftigen, vgl. S. 5 f.) abführen. Dazu kommt aber noch, daß sie der Enden alles feil biedende [20] Heüw und Strouw sowohl als Eüwer Gnaden Lächen als anderen Güetern auff Kauffen, Ver Theüren und abführen, dar durch daß Landgricht auß gesogen und zu einem dürren [21] Land gemacht, die Lächenschafften geschwechet, Eüwer Gnaden Zenden Vermindert und in Abschlag gebracht, ouch werden alle Schlächte Haußhalter durch dießen Schädlichen aufffkauff deß Fuhters da Hin Verleitet ihr Heüw und Strauw zum Schaden und nach Theil Ihr Eigen güe-

---

[18] SB. B 3; DB. 137—9. [19] SB. M 693. Wir zitieren anch hier, ohne mit störenden Anführungszeichen Original und abkürzende Übergänge auseinanderzuhalten. [20] Gebotene. [21] Magern.

teren zu Ver Kauffen. Hingägen Genießen die von Schwartzenburg Ein Großes Vor Rächt und frei Heit gägen Eüwer Gnaden Vnderthannen deß Landgrichts, Weil Selbige nicht nur In ansechen deß Militärischen Frey, Sonder ein gantz Beschlossen Land haben, in dem Sey weder Heüw noch Strauw, weder Holtz noch Fäld, nicht Eines Fuses breit Sömmerung auß ihrem Land Laßen.[22] Wann man Schon dergleichen Güeter und Sömmerung er Erbt, oder Er Heü Raten (e r h ṻ r a a t e t; vgl. aber g'h ṻ r a a t e ⁿ statt „geheiratet"),[23] auß ihr Land, Niemand den Raub f e r g g e n könnte, wie auch kein Sömmerung besetzen Ihr Läbwahr Milchspeiß, in summa die Fetigkeit Ihres Lands, Mehren-Theils Nach



Uralti Rönnla.

Freiburg fergen, obschon Ihnen Sonseiten (vgl. S u n n s i t a als Adverb wie s u n n e ⁿ h a l b)[24] Loblichen Canton(s) Freiburg allen auffkauff (a l l a U u f c h ụ ụ f) deß Fuhters Gientzlich Verbotten sein soll, dero Wägen sint die Suplikanten genöthiget, zu bitten, daß alle Futterausfuhr aus dem Landgericht Seftigen in den Amtsbezirk Schwarzenburg verboten werde. (Siegel am Platz der Unterschriften.)

Wirklich hatte Bern bereits am 19. Juni 1753 Ein Verbodt auß Schreiben gelaßen, daß weder Heü noch stroh auß dem Land solle Verkaufft und ent äußeret werden, welches dem Land Hierseits Nützlich und Sehr erbauwlich ist. (Vgl.: er het si ⁿs Güetli f r i i eⁿ chliiⁿ e r b u w w e ⁿ, seltener: e r b u w w e t, emporgebracht). Die Schwarzenburger sollen aber

[22] Zu ergänzen wäre: dürfen. [23] Nach dem Muster von raten, riet, geraten. Vgl. übrigens schwz. Id. 6, 1584 ff. [24] Dem Trunkenbold ist d'L ä b e r a S u n n s i t a g w a c h s e. So auch wohnt N. N. in der und der (Stadt-)Gasse „Sonnseite" Nummer so und so.

Vorhabens seyn in Nächstem sich Bey MGHE. nach zu Wärben vmb zu Trachten, daß das Verbodt gegen sie wiederum möcht auff gehoben werden; ja sie suchen neben Heu und Stroh ouch alle Spreüwer (Sprüijer zu Kurzfutter für Pferde) aus den Mühlen zu kaufen.

Datum Mühli Thurnen[25] 27. April 1754. Christen Kunkler, Freyweybel.

Der alsbald hierauf reagierende Berner Rat ließ sich bereits am 7. Mai 1754 berichten, daß auß der Kirchhöri Rüeggisperg in daß Ambt Schwartzenburg sind verkauft worden: 1. 24 Matten, bodenzinspflichtig auf dem Stift in Bern, halten circa 50 Meder (S. 243); 2. 3 Stück Mattland, circa 5 Mad (Maad), ebenda bodenzinspflichtig; 3. 3 Stück Mattland, circa 5 Mad, geben weder Bodenzins noch Zehnten. Speziell nach Guggisberg sind zwischen 1749 und 1759 aus Rüeggisberg verkauft worden 4 Stück Mattland und 2 ganze Heimwesen.[25]

Am 6. Juli 1754 traf der Berner Rat folgende „Vorsorgung":[26] Alle Ausfuhr von Heu und Stroh aus dem Landgericht Seftigen ins Schwarzenburgische ist bei Confiscation der Waare und 20 Pfund Buße verboten. Ausgenommen sind die vor 1746 erworbenen Güter. Es ist dies um so billiger, da im Amt Schwarzenburg alle Heu und Stroh-Ausfuhr verboten ist und hier nur die eingesessenen Landleute Güter und Erdreich kaufen können.

1756 aber[27] bitten Seftiger selbst um Aufhebung oder doch Milderung dieses Verbots, da sie mit den ihnen verbleibenden Matten ohne Einiche Haußenschaft oder Bestallung nichts anzufangen wissen (!) und sie erfolglos sogar von den Canzlen feilgeboten haben.

Die Regierung gestattete darauf die vielgenannte Abfuhr noch für dies Jahr, nicht aber für künftig.[28]

1758 erklärten drei Schwarzenburger, sie hätten in den Jahren 1746 bis 1751 von den Lannᵈg'richtlereⁿ Seftigens aus lauter Unwissenheit und Mißverstand Matten erhandelt, deren Ertrag sie nun nicht verwerten können. Sie baten um Zurücknahme jenes Verbots,[29] wurden aber abgewiesen.[30]

1770 sehen wir das nämliche Verbot auch auf das Lannᵈg'richt im spezifisch guggisbergischen Sinne, nämlich das von Sternenberg, angewendet.[31] Vor etwas Zeits kauften Peter Zahnd und Mithafte zu Rydegg (z'Ṙịdịg zu Steinenbrünnen), nahe dem steilen Aufstieg aus der Schwarzwasserau (S. 10), in derselben, aber rechts des Flusses, also „hinter Oberbalm", an einem wüsten Ort eine Matte. Diese trug

---

[25] Die Kirchgemeinde heißt Thurnen. [26] SB. M 707. [27] Ebd. 719 ff. [28] Ebd. 723 ff. [29] RM. 14. Febr. 1756. [30] SB. M 737 ff. [31] RM. 6. März 1758.

höchstens 3 Klafter Heu jährlich ab, und dieses mußte mühsam durch das (zeitweilig hohe und reißende) Wasser, sowie über den stotzigen und streitbaren (strịtbḁreⁿ) Weg (wie er es noch heute ist) auf den Achseln heimgetragen werden. Kaum hatten sie nun die Matte erhandelt, als sie vernahmen, Schwarzenburgische dürfen keine Lannᵈg'richt-matti kaufen. Die Matte sei aber, weil von Felsen und Flühen umstellt und den Überschwemmungen ausgesetzt, auch den Lannᵈg'richtereⁿ selbst unzugänglich. Die Inhaber baten, die Matte behalten zu dürfen. Allein der Bescheid[32] lautete: Der Kauf ist ungültig, die Matte ist zu versteigern. Sie wollte aber (laut Bericht vom 7. Juni 1771) statt 425 bloß 100 Kronen gelten. Zahnd und Pfeuti durften sie nun bis zu günstigerem Losschlagen behalten, aber weder Futter (!) noch Dünger von ihr abführen.

Das von den Ausfuhrverboten neben dem Heu betroffene Stroh — Strou — wurde und wird begreiflich nur im untern Amtsteil in größerem Maßstab produziert. Im obern wird es als Einstreu durch Laub und teilweise durch Lieschgras ersetzt: die Lịscha (ds) als Ertrag z. B. all der Lischereⁿ (S. 87), welche in der Namensform an die sachverwandte Binsera (1554[33]) erinnern.

Das Futter im grünen Zustand: das Chrụ̈t oder Gras (S. 188), entwächst im Gebiet der Alpwirtschaft mit seinen langen Wintern fast ausschließlich der natürlichen Rasendecke. Auch auf den kleinen Ackerfeldern, welche man wieder mit Wiesengrün bekleidet sehen will, genügen ein paar tüchtige Jauchegüsse, damit es wieder gwäsmi. Wie im Umsehen chunnt es choⁿ z'stụ̈ffeleⁿ (ersprießt es) und gruenet's auf dem neuen Wäsem.[34] (Vgl. das Wäsemacherli zu Bärenwart 1533, sowie die Geschlechter Wasem und „Wasmer".) Es bedarf also einer eigenen „anblühmung" (1695)[35] nicht. Der alte Guggisberger zieht d's Natur- dem Pflanzfueter: dem für das Unterland geradezu zur Lebensfrage gewordenen[36] Kunstwiesenfutter noch immer weit vor und kann sich nur langsam mit der neuen „Gräßerei" befreunden. Selbst wụ̈lḷᵈa Chlee, den er zur Verminderung der Blähgefähr laat aḷteⁿ, scheint ihm wertvoller als Ackerklee und all die übrigen so gehaltreichen Leguminosen. Er muß sich dann freilich auch allerlei unwillkommene Eindringlinge in seine Rasendecke gefallen lassen; die geben ihm uⁿfreesigs Heu, an welchem seine Tiereni z'erst eⁿ chlịịⁿ studiereⁿ. Oder er selber bekommt zu studieren an dem durch einseitige Aschendüngung hervorgelockten linnᵈeⁿ Lịịrigras, wa nit z'erdörren

[32] SB. O 923. [33] RM. 2. März 1771. [34] Analogiebildung zu Bodem, Fadem, Gadem. [35] RM. 5. März. [36] Bern und seine Volkswirtschaft 62 f. 105 f.

ist; an dem g'schläsmeteⁿ, g'lumperigeⁿ (g'lumpeligeⁿ, schlaffstehenden) Gras, wa nit z'ermeeijen ist; an dem zịligeⁿ (S. 248: kleinen, magern und überschlanken) Gras, wa nụụt ụụsgiᵇt (vgl. das hagere, kränkliche: das zịlig Frauelì); an ganzen unfruchtbaren Rasenstrecken, wo sozusagen ghịs Schmåli (S. 225) wachst, wo es freilich drum auch nichts z'verstueffeⁿ (vgl. das ermüdende dẹs umha stueffeⁿ), z'verstampfeⁿ uⁿᵈ z'verträscheⁿ [37] gibt. Im allgemeinen allerdings geben Guggisbergs und Rüscheggs saftig grüne und „bürstendicke" Rasenflächen ein treffliches „Mast- und Melchfutter" (1763). Da ist fürnåhms Fueter z'finnᵈeⁿ: chüen (üppig, wüehlig, vergleichbar dem chüeneⁿ Chammeⁿ legender Hühner),[38] fettig oder schmutzig sich anfühlend und dank seinem Gehalt ungewöhnlich schwer. So namentlich um ᵈeⁿ Hụbel um (S. 232 f.), wo es daher auch weit und breit die beste Milch gibt. Ein hier zur Probe usagschrooteta Schueh (Kubikfuß) gelagerten Heus wog 5200 g, das 216 mal so große Klafter also 22½ statt wie gewöhnlich 10 bis 12 Zentner. Es versteht sich, daß solche Eigenschaften vorzugsweise dem meh b'blettereteⁿ Heu zukommen, wie es z. B. im Jahrgang 1907 wuchs, während der Sommer 1908 meh g'schmälets Heu (mit vorherrschenden Schmielen) brachte. D's schööⁿst Heu ist freilich d's g'mischleta.

Wie es aber schon ein ethisches Gebot ist, e̥s n-ieder's Stümpli Gras z'Ehreⁿ z'ziehⁿ, ist es obendrein ein ökonomisches, zu sorgen, daß auch der Wiesenbau siᶜʰ äbertraagi. Der Futterraub muß auf den höchstmöglichen Ertrag gebracht werden. Es sind darum zunächst allerlei Pflanzenschädlinge der Mutter Erde vom Leibe zu halten. Denn mit der harmlosen Gesellschaft des Ummel (der Hummel), des Heustụffel (der Heuschrecke) und des Mụhịịm[39] (der Ackergrille), dieses Verwandten des Ggrịgger (der Hausgrille; auch bei gewissen Gehörleiden het mḁⁿ allz voll Ggriggereⁿ im Ohr) — mischt sich allerlei unheimliches Gesindel. Als gefräßiger Vertilger der Regenwürmer (dieser besten aller Ackerknechte), augenfälliger aber durch die Schårhụụffeⁿ (1804: Schoorhäuffe), die es mittelst des Chraauwer (Holzrechen mit Iseⁿze̥nnᵈeⁿ) zu brächeⁿ gibt (mi mues gäⁿ schårhụụffneⁿ), schadet der Schåreⁿ[40] (Maulwurf) auf mancher nicht eigens benannten Schåreⁿmätt. Drum werden dem Mauser als Entgelt für sein katzenähnlich abwartendes Geschäft (aber auch die Hebamme: d'Hĕbanna

[37] Erleichtertes tsch (als Gegenstück zu „aanhiimtsche" (S. 140). [38] Vgl. Kluge 270; schwz. Id. 3, 336; Gw. 388. [39] Id. 2, 1289. [40] Ahd. der scëro (Graff 6, 534), also n-Stamm wie haso = der Hase); mhd. (WB. 2, 2, 150) jedoch der schër, Schär.

giịt gaⁿ mụụseⁿ) für jeden Maulwurf zwölf und für eine Mụụs, die z. B. in der Mụụsera oder im Mụ̈ụ̈seⁿbödeⁿ gefangen wird, bloß zehn Rappen bezahlt. Da aber eine einzige Mụ̈ụ̈seta (eine Nästeta oder ein Nest voll Mäuse) die sonst schon verhängnisvolle Zahl dieser Nager ins fast Unendliche vermehren kann, sollte der Mụụser zum Gebrauch des Mäusevirus und des Ratin (zur Vernichtung auch des Ratteⁿ[41] oder des Ratz z. B. auf dem Ratzeⁿberg) verpflichtet sein.

Zum Glück ist dagegen der Chåfer (wie sowohl der Maikäfer als dessen Raupe: der „Inger", Engerling, heißt) im oberen Teil unseres Amtsbezirks wenig bekannt, weil in dem rauhen Klima d'Bruet nid fụ̈ụ̈r chunnt. Im untern Teil indes kann er in den Chäferjahreⁿ bis Mammishaus vordringen und Verordnungen, wie die von 1708, wonach von jeder Juchart eine Viertelmaß dieser Tiere aufzulesen war,[43] wünschenswert machen. „Da sint einihen Jahren auch das Amt Schwarzenburg durch die Käfer und Engrich[44] stark beschädiget worden und solches Ungezeifer die Landleüt in Elend und Armuth stürzen würde", erbat und erlangte 1783 der Landvogt Gasser die Bewilligung, das zum „Ungezeifer auflesen" anhaltende Käfermandat auch in seinem Amt zu publizieren.[45] Weniger schädlich wie „untenher" findet man in Guggisberg die den Maikäfern ähnlichen, kleinen Braachguegeⁿ und fand man diese „Braahetgüegleni" auch im Jahre 1828.[46]

Solchen Abwehren stellen sich die positiven Mittel zur Erzeugung eines fiịßteⁿ Bodens (vgl. die „feisten Matten" Schwarzenburgs 1533) zur Seite: mi mues d's Lannᵈ erbuwweⁿ („emporbringen"), indem man es buwt (düngt), ihm Buw (Dünger) zuführt. Unter solchem verstund man bis vor wenigen Jahrzehnden auch hier, wie im Gebirge des Oberlandes bis zur Stunde, ausschließlich den Stalldünger. Mit solchem wird die Vorsaß und Alp vom Staffel aus „gebauen" (1678[47]; vgl. erbuwweⁿ haaⁿ S. 215), indem man „bauw anleit" (1586).[47a] Seitdem aber der Kunstdünger auch im Guggisbergischen zu seiner Wertschätzung und Anwendung gelangt ist, wird von ihm der Stalldünger als Mist unterschieden. Seine nach emmentalischem Muster[48] sorgfältige Behandlung spiegelt sich in der Sentenz: mi mues zum Mist Sorg ha wie zum Zucker. Denn Mist ist über List. — Das Häärdli het aḷḷwääg noᶜʰ nie Mist g'seh! ruft man beim Anblick eines mageren Äckerleins. Däm han iᶜʰ unnᵈeri taaⁿ!

---

[41] Ahd. der ratto und die ratta, mhd. der rat und die ratte. [42] Kluge 114. [43] Till. 5, 418. [44] Ahd. engiring: Kornwurm (curculio). Graff 1, 350. [45] SB. P 717 ff. [46] Chr. P. 54. [47] DB. 162. [47a] PG. 21. [48] Lf. 96—98.

rühmt man im Gegenteil von einem wohlgedüngten eigenen. Dem Unterpflügen im Acker steht gegenüber die Kopfdüngung der Weide und Wiese im Spätherbst und besonders im Frühling, selbst noch nach der ersten Beweidung, wo der Düngerhaufen nun gänzlich weggeführt wird: er mues u̥u̥s. Das Mist aantueⁿ geschieht in zuträglicher Ausgiebigkeit; denn z'viil Mist frißt der Wäsem. Die im Frühjahr auf das Grasfeld gefahrenen Haufen werden mit dem Karst g'chraauwet oder g'hacket, dann in Häufchen zerteilt: u̥u̥s-g'woorffeⁿ (mi tuet der Mist aanpelzeⁿ) und schließlich mit hölzerner Gabel verschlägeⁿ oder vergli̥i̥chlehet (ausgeglichen).[49] So spät aufgebracht, könnte die Kopfdüngung leicht ein Raub von Krähen und allerlei Insekten werden. (Wer behaglich protzig und rücksichtslos vom Raube fremder Güter lebt, vertuet siᶜʰ, wi n eⁿ Chǟfer im Rösmist.) Bei anhaltender Trockenheit stoßt e̥s na u̥uf, uⁿᵈ d's Fueter wirt uⁿfreesigs. Es soll der Mist iiⁿrǟgneⁿ. Um dies zu erleichtern, wird er g'eggt und damit verri̥i̥neret. Die Egge: I̥chta oder (in spassiger Rede) d's Nähizaaggi wird mit Hegeⁿdorn (Hagedorn, Schwarzdorn) durchflochten und so zu einer Schli̥i̥pfa gestaltet, welche die (für Rasendurchlüftung und -Reinigung auch hier geschätzte) Wiesenegge vorteilhaft ersetzt. Solche Fürsorge ist begreiflich unpraktikabel auf der Alp. Da werden vielmehr den ganzen Sommer über die jeweils dem Ti̥i̥schhu̥u̥s (1796: Misthaus) unter dem Hüttendach enthobenen Ticheⁿ (Šš: der Ti̥i̥sch:[50] der Kuhfladen) u̥u̥sgschörrt. Das will sagen: sie werden auf ausgesuchten Stellen schön regelmäßig iⁿ Reiji zu Hü̥ü̥ffeleneⁿ u̥u̥staaⁿ. So lockt man die üppigen Graspöscheⁿ (Šš) hervor. Die mit solchen besetzte Alp ist gleich dem strotzenden Grün der Talwiese begreiflich ein ebenso sicherer Gradmesser der Wohlhabenheit wie der Intelligenz und Gwi̥i̥rbegi des Besitzers. Wenn nur jene (vielleicht dem blinden Glück verdankte) nicht für diese einstehen und der Satyre zu ihrem Recht verhelfen muß: der groß Miststock giᵇt d'Wi̥i̥shi̥i̥t!

Es bestätigt sich aber gerade in so unästhetisch anmutenden Arbeitsgebieten, wie dem in Rede stehenden, daß der in neue Lebenslagen hinein gestellte Bäärgler merkwürdig rasch auch die zu ihrer vorteilhaften Bewältigung erforderlichen Mittel findet, während die von den Urvätern geerbte Beschäftigung noch lange in alten Geleisen fortgeht. Nur schwer kam man z. B. von verderblichen mu̥tthu̥u̥ffneⁿ ab: der Erzeugung von Brannᵈhärd durch meilerartiges Verschwelen von Abfallholz und

[49] Einläßlicher: Gw. 272 f. [50] Eine der Begriffsabspaltungen von germ. „diskus" = gr. diskos (Scheibe). Eine andere solche ist „Tisch".

Rasenstücken (Mutte^n).[51] Wie es hier tagelang unter der erdigen Decke mutthuuffnet oder müdelet, so in einem Menschen, der müdelet: murrt, und so in einer gährenden Volksmasse, wenn im Kampf zwischen politischen, religiösen und anderen Grundsätzen durch das Einmischen unlauterer Beweggründe die Gemüter erhitzt worden. In ähnlicher Übertragungsweise spricht man von Entwässerung versumpfter und versäuerter öffentlicher Zustände. Dem Bilde liegt die Vorstellung von Sümpfen und Mooren zugrunde, deren Bestand seit Jahrhunderten durch gedankenlos betriebenes wässere^n noch vermehrt wurde. Es gab eine eigene Kunst, im Wässerland (1835), auf der Wässermatta d's Wasser fürer z'riise^n — aber eine ebensolche, einem gehaßten Anstößer d's Wasser z'verriise^n. Auf schurkenhafte Weise läßt sich durch die Schwere eingegossenen Quecksilbers das Wasser in den beabsichtigten Zug mitreißen. Mühsamer ist allerdings das ackne^n: das neue ziehen oder das tuuffe^n (öffnen) von Äcke^n (1559: „Ärkten",[52] acquæducti), von Wüere^n, Gräbe^n, „Friesen", und das Handhaben der Britsche^n. Gleichwohl wurde diese dem Wasser übertragene Nahrungszufuhr fortgesetzt, bis auch der Letzte einsah, wie der Boden Schärlig zieht (S. 224) und flügera chunnt, der Wäsem schlächtet, das zu rasch geschossene Futter fast nit z'erdör^ren ist und auf dem Heustock graaus chunnt. Aber auch die Sacketi Äsche^n, welche Jahr um Jahr in Plaffeyen und seiner Umgebung aufgekauft und dem immer gleichen Erdreich zugeführt werden, stehen in ihrer Einseitigkeit des Nährgehaltes weit zurück hinter dem Tünger (Kunstdünger). Dieser wird denn auch in den letzten Jahren, dank der Rührigkeit der landwirtschaftlichen Genossenschaften, selbst auf der 1200 m hohen Warmenseite und der Ladenvorsaß in einer ganzen Anzahl schwerer Secklene^n verwendet. Wo aber Schlagge^nmähl oder Schlagge^n (Thomasschlacke), tämpfts (aufgeschlossenes) Chnoche^nmähl, Kainit und Deekaaäß (DKS = Doppelkalisuperphosphat) selbst solchen Weg finden, ist es auch nicht zu weit für die reichlich uustaanni Bschütti. Diese wird mittelst der Pumpi oder des an Angle^n sich selbst immer wagrecht drehenden und anfüllenden Liirigoon dem Misch^tloch[53] (Jauchebehälter), enthoben und in der Mistwasserbüchti (der freiburgischen Düta) der



Liirigoon.

[51] S. das „Muttfüüre" Lf. 95 f. [52] B Staatsr. [53] Mist, goth. mächstus, gehört zu lat. mingere (harnen); vgl. engl. mist (dünner Nebel) und ind. mêghá (Wolke). Kluge 316.

Wiese zugeführt. Jitz het mạⁿ richtig dürᶜʰeⁿwägg oᶜʰ B'schụ̈ttichäfteⁿ unᵈ Ụụslụ̈ụ̈f.

Nach altem Brauch bewässert werden höchstens noch die Ụụffuehr=matti und =mätteleni, deren es unter dem Namen „Wässermatten“[54] früher viele teuer bezahlte gab, jetzt nur noch wenige im Preis gesunkene gibt. Als tiefer liegende Zugüter zu Heimwesen liefern sie an letztere ihren Heu= und Grummet=Ertrag als Ụụffuehrheuig (hinauf gefahrnes Heu) ab.

Ihr Wert ist etwa der des für Pferde tauglichen Möshẹu von einem Lischeⁿ= oder Fuetermoos. Von solch ehemals häufiger Bodenart reden all die Moos, Chüehmoos, Genseⁿmoos (1741: Gäntzenmooß), Schụ̈ụ̈rlimoos, d's fịịster Moos (1645, zu Albligen), „Mütmos“ (1356),[55] Deeḷḷmoos, Drunggli(moos), das Mösi und die zwei Mụ̈sli (1533: Müßli, 1355 Müslin). Besonders unter hohen Alpweiden gibt es nicht selten Moosbäärgeⁿ (moosechte Berge, 1604), wo es mösig ist.

Die liṇdzügegi oder schwịịsegi (moorartige) Moosmatta führt über zur Matta als Erzeugerin des besten Futters: als fenagium (1356).[56] Da begegnet uns die Matta als hochaltertümliches, schön gelegenes Heimwesen (sehr oft 1533),[57] wie zu Rüeggisberg z. B. die Gamsmatta (1354 und 57).[58] Häufiger stoßen wir auf die Kollektivform Matteⁿ (als Vorbild des Plurals Matti): „Die Matten von Schwarzenburg“ (1336),[59] heute d'Dorfmatteⁿ als Eigentum der Dorfburgerschaft Schwarzenburg, „die Schönmatten“, jetzt die „Hinterweid“ (1645); die Rütimatten (1484); „die Lutermatten bei Hirsmatt“ (1533); die Lugimatten zu Albligen (1645); die „Bleüwmatten“, 1763 für die Pfrund Wahlern gekauft;[60] die Widmatten bei Kirchberg (1361)[61] usw. Dem Hụ̈smätteligrat und dem in den Heubach fließenden Hụ̈smätteligräbli entspricht die Hụ̈smatt bei Steinhaus und dieser in der Form, aber mit Endbetonung die Karli=Hatteⁿ=, Rịịfeⁿ=, Gopplis=, Herʳeⁿ=, Ääkeⁿ= oder Äckeⁿ=,[62] und die Buntzenmátt (1714);[63] ferner die Búech=, Eich=, Stóckmatt; die Rös= und Hirschmatt (1533: Hirsmatten);[64] die Saḷzmatt, die Lụ̈termatt, Ringgeⁿmatt (1690), Neu= und Neueⁿmátt. 1357 wird ein matbletz und ein aker zu Schwarzenburg erwähnt. Der „hochen matten“ entspricht das Höhmáttli; auch das Gaußmattli zeigt das umlautlose Diminutiv wie einfaches Mattli.[65] Die „Homatt“ bei

---

[54] SB. O 753. [55] Font. 8, 147. [56] Ebd. 139. [57] RGU. [58] Font. 8, 37. 180. [59] Font. 6, 272. [60] SB. O 747. [61] Font. 8. 429. [62] Vgl. „Eigennamen.“ [63] LG. 23ᵃ. [64] RGU. 64. [65] Font. 8, 371.

Thun (1360) aber heißt heute Homaad. So gibt es ein Frịdlis-maad und (1533) ein Kilchenmad. Zu Birhen aber gehört noch jetzt ein großes Stück Emdmaad (ẹ), wa noch nie g'chehrt choon ist (nie gepflügt wurde). Es erscheint urkundlich 1713 und bietet den Übergang zum Gemeinnamen, dessen Mehrzahl wir 1533 zu lesen bekommen: von dryen mederen an der roten furen zu tellen 1 ß 1½ δ.[66]

Weid- und Wiesenpflanzen.

Guggummerli, Guggummerli, was trüümelist du so süeß?
„I trüümele, i trüümele so süeß vam Paradiis."
Guggummerli, Guggummerli, wa hest de du di Maa?
„Det äne, det äne, wa d's Wasser düra chaa."
Guggummerli, Guggummerli, was macht de det di Maa?
„Är liit di roote Höseli aan u lachet wie n e Chnab."

Dies Wechselgespräch führen Kinder mit einer im Garten gezogenen dicken (gefüllten) Spielart von Lichtnelke. Gezackte Blätter und schmalere Blüten unterscheiden dieses Gụggụmmerli als Wịịbli von einer andern Art ihres Geschlechts als dem Männdli. Weibchen und Männchen gibt es ebenso unter den Zitröösleneⁿ (dem Huflattich); jene haben mehrere Stengeleni (Staubgefässe), diese zufällig bloß eins. Eine größere und eine kleinere Zahl gut ausgebildeter Griffel scheidet gleicherweise zwischen Hengeleneⁿ (Schlüsselblümchen). Es können aber auch ganz verschiedenartige Pflanzen sich als Paar zusammenfinden. So ist seltsamerweise die Taumänta (der als „Tauminze" umgedeutete Taumantẹl, auch Frauenmantel geheißen) das Männchen des Vergismeinnicht. Besser verstehen wir diese an die Grindelwaldner[1] Botanik erinnernde Geschlechtigkeitskunde, wenn wir Linden und Ahorne als Paare vor die alten Bauernhäuser gepflanzt sehen (s. unter „Gehöft"). Wie diese Haus und Hof in Wirklichkeit, schützen den Stall angeblich, wenn in die Stallschwelle eingebohrt, ein Männchen und ein Weibchen der Nụụnhemmlera (Siegwurz, Allium victoriale).

Diese Unterscheidung genügt den meisten, soweit es die Theorie angeht. Sie ergänzt sich durch die praktische, nach welcher es einfach Nutzpflanzen und nụụtnutzegi Pflanzen: Gjätt gibt. Als solche „erkennt" man sie zur Genüge auf den ersten Blick. Mi brụụcht nid na'm Wụụ̊rzli z'gräbeⁿ, weⁿⁿ maⁿ d's Chrụ̊tli b'chönnt. Gemäß

[66] Zu Mahd, Matt und Matte vgl. Kluge 244. 251; schwz. Id. 4, 548 ff.; Gw. 276 f.; Lf. 67—69.

[1] Gw. 232 f.

dieser Sentenz verzichtet man ebenso auf näheres Kennenlernen antipathischer Menschen, auch auf die Gefahr hin, uf enes Irrchrṻtli z'trappe". Das bedeutet ein Irregehen: bildlich des Urteilsvermögens, buchstäblich aber der Füße z. B. eines Verunglückten, dem irgend eine trügerische Decke das Verderbliche seines Weges verhüllt hat.

Sogar Pflanzen von so hervorragender Nützlichkeit wie die zahlreichen Löwenzahnarten benennt man obenhin gemeinsam als Schwį̄ne"chrụ̈t, oder nach Pflanzenteilen als Schwį̄ne"bluemme", als Schwį̄ne"stęngle". Höchstens Leontodon hastilis heißt für sich das wältsch oder das pitter Schwį̄ne"chrụ̈t. Hinwieder ist pittera Schä̋rlig Chaerophyllum aureum, der gelbfrüchtige Kälberkropf. Er gibt u"fründlechs Heu; man sieht ihn daher ungern da und dort oberi Hannᵈ näh" (überhand nehmen). Verachtet ist gleich ihm der wįįß oder der früej Schä̋rlig: der Waldkerbel, Anthriscus silvestris, sowie der Mösschä̋rlig: der haarige Kerbel, Chaerophyllum hirsutum. Diesen Pflanzen gleicht in etwas der Pụ̈dęręch: Bärenklau (Bä̋re"tąlpe"), Heracleum sphondylium. Seine Blätter werden vom Vieh gern genommen, erzeugen aber leicht Blähungen. Nutzlos sind dagegen die fast meterhohen Stengelbüschel, die gleichsam als lächerlich hochmütige Gerngroße sich über die guten Kräuter und Gräser erheben und doch nur protzig zwerghafte Pụ̈dere" sind. Ähnlich steht es mit dem breitblättrigen, dornenfreien, milchigen Sụ̈ʷdistel, gleich der Sumpfkratzdistel, Cirsium palustre, etwa kurzweg der Distęl geheißen. Das Kraut ist für das Rindvieh u"freesigs, wird jedoch gedörrt vom Pferd sehr geschätzt. D's Roß het nụ̈ünmąl ụụf, gob ę̊s 'ng g'frässe" het: es erhebt sich vom Liegen immer wieder, bis die allfällig in der Krippe verbliebenen Reste dieses Futters sauber aufgezehrt sind. Auch die Kleearten werden sehr ungleich geschätzt. Obenan steht der der Spársetta und der Lṻssäärna an Wert gleichkommende Rotklee. Der nur 2—3 Jahre dauernde Acherchlee und der mehrere Jahre dauernde Matte"chlee sind sehr verbreitet. Die honigreichen Blütenköpfe heißen Zuckere" oder Sụggeni (Einzahl: das Sụggi). Auch die Bä̋re"tąlpe" des Wundklees werden geschätzt, dagegen nicht die Köpfchen der Schwaarta oder des Wąldchlee (Cytisus sagittalis, geflügelter Geißklee). Stį"chlee oder gą̈lba Chlee ist Trifolium procumbens. Der Heilandschlee oder Bluetchlee ist eine Gartenpflanze; auch der Schotenklee, Lotus corniculatus, wird mit dem Namen Heerʳe"schüehli als Zierpflanze hingestellt. Als Kinderspiel aber wird der mittlere Wägerich, Plantago media, der Schụụmläcker behandelt: Kinder formen sich die Blätter zu Löffeln, womit sie beim Melken den Schaum dem Milch=

gefäß entheben. Als Safferetlöffel dagegen wird die Kapuzinerkresse (das „Stigüüferli") bezeichnet. — Hänefues heißt nicht sowohl Ranunculus acris, welcher vielmehr das Gliißi genannt wird, als der Geißfuß, Aegopodium Podagraria, ein gutes Futterkraut, was das Gliißifueter im gedörrten Zustand teilweise auch noch wird.

Die emmentalischen „Riischgraaswüürzeⁿ", welche auf einmal befallenem Boden nur schwer auszumerzen sind, treiben die danach benannte Quecke[2] (Triticum repens): das Alheⁿgras oder Uwhegras, auch Iseⁿgras geheißen. Es wäre als Heu geschätzt, wenn es nicht in zu dünnem und gleichwohl alle andern Pflanzen verdrängendem Stand chneueti (bis zum untersten Knoten sich über die Erde legte), damit der so wie so es nur mühsam schneidenden Sense entschlüpfte und so in dem wieder ersprießenden Grün der gemähten Wiese längere Zeit häßlich gebleichte Stellen: wiiß Tschäggeⁿ („Blasen") hinterließe. Alhefüreⁿ (1533: Alkenfurren) heißt danach eine Schwarzenburger Flur. — Der Sense entschlüpft auch vielfach der Fätsch. So heißen verschiedene Gräser auf vielbetretenen Plätzen, welche den beharrlich (auch in Grindelwald[3]) auf sie gedeuteten Fäätscheneⁿ angewiesen werden. Eins dieser Gräser ist das Zipperschmåli (Poa pratensis). Als „Schmiele": schmale, d. i. schmächtige, kleine Pflanze[4] bezeichnet man zunächst ausdrücklich die rooti Schmäla: das wollige Honiggras, Holcus lanatus. Wenn nämlich dank ihrer hervorstechenden Farbe im Juli überhaupt d'Schmäli aanfeeⁿ rooteⁿ, su ist's näha für z'heueⁿ. Namentlich aber das Emd wird durch sie rostig (rostrot), aber ebenso auffällig auch gut. Zudem ist die Pflanze so genügsam, daß auch auf einer recht vernachlässigten Wiese doch immer noch root Schmäli „neben Katzenstielen und Hungerblümchen" fortkommen. Gleichfalls auf magerem Boden gibt's sülberigs Heu, wenn dort d'Sülberschmåli vorherrschen: das Geruch- oder Ruchgras, Antoxanthum odoratum. Ein außerordentlich geschätztes Futtergras aber ist die Avena flavescens, der Goldhafer, welcher allsommerlich zweimal in Ähren schießt. Er ist nicht zu verwechseln mit der ebenfalls rasch wachsenden Häberschmäla: der Gerstentrespe, Bromus mollis. Auf einer Verwechslung muß es beruhen, daß die sehr gute Dactylis glomerata, das Knäuelgras, zwar ebenfalls Chnäuel- oder Chnollgras, daneben aber Alpeⁿfromeⁿtaal genannt wird. Sehr wohl bekannt ist seit manchem Jahrzehnt der T'himooter: das Timothegras, Phleum pratense. Zweideutig ist hingegen

---

[2] Vgl. Queckfilber, Chächsülber, argent vif, zu vivere (leben). [3] 283. [4] Vgl. Kluge 404. 406, sowie mhd. smëlhe = schmal und das dazu gehörige schmäälen („heruntermachen"), auch „Schmalvieh" als „Trüecht".

die Bezeichnung Vogelheu. Sie gilt sowohl dem Zittergras, Briza media, auch Vögelbröötli oder Vögelibrot geheißen, als dem Vogelwicki: der Vogelwicke, Vicia cracca. Endlich ist in dieser Reihe noch des Kammgrases, Cynosurus cristatus: des zähen, aber sich gut bestockenden und gutes Heu liefernden Pfiiffeⁿ- oder Tobäckruummer zu gedenken.

Die in Guggisberg am zahlreichsten vertretene Schmäla ist aber das Naturgras, Graswürzeⁿgras: das bereits oben erwähnte Alhegras. Es liefert das weitaus beste Heu, und zugleich das ergiebigste. Es laat sich im dörʳeⁿ furt geng uuf, statt zu schwinden, vermehrt auch seinen Bestand außerordentlich durch starke Wurzelausläufer. Auf magern Wiesen aber artet es zum Ambiißigras aus, das von Ameisen abgesucht wird und schon um der von diesen aufgeworfenen Haufen, aber auch um seiner Zähigkeit willen der Sense beharrlich trotzt. Bei der heutigen Art d's Landᵈ z'erbessereⁿ durch acheriereⁿ und daherige Umwandlung des wilden Rasens zu Nüjbruuch, Nüülig, Halm (zeitweiligem Getreideland) werden die fortwährend treibenden Graswürzi unschwer ausgerottet. Bei der frühern Naturgraswirtschaft war dagegen das Ausgraben der Pflanzen eine langwierige Hiidenaarbit, die nur mittelst Verwendung der getrockneten Wurzeln als Einstreu sich einigermaßen lohnte.

Wie namentlich die jungen Löwenzahntriebe lehren, macht gelegentlich der Mensch den Tieren ihr Futter streitig. Weniger ist dies der Fall bei den Gemüsesurrogaten der Nĕßla (woher die Neßlera benannt ist) und auch einmal etwa der Hiimela (des guten Heinrich, der in Grindelwald so geschätzten Heimina). Kindernaschwerk geben nebst dem Suurchlee (Guggerspiis) und der Mattsuura, Suurlappa (Guggersuur, Sauerampfer) die weniger bedenkliche Chäbetscha oder die Agersteⁿrätscha (Häbermarch, Wiesenbocksbart). Eine sehr willkommene Würze liefert der auf der Chűmisegg und so manchem andern Feld ein ausgiebiges chűmeneⁿ zulassende Chűmi. Das zur Zubereitung mitgehörige Enthülsen zwischen den Handflächen trug sich auf die Drohung über: Däm wüll iᶜʰ deⁿⁿ der Chűmi riibeⁿ! Ein äußerst angenehmes Getränk in heißer Feldarbeit bereitet man sich aus der duftenden Süßdolde (Myrrhis odorata): dem Chöörblichrut.

Dem Grundsatz angenähert, daß richtige Speise die richtige Arznei sei und umgekehrt, dienen Blätter wie die der (am Schwefelberg häufigen) Chilī[5] nicht bloß als in Vorrat eingepöckeltes Schweinefutter und als Mittel gegen Blähungen, sondern wenigstens im Oberland als

[5] Vgl. Gw. 246.

geschätzter Spinatersatz. Dieser Alpenampfer (Rumex alpinus) heißt nicht umsonst auch Mönchsrhabarber. Aber selbst die Rumex-Arten, welche man als Schädiger des Rasens mit dem Plachteⁿgrĕber[6] aussticht, geben als ganz jungi Blachti ein gutes Futter und daneben ein geschätztes Hustenmittel. Was braucht man erst zum Lob des Enzianbranntweins Neues zu sagen? Es Jänzener oder Jeißener (ein Gläschen desselben) gilt als bestes Mittel gegen Unterleibsbeschwerden. Das beste Destillat liefert die riịni oder spitzi Jänzena, welche an der Süeßa (Nordwestabhang des Widdersgrind), am Schwefelberg, am Seelibühl und am Einberg wächst. Die wurzelarme Pflanze gibt jedoch wenig aus; und so hält man sich an die gröbi oder briịti Jänzena der Freiburgerberge, welche obendrein das für die huestegi Waar und fur strẹngigi Roß so heilsame Jänzeneⁿbuḷver gewährt. In das Gebiet reiner Medizin führt über: die Gunträ̆ba oder Guntẹrä̆ba (Gundelrebe, Glechoma hederacea). Sie ist gut für Magenweh, aber auch für deⁿ Tiereneⁿ d'Müḷschäderi z'putzeⁿ und z'duụsseⁿ (zu öffnen). Bei tragenden Kühen wirkt sie aber trịbig: sie treibt ab, bewirkt Abortus. Besonders als Putztrank für Ziegen ist die Ramsera (Bärenlauch) geschätzt; sie dient aber, mit oder ohne Gundelrebe, nicht weniger, um deⁿ Chüehneⁿ d'Müḷschaaderi z'putzeⁿ. Kein Wunder, daß das uralte[7] Wort, welches übrigens mit Rams, Ramseⁿ[8] und Ramser[9] wechselt, recht manchen Ortsnamen, wie die verschiedenen Rüschegger Ramsi, alle die Ramsera, die zwei Freiburger Ramserleni, den Rüschegger Ramseⁿbödeⁿ und wohl auch die dortige Ramsflueh nach sich benannt hat, falls wir das letzte Wort mit den Lützelflüher Namen Ramsei und Rämisbẹrg zusammenstellen dürfen.[10] Ähnlich wirkt der Rehfaarn: Rainfarn (Tanacetum vulgare) und die (große) Bịbernäḷḷa, welch letztere zudem die Milch fett macht, aber auch bläht, wenn zufällig die an und für sich abchüstegi Heilpflanze[11] zu reichlich mit anderm Futter aufgenommen wird. Als wärmegi Chrụ̈ter wirken gleich Pimpinella magna auch der Tee von Taumanteḷ, dessen gleichbedeutende Namensumformung Taumänta (S. 223) an die Mentha: Münza erinnert. Zur Hälfte mit Trĕber (Träberbranntwein) gemischt, gibt letztere den Mischeḷ (1824).[12] Solche Tränke ziehⁿ der Mägeⁿ z'să̈meⁿ, verhindern also Diarrhöe, wie auch Tụ̈ụ̈feḷsabbịịs und das Destillat des Chöḷm tun. Dieser wilde Quendel (Thymus serpyllum)

[6] Blackeneisen: Lf. 77. [7] Schrad. idg. Reall. 1005; Hoops, Waldbäume 351. [8] Schwz. Jd. 6, 955. [9] Mhd. WB. 2, 1, 552. [10] Es läßt sich bei diesen Namen auch an den ram oder den ramme (Schafbock: mhd. WB. 2, 1, 552) denken. [11] Gw. 565. [12] Moos.

ist namentlich gut für Roßbuuchweh und gibt wärmegi Fuesbëder. Es ist also gut, daß auf einem verwahrlosten Heimwesen doch wenigstens noch hie ist Chölm gsii" u"d dërt Miesch. Bekannte Magenmittel sind auch Schafgarba und Tuusigguldenchrüt, während Tuusigschön oder Rachenchrüt (Wiesensalbei) und Zitröösli (Huflattich) sich des geplagten Halses erbarmen. Hinwieder dienen für d'Niere" putze" (man sagt der Niere", wie schon das alte Deutsch „der" niero, „der" niere sprach)[13] und damit die Wassersucht zu bekämpfen, die Gstäbioosa (Scabiosa, Krätzkrant), die Wintergrüeni („Strita", Singrün, Vinca minor). Das Haarmanndli mit seinen im Spätsommer wie luftig lustige Wimpel wehenden schneeweißen Flugpappus leistet den nämlichen Dienst. Es wird deshalb fleißig eingeerntet — ohne Beachtung oder auch nur Ahnung, daß man es mit der im Vorsommer so prachtvoll blühenden Alpenanemone zu tun habe. Um so besser beobachtet man, freilich nur mißtrauisch, weil er die Weidekühe schläärmig (leckſüchtig) macht und ihnen das Zahnfleisch lockert, den der (haarigen) Schaftela ähnlichen (kahlen) Binel: den Ackerschachtelhalm (Equisetum arvense). Dieser liefert immerhin Pferdefutter und dient als menschliche Arznei wie die eben genannten Pflanzen. Bei Kindern blutreinigend wirkt das selbst auf magern Äckern an die Stiffmueteri (Pensées) des Gartens erinnernde Stifmüeterli oder Stichmüeterli, in dieser Umbildung auch zu Stich (Mehrzahl: Stichi) eingekürzt. Gegen Schäröoti, diese schmerzhaft brennende Ablagerung von Ermüdungsstoffen: Giecht zwüsche" Hüt u"d Biin, welche ein Glied rotbraun schimmernd aufschwellen macht, helfen neben chäärnigem Mähl in Form von Bädern Gottsgnad oder Storche"schnäbel und Mannschraft (Johanniskraut, Hypericum perforatum). Für die Gsücht oder die G'süchti (Rheumatismen), aber auch für Verrenkungen liefert heilsame Bäder das Glidlichrüt:[14] gemeine Labkraut (Galium Mollugo). Der gegen Ermüdung altmystisch wirkende Beifuß wird als Bijifues umgedeutet. Für Wunden sehr g'nislech ist die Buechschüpfa, die Buechschüpfi, das Buechschipfli, eine der fast zahllosen Habichtskrautarten; ebenso die vermeintlich zum genießbaren Brünnchressech sich veredelnde Bachbümela, Bachbüme", Bachbunja, Bachbunda (Veronica Becabunga),[15] während der Ehre"briis (V. Chamaedrys) die Strengegi der Pferde heilt. Bluetg'stellig (auch bei Menstruationsleiden) bewirkt das Täschlichrüt (Hirtentäschchen, Capsella bursa pastoris). Moosbohni (Blätter

---

[13] Graff 2, 1094; mhd. WB. 2, 1, 347; vgl. gr. „der" nephros (Kluge 331).
[14] Gliid = Gelenk (S. 48). [15] Vgl. „Wasserpump" im schwz. Jd. 4, 1376.

des Fieberklees) und Sänetbälgleni oder Saaneⁿbälgleni (Sennesfrüchtchen) heilen den Schärbock (Skorbut). Das Chlättiwasser der Chlätteneⁿ (Klettenwurzelpflanzen), welche es z. B. „vnder der Cletteren" im Ried am Schwarzwasser (1543) zu pflücken gibt, ist guet fur d's Haar uⁿᵈ fur ᵈeⁿ Mägeⁿ. Der Patoisname lognes übertrug sich auf einen Weinberg ès Lognies im Bezirk Rolle[15a] und vielleicht (zu den Zeiten welscher Ansiedlungen im Guggisbergischen, s. u. „Eigennamen" S. 294) auf die zwei kleinen Heimwesen im Lönję oder Löni. — Bilsęmöl[16] endlich wirkt schmerzstillend.

Als Chrüter (Heilkräuter) dürfen ferner nicht vergessen werden: der wülᵈ Meijeraan (S. 227), sowie die Waalwüürza und der Wįderwachs (Sedum purpureum), welche beide g'chnütscht (zerstoßen) auf Quetschwunden gelegt werden. Das Widerwachs dient freilich auch kraß abergläubischem Gebrauch. Von den Stengeln, welche für jede Person einer Familie in einen Chlack über der Haustüre gesteckt werden, hängt vielleicht einer schon am folgenden Morgen schlaff herunter und kündigt einen baldigen Todesfall an. Sollte jedoch ein krankes Herz die Ursache sein, so ist vielleicht noch mit dem Abguß des Gitziblüemli oder Härzläberblüemli zu helfen, das im Februar und März so züchtig den Frühling anzukünden kommt.

Hüt han i, wa n i z'Bredig bii,
Härzläberblüemleni g'seh.
Für Lüt, wa chrankni Härzli hii,
Gää dii e gueta T'hee.

So wetteifern sie an Heilkraft mit dem Waalᵈmįįster, dem Genserich, dem Cheeslichrüt und Chatzeⁿchrüt (Baldrian). Die Arnika und der Gemschbluemmeⁿ in der Stockhornkette, der würzige Schnittlųųch des Ganterischchummli und das beidenorts vorkommende Heerʳeⁿschüehli (S. 224): der dunkelblaue, in den Gärten sich hįįter verfärbende Eisenhut bringen zugleich, wie die in anderm Zusammenhang (S. 78 f.) behandelten Alpenrosen und Gnaphalien, Grüße aus den Alpen. Einen ebensolchen, aber unheimlichen, trägt der Zilang (Seidelbast, Daphne Mezereum) in die Schwarzwasserflüeh hernieder. Seine grenzenlose Kraft für ųųs- und abz'trįbeⁿ kennt jeder Käser. Der Zilang trįbt Roßįsen aab. Ein Zweiglein, außen in einen Reif des Butterfasses gesteckt, macht, daß 's nid Ankeⁿ giᵇt.

Das S. 79 erwähnte Bränᵈeli (Bränderli), wie es bereits im Schönenzug und am Horbüel, namentlich aber in höher gelegenen Weiden sich pflücken läßt, sowie die wohlriechenden Orchisarten, welche

[15a] Jacc. 237. [16] Mit m statt n: vielleicht durch Anklang an „Balsam".

Treene", Lăbchueche"trĕneleni genannt werden, können als mitgenossenes Futter die Milch nachteilig beeinflussen.[17] Sie führen über zu Schmuckpflanzen wie dem gefleckten Knabenkraut (Orchis maculata) und der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale). Beide teilen sich in den Namen Hundshoode" oder Chü̦ltbluemme" (welche am „Abend" des Jahres blüht), die letztere Pflanze und der Frühlingssafran samt dem Huflattich in die Bezeichnung Zi̦tloose.[18] Crocus „vernus" blüht eben öfters schon im Oktober, überdeckt aber freilich erst im Frühling als Meerze"gglöggli ganze Wiesenflächen mit seinen Farbenspielen, wie gleichzeitig der Frühlingsenzian (Gentiana verna): das Hi̦me̦l-blüemli oder Hi̦me̦lblaau, mit seinem unvergleichlich schönen Hellblau z. B. in der Brṳgera am Gambach es tut. Der Frühlingssafran schafft durch seine Zwiebelchen: Chlṳ̈ṳ̈fleni (das Chlṳ̈ṳ̈fli = der kleine Chlṳṳf, Mehrzahl: Chlṳ̈ṳ̈f) zugleich guten Boden für vorzügliche Wiesenkräuter. Ähnlich tut dies die Sumpfdotterblume: der Moospṳtz. Wa Moospṳtze" si̦i̦", da haut es 's gärn. Gleich ihr färbt die Trollblume (Trollius), färben die Trooleni oder Töneni mit ihrem Töönigä̦lb feuchte Grasstrecken, wie vor ihnen die so wohlriechenden Hengeleni (S. 223) es tun. So heißen die Schlüsselblumen, während dagegen mit dem Schlusse̦lbluemme" die Gartenaurikel, die nächstverwandte des aus Kuhns „truurigem Stückli" so bekannten Flüebluemme", gemeint ist. Wie leicht sind gegenüber diesem Felsenschmuck so augenfällig sich hervordrängende Wiesenpflanzen wie der Ggaagge"- oder Storche"schnäbe̦l, der Stärne"bluemme", die Abe̦reelle̦"gglogga (Narcissus Pseudonarcissus) oder auch die gemeine Flockenblume (Centaurea Jacea) zu erreichen! Letztere ist der Schätzelimeie", der, im Hosensack getragen, mit unverdrossenem Gedeihen und Treiben den glücklichen Träger der Erwiderung seiner Liebe versichert. An ehrlich bescheidenes Zurückhalten gemahnt dagegen das Vijeli z. B. des Vijelismaad und des Vijelihṳ̈be̦l („Violenhubel"), wie hinwieder an lauerndes die Chatzenṳ̈ṳ̈gleni, der Ehre"-bri̦i̦s (Veronica Chamaedrys). — Die Passionsgeschichte wird eingeleitet durch den Ba̦lm: die Stechpalme, der altdeutsche hulis, huls (was aber auch Walddistel und Mäusedorn bedeutet[19] und an die Hülsenmatt bei Englisberg erinnert).

Schwärzlein, Edelweiß und Alpenrosen, in zierlichen Füllkörbchen aus Rṳ̈ṳ̈sch geschmackvoll angeordnet, bilden in der Nähe von Gurnigel und Lengeneibad (bei Zwahlen in den Stößen zu Rüschegg) den Gegenstand einer ebenso anmutigen wie lohnenden Hausindustrie. So weiß

[17] Gw. 245. [18] Vgl. Gw. 231 f. [19] Graff 4, 881; mhd. WB. 1, 727.

feinsinnige Findigkeit selbst aus wertlosem Futter und bloßer Streu das tägliche Brot zu gewinnen. Das Rụ̈ụ̈sch[20] ist nämlich die Binsenart Scirpus compressus (vielleicht auch silvaticus), welche mit Vorliebe in der Nessi gedeiht, aber vormals auch reichlich auf dem Rüschegghụ̈bel sich vorfand. So nennt sich der Kirchort von Rüschegg. Der das Schwarzwassergebiet, den östlichen Eggzug und den Längenberg beherrschende, anmutige Aussichtspunkt herbergte bereits 1257 einen Uol (ricus de) Rûsegge,[21] etwa als Jagdaufseher eines Freiherrn, bis wir 1266 einen solchen selbsteigen als Marchwaldus de Rusegga[22] (oder wie 1271: Rusecga),[23] nobilis, auftreten sehen. Der Nämliche erscheint 1277 als dominus (Herr) Marquardus de Rusegge,[24] und 1298 begegnet uns Hermann von Rusecca.[25] 1446 lebte ein Heinrich von Rüsseck als Verwandter des Berner Schultheißen Niklaus von Dießbach.[26]

[20] Verschiedene Arten Juncus: schwz. Jd. 6, 1480. [21] Font. 2, 451. [22] Ebd. 640. [23] Ebd. 799. [24] F. 3, 209. [25] Ebd. 703. [26] Till. 2, 569. — Vgl. das Rüüschli (Weiler) zu Mühledorf (Amt Seftigen), und an der Schüß zu Biel. „Die rusche“ (Binse: mhd. WB. 2, 1, 822) verhält sich dazu etwa wie zu „Büechi“ (woher ein Familienname) das „Buechi“ (buochach) und das „Buech“ (vgl. Entlebuch), wozu sich als Mischform ein „Büech“ denken läßt. Statt „Rüschegg“ schrieb man 1514 mit vermeintlich nötiger Herstellung eines i (wie in Milch statt „Mülch“) Rischegk, sowie noch vor kurzem hyperhochdeutsch „Reüschegg“ (wie „Veich“ u. dgl.), früher aber (z. B. in VP., mit noch nicht ausgebildeter Wiedergabe des sch): Rüßegk. Immerhin macht das konforme Rüßegg neben Rünsegg (zu Muri im Aargau) eine andere Deutung möglich. (Gatschet denkt an „Runsen“.) — Die Pflanzenkunde dieses Abschnitts danken wir unserm Ernst Hostettler und dem allzufrüh gestorbenen Johannes Zwahlen (Schniiders Hans in der chliinne Hiid).



Heuhüttli (Matte- oder Mättelihüttli)
im Schüürguet zu Gambach.

Um e Hubel um.

Eigen.

Hurti um e Hubel um
Wii mer d's Chehrli mache.
Lue, wi fründlech z'ringsetum
Grüeni Matti lache!

Schwennelbärg zur rächte Hann
Luegt dür d's Lanngricht ahi;
Guggerschhorn het d's Aabelann,
Friiberg u das nahi.

Chumm, mir wii zur Linna gah,
Das mer chüü erchüele!
Friiberg liit so offe da,
Das es wee z'erbrüele.

Nüweburg glänzt wi n e Stärn,
Lieplech strahlet Murte;
U va'm Schööste g'sehst: va Bärn,
Was nit deckt der Gurte.[1]

Um ^{d}e^{n} Hŭbe̥l (oder Hŭbel) um! Dieser einstündige Chehr oder dieses Chehrli um das Berggeschwisterpaar des Guggershorns und Schwendelbergs ist der Lieblingsspaziergang der sonntäglich gestimmten Guggisberger und ihrer Sommergäste. Der alte Schattenweg an der Nordseite beider Höhen führt hinn^{d}er dŭ̋r^{ch}hi^{n} bis zum stattlichen Bauerngut Neuenmatt; dann schwenkt man mittagwärts ab und wandert voor dŭ̋r^{ch}hi^{n}, der Südabdachung des Bergpaares entlang, nach dem Chül̥he^{n}dorf Guggisberg. Zehn Minuten von dort liegen die Häuser hinn^{d}er ^{d}em Bärg oder, nach älterer Sprache, a̋net dem Bärg, wo die Wanderung von neuem beginnen mag.

Für unsere Zwecke muß sich dieses anhi^{n} un^{d} anha^{r} recht oft: ein halbdutzend Mal, wiederholen. Denn es handelt sich um bündige Überschau einer ganzen Reihe von Momenten des örtlichen ökonomischen Lebens, die wir nicht wieder so einläßlich wie in „Lützelflüh" und „Grindelwald" behandeln dürfen, und denen doch um ihrer Eigenart willen ein nicht zu knapper Platz im Bande „Guggisberg" gebührt. Zudem gibt es hier neuartige Abschnitte einzuschalten, welche in reichstem

[1] Dürrenmatt i. d. B. Volkszeitung 1907; St. 7. 4—7.

Maße guggisbergische Kultur und Sprache widerspiegeln. Wir suchen uns in der Mannigfaltigkeit des wie ein Konglomerat hier Zusammenzufassenden so zurechtzufinden, daß wir sie in eine Stufenfolge der Vertrautheit mit Geheg und Gehöfte bringen. Erst als ganz und dann als halb Fremder, schließlich als befreundeter Einheimischer wollen wir nach beliebter Redensart die ersten paar Mal um ᵈeⁿ Hụ̈bel um uⁿᵈ nieneⁿ zụ̈hi, dann um ᵈeⁿ Hụ̈bel um uⁿᵈ deⁿⁿ gäⁿ ịịⁿchehreⁿ, und endlich um ᵈeⁿ Hụ̈bel um uⁿᵈ dürᶜʰeⁿwägg zụ̈hi.

Ein Blick von der Schwendi über Ryffenmatt hinüber nach der Aḷḷmịt (Allmende)! Ein zweiter nach dem Plötsch am Nordfuß der Egg! Da fallen uns, wenn auch nicht so tschägget gegeneinander abstehend, wie z. B. auf der Schwarzenburger Dorfaḷḷmit am Brüḷḷeⁿ, die Burgerbläţeⁿ und -bläţleni ins Auge. Sie haben eine reiche, wegen Mangels an Dialektstoff allerdings von unserm Buch ausgeschlossene Geschichte hinter sich, dieses Schwanteⁿbuech oder dieser Buechwaaḷᵈ, früher die unnᵈeri Aḷḷmit geheißen, und der mit ihm zusammenhängende Schịịdwaḷᵈ: die Schiedwaldallmend oder große Landallmend. Bis auf drei volle Stunden wurde im Jahr 1779 ihre Länge geschätzt, und noch heute erzählt man: Va'm Lụụbbach dänneⁿ bis uf d'Flüe (S. 4) ụ̈hi ist aḷḷz Aḷḷmit g'sịịⁿ. Da lohnte es sich sehr wohl, Aḷḷmit z'haaⁿ und durch die Aḷḷmitvögt, welche behufs Verzeigung von Pflanzbläţeⁿ oder Aḷḷmitbläţeⁿ auf der Pflanzaḷḷmit jeden Frühling der Aḷḷmit naaᶜʰ sịịⁿ, sich kleine Getreide- und Kartoffeläcker als Aḷḷmittịịl anweisen, bezw. als Aḷḷmitloos zufertigen zu lassen. Die Ausdehnungen solcher Allmenden bot denn auch Anlaß zu hyperbolischen Redensarten wie: Eh, wi hest du naadist en Aḷḷmit vaⁿ męneⁿ Härᵈöpfeḷbläţ! Oder: welche riesige Schürze trägst du da! Das ist ja n ęs Fụ̈rtęᶜʰ van ęren Aḷḷmit[2] oder: ęs Fụ̈rtęᶜʰ wi n en Aḷḷmit! In unverbrauchter Verkleinerung heißt denn auch die neben dem Heimwesen „Aḷḷmit" neu erstellte Riedackerkäserei d's Aḷḷmętli. Verhältnismäßig klein waren auch die Hụ̈belaḷḷmit (vgl. den Aḷḷmithụ̈beḷ), die Schụ̈ˡmịịsteraḷḷmit und die Chụ̈ḷhenaḷḷmit, in welche sich bis vor einem Jahrhundert der Dorfblaţ Guggisbergs teilte, die frühere G'feḷḷ-Aḷḷmit. Beträchtlicher schon sind die Ägerteⁿ-, (Luubbach-) Graben- und die Heţeḷschwennᵈi-Aḷḷmit, sowie die Horbüel-Aḷḷmit. Diese gehört den Unnᵈereⁿ (d. h. hier der Burgergemeinde Wahlern, sonst auch allgemeiner: der alten Kirchgemeinde Wahlern im Gegensatze

---

[2] En Allmit va „'mene Füürte" läge näher; man deute aber „von eren Allmit" als: „von Allmendgröße".

zu der frühern „obern“ Gemeinde Guggisberg-Rüschegg, wo di Obere^n wohnen). Die Wahlerer-Aḷḷmithütta mißt sich an Stattlichkeit mit der guggisbergischen im Schwantenbuech unweit Aḷḷmisried. Diese Hütten bieten nämlich Unterstand für beiläufig je ein halbes Hundert Großviehstücke, welche die Pächter jahraus jahrein hier halten. Denn beide Allmenden sind weitaus vorwiegend Grasland. Den scharfen Ostwinden ausgesetzt, eignen sie sich nur in kleinen Stücken zu Pflanzland. „Gruenna Aḷḷmithäber“ oder auch „unzịtega Häber am Schwenn^{d}eḷbärg“ sollen Guggisbergs Kirchenglocken läuten; und sarkastisch werden als Schwante^{n}buechchriesi die Wacholderbeeren bezeichnet, die so zahlreich den Waldsäumen nach gedeihen und auch fleißig gelesen werden. Ihrem herben Geschmack aber zogen die vormals bis zu sechzigen das Schwantenbuch beweidenden Pferde (S. 150) denjenigen der jungen Tännchen vor; sie schädigten den Wald durch Töḷḷ^{d}eni abbịße^n, wie anderwärts schlecht gehütete Ziegen tun. Die Weidetiere mußten daher, als man endlich zu den Allmenden besser Sorge zu tragen anfing, behufs Kontrolle mit Aḷḷmitbrandzịịhe^n versehen werden — gleichzeitig mit der Verordnung, daß jeder Pflanzplatz auf einem Pfahl in der Mitte den Namen des Inhabers tragen solle, und daß schlecht oder nicht gänzlich (dụụṛ^{ch}ụụs) angebaute Pflanzstücke zurückgenommen werden.

Solche und andere Betriebsverbesserungen konnten freilich den Zug der Zeit und die Tendenzen der von ihm getragenen Regierung, deren Losung tịịḷḷe^n hieß, nicht aufhalten. Mi het tiiḷt: zunächst (1808 definitiv) die Aḷbliger Aḷḷmit und die Guggisberger Chüḷhen-aḷḷmit. Zugleich ward nach jahrhundertelangem „Geäk“ (G'ääk) zwischen den Schwarzenburgischen und den Plaffeiern einerseits, nach erbitterten Streitigkeiten zwischen Guggisberg und Wahlern-Albligen anderseits, auch die Teilung der Schiedwaldallmend an die Hand genommen. Sie wurde in die sechs Bezirke Ei, Lauetli, Roßböde^n, Baad (Ottenleue), Hörbüel, Brann^d (oder Nüjbőde^n) zerteilt; die drei ersten fielen an Guggisberg, die drei andern an Wahlern und Albligen. Der letztern Gemeinde gehörte das an den Brand stoßende Fricke^n-moos, bis 1878 die darauf stehende Hütte niederbrannte und das Stück an Guggisberg kam.

Die verschiedenen Bezirke der Guggisberger Pflanzallmenden tragen den S. 87 erörterten Namen Ried. Es gibt ein aḷts und nüjs Ried, ein Lengschwann^d-, Tann-, Fụrwääg-, Büele^n-, Stutzried. — Ein neues Allmendreglement liegt (1909) vor der Regierung.

Diese knappe Wortüberschau[3] leite uns aus der ältesten germanischen Bodenbesitzesart des Gemeinguts: der „ala-gi-mein-ida" (Allmend) über zum all-od (Ganz-Eigen): zum Eigengut in seiner Begriffsentfaltung, die nun mittelst eines reichen Namensschatzes unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Zunächst lehren uns die noch 1902 als g'mịịn Bärgeⁿ privaten Genossenschaften gehörenden 15 Alpen nebst einem Vorberg,[4] wie langsam, aber auch unaufhaltsam solcher Übergang zum Privateigentum sich vollzieht. Zu den fünfzehn Alpen gehört noch heute der Gantnerisch. Unter seinen Aantịịḷḷereⁿ, Aantịịḷḷeⁿ, G'mịịnereⁿ (den simmentalischen „Mitaaⁿspreehereⁿ") wollten in den Jahren 1657 und 1692 ihra fụụ̈f mit dreißig Kühen von der vielhundertjährigen Gemeinschaft „faren und bsunderig syn" und legten ihr Begehren dem Berner Rat vor. Der wies aber die „aus purem Eigennutz handelnden Separatisten" ab und verurteilte sie zu vier Talern Kosten.[5]

Solche Entscheide fällte die Regierung als Oberlehensherrin, welche ihre Gebiete „lehenlüthen us that (1676)" oder verpachtete: ụụsg'lijjeⁿ oder furtg'lijjeⁿ oder iⁿ Lå̈heⁿ g'gääⁿ het.[6] Sie tat dies jedoch unter so milden Gedingen (vgl. bes. S. 89), daß das Lehn oder Lå̈heⁿ, Lehen (alt lëhan) mit der Zeit als Eigentum betrachtet werden konnte. Die Regierung als „Lehner" (altes lêhnare ist auch Darleiher, Gläubiger) het's für lang g'macht. Sie gab (im Gegensatze zu den Reutinen oder Riedern, S. 87 ff.) ihre bäuerlichen Lehen in schließlich so selbstverständliche und leichte Erbpacht, daß sie immerfort Lehenverwirkungen (Unterlassung der Lehenserneuerung bei Todesfällen) zu bestrafen und noch öfter wegen Unwissenheit der Fehlbaren zu verzeihen hatte.[7] Es war also leicht, ein solches Lå̈heⁿ z'eᵐpfaaⁿ oder zu pachten,[8] Lå̈heⁿmaan z'sịịⁿ oder z'lächneⁿ; freiburgisch: „eⁿ Schụụ̈rer z'sịịⁿ". Solches lêhanon, lêhenen war aber in alter Sprache umgekehrt s. v. w. belêhenen, unser „belehnen", ging also vom Lehensherrn aus. Das Nacheinander dieser gegensätzlichen Bedeutungen wird ein Nebeneinander in eⁿtlehnneⁿ. Altes entlêhenen hieß einseitig: auf Borg nehmen; „entlehnen" aber ist bernisch auch: auf Borg geben. Es verhält sich damit wie in nieteⁿ,[9] welches dem Unterberner sowohl

[3] Aus unserem anderwärts publizierten Allmendkapitel. [4] Stat. 02, 2, 224. 304 f. [5] SB. J 475; RM. 26. Juni 1657 und 11. Juni 1692. [6] Über den Wechsel zwischen uuslije, unterbernischtm „uuslööjje", simmentalischem „lüwe", nhd. leihen, und Lehen, Lähe mit der in lat. li-n-quere (lassen) steckenden Grundform vgl. Kluge 285 und schwz. Id. 3, 1242. [7] Stat. 05, 2, 471. Die SB. wimmeln von solchen Fällen. [8] Vgl. „fangen" als urverwandt mit pangere pactum und „Pacht" als Entlehnung aus pactum. Kluge 126. [9] Vgl. schwz. Id. 4, 565 ff., sowie die Gegenseitigkeit von „nehmen" und „geben". (Kluge 162. 329.)

das Gewähren als das Entgegennehmen von Vorspann (und anderweitiger Hülfe) bedeutet. G'nietet, vorg'spannet, vorg'heicht wird einem Bedürftigen z. B. auch mit Geld.

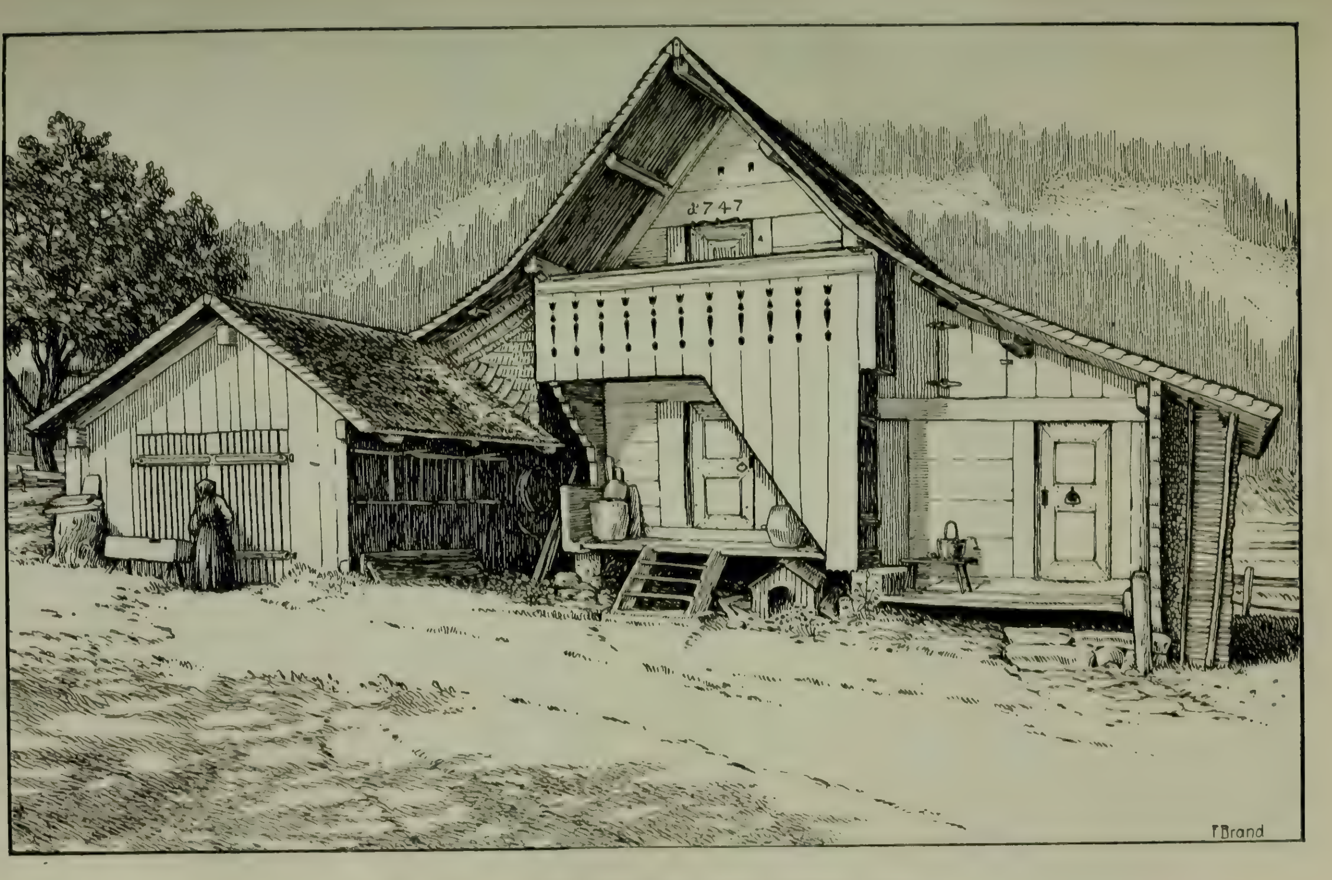
Die Pachtakkorde lauten heute auf einen in barem Gelde zu entrichtenden Ziis: der Lehensherr woᵘt's barsch haaⁿ (baares). Früher, und noch vielfach bis in die neuere Zeit (vor Verdrängung der Natural- durch die Geldwirtschaft) het maⁿ um d's halba g'wårhet oder dem Verpächter d's halba taaⁿ. (Vgl. d'Manneⁿ hiiⁿ der Wiin taaⁿ und d'Fraui der Ggaffe zu einer Festlichkeit.) Solche Halbpacht bestand zuerst und noch lange Zeit besonders im Weinbau.[10] Der Halbpächter hieß kurz ein Halber,[11] in den Gegenden und Zeiten des vorherrschenden Getreidebaues aber „Halbsater". 1336 lesen wir von Petter in der Riedstatt, dem man spricht der Halbsater;[12] in Rüeggisberg wohnte 1354 Joh. Halbsater[13] und 1356 in Thun Heinrich Halbsater.[14] Eine nicht seltene Lehensform bestand in der Verpflichtung zu Arbeit auf dem grundherrlichen Gut an bestimmten Wochentagen, wofür der Belehnte mit seiner Familie Gütchen wie den „Montag", die „Samstagera" u. dgl. inne hatte. Ein ganz kleines Gütchen bei Hirschhorn heißt di Mittwucha; hier hauste einst z. B. der Mittwucheⁿ-Franz. (Über „Mittwoch" s. S. 196 und im Kirchenkapitel.)

Auf ein Lehn als einzelnes und vereinzeltes Gut stoßen wir bei unserm Rundgang nördlich vom Guggershorn; zwei andere liegen beim Laubbach. Alle könnten heute, wenn der Fall seltener und darum namengebend wäre, das Jigeⁿ heißen, wie man tatsächlich einen Weiler westlich von Kalchstetten benennt. Anderwärts, schon zu Rüeggisberg, auch zu Lützelflüh usw. sagt man „der" Jigeⁿ, „der" Eigeⁿ. „Das" oder „der Eigen", sowie „eigen" gründet sich auf ein im Deutschen erloschenes Verbum,[15] welches „haben" bedeutete. Dieses haaⁿ drückt in alter Sprache mehrfach aus, daß einer über einen „haußhäblichen Sitz" (1566) verfüge. So heißt es in Gutsbeschreibungen der Jahre 1531, 1533, 1571 regelmäßig von Anstößern: oben, unten, links usw. het oder hett der und der.[16]

Beziehe sich nun solches „haben" auf einen Hof (S. 273) als arrondiertes Gut, auf ein Guet als ausgedehnteren Landkomplex oder auf ein bei günstiger Gelegenheit erworbenes und mit Geschick behaltenes kleineres G'schick, wohl auch nur ein ganz bescheidenes G'schickli:

---

[10] Hub. 4, 767. [11] Ebd. nach d. Zürcher Richtebrief; vgl. schwz. Jd. 2, 1170. [12] Font. 6, 271. [13] F. 8, 38. [14] F. 8, 155. [15] áihan, ich áih, wir aigum usw. (Braune, goth. Gramm § 203); dazu faráihan (Teil haben), woraus über „fra-aihts" unser „Fracht" geworden ist. (Kluge 109. 146.) [16] RG.; RGU. häufig.



Speicher in Wahlenhaus vom Jahre 1747.

der wirkliche Wert all dieser Eigen hängt von der Hingebung ab, womit sie zum Hi̦i̦mḁt oder Hi̦i̦mḁtli gestaltet und geprägt werden. Es kommt darauf an, wie der Eigner und seine Familie sich darauf und darin dahi̦i̦mme^n oder darhi̦i̦mme^n fühlt, mit welchen Gefühlen er va^n dahi̦i̦mme^n furt gi̦i̦t und umhi hi̦i̦m chunnt; ob bei seinem Weilen in der Ferne Anklänge an intime Einzelzüge seines Wohnsitzes ihm hi̦i̦meli.[17]

Besondere Fügungen des Geschicks lassen da und dort ein Heimwesen zum ansehnlichen Pü̦re^{n}wä̊se^n oder zur Pü̦reri̦ gedeihen, dessen Eigner als Pu̦u̦r[18] im stolzen Sinne dieses Wortes pü̦ret. Wir brauchen hier nur knapp auf das Grundwort „bauen" hinzuweisen. Das buwwe^n oder „darbuwen" (1533) eines Hauses, sowie das buwwe^n des Bodens mit Buw (S. 219) oder Dung sind Abspaltungen des alten „bûwen"[19] i. S. v. bewohnen, wohnen, sein. In diesem „bauen" steckt dieselbe Wurzel wie „ich bin" (i^b bi̦i̦^{n})[20] als Glied des Sammelparadigmas von „sein", welches Verbum sich gleicherweise mit „wesen" ergänzt. Man denke an „gewesen" (g'si̦i̦^{n}) und an „war", das alte „was".[21]

Noch erzählt der alte Freiburger Begebenheiten mit „war" (S. 294) und der alte Guggisberger hinter der Egg mit wäs oder (sekundär verlängertem) waas,[21] während hatti[22] und andere Mitvergangenheitsformen erloschen sind. Auch „i^{ch} was" wird nun allermeist durch i^{ch} bi^n gsi̦i̦^{n} ersetzt, wogegen dem einfachen si̦i̦^{n} noch vielfach die alte Selbständigkeit verbleibt. „Hier ist gut sein": Da ist guet z'si̦i̦^{n}! Da cha^{nn} mḁ^n sii^n! erklärt vielleicht, wer in einer Familie Anschluß gesucht hat: bei ihr ist ga^n sii^n. Es ist nit, das^s nit da u^{n}d dë^{r}t no^{ch} öppis fehḷti; zu n öö^{w}ch gsi̦i̦t sigi: einen Ort, wo alle Wünsche erfüllt werden, gibt es unmöglich; das cha^{nn} nit sii^n. Ich machte die Probe anderwärts und fand, daß dem so sei; un^d ist gsii^n oder: und du ist e̥s g^{l}so gsii^n. Ich kam, wan i^{ch} bi^n besser bbrichtet gsi̦i̦^{n} (eines besseren belehrt worden war), zu der mir Anschluß bietenden Familie zurück und gestand meine Erfahrung frei und offen. Gleich darauf bereute ich es, mußte mir aber sagen: Ja ite̥m, g'si̦i̦t ist g'si̦i̦t! Meine Erklärung fand indes dankbaren Boden. Das ist du nid ang'fehrt gsii^n! (Das het du öppis g'gulte^n oder g'golte! Das machte Eindruck). Ich aber lernte mich bescheiden. I^{ch} ha^n nid wölle vurgä̊be^n an jenem schlimmern Orte g'si̦i̦^{n}. (Statt dieses allerdings äußerst seltenen

[17] Mehr: Lf. 168 f. [18] Lf. 545 ff. [19] Kluge[7] 42. [20] Näheres: Lf. 179 ff. [21] „So dir geschenkt ein Knösplein was, so tu' es in ein Wasserglas" usw. [22] Beispiele: unser Motto und das Marktbild unter „Handel und Wandel".

„gesein“ sagt man nun natürlich in der Regel: gsi̦ⁿ si̦i̦ⁿ, gewesen sein).[23] Ich sagte mir: Das ist nü̦ü̦t, da ḁˡsoo wie ein verwöhntes Naschkätzchen leben zu wollen, wa nü̦mḁn uf Güezenen ist. Der Verwöhnte stelle sich vor, wi's ḁⁿ-me̥neⁿ armeⁿ Mentsch ist ḁⁿ me̥neⁿ Tisch, wa nü̦mḁⁿ bloß Ggaffee uⁿᵈ Brot druff ist.

(Solcher Selbständigkeit von „sein“ entspricht die von „werden“: was diesem Draufgänger einfällt oder was dieser Herrische will, mues grad wärdeⁿ.)

Neben dieses Verbum „sein“ stellen wir das gleichlautende zueignende Fürwort, welches sich zu dem mundartlichen Verbum si̦nigeⁿ auswachsen kann. Wer etwas als Eigentum an sich gebracht hat, het's g'si̦niget. Solche Verbalsproßformen entwachsen in der Regel dem Eigenschaftswort; aber eben als solche werden in der Volkssprache die Possessiva behandelt. Wir sehen z. B. 1562 einen Elisrieder dem andern „ein myn guet“, ein anderes Mal „ein mins guet genempt (oder „genemst“) zur Schür zu kaufen geben“. Es entspricht dies der guggisbergischen Flexionsart von „mein, dein, sein“ usw., welche Fürwörter in attributiver wie prädikativer Stellung kurz zu beleuchten sind. Man sagt: mi̦ⁿ, di̦ⁿ, si̦ⁿ Bu̦u̦m (wie man auch fragt: uber wäm 's si̦ⁿ Lannᵈ geht euer Wegrecht?) neben: däär Bu̦u̦m ist mi̦na, di̦na, si̦na, und: mi̦ⁿ, di̦ⁿ, si̦ⁿ Chriesa neben: di̦i̦ Chriesa ist mi̦ni, di̦ni, si̦ni. Es heißt aber weiter: mi̦ⁿs, di̦ⁿs, si̦ⁿs Bü̦ü̦mli neben: daas Bü̦ü̦mli ist mi̦i̦ⁿs, di̦i̦ⁿs, si̦i̦ⁿs. Völlig gleichlautend fährt man fort: ű̦sa, öija,[24] i̦rḁ Bu̦u̦m, ű̦si, öiji, i̦ri Chriesa, ű̦sers, öijers, aber i̦rḁ[25] Bü̦ü̦mli neben: däär Bu̦u̦m ist ü̦sa usw. Ebenso steht's mit der Mehrzahl des Besitzes: mi̦ner, di̦ner, si̦ner, ű̦ser, öijer, i̦rḁ Bü̦ü̦m; mi̦ner, di̦ner, si̦ner, ű̦ser, öijer, i̦rḁ Chriesi; mi̦ner, di̦ner, si̦ner, ű̦ser, öijer, i̦hrḁ Bü̦ü̦mleni, neben: di̦i̦ Bü̦ü̦m si̦ⁿ mi̦ner usw.[26]

Nach dieser kleinen Überschau der Art, wie man sprachlich etwas als Eigen zuweist oder beansprucht, nun weiter zu der legalen Art, wie man speziell ein Grundstück si̦niget. Es besteht im verschri̦beⁿ oder einfach schri̦beⁿ durch den Schri̦ber (Notar), im fertigeⁿ durch den Gemeinderat und im grundbueheⁿ durch den Amtsschri̦ber. Wie ganz anders umständlich vollzog sich die Besitzergreifung, als Lesen

---

[23] Interessantes Rudiment der perfektivischen Bedeutung von „ge-“. (Streitberg, urg. Gramm. S. 279.) Dagegen bedeutet emmentalisches „chönne gsii“: erträglich leben können. (Lf. 171.) [24] Früher, wie noch oberländisch: öwwa. [25] Also dies rein pronominal; nach unterbernischem Muster nun auch iri, irersch. [26] Vgl. damit engl. my und mine, our und ours usw., fz. mon und le mien, notre und le nôtre usw. (Bemerke auch die Steigerungsfähigkeit: Nun ist das meine meiner als jemals.)

und Schreiben noch das Vorrecht weniger war! Der Handschuh vertrat sinnbildlich die Hand, der Hut oder die (zur Krone ausgebildete) Kopfbinde das Haupt des seine Rechte geltend machenden Grundherrn. Eine aufgepflanzte Stange aber versinnbildlichte den ortsfernen Träger dieser Insignien. Drum der (Geßler-)Hut auf der Stange, drum in unsern Feldern das um eine ebensolche gewundene Strouschüübli oder Strouwüschli (Ss)[27], der zürcherische „Strouwịbel".[28] Das durch unsere Verbottafela nun völlig aus seiner Rolle gedrängte „Strohwischchen" ist die letzte, bis zur völligen Unkenntlichkeit entstellte Andeutung der Kopfbinde.[29] Auch der Chụtz, der es früher vertreten hat, wird bloß noch als trigonometrisches Signal verstanden, nicht einmal mehr als militärisches Feuerzeichen (S. 28). Nichts mehr als Namen wie Hẹndsche^ch^mätt — vgl. auch den „Händsche^ch^" zu Trachselwald und im Entlebuch — können naturgemäß auf den Handschuh als ähnliches Hoheitszeichen deuten.[30]

Wer von einem Grundstück Besitz ergreifen will, muß auch seine Grenzen, seinen Rịịffe^n^[31], kennen. Zur Beaugenscheinigung desselben vollzog man früher eine feierliche Grenzbegehung: einen Undergang („Gang" zwischen[32] anstoßenden Grundstücken). Die Bezeichnung konnte sich auch auf ein irgendwo angrenzendes Stück beziehen, wie z. B. 1748 auf einen Streifen am Dorfwald.[33] Der Zụ̈ge^n^, welche im Streitfall dem sie Anrufenden hịị^n^ mụ̈ụ̈ße^n^ zụ̈ge^n^, waren jeweils drịị, sächs oder zwöḷf, und jedem von ihnen ward mit einem Backenstreich (oder im Bayrischen mit Ohrzupfen) die Verhandlung unvergeßlich gemacht. Er sollte sich nicht ausreden können: das vergeeßen i^ch^ (würde ich vergessen), we^nn^ mḁ^n^ mi^ch^ nit dra^n^ teeti errinnere^n^. Noch bei Mannsgedenken wurden ältere Knaben, die man in Ermangelung erwachsener Zeugen beizog, mit einem Chlapf uf ene^n^ Backe^n^ (Backenstreich) vor Vergeßlichkeit bewahrt. Zu etwas unschädlicherer Gedächtnisschärfung wurden nachmals d'Buebe^n^ ghaaret, indem man sie über einer Schläfe zupfte: sie bi de^n^ Grännihaarene^n^ g'noo^n^ het. Jedenfalls überdauerte und übertraf ein solcher Trääf oder Haarrụpf, über welchem dem Empfänger het chönne^n^ g'schwinn^d^e^n^, an Wirksamkeit den Imbiß oder Weinkauf am Platz des Haftgeldes. Solches Haftgäḷt sichert heute noch die Vertragstreue eines d'dingete^n^

[27] Nach der 70jährigen Frau Mischler. [28] Vgl. ZObld. 146 und „brandon" im Glossaire romand. [29] Schröd. 110. 454. [30] Brandstetter deutet (im Anz. 1, 134) diesen Namen als „Hemschen = Höfchen (zu ham-z). [31] „Reif" als „Reifea" (wie Chutzen, Stammen u. a.) analogisch nach Riiffen (rîfo, Reif als pruina). [32] „Unter" kann in alter Sprache auch „zwischen" bedeuten; vgl. „unter anderm" Unterseen-Interlaken, Unterwalden usw. [33] SB. N 863.



Schatter's Christi's Frau und Sohn.

Dienstboten; ihm entspricht das Drụ̈fgä̦lt als Anzahlung z. B. für ein Haustier.

Zur Sicherung des neu erworbenen Grundbesitzrechts diente übrigens, gegenüber dem „ledig und loß sprechen" von allen Verpflichtungen des Abtretenden (1467)[34], die ursprünglich auf jedem verlosten Acker haftende und dann auch auf die Fahrhabe übertragene Hausmarke[35] oder das „Handgemal".[36]

Zur Umständlichkeit einer Liegenschaftsbeschreibung gehört auch die genaue Angabe der Umgrenzung. Es werden die Anstößer oder „Umbstöße" (1751), es wird jeder einzelne „Umbstoß", oder wie man heute sagt: die Leute wa aanstöößig, aanstoos oder Aanstoos[37] sịịⁿ, vernamset. Das Gut grenzt an N N; so schrieb man regelmäßig 1533.[38] Synonym dazu ist Naachpụụr, früher beharrlich „Nachtbur" neben „Nachbaur" geschrieben: „Der Nachtbur und anstos" (1604).[39] Die Entstellung ist ungefähr gleichwertig mit „Nachbar" als halbtoniger Herstellung aus „Noochbe̥r", welches sich in zürcherischem „nööchbe̥rleⁿ" (intim tun) weiterbildet.

Die Angrenzung ist namentlich da von Belang, wo Pflug und Wagen mit Gespann und Fuhrmann beim Wenden eine Kultur- oder Bodenschädigung anrichten können. Die einer Ackergrenze entlang führende Strecke, welche zur Pflugwende erforderlich ist, heißt das Anthụụᵖt. Solche „ant Häupter"[40] (1531) auf eigenem Boden wird der Inhaber in um so ausgiebigerer Breite mit Karst und Hacke laⁿ umschlaaⁿ, je sorgfältiger die anstoßende Kultur zu schonen ist. Da giᵇt's wị̈ters nụ̈ụ̈t z'brichteⁿ. Unvollkommenere Ackerwerkzeuge und wohl auch unscharfe Rechtsbegriffe schufen aber seinerzeit ein eigenes sogenanntes Pflugwende- oder Streckrecht:[41] das Recht, die Pflugfurche bis an den Rand der eigenen Flur z'streckeⁿ, also mit dem Zugvieh die anstoßende Flur zu betreten. Der Schaden, welchen damit solche Anwandäcker oder Anwander (1354, 1364)[42] erlitten, ward durch Zumessung doppelter Breite bei der Gewannverteilung ausgeglichen. Ein ähnliches Recht der „Radwendung" für Erntewagen lastete auf Äckern, die als „Radwendi" auch in unserer Lokalgeschichte figurieren. 1531 werden 2 Jucharten Radwendi hinden ab des kilchhern (Kirchherrn, Pfarrers) matten um 120 ℔ verkauft.[43] 1554 stieß die Pfrundmatte „vnderhalb an der Ul-

---

[34] StAB. [35] Schröd. 11; Homeyer, Haus und Hofmarken, Berlin 1870; Gw. 544—8 und die dort weiter angegebene Lit. [36] Maal = Zeichen; vgl. Mal und malen: Kluge 301. [37] Bemerke die Schwebe zwischen Adjektiv und Substantiv. [38] RGU. [39] SB. G 29 u. ö. [40] RG.; vgl. schwz. Jd. 2, 1497: das „Anthaupt" als „Kopf-Ende" eines Ackers. [41] Hub. 4, 730; Segesser, Rechtsgesch. 1, 665; Schröd. 198; schwz. Jd. 6, 303. 305. [42] Font. 8, 42 (Steffisburg). 578 (Burgdorf). [43] RG.

richen radwende, die auch ettwan der pfrund gsin".[44] Es ist möglicherweise die „Rathwende ob der Schür" unweit Holzersfluh (1586). Eine andere „Radwendi" (1544)[45] oder „Raad Wänndi" 1730) ist ein Chuehhiịmatli uf dem Plötsch. Das Haus dieser Rädwennᵈi ist 1904 abgebrannt. Auch bei Henzischwand gab es ein Gut dieses Namens. „Zu Schwartzenburg vf dem Berg 1 Juchart Acker, stoßt einsyt an Hans Tachsen; anndersyt ratwendet man daran; gat die Bernstras darüber" (1533).[46]

Eine fernere Beeinträchtigung durch Anstößer kann in ungerechtfertigter Ausnutzung von Wegrechten liegen.[47] Natürlich müssen Nachbarn einander „steg und weg geben zu trenkinen und sunst drin nnd druß" (1538): jeder soll die ihm unentbehrliche „Wägsame (Wäägsami) gebrauchen" können (1685), also eⁿ Bitz überwågeⁿ (als Weg in Beschlag nehmen). Er braucht einen Winterwääg, einen Mäḷchwääg (1811), einen Brünneⁿ- oder Trenkiwääg usw. Allein „die Servitut oder Wegsamme" (1755) muß strenge geordnet werden, etwa wie 1716 zu Elisried. Da mußte ein Weg „5 Schuh sampt zwen und ein halben Zoll breit" sein; die Berechtigten durften ihn aber bloß „mit gefangener Haab des Tag 2 Mal" befahren; „fryg und unbeswert",[48] wie eine Formel z. B. von 1467 lautet. 1554 wurden Schiedsrichter bestellt „vmb den Span vnd clag, So Hans Zwalen ab dem predicanten Herrn Jacob Fermegger gehegt (vgl. ab öpperem chlägeⁿ), das er Inn nit die alte wägsame vber der pfrundmatten wellen Lan faren mit buw und garben zu sim obern Hus vnd hinab vf sine 4 acher, vnd das het auch cristan Ulrich nit wellen Lan geschehen vber Sin gut So ouch etwan der pfrund gsin". Der Kläger ward abgewiesen: er soll „vber sich selbs fahren" (uber ihn säḷber fahreⁿ; vgl. die Breviloquenz: das Grundstück grenzt „an Christen Ulrich"), „vber das sin vf vnd ab in sin bünten, und ander nit beladen"; er soll die andern „gantz rüwig vnd vnbeladen lassen".[49]

Eine Beeinträchtigung dritter Art können über die March hereinhängende Bäume verursachen. Hiefür gab es bisher schon innerhalb des Kantons Bern verschiedene Arten gewohnheitsrechtlicher Schadloshaltung gemäß dem Grundsatz: Wär der böös Tropfeⁿ het, soḷḷ oᶜʰ der guet haaⁿ. Im Guggisbergischen wird dies Uberhang- oder Uberfaaḷḷrächt wohl selten mittelst Kappen (auf richterliche Erlaubnis hin) geübt, so daß man vaⁿ der March grĕdi ụụf d'Est schniịtet. Vollends bei Fruchtbäumen wird einfach der „Auffall"[50] oder das gleich-

---

[44] RG.; PG. 1. [45] RGU. 41. [46] RGU. 273. [47] Hub. 4, 730. [48] StAB. [49] RG. [50] Hub. 4, 730. 736.

bedeutende „Anriis“[51] geltend gemacht: I^{ch} tarf näh^{n}, was überhanget un^{d} uf mi^{n}s Lann^{d} ahifallt.

Maß und March.

Wer im Herbst 1909 seine Chehrleni um ^{d}e^{n} Hübel um und anderwärts machte, sah an Wegrändern zu Dutzenden Marchsteine liegen, die ihrer Bestimmung harrten. Im Frühling 1910 begann nämlich die geometrische Vermässig der Gemeinde Guggisberg, um nach ihrer Vollendung auch dem Kádaster als Grundlage zu dienen. Das^{3} en iedera wüssi, wi viil Lann^{d} är iige^{n}tlech hiigi, erscheint uns aus objektiv-rechtlichen Gründen sowohl, wie im Interesse des einzelnen Besitzers wichtig, ja unerläßlich.

Früher dagegen war das Bedürfnis nach Landvermessungen ein ganz beschränktes. So fand man z. B. 1757, es sei nicht nötig, den Längeneiwald „in plan zu legen“; es genüge, daß er ausgemarcht sei und nun strammer Inspektion unterstellt werde.[1] Daß jedoch in gegebenen Fällen ein Grundstück „bim schuch“ (Schueh als Naturmaß, später als „Fuß“ = 0,293258 m) oder „mit der stangen“ (der spätern Ruthe, Rueta zu zehn Fuß) „abgemäßen“ wurde, beweist eine Notiz von 1571.[2] In der Regel aber begnügte man sich damit, das Alpmaß eines Kuhrechts (S. 194) oder auch „eins Kalbs Weidrecht“ (1550)[3] auch auf den Talgrundbesitz anzuwenden und z. B. „ein Stuck Ertrich als einer Khue Wintterung“ (1670) zu schätzen. Erst die amtliche Kontrolle der Abgaben erforderte ein bestimmteres Maß, und zwar im Gebirge zunächst das der Wiesen. Was ein fleißiger Mann von morgens 2—11 Uhr zu mähen vermochte,[4] hieß „die“ oder gewöhnlicher das Mannsmaad, kürzer: Maad. 1389 forderte Rudolf von Aarburg von jeder Juchart guten oder schlechten Landes und von jedem Mannsmaad unter den Bergen, „der“ zum Grund gehört, 18 Pfennig, von jeder Tristit (Trista, vgl. S. 212) auf den Bergen 1 Schilling.[5] Man maß auch nach „halben Mädern“ (1533) oder „halben Maad“, gemäß der doppelformigen Mehrzahl, die z. B. 1754 in der Schätzung erscheint: „24 Matten halten zirka 50 Meder, 3 andere zirka 5 Mad.“[6] Die Größe des Maads erscheint in obiger Notiz von 1389 gleich derjenigen der Juchart. Später mußte man diese Ausdehnung mit der Bezeichnung „völliges Mannßmad“ (1533)[7] oder „guetes Mad“ (1554)[8] ausdrücklich hervorheben, weil mit der Zeit

[51] Vgl. „risen“ (sich in senkrechter Richtung bewegen): schwz. Id. 6, 1335 ff.

[1] SB. N 814. 819. [2] RG. [3] RGU. 148. [4] Schwz. Id. 4, 73. [5] Till. 1, 301. [6] SB. M zu 703; vgl. z. B. die Mehrzahlen Pfund, Pfunde und „Pfünder“. [7] SU. 67. [8] RG.

das gewöhnliche Maß der Maad kleiner geworden und auf 31250 Quadratfuß[9] bestimmt worden war. Diesem reduzierten Maß nähert sich die Angabe des freiburgischen Schwarzenburger Landvogts „Dittlinguer“ von 1763: „Der Halt der Blauwmatten (S. 222) besteigt sich[10] in zirka auff 5 Jucharten oder, wie Mann Sich dahier derley Matten halber exprimirt, wenigstens auff 9 Mans-Maad“.[11]

Ein wandelbares Naturmaß war aber auch die Jauchert, Juchert, Juchart, unterbernisch „Juuherta“, guggisbergisch Jŭferta oder (wie freiburgisch:) Uferta (ú). „Ffuufzehen jufferten“ ist eine bereits 1493 und 1497 vorkommende Maßangabe.[12] Der Wandel des ch zu f hat seine Parallele in Nebeneinander von „Schacht und Schaft“ (Schäftela = Schachtelhalm) u. dgl., wie umgekehrt z. B. in „echt“ aus êhaft. Die Apokope des j aber (vgl. auch Eerlig = Jährling, vierieħrig u. dgl.) findet ihre Analogie in der des gleichstufigen Halbvokals w in ʷuer, ʷuecher, als Gegenstück zu freiburgischem „wŭhi“ (ŭhi, hinauf, oben). — Die Unbestimmtheit der alten Juchart läßt uns im Dunkeln über die „vier Jucherten im Vßertheill“, welche wir 1676 einem Profos unterstellt sehen.[13] Ebenfalls auf eine uns unbekannte, obwohl bestimmte Größe läßt die 1547 verzeichnete Zünserleichterung um 1 Mäß Haber als Verkaufspreis einer Juchart[14] schließen. 1791 ist die Rede von „Erdreich sieben Jucharten, gut Heu und Emdmaas“.[15] Hier fragt sich, ob an das bekannte Maß der 40,000 Quadratfuß (34,4 a) oder die z. B. 1811 gleichzeitig mit ihr genannte „große Juchart“[16] zu denken sei. Die letztere finden wir 1544, 1770 und 1780 auf 45,000 Quadratfuß bestimmt,[17] 1360 „Riedjuchart“ geheißen und 1534 als Maß für „Holz und Weid“[18] angewendet, zum Unterschied von der „kleinen Juchart“ (1533). Später aber unterschied sich von der Ackerjuchart zu 34,4 a die dem verkleinerten Mannsmaad angenäherte „Mattenjuchart“ zu 30,1 a (35,000 □′), die „kleinere“ zu 27,52 a (32,000 □′) und die „kleinste“ zu 26,875 a (31,250 □′).[19]

Die Wandelbarkeit des Juchartmaßes gründet sich auf die bekannte Bedeutung: Ackerstück, welches ein „Joch“ (jugum, joug) Rinder in einem Tage zu „pflügen“ vermag. Der zweite Wortteil von „Juch-art“ stellt sich nämlich zu altdeutschem arjan, erjan, erran, erien (lat. arare: pflügen), gearn (gepflügt), die erida (der Pflug, aratrum), der erjo (Pflüger), die erunga oder die art (Pflügung).[20] Noch heute ist die guggisbergische Täg-Eri ein Ackerstück, das man in einem Tage mit drei Pferden und

[9] Schwz. Jd. 4, 73. [10] monte. [11] SB. O 759. [12] SZ; BG. [13] SB. D 391. [14] RGU. 37. [15] Linde. [16] ABS. 1, 288. 355. [17] RGU. 42; SB. 930. [18] RG; RGU. 111; Font. 8, 317. [19] Schneid. 206. [20] Graff 1, 403; mhd. WB. 1, 49 f.

zwar nicht mehr dem alten Aargäuer mit dem holzege^n^ Wägesser, aber etwa noch dem Giisfüeßler wohl zu pflügen vermag, wenn nicht mit dem auf steilem Gelände unentbehrlichen Doppelflueg (welchen sonst mehr und mehr der Selbsthalter ersetzt). Man schätzt demgemäß bis zur Stunde einen Acker nach Tágerene^n^. Die Tagěri ist durch-



Speicher im Oberdorf Schwarzenburg v. J. 1799; zeigt u. a. den **Spiherschärm** unter dem **Lüübli, zwe Spihere** und den **Oberspiher**, sowie die dreiseitigen **Luubi.**

schnittlich ¾ Uferta un^d^ öppis darzue.[21] (Vgl. ferner die „Eerlose“[22] und die Ägerta als a-gi-eri-da = ungepflügt, also noch zu pflügen.) „Juchart“ wie „Eri“ sind Parellelworte zu Tagwerk und Tagwan, Mannsmaad und Mannwerk (seeländisch „Mammert“), Mannshaut,[23] sowie zu Morgen und Vurmittag.

Auch unter dem mathematisch genauen Kataster der Zukunft ver-

[21] Vgl. „Eri“ im schwz. Jd. 1, 405 und „eren“ 404—6. [22] Schwz. Jd. 3, 1436. [23] Kluge 221.

bleibt es aber wohl, namentlich für entlegene und bloß extensiv bewirtschaftete Flurstücke, einfach beim Stuck, Stucki, Stuckeli, Stücki, beim ausgedehnten Blätz oder dem Hüslüteⁿblätzeli, ferner bei dem Albliger Lengacher (1645) oder den „langen acheren" am Farnacher (1586),[24] bei der „Breiten" zu Ryffenmatt (1533), der Spriita oder Spriiti oder großeⁿ Witi Lannᵈ, beim Spitzli (1554), dem Spitzenacher zu Ryffenmatt (1533) und vf der nidern Zelg (1531), der Spitzera, dem „Spitz gägen dem Schwartzwasser" (1532), dem chliineⁿ Fäckeⁿ, dem Zanggel (der Zacke), der „Zipfweid" zu Diemtigen, dem „Sinwelacker" zu Gsteig b./J. (1363),[25] dem „Wolfzagel" (Wolfschwanz) zu Leißigen (1354).

So wenig Wert man demnach bis in die Neuzeit der genauen Größenbestimmung selbst der eigenen Liegenschaften beimaß, so wenig man es also mit dem Maße spitz nahm und so sehr man sich mit der Schätzung angfehrt anhi begnügte, ein Grundstück sei in der Acht so und so groß: so sorglich ließ man sich von alters her ihre augenfällige Umgrenzung (S. 240) angelegen sein: die Mark. Die in altdeutschem marcha[26] vorliegende und noch 1777 bei Haller übliche Form March, Maarch ist gut mundartlich[27] verbliebene Nebenform zu dem mit lat. margo (Rand) urverwandten „Mark".[28] Sie setzt sich auch durch in Zusammensetzungen wie Maarchstiin (neben Gränzeⁿstiin), Maarchbuum, Maarchᵐuer; ch kann verloren gehen in „Marpach" (1353, sogar zu „Arpach" verkürzt), Märgrääfler (=Wein) und dgl. — So gibt es ein Maarchli im Ried. Man maarhet; ein Grundstück wird uusg'maarhet; Anstößer werden us enannᵈereⁿ g'maarhet, und man bezeichnet sichtbar z. B. die Stelle, „wo dieser Wald an marchet und Endet" (1731).

Eine genaue Grenzangabe für Liegenschaften: ein gemerche,[29] wodurch Güter „mit marchsteinen uus geciloth"[30] werden, gibt es seit dem 13. Jahrhundert.[31] Ins Jahr 1336 fällt die „Waldmarchung" zwischen Schwarzenburg und Riedstetten,[32] auf den 11. September 1544 die Feststellung der March zwischen den Vorsaßen und gemeiner Allmend im Schidwald.[33] Am 19. Juni 1578 erging an „Herrn Buwhern Megger und Hern Meyen ein Zedel, das Mh. sy verordnet, den Gurnigel von dem Berg Nünenen vßzemarchen".[34] Von 1645 datiert der prächtig geschriebene „Nüwe Alblinger March Brieff.[35] 1795 sollte die March zwischen dem Einberg (Jimberg) und den beiden Ständen an-

[24] PG. 4. [25] Font. 8, 64. 503. [26] Graff 2, 847. [27] Schwz. Id. 4, 38ff ff. [28] Kluge 303. [29] Font. 1, 526. [30] F. 2, 756. [31] Hub. 4, 696. [32] DSB. JJJ 91; Font. 6, 271—3 Burri 116 ff. [33] SB. B 397—402. [34] RM. [35] StAF.

gehörenden Schiedwald erneuert werden.[36] Aus der nämlichen Zeit mag das Projekt Marchbeschreibung des Grenchenberges datieren.[37] Am 19. März 1819 endlich wurde die heutige Mark zwischen Guggisberg-Rüschegg und Schwarzenburg, 1860 die zwischen Guggisberg und Rüschegg festgelegt. Wir entheben den erwähnten Aktenstücken nur die folgenden Ausdrücke.

Die von Riedstatt und Schwarzenburg dürfen (1336) mit Viehweide gegenseitig übergreifen. „Beschäch aber, daß die von Schwarzenburg an deheiner (irgend einer) stette ir holtzes so vill hiewin (hüwwi), daß (sie) ir vych one geverde davor hütten und veinen (S. 203), untz es (bis das Holz) wyder uffkhomme unnd gewachse, auch ohne gfar, alle diewylle sollend auch die von der Riedstatt und ir nachkhommen dasselbe verhütten, umb ir vych one var. Wir sprechen auch, heißen und wein, daß die von der Riedstatt inn dem egenamptem Holtze deren von Schwarzenburg kein holtz, das zu zimmer (Bauholz), abgeschlagen sy oder zusamment geleit zu füre (also aufgeklaftert) wurde, nemmen sollendt; was aber zu zimmer nüt verfeinge,[38] oder zu füre nitt zusamment geleit wurde, oder aber ohne geverde[39] (ang'fehrt anhi) verworffen dalege (da leegi, da läge), das mögent die von der Riedstatt und ir nachkhommen da nemmen und dannen füren (dänneⁿ füehreⁿ) oder zien oder tragen. Were aber, daß die von der Riedstatt dirre (disere, diese) vorgenannten stücken,[40] die wir nun uffgeseit (ụụf'zöḷḷt, aufgezählt, vgl. ụụfsa̋geⁿ als hersagen)[41] hein, dheines brächindt oder uberträttindt von nun hin, daß nit sin soll, es were mit ir vych weiden oder mit holtz nemende oder hauwende oder schnidende oder abschlachende[42] oder ander inn kheinen weg, als davor beschehen ist und vßgesprochen, da sprächen wir (fällen den Spruch, urteilen; vgl.: mi het ihm zwẹnz'g Fränkleni Entschädigung oder aber Buße g'sprocheⁿ: zuerkannt) und heißen und wein (mier wịịⁿ), das sy darumb noch dheinen der iren niemandt pfenden sol noch[43] mag besswеren, wond (wan[44] = waⁿ = wĕder) alleine der banwarte ... Auch soll von nu hin ein gantzer sun

---

[36] SB. S 69. [37] SB. G 25. [38] Verfangen = nütze sein, taugen ist vom Jagdhund hergenommen (mhd. WB. 3, 208). [39] Klassischer Beleg des Bedeutungsübergangs von „ohne Gefährde“ = ohne Gefahr (ahd. fâra: Graff 3, 575) in deren Ursinn von hinterlistiger Absicht (Kluge 163) zu „absichtslos“ überhaupt, daher auch zu ungenauem und oberflächlichem grad anhi, wi's p'riicht (wie sich's trifft). [40] Umsprung zu schwacher Biegung; vgl. ahd. stucki, mhd. stucke, Stuck, neben stücki (i-Umlaut), Stück. [41] Vgl. holl. tellen und engl. tell (sagen: tell me) und engl. tale (Erzählung), holl. taal (Sprache). [42] Über dies Analogon zum lat. Gerundiv vgl. Wilmanns, dtsch. Gramm. (1909) 3, 1. [43] Noch — noch: weder — noch; vgl. ni-ni. [44] Diese gut oberländische Vergleichungspartikel (Graff 1, 855; mhd. WB. 3, 479—489) findet sich ganz sporadisch noch hinter der Egg.

(ein ungestörter[45] Friede)[46] sin soll zwüschen die[47] von Schwarzenburg und von der Riedstatt umb alle frevenliche (d. i. alle Arten von Rechtsverletzung,[48] die ein fråvla [emmentalisch: „fråvena"] Mentsch z. B. mit fråvleⁿ von Holz oder Obst begeht) und unzucht (Verstoß gegen Recht und gute Sitte, Ungezogenheit), es sye mit schlachen, schelten, mit pfenden oder anders in kheinen[49] weg.

Die 1544 festgesetzte March (S. 246) facht an (fẹẹt aan) im Fělitach gegen Habsdannen (S. 110) nahe dem Gurnigel. Die von 1810[50] führt über das Langenei-Schölmeⁿgräbli (vgl. den Chịịbeⁿgräbeⁿ S. 116) auf die Gegend (Gägẹt: Umgebung) des Gibelburis (Gịbẹlbụri's: des auf dem Gịbẹl ansässigen Bụri) Buschihütten (Buschihütti, umstellt von Tannpụtschleneⁿ, d. h. krüppeligen Fichten).[51] Sie zieht sich in den Murtengraben, d. i. Mụrteⁿgräbeⁿ (zu Rüschegg) usw..

In den ausführlichen Markbeschreibungen kehren die folgenden Gemeinnamen immer wieder. Zunächst das „Ziel". [Vgl. das Burgernziel in Bern]. Es konnte früher (z. B. 1608) eine Amtsperiode bedeuten[52] und bewies damit seine Verwandtschaft mit „Zeit" und „Zeile".[53] Heute ist das Zịli ein Rütchen, womit man z. B. beim Säen des Getreides von Hand die Wurfbreite und nach sarkastischem Ausdruck beim Mähen kurzen Grases im Herbst die Sensenbreite absteckt: mi steckt Zịleni. Wie diese überschlanke und hinfällige Gerte, ist auch ein schmächtiger Mensch oder Gegenstand [bb'ring oder] zịlig. An die Vorstellung des Schmächtigen aber knüpft sich die des krankhaft Aussehenden. Auch z. B. ein von schwerer Krankheit sich langsam Erholender g'seht noᶜʰ zịlig ụụs.

Haltbarer und darum von ständiger Geltung ist der „Zilstein„ (1361):[54] Maarchstịịn oder Gränzeⁿstịịn. Solide Marksteine mußten denn auch öfters, z. B. 1538 nach einem Markenstreit mit Plaffeyen, hinfällig gewordene Lachen ersetzen. Was ist die Lach?[55] Ein Ein-

---

[45] Altes ganz ist: unverletzt, heil; „gesund und ganz". [46] Zu einer Wurzel san (herstellen) gehört neben sân-us (gesund) auch an. sôn (Sühn-Opfer) und das im Ahd. Mhd. ganz beleglose „sun", ahd. die sôna, suona (Graff 6, 242), Sühne, wozu sich die hier gemeinte „Aus-" oder „Versöhnung" (vgl. Kluge 452) stellt. [47] Vgl. lat. inter im Wenfall. [48] Ahd. lich (Gestalt) konnte auch substantivische Wörter bilden (z. B. männiglich); zu „Frevel" vgl. Kluge 150; mhd. WB. 3, 400 ff.; schwz. Jd. 1, 1286—9. [49] Unser Auszug entstammt der unveränderten Kopie Dtsch. SpB. o/G. 523 vom 28. Mai 1517, welche das Original vom Jahr 1336 wegen dessen abgerissenen Siegels ersetzen mußte. [50] ABS. 2, 267—271; Dekretenbruch 5, 485. [51] Vgl. schwz. Jd. 4, 1768. [52] „Der Statthalter N. N. hat zwei Zil gedienet." [53] Kluge 506. [54] Font. 8, 392 (Thun). [55] Vgl. schwz. Jd. 3, 998—1002.

schnitt, eine Kerbe, auch eine Scharte, welche an altes lëchen,[56] erlächchne", an „lechzen" und „leck" erinnert. Von „Lachen und Marken" (1538) oder „Landsmarchen[57] und Lachen" (1529), von „Lachenn, Zyl und Marchenn (1490) oder „Marchstein, Zihl und Lachen" (1651), von „lauchen und marchen", wodurch Güter „gesündert und gescheiden" werden (1538), vom „lauchen, zeichnen und stein setzen" (1538), vom Angrenzen „an ein alte Lachen, so noch gefunden worden" (1647) und Ausgaben für neue „Lachen auf der Allment" (1783)[58] lesen wir ungezählte Mal. Natürlich ist solch eine „Lach, Lahel (im Emmental), Lag, Lagel, Lager" nur zusammen mit ihrem Substrat zu denken: dem „Lohenstein" (1647 als Bergname, vgl.: Barbli Burris Lohenstein) und besonders dem „Lachbaum" (1544,[59] 1559, 1642)[60] oder „Lächbaum" („Louchboum"[61] 1357). Und zwar konnte die Lach eine „Buchen- oder Tannenlachen" (1544)[62] sein; meist jedoch handelte es sich um eine „Lachdannen" (1544) oder Lachtanna, Marchtanna. Das Verderben einer solchen kostete 1559 eine Buße von 40 ℔, wovon jedoch 4 ℔ geschenkt wurden.[63]

Unter den Formen, welche die Lach annehmen konnte, war die gewöhnlichste das Chrüz: ein Krütz an ein Buchen (1465) oder an eine Lachtanne (1647), wohl auch ein Crütz sammt zweien Buchstaben (1651). Dieses Kreuz, von den christlichen Kaisern Roms, dann von den merovingischen Königen des Frankenreichs auf ihre Münzen geprägt, gehörte im ganzen Mittelalter neben Fahne oder Speerstange, Speer und Schwert, Szepter und Richterstab, Krone und Purpurmantel, Siegelring und Reichsapfel zu den Abzeichen der Hoheit des Königs als ursprünglichen Vertreters des altgermanischen Kriegsgottes. Besonders aber schützte es als Marktkreuz den Frieden des Marktes und seit dem 12. Jahrhundert den Frieden der aus dem Markt erwachsenen Stadt. Auf ersterem durch Schwert, Fahne und Hut oder Strohwisch (vgl. S. 240) ersetzt, grenzte es nun das Weichbild (d. i. den Bannkreis der städtischen Gerichtsbarkeit)[64] ab und gelangte so zum[65] Begriff gesetzlich geschützter Grenzmarch überhaupt. Von der Bezeichnung solcher auf freiem Felde sind aber Örtlichkeitsnamen fernzuhalten, welche wohl auf ein Chrüz als Kruzifix aus katholischer Zeit deuten. So der Chrüzhübel über Kalchstetten, der Chrüzbüel bei Wahlenhaus, das Hüüle"chrüz bei Steinenbrünnen und vielleicht das Chrüzhölzli zu Schwarzenburg (1533). Doch ist bei letzterem Namen wieder an das „mansmat zem Crütznusbaum" bei

[56] Mhd. WB. 1, 956. [57] DB. 64. 50. [58] LR. [59] LG. 6. [60] SB. G 497 f.; vgl. TMB. XI, 252. 259. [61] Font. 8, 223. [62] LG. 5ᵃ. [63] StAF. [64] Kluge 486. [65] Schröd. 109 f. 186. 453 f. 590; cf. schwz. Jd. 3, 937—946.

Leißigen (1354)[66] und an eine Guggisberger-„Creutz oder Lachdannen mit zweyen Creutzen gezeichnet“ (1534)[67] zu erinnern. Erklärt sich vielleicht aus dieser durch das Kreuzeszeichen mit mystischer Bedeutung ausgestatteten Chrụ̈tztanna der folgende mit frommer Scheu entstellte Zorn- und Verzweiflungsruf? Chrụ̈tz dänne^{n}! eh, d's Chrütz dänne^{n}! Chrụ̈tz dänne^{n} naa'st! Chrụ̈tz dänne^{n}, höör jitz! Chrụ̈tz dänne^{n}, mo^{llt}st jitz fo!ge^{n} oder nit?

Im Lach- oder Kreuzbaum vereinigen sich künstliche und natürliche Grenzen. Zu ihnen gesellen sich die Chrụ̈tzi, welche man i^{n} de^{n} Flüehne^{n}, z. B. im Jimbe̥rg zum „us enanndere^{n} marhe^{n}“ von Eigentümern eingrub. Als rein natürliche Mark erscheint sehr oft ein Baum; z. B. 1533 zu Langenwyl im Boden „Keisers boum“; ebenfalls 1533 gibt es einen Acker „zum Steinboum“; eine March führt da und da „Ins Kriesbäumli“, eine andere „ins Öpfelbäumli“, eine dritte in einen „großen Wyßbaum“ (1647). Auch „eine alte Eich“ (1645), ein Ahorn dient als March, 1606 ein Holz als Wegscheide. Ja, eine Wịdera oder Wịdlistụ̈dera und erst recht ein Stück Heggidorn (Weißdorn) ist dafür gut genug. Bald ein „fuler Stock“, bald ein „großer Velbstock“, ein buchiner Stock“ (1533), „Hansen Kastellers buchener Stock“ (1689) figuriert als Mark. Aber auch Fụ̈̈rblatti (Feuerstätten) und nicht selten Dachfirsten figurierten als Marchen; ebenso Hausecken. Ein Stück Amtsgrenze führt „Aller Sensen nach hinab“ (1647); ein anderes folgt der Schneeschmö!zi, nämlich da, wo Guggisberg samt Rüschegg a^{n} d'Oberlenn^{d}erbärge^{n} ụ̈hi stoßt.

Richtungsbestimmungen.

Schneeschmelzen und Wasserzüge, Gräben und Gräte, unangetastete Waldsäume und Hecken sind ebenso bequeme, wie aber auch seltene natürliche Grenzzüge, welche in den Markbeschreibungen zumeist durch die Angaben von Richtungen zwischen je zwei festgesetzten Punkten ergänzt werden müssen. Zu diesem Zwecke schufen die alten Mundarten einen bemerkenswerten Reichtum von Ausdrücken, welche in der sprachlichen Ökonomie sich auch auf Zeit und Weise eines Tuns und Seins erstrecken. Es sind teils lose Wortgruppen, teils adverbialisierte Dingwörter, hauptsächlich aber eigens gebildete Umstandswörter und daraus abgeflachte Vorwörter. Als „Fühlhörner der Sprache“[1] schmiegen sich diese mit bisweilen denkwürdiger Feinheit den Erfordernissen örtlicher Umstands-

[66] Font. 8, 64. [67] LG. 5^{a}.

[1] So nennt sie der Gräzist Valentin Rost.

bestimmung an. Das beweist schon die hienach versuchte knappe Überschau. Wir gehen in derselben am besten von der Vorstellung des Kreises aus. Z'mitts in diesem Ring stehend, überblicken wir etwa Personen, die bei irgend welchem gemächlichen Werk um enann^{d}ere^n trädle^n, und sehen überhaupt, was z'ringsetum (1533: zering, zering vmb) und was usse^{n}har oder ussert dem Ring vor sich geht. Wer nie außerhalb Guggisberg war, ist nie usse^{n}fụ̈r gsii^n, und usse^n fụ̈r spielt sich ab, was außerhalb des Hauses geschieht. — „Zeringsumb und allenthalben“ von (oder nach) allen Seiten lautet ein Ausdruck von 1533. Dieses hạlb ist im Vergleich zur früheren Anwendung (S. 23) nur noch spärlich erhalten in vor-t-hạlb, (voorthạlb ^{d}em Chöli: d. h. südlich vom Hause Kohli), in winds-, bịse^n-, sunne^n-hạlb (S. 56), wofür man nun häufiger Luft-, Bịse^n-, Sunnsịta oder Aabendsịta und Morge^{n}sịta sagt. Spassig heißt Rüschegg dem Guggisberger d's Morge^{n}lann^d, wie man die Hinteregger Sụ̈dlenn^{d}er betitelt. Dagegen sind Ost und West, Süd und Nord erst durch die Schule bekannt geworden. Im Mittelalter deutete man das mit den alemannischen Kolonien aus dem Badischen ins Schwarzenburgische gekommene „Sunderwasser“ (Südwasser)[2] als „'s Unterwasser“ und bezog es auf das Gebiet „zwischen“ Sense und Schwarzwasser.[3] Sogar offiziell, nämlich in dem Aktenstück, wonach Guggisberg sich 1330 (zu seinem schweren Nachteil) mit Bern verburgrechtete, erscheint jenes als „Ammann und Landleute aus der obern Gewalt (Gemeinde und deren Verwaltung im Gegensatze zu Wahlern als der ụnn^{d}ere^n G'mịịn der alten Landschaft Schwarzenburg oder) von Unterwassern“.[4] (Vgl. S. 233.)

Was unfern liegt (1533: unverr, vgl. altdeutsch vërro, vërre), kann zụ̈hi aan und z. B. am Hụụs ann liegen. Einen Weg kürzt man sich ab, indem man der Chụ̈ụ̈rzi naa^{ch} oder der Grĕdi naa^{ch}, der Nööhi naa^{ch} geht, wa's am nööchsten ist. Dieses von allgemeinem naa^{ch} („nach“) als „nahe am Ende“ ausgeschiedene nooch bedeutet ungefähr sow. ggnapp (knapp). I^{ch} bi^n z'nooch năhi mit der Mụ̈lch, erklärt die Hausfrau, wenn sie zu wenig Milch aus dem Stall erhält, und der Bauer kommt im Spätherbst allmählich z'nooch năhi mit dem Gras.[5] Die Worteinheit von nah, nach und nooch

---

[2] Vgl. das streng hochdeutsche „Sund“ in Sundgau und ahd. sundwint, und „suudar“ in sundarwint; vgl. auch ahd. ôstar = nach Osten. (Kluge 338. 451.) [3] Vgl. die Umdeutung des niederdeutschen „Sauerland“. [4] Solothurner Wochenblatt 1829, S. 682. [5] Dieses durchaus bodenständige „nooch“ ist zweifelsohne ein Wort mit „nahe“ und „nach“ (vgl. Kluge 326), gibt sich aber wie eine ablautende Schwesterform zu got. nêhwa, mit einer Spezialbedeutung, welche an die von près aus pressus (gedrückt, „an die Wand gedrückt“) erinnert.

wird immerhin durch Ausdrücke vermittelt wie diese: Wer in einer Sache nicht Bescheid weiß, erklärt: da ma^{g} n i^{ch} nid năhi! Mit noochsichtig bezeichnet man die Kurzsichtigkeit (als eine Form von Sehschwäche, welche mit der Farbenblindheit sich in die Benennung ră̈ge^{n}blinn^{d} teilt).

In die Ferne zielt altes dannana, dannân, danan, vgl. „von dannen“ und „danant lassen“ (1862 für entlassen). Dazu verhält sich dänne^{n} (1533: dadennen hin gegen Mittag) wie mundartliches denn (alors) zu „dann“. Wer von seiner Forderung etwas nachläßt, tuet dänne^{n}. Von diesem Unangenehmen spricht man nicht mehr: se^{lch}tigs tuet mḁ^{n} dänne^{n} oder laat mḁn uf der Sịta. Uf e̥ne^{n} Sita tuet mḁ^{n} eine zu erledigende Angelegenheit.

1645 geht eine Mark „dadannen fürhin“, 1529: „dafürhin gegen Albligen“. Heute sagt man bloß noch zeitlich: fürdeṛhin (oder furthin) wo^{ll}t i^{ch} das nid meh haa^{n}! (haben s. v. w. dulden). Dagegen lebt „fürer“ (1645: fürer hinuff) fort in fụ̈rer: weiter, vorwärts, von der Stelle weg. Ein Markstein wird fụ̈rer g'setzt.[6] Eine ganz eigenartige Zusammenstellung erfährt fur mit si^{ch} als fụ̆r schi in der Bedeutung teilweise, beinahe, nachgerade, sogar. Gelagertes Gwächs ist fur schi schier nit z'meeije^{n}. Es gi^{b}t fur schi nid meh Nuß wi ganz aḷbḁ. Du redst fur schi no^{ch} tümmer wĕder Chrịgeḷ! I^{ch} mues das (seltene mundartliche) Wort fur schi für mi^{ch} säḷber lụt să̈ge^{n} (um es richtig schreiben zu können). — Alles verkehrt angreifen, anstellen, oder alles in Unordnung bringen heißt: aḷḷz d's hinn^{d}era fụ̈ụ̈r mache^{n}. Fụ̈ụ̈r u^{n}t fụ̈ụ̈r (fụ̈ụ̈r u pfụ̈ụ̈r) bedeutet nach und nach, langsam (ịị^{n}s um d's ann^{d}era wi z'Paris).[7] Äne^{n}fụ̋r (jenseits) der Egg. Örtlich wie zeitlich ist fụ̈ụ̈r s. v. w. vorbei: Mier wịị^{n} da fụ̈ụ̈r gaa^{n}! (Halten wir uns hier nicht auf!) Aḷbḁ ist fụ̈ụ̈r un^{d}jitz ist da! (Das „Ehemals“ ist vorüber und nicht mehr zu ändern. Tun wir daher, was die Gegenwart von uns fordert!) Ein Wort wie voorzieh^{n} (den Vorzug haben; das zieht me̥r vor = ich ziehe das vor; dieser Bursche zieht däm Mịịdschi vor = wird vor ihm den andern Burschen vorgezogen) leitet über auf anschaulich räumlich gebliebenes vor = vorn. Voor am Waage^{n} zieht der Mensch oder das Pferd, wie hinn^{d}er am Waage^{n} der

[6] So setzte sich späteres uberi als „über“, das ältere ubera als „uber“ fort. (Vgl. die Spaltformen hart und hert aus harto [Adverb] und harti, herti [Adjektiv], spat und späät usw.) Wir lassen in diesem Buch für und fur (gleich wie vur- und ver-) als Spielformen nebeneinander treten, welche an die „Vokalharmonie“ der turanischen Sprachen erinnern. [7] Wo man, wie überhaupt in Frankreich, bei Tisch aus jedem Gericht einen Gang macht.

Behülfliche bergauf stoost. Im Dorf voor wohnt Hans, im Gräbe[n] hinn[d]er Bänz. Gemäß der Orientierungsart der guggisbergischen Häuser (s. Hausbau) deutet aber voor (wie vorthalb S. 251) sehr häufig auf Ost und Süd, wie hinn[d]er (und hinn[d]ernäha) auf West und Nord, unabhängig also von des Sprechenden Standort. In diesem Sinne gibt es ein vorders und hinn[d]ers Ried (S. 90), ein vorders und hinn[d]ers Vorderholz und zwei ebensolche



Der Mattespiher.

Hinn[d]erholz. Vör [d]em Bärg oder voor am Bärg (Vórembärg) hat zum Gegensatze hinn[d]er [d]em Bärg (d's Hinn[d]erembärg, „Hintermberg"); und zwar unterscheidet man d's voorder Hinn[d]er=[d]em=Bärg (sw. Wahlenhaus) vom hinn[d]ere[n] Hinn[d]er=[d]em=Bärg neben dem Feld. Unfern liegen die Heimwesen hinn[d]er [d]em Hübel und hinn[d]er [d]em Holz. Ein Hinterlistiger hat, statt tüchtiger Aufgaben voor ihm, allerlii Ränk (oder Heegge[n]) hinn[d]er ihm. Die können ihm aber einen Aufenthalt hinter Schloß und Riegel „hinter Schwarzenburg" (so z. B. 1636 als Wiedergabe von rière) eintragen. Der Superlativ z'hinn[d]erist erleidet Anwendungen wie z'hinn[d]erist in achtz'g (bald neunzig) als Gegensatz

zu hurti^{g} in achtz'g, hurtig im Achtz'g (zu Anfang der Achtzigerjahre). Ein Kassier kann erzählen: We^{nn} mer e^{n} Rächnig hinn^{d}erụụs ist (wenn ich sie fertig gebracht hatte, und sie — nota bene — sich als richtig herausstellte), su han i^{ch} gräd umhi en ann^{d}eri g'häbe^{n} (als neue Aufgabe); i^{ch} hätti chönne^{n} vörụ̈si wärde^{n} (verrückt werden). — Voordụ̈ụ̈r^{ch} und hinn^{d}erdụ̈ụ̈r, voordụ̋ri und hinn^{d}erdụ̋ri sind uns S. 232 begegnet. „Fürhin und hinderhin“ stößt 1553 und 1542 ein Gut an die und die Marken. Ga^{n} Brunnentrút oder Brụ́nntrụt (Pruntrut, 1276 Brunnendrut) hinn^{d}erhi, ga^{n} Lätschóderfung, ga^{n} Látschoo oder ga^{n} Schópfoo (la Chaux de fonds), i^{n} d's Lụggli (Locle), i^{n} d's Gówer (Convers) hinn^{d}erhi^{n} begeben sich Dienstboten. Wer hinter einer Tanne hervorschaut, gụgget (von seinem Standpunkt aus angesehen) hinn^{d}er e̥re^{n} Tanna fụ̋rhi^{n} oder aber (zu uns, den seinen Blick Auffangenden hervor): fụ̋rha^{r}. Diese im Unterbernischen und vollends im Schriftdeutschen erloschene Unterscheidung gehört zu den intakt erhaltenen feinen Vorzügen des Guggisbergischen wie des Oberländischen. Hinn^{d}erhi^{n} und fürhi^{n} können auch die Bewegung „hinter sich“ und „vor sich“ bezeichnen, also hinn^{d}ertsi^{ch} und fụ̋re̥tsi^{ch} vertreten, wenn nicht doch die letzteren Formen vorgezogen werden. Jedes Diug kann sich, wie vor-, auch rückwärts bewegen: a̦l̦z gi̦i̦t hinn^{d}ert si^{ch}, wěder der Sụ̋r^{r}e^{n}horntụụfe̦l ni̦i̦d. (Ein gefürchteter Lokalwind.) Wer einen abgeschlossenen Handel rückgängig macht, gi̦i̦t umhi hinn^{d}ertsi^{ch} drụụs. Das bereits erwähnte d's hinn^{d}erafụ̋r empfängt eine drastische Anwendung auf das (seltenerweise vorkommende) Huhn mit kopfwärts anliegenden Federn: das D's hinn^{d}era-fụ̈ụ̈r-Huehn. — Als Adjektive erscheinen die Ausdrücke im ussere^{n} oder hinn^{d}ere^{n} Rieb, sowie 1533 im „innern“: dem vö^{r}dere^{n} Ried. Das Titelblatt eines Buches ist d's vö^{r}derist Blatt.

Das in „her“ (s. o.) und „hin“, sowie in „hin-ter“ steckende h kommt auch zum Vorschein in hie (hier) und in dessen Einkürzung zu bloßem h in hinne^{n}, hụsse^{n}, höbe^{n}, hunn^{d}e^{n} (hier innen usw.), hắne (hie ắne^{n}: auf dieser Seite hier, der deinem Aufenthalt entgegengesetzten). Ein beliebter Wortwitz stellt hunn^{d}e^{n} mit Hunn^{d}e^{n} (Hunde) und hắne^{n} mit Hắne^{n} (Hähne) zusammen, so daß die Neckerei herauskommt: d'Guggisbärger si^{n} $^{s}{}_{h}$unn^{d}e^{n} und d'Al̦bliger si^{n} $^{s}{}_{h}$ắne^{n}.

Altem „hiedisent der Sensen“ (1467) oder bloß „disent der Sensen“ (1490), nun ersetzt durch „diesseits“ und hie̦ näha, entspricht ắnet i. S. v. jenseits. Si si^{n} ắnet dem Hübe̦l und mir hienaha. (Ihre

Angelegenheiten gehen uns nicht an). So sagt man: ånet dem Bärg, dem Gräbeⁿ, dem Lụụbbach, der Egg, änet der Gassen (1533), enent der Sensen (1467), änet umbsahren (1554), ånethạlb (altdeutsch und noch 1574: enenthalb) der Seisa. Dieses ånet = „enent“, altdeutsch ënent, jenet (vgl. auch „enetbirgisch“, „Enenda = jenseits der Aa, das Albliger Änetmoos usw.) ist aber bloß (wie in „eins-t“, „orden-t-lich“ usw.) durch t-Anwachs vermehrtes åneⁿ (eneⁿ).[8] Man sagt deʳt åneⁿ, rächts åneⁿ, åneⁿ-näha (jenseits, im Jenseits), åneⁿ-düri, åneⁿ-fụ̈r (emmenthalisch åneſe̥r, åne̥fe̥rt), änen zu (1531), wie änen stat (auf der vorigen Blattseite: 1545). Am spärlichsten hat die Mundart in åner (iⁿ d's åner Hụụs anhi, iⁿ di åneri Stuba anhi, uf ᵈen ånera Hụ̈bel anhi luegeⁿ, 1647: am ähneren Hubel), die Bildungsform erhalten, welche an schriftdeutsches „jener, jene, jenes“, an altdeutsches jener und ener, altnordisches enn und inn erinnern kann. Diesem „jener“ entspricht jedoch in einer Doppelformigkeit, welche auch in „jenseits“, alt jensit und jenhalb zu tage tritt, alleinstehendes eina, eini, eis, einer,[9] ei'm (jener, jene, jenes, jene = ceux-là, jenem, unterbernisch „äina“ usw.) und vor dem Dingwort stehendes ei, ei, eis, einer, ei'm („äi“ usw.). Die ganze Gruppe verhält sich etwa wie seeländisches „sä̦lb“ (dort), zusammengehalten mit „sä̦lba, sä̦lbi, sä̦lbs“ (baslerisch auch „såla, såli, sääls“). Wie nun dieses „selb“ mit dem noch lebhaft demonstrativ zu denkenden „der, die, das“ sich zusammensetzt, so gesellt sich zu eina und ei (jener) und zu obigem åneⁿ erforderlich scheinenden Falls das nochmals in die Ferne weisende dĕʳt, zuweilen am Satzschluß auch: detteⁿ. Es ist schriftdeutsches „dort“ und „dorten“, altdeutsch dort, dört und dart, doret nnd deret, älter dorôt und darôt, als offenbare Zusammensetzung aus da(r) und verdunkeltm ôt.[10] Diese auch sonst so beliebte Vokalverstärkung mit r in da = dar zeigt sich z. B. in dḁr-dụ̈ụ̈r (dadurch), dḁrmit und sogar in Wiederholungen wie da-d'r-uber (darüber), da-dr-unnᵈer, „da draußen“, „da drinnen“. Wie aber in solchem d'r, kann a auch verschwinden in bloßem da, und es kommt (entsprechend ausgeräumtem hie in „höbeⁿ“ usw., S. 254) bloßes d zum Vorschein in thüringischem und ostschweizerischem „dei“ (dort), in aargauischem d-äina, d-äis (jener, jenes), in bernischem dåneⁿ (drüben, z. B. in der anstoßenden Stube) neben da åneⁿ (da drüben), in döbeⁿ, dinneⁿ, dụsseⁿ.

Mit solchem d ist auch d-er, d-ie, d-as zusammengesetzt: eine Gruppe, welche in der Mundart ein außerordentlich reiches Leben entfaltet. Vor

[8] Vgl. Schwz. Id. 1, 265—8. [9] Ebd. 1, 285 f. [10] Kluge 97; mhd. WB. 1, 385; Graff 5, 65.

allem hat jene ein energisch in die Nähe zeigendes däär, dịị, daas; dessi, da̋ren; dämm, da̋ren; dään; da̋ren; da̋nen bewahrt: Däär soḷḷ me̥r choon, wenn er taarf! Dịị chann me̥r g'stöhḷn choon! Daas hinggäg̋en ist denn äfḁ z'viiḷ! Dessi oder da̋ren hätten ich jitz denn baaḷd g'nueg! Dämm wüḷḷ ich denn d's Gụrrli fieggen, dämm! Da̋ren wellten ich der Marsch machen, wenn ich dịịch weer! Dään sölltti mḁn gräd ịịns en chḷịịn chnụụsten! Da̋nen ist nụ̈ụ̈t z'trummen! Vor dem Dingwort schwächt sich etwa däär zu dää; sonst bleiben sich die Demonstrativa gleich, auch wenn verstärkendes daa odr dert antritt: däär daa, dää Maan daa. Ohne solche Verstärkung bleibt begreiflich das zum bloßen Geschlechtswort abgeflachte und als solches stark eingekürzte Demonstrativ: de̥r Maan, d'Frau (natürlich angeglichen: b'Frau), d's Chinnd; d's Maans Schwester oder dem Maan sịn Schwester, dem Maan sịner Schwesteri, sịner Brüeder; de̥r Frauen Schwester oder der Frau ịhrḁ Schwester, ịhrḁ Schwesteri, ihrḁ Brüeder (alt: ihro, wie dero, vgl. dero Majestät; also rein pronominal gebliebene Biegung); ich han de̥r Maan g'sehn (der Wenfall also hier nicht mehr erhalten, wie dagegen im Oberland); d'Mannen (b'Mannen), d'Fraui (b'Fraui), d'Chinnd; de̥n Mannen usw.

Angeführt sei noch, daß das hier abgehandelte „der, die, das" zugleich schriftdeutsches „dieser, diese, dieses" vertritt, daß dagegen mundartlichem dịser, dịsi, dịsers (oberländisch „ditz"), dịsem, dịsera, Mehrzahl dịser, Wemfall dịsen eine andere Rolle zukommt. Es hilft nämlich die Vorstellung der relativen Ferne dreifach abstufen, so daß däär auf die nächste Nähe, dịser auf die etwas fernere Nähe oder nähere Ferne, eina und ei (jener) auf die unbedingte Ferne deutet.[11]

Ein absoluter Gegensatz wird dagegen vorgeführt durch „innen und außen": dinnen und dussen, uberinnen (im Haus) und vorụssen, innenfụ̋r (inwendig) und ụssenfụ̋r, innena (innerhalb) und ụssena, inderthalb und vsswendig (1465), sowie „heraus und herein, hinaus und hinein": ụsa und ịha („aus-har und in-har"), ụ̈si und ịhi („aus-hin und in-hin"). Jịna unnden ụụs nähn heißt: ihn ausglitschen machen, figürlich: ihn beschummeln; es het mich unnden ụụs g'noon: ich bin ausgeglitscht; dann: ich habe mich geirrt; auch: ich bin unliebsam aufgehalten worden. Einfaches „in" wird oft mit einer logischen Schärfe angewendet, der das Schriftdeutsche uns entfremdet hat. So führt z. B. 1533 eine March gleichsam durchdringend,

[11] Es erinnert dies in gewisser Beziehung an lat. is ea id, iste ista istud, ille illa illud: in des Sprechenden, des Angesprochenen, des Besprochenen Umgebung.

durchschneidend „in" (den) großen Stein, „in" die und die „Schüür, „in's Kriesbäumli" da und da.[12] Auch wo das grammatische Geschlecht widersprechen zu müssen scheint, befindet sich der Besucher schon einer kleinen Ortschaft, einer Alp und dgl. im (oder z' oder iⁿ) Riịffeⁿ-mátt ắneⁿ, im Fuḷtigen ắneⁿ, im Aḷpigeⁿ inneⁿ und sogar im (wenn nicht uf ᵈem) Mắritplatz. Man ist ebense im Sammt (Sand), iⁿ der Riedstett, iⁿ der Reßlera, im Moos, wie dagegen aⁿ der Halta und am Staalᵈeⁿ, bi'm Türli, uf der Brannᵈela, uf ᵈem Fääḷᵈ und uf Rüijeⁿmatt, z'Flöschachereⁿ und z'Chaḷchstettenⁿ. Inneⁿ (altes innana) weist dabei verstärkend auf die den Besucher von seinem Heim sozusagen abschließende Ferne. Bemerkenswert ist auch die Aufzählungsart: z'ụsserist (zuerst) ist A, nähi B, nahi C, z'löst D. Notiert sei endlich der 1354 ständige Ersatz der Bezeichnungen Vorder- und Hinterfultigen (Rüeggisberg) durch Usser- oder Ussern- und Inren- oder Inderfultigen (1360 auch Kilchfultigen).[13]

Auch „Niederfultigen" war eine Bezeichnung für Hinterfultigen. Dieses in „Nieder-" und „Obersimmental", d's Ober- und Nịdertịịḷ von Wahlern und sonst in so manchem Ober- und Nịder- sich wiederholende Korrelat enthält die „komparativisch" oder genauer: alternativ[14] ausgebaute Form des „Ob- und Nid-" in „Ob- und Nidwalden", älter ob und nid dem Wald, wie wir noch ob deᵐ Waaḷᵈ sagen, und wie man 1533 Örtlichkeiten ob und nid der Gassen unterschied. Von diesem ob und nid erwuchs das letztere Vorwort zum Umstandswort nịder, das früher viel Verwendung fand. Eine March geht 1533 das Lengmoos oder 1544 das greblin „nider", geht 1531 „nider" biß In graben, und 1545 stößt eine Flur „oben nider" an die und die andere; eine weitere March geht 1533 „darnider" oder durchnider" bis vf die flu. Solches dḁrdụ̈rᶜʰnịder statt dḁrdụ̈rᶜʰab (s. u.) klingt uns heute veraltet, und ein diesem „nider" entsprechendes „ober" gibt es nicht. Die Wortbildung schreitet darüber weg zur Zusammensetzung Ober- und Nider- (s. o.) und zur Fügung im oberen Aar- oder Äärgäu (im Oberaargau),[15] der ober Gantnerisch usw. und altertümlich (z. B. 1531)

[12] RGU. [13] Font. 8, 38. 359. Es wird sich um eine auf Rechnung des Schreibers zu setzende und von diesem dann konsequent durchgeführte Mißdeutung „(unten) hinder" zu „inder" handeln; vgl. volksmäßiges „Hinterlache" statt Interlaken, doch auch „Nied" S. 253. [14] Vgl. Franz Misteli in seiner Neubearbeitung der Steinthalschen „Sprachtypen". Die adjektivische Steigerung ist ein besonderer Fall dieser Alternation. [15] Dieser erst 1815 geschaffene geographische Ausdruck ist im ganzen Kanton so wenig volkstümlich, daß die Oberaargauer selbst von Hasli b. B. weg bis nach Langenthal hinab sich frischweg als Emmentaler erklären. Erst das alte Bipperamt mit seiner historisch begründeten Eigenart ist „d's ober Aargäu".

„vf der nidern Zelg“. Heute sagt man: uf der unnᵈereⁿ Zälg. Denn auch das Orts-Adjektiv „nider“ (verschieden von nịder = niedrig) ist erloschen; nicht einmal das Adverbienpaar ŏbeⁿ und nịdeⁿ ist beisammen geblieben. (1664 konnte man sogar noch schreiben: die Nide Hellstatt.)[16] Eine Örtlichkeit liegt uf ᵈem Bärg obeⁿ oder im Taaḷ unnᵈeⁿ, liegt deʳt obeⁿ oder deʳt unnᵈeⁿ, uberóbeⁿ oder uberunnᵈeⁿ. Letzteres deutet auch auf obere oder untere („niedriger“ gelegene) Teile des Hauses. Nach höher oder tiefer gelegenen Stellen muß ich, mußt du, muß er, müssen wir obsiᶜʰ oder nidsiᶜʰ steigen, wie man auch hinnertsiᶜʰ, nå̈beⁿtsiᶜʰ geht.[17]

Im übrigen ist die Sippe „nid“ zunächst durch unnᵈeⁿ und unnᵈer (vgl. hinnᵈer) verdrängt und vertreten. Man sagt: z'Züriᶜʰ unnᵈeⁿ, iⁿ der Tụ̈ụ̈ffi unnᵈeⁿ, unnᵈeⁿ drinn, aber auch unnᵈen ịha (unten herein), unnᵈeⁿ zŭ̈ha (unten herzu).[18] Wer etwas unter dem Wert kauft oder verkauft, chụụft's oder durchụụft's drunnᵈer iha. Beiden Formen entspricht ruhiges ŏbeⁿ: uf ᵈem Tach obeⁿ; besser obeⁿ; oben iha; obeⁿ fụ̈ụ̈r (1554: vf der Syten oben für gegen dem rathus); obeⁿfụ̈ụ̈r zụ̈hi = óbenaⁿ (obenher), entsprechend unnᵈenaⁿ; oben ụụs. (Juhee, da bin iᶜʰ oben ụụs! 1357: „die Herren oben uß“ = die des Oberspitals in Bern).[19] Wer Unordnung anrichtet, g'hijt oder rüehrt aḷḷz d's unnᵈer obeⁿ. Mit d: dŏbeⁿ. — Auch dem Adjektiv „ober“ steht nun unnᵈer entgegen; man unterscheidet z. B. die oberi und die unnᵈeri Zäḷg.

Eine zweite Verdrängung fand „nid“ durch ab. Es ist dies zugleich die alemannisch-schwäbische Vertretung des Wörtchens „von“; vgl. den Ertrag „ab zweyenn Juchart“ (1533). Was sich abwärts bewegt, gịịt dạr tụ̊̈rᶜʰ aab oder z'dụ̈rᶜʰ dẹr aab; ein äußerst steil Absteigender oder auch Fallender ist uberaab. Das direkte Korrelat zu „nieder“ und zu „ab“ ist ụụf. Man geht dạrtụ̊̈rᶜʰ-ụụf, geht der Stutz ụụf; ein Hölzli gat 1533 dem Wäg nach vf, und eine March zieht sich hin vf aller Höhi. Wie ferner „hinab“ und „herab“ sich zu „ab-hin“ und „abhar“: áhi und áha umstellt und man z. B. nach der Sense hinunter voor ăhi geht, wird aus „hinauf“ und „herauf“ uhi und uha.

---

[16] SB. B 48. [17] Diese im Slawischen heimische Verallgemeinerung des „sich“ auf alle Personalformen zeigt denkwürdige Reste gleicher germanischer Fügung, z. B. in oberhaslischem „leg si!“ (couche-toi!) und in der obigen, allgemein bernischen, Ausdrucksart. [18] Das mit infra (Kluge 471) urverwandte, erst durch Vermittlung der Bedeutung „dabei“ (mhd. WB. 3, 187) in die von „zwischen“ = inter (ebd. und Graff 1, 380 ff.; schwz. Jd. 1, 324) ausweichende Wort bleibt guggisbergisch durchaus dem Sinn von „unten“ treu; Zusammensetzungen wie „Undergang“ (S. 240) sind entlehnt. Man sagte daher nie „Unnergang“. [19] Font. 8, 222 u. ö.

Ahi haa^n: sich abwärts wenden. D's Wässer ist im Chäller unn^{d}e^n. „So? hest du̥u̥'s ahi?" (Zugleich ein Beispiel für die Ellipse des Partizips.) Gleich steht es mit ú̥berhi oder ú̥beri und ú̥berha (hinüber und herüber).

Die weitern Korrelate zuha^r und zuhi^n, fű̥rha^r und fű̥rhi^n, dű̥rha (herüber) und dű̥rhi (dürhi^n mache^n: tödten; dürhi^n ghije^n: sterben; vgl. S. 149; 1554: durchher und durchhin) deuten ebenfalls auf die alemannische Form „har". Es ist die von Notker (ums Jahr 1000)[20] an bis ins 17. Jahrhundert gut literarische Nebenform zu „her", welche gleich letzterer die sekundäre Dehnung — zu haar — erfahren hat. Wa chunnst du haar? frägt man noch heute mit der unveralteten Nebenform zu häär, welch letzteres man handkehrum in der Antwort hören kann: i^{ch} bi^n dű̥r^{ch} ^{d}e^n Böde^n häär g'lu̥ffe^n. Kein Wunder also, daß man z. B. 1533 auch „harwertz" für „herwärts" liest. Dieser Wechsel zwischen a und ë erinnert an den zwischen a und o in wa = wo, welcher allerdings tiefer wurzelt. An die uralte Fragepartikel wha fügt sich n zu den Formen hwanne (wann) und „von wannen" (woher), und r zu hwar (wo, wohin, engl. where) usw.[21] Diesem Doppelsinn des alten hwar, gekürzt zu wa, entspricht ein Satzpaar wie är gi̥i̥t ann^{d}ers̆waa (er geht anderswohin) und är ist ann^{d}ers̆waa (er hält sich anderswo auf). Andere Richtungsangaben müssen durch Zusätze ausgedrückt werden wie etwa in der Frage: Wa nähi tuest hŭ̥siere^n? Aufgebrauchter Vorrat ist vu̥r nähi g'gange^n.

Auf eine „ganze Wendung" in der geradlinig gedachten Fortbewegung: ein „erwinden" (1533, 1687) deutet die Formel „hin und her", guggisbergisch anhi un^d anha (1531: annhin biß In Bach; 1554: daß anhin in der Matten). Reines hin u^{n}t har dagegen bedeutet (wie „hin und wieder"): dann und wann, hie und da. Das Unterbernische muß den Ausfall des „hin" ersetzen durch „um^{b}a^r un^d an^{b}a^r" oder das durch den Eisenbahnverkehr in die Mode gekommene rĕtu̥u̥r (in spaßhafter Rede: rĕtu̥u̥r un^d umma z'rugg). Für sich bedeutet anhi^n in einem Satz wie machen de̥r doch nid Müej anhi! svw. „an"; in Zeitbestimmungen wie oppa ḁ^{l}so gắge^n das zwö̥lf oder gắge^n das i̥i̥^{n}s anhi ersetzt es „hin". — Wá n i^{ch} bi^n anhi choo^n, hi̥i̥^{n} si mi^{ch} gärn g'seh^n.

Erwähnen wir noch, daß gewissen Zusammensetzungen mit her und hin die Vorstellung der Bewegung wie der Ruhe inwohnen kann. Vor

---

[20] Graff 4, 694; mhd. WB. 1, 687; schwz. Id. 2, 1559 f. [21] Kluge 497; Graff 4, 1198 ff.; mhd. WB. 3, 515.

ᵈem Spiher dürhi z. B. kann sich ein Garten breiten und kann die Gärtnerin auf und ab gehen. Der Spazierende luuft auch wider uⁿᵈ füür oder wider a füür,[21a] während zwei sich begegnende Bewegungen wider enannᵈereⁿ füür gerichtet sind. Dieses „wider" vertritt in älterer Sprache unser „gegen": was wider die Sensen ist, das ist Hochwald (1533). Wie aber „wider" sich zu „wieder" (unserm umhaʳ, umma) abgeflacht hat, so „gegen" zum Sinne von „nach", der noch durch „zu" verstärkt wird. Die ehemalige Gespinnsthändlerin het noᶜʰ zo mi'm B'sinneⁿ (ich erinnere mich dessen, wenn auch vielleicht nur dunkel: es ist mer nümaⁿ meh wi n eⁿ Duuch) ihra Pünteli g'nooⁿ unᵈ ist mit gägeⁿ Friiberg zue. Auch „Gegend" hat ja (wie contrée) den Sinn des dem Beschauer Gegenüberliegenden verloren, und iⁿ der Gägni bedeutet allgemein: in der und der Umgebung; z. B.: iⁿ der Gägni vaⁿ Bärn. Natürlich nimmt auch das Wörtchen gäⁿ („gen", aus „gegen", alt gagan) an dieser Abflachung teil: gäⁿ Riiffeⁿmatt, gäⁿ Bärn usw.

Näbeⁿ, nëben, in ëben (ursprünglich: in gleicher Linie mit) einem Gegenstand liegt oder bewegt sich ein zweiter, dritter usw. Die adverbiale Selbständigkeit der ursprünglichen Wortgruppe zeigt sich noch in Fügungen wie näbeⁿ düri, näbeⁿ uma, deʳt näbeⁿ äneⁿ, welche schriftdeutsch nur mittelst „daneben" (darnäbeⁿ) möglich sind.

Die kürzeste Linie, welche der Chüürzi naaᶜʰ von einem Punkt zum andern führt, ist bekanntlich die gerade, geometrisch: die Gerade. Diese ist fádeⁿgraad oder, wenn senkrecht gerichtet, bolzgraad (wie die Flugbahn eines Bolzen, altdeutsch: bolz). Sie verläuft schnuergräds und leitet gräderwärts (direkt) ans Ziel, vergleichbar einer nicht ausweichenden, positiven, „geraden" (1798) Antwort. Eine ebenso gerichtete Mark geht d'Grĕdi, geht d'Grĕdi fúrt, „der gredi nach" (1554), „alle Schnur gredi" oder „aller gredi etwas nidsich" (1647), alli Grĕdi uber Achereⁿ uⁿᵈ Matti, adverbialisiert: grĕdi uus, grĕdi dürhi, grĕdi anhi. Ein Mensch, der achtlos, ohne Schonung von Kulturen, in solcher Weise seinen Weg nimmt, wird einer sein, der nur zu gewöhnlicher grober Arbeit: zum ang'fehrt grĕdi anhi wärheⁿ taugt; vielleicht auch ein brutaler, mit dem es alle Augenblicke Streitigkeiten zu schlichten: iⁿ d'Grĕdi z'brückeⁿ gibt.

Eben dieses „schlichten" zeigt uns zugleich das ehemals klassische Wort für das erst neuere „gerade". Dies bedeutet nämlich in älterer Sprache keine Richtung, sondern eine ethische Eigenschaft: rasch, gewandt, schnell bei der Hand, ohne Umwege einem Ziel entgegenstrebend (und

---

[21a] „Und" lautete ahd. unti. inti, enti, anti; vgl. engl. and, holl. en.

damit im heutigen Doppelsinn „gerade“).[22] Auf einem eigensinnigen Kopf aber, auf welchem man nach beliebtem Bilde chönnti Nägleⁿ grëdeⁿ (alte krumme Nägel gerade hämmern), hätte man noch um 1796 „alte Nägel geschlichtet“,[23] wie hinwieder der Weber das Zettelgarn schlichtet, damit es ohne widerstrebende Fasern durch die engen Maschen der Geschirrflügel schlüpfe. „Schlicht“ ist eben alles, was keine störenden Hervorragungen auf sich trägt. In solchem physischen Sinne geht (1533) eine „March dadennen die Schlichti weiter“, (1647) „in der



D'Grabenmüli. (Im Rüschegg-Graben.)

Schlichte desselben Crützes“ (1651) „alle Schlichte gegen“ das und das Ziel hin. Sie geht (1336)[24] „die schlechti durch den grundt uff“ (1362) „zur schlechten acheren an der Stapffen“[25] und weiter (1544) „schlecht dem Graben nach“ oder „übern Graben“,[26] (1647) „schlecht dem Zuhn nach“ und „schlechthin über kleine Gräblein“, (1531) „schlechts dem Gäßli nach“ oder (1586) „schlächts dem Gräbli nach“: g'schlụchti oder schlichti's anhiⁿ. Wer wundert sich nach allem, wenn noch 1790 ein geistlicher Würdenträger aus Preußen einen „schlechten“[27] Bauer[28]

[22] Mhd. WB. 2, 1, 558: rat, gerat, gerade mit dem Gegensatz ungerat: langsam, träge. Nach Kluge 168 vielleicht urverwandt mit lat. rota = Rad und jedenfalls mit zugehörigem irischem reth-im (ich laufe), sowie mit „rasch“ (364). Einläßlich: schwz. Id. 6, 497—520. [23] LR. [24] Font. 6, 272. [25] F. 8, 458 (Spiez). [26] LG. 6. [27] Spazier 428. [28] Auch er dekliniert: „der Bauer, des Bauers“.

von hohen seelischen Eigenschaften bewundert und nur bedauert, dessen Einladung zu einem „schlechten“ Mahl ausschlagen zu müssen! Dieser schlechte = schlichte Mann ohne Hintergedanken und ohne Prätensionen, welche den unsaubern Vertiefungen und entstellenden Erhöhungen einer noch nicht „geschlagenen“ [29] Münze zu vergleichen sind, meinte es und gab sich u̦u̦fräćht u^n^d rĕdli^ch^; er war u̦u̦frichtig; die Richtungslinie seines Denkens war „gerade“ und „richtig“, wie abermals eine Marklinie, welche (1665) „richtig hinauf geht an“ ein bestimmtes Ziel. Seine Angelegenheiten waren allzeit sauber geordnet; är het geng al̦l̦z i^n^ der Richtegi g'hå̈be^n^.

Wie am anschaulichsten den Unterschied von tout droit (g'răd u̦u̦s, grĕdi u̦u̦s) und à votre droite (rächts) lehrt, gilt bei einer Richtungsveränderung der gegebenen Linie diejenige Richtung als die „rechte“, welche wir „ze der rechten hant“ (1357)[30] oder „an der Rechten Hand“ (1645) haben, und welche z. B. „obsich vff die rechte Hand“ (1647) geht. Die entgegengesetzte Richtung „lenkt“ uns von der „rechten“ oder „richtigen“ ab: wir haben sie „ze der lencgen hant“ [31] (1357), welche ja überhaupt als der rechten unebenbürtig gilt. Doch wartet der Guggisberger bei Tisch auf den zu spät Kommenden nicht wie der Emmenthaler „mit der lingge^n^ Hand“, sondern mit de^n^ Füeße^n^, und ein ungeschickt oder „linkisch“ Hantierender heißt nicht „e^n^ lingga“, sondern ironisch e^n^ rächta Paschi (šš: „Sebastian“). In Guggisberg gibt es nämlich recht geschickte Linkshänder und auch solche, die bei zweihändiger Arbeit gleich gewandt linggs u^nd^ rächts wärhe^n^ (die Linke wie die Rechte als Führerin des Werkholzes vorn halten). Nur wenn „linker Hand, rechter Hand alles vertauscht“ ist, de^nn^ ist e̥s lätz (übel gefehlt).[32]

Das ist besonders der Fall, wenn man, ebenfalls im übertragenen Sinne, bei einem unzweckmäßig ausgedachten Vorhaben sagen muß: Du hest das ganz zwå̈risch (šš) im Chopf! Dä^n^ Wääg cheemist du ganz zwärisch dri̦i̦^n^! Wie einer, der zwärisch (oder tschri̦i̦tis, S. 263) uber d'Gassa rennt und niedergerannt wird. Ein nicht regelrecht vor seinem Tisch sitzender Schüler sitzt zwå̈risch. Dieses „zwärisch“ entspricht altem „(en)zwerch“ (1647) [33] und noch älterem twërch neben twër (vgl. die Matte Twerbach bei Kriesbaumen: 1533) und quër, quer. (Man hatte nebeneinander Zwerch- und Quersack, Zwerch- und Querpfeife, Zwerg und Querg, sowie Zwetschge und Quätschga.) Die

---

[29] Wir halten „schleichen“ von „schlicht“ und „schlecht“ fern und stellen beide unbedingt mit „geschlacht“ und „Geschlecht“ (wie typus und typtein), „Schlag“ (Rasse) und „Verschlag“ zu „schlagen“. [30] Font. 8, 195. [31] Ebd. [32] Vgl. Gw. 18 f. [33] Vgl. allerdings Kluge 512.

Endung von „zwärisch", aus „zwärist", verhält sich wie das fortschreitend aus „ein, ein-s, einis" zu „einist" gebildete Zahlwort: das Weßfall-s gestaltete wie schon vorhin in „links", „rechts", „schlechts" ein Umstandswort. Das nämliche geschieht in zwei andern Ausdrücken für s ch r ẹ ẹ g (schräg). Der eine lautet: d'S ch r ị ị t i, T s ch r ị ị t i, t s ch r ị ị t i s. Querfeldein geht, wer i^n d'S ch r ị ị t i, d'S ch r ị ị t i a n h i, d'S ch r ị ị t i d ụ̆ r^ch ^d e^n R ị ị n d ụ̆ ụ̆ r^ch (quer über den Rain), t s ch r ị ị t i s d ụ̆ r h i, t s ch r ị ị t i s a n h i g ị ị t. Die „Schreiti" (der Zirkel) und „schreite^n" (einen Winkel abmessen)[34] verhält sich zu altem schrôten, schriet, geschrôten (hauen, schneiden), schrôt (Hieb, Schnitt, Abschnitt, Stück)[35] wie „Schaar" und „Schaarhaag" (schaar = quer) zu „schääre^n" i. S. v. querdurch abschneiden.[36] Nächstverwandt mit solchem „scheren" ist altes „schirbe, scharp, schurben" neben scharben und scherben (in Stücke schneiden oder brechen), der schërbe oder schirbe, die schirben = Scherbe, d a s S ch ị ị r b i.[37] Letzteres bedeutet emmentalisch auch ein armseliges Instrument, das seinem Zwecke nicht mehr dient, ebenso ein gebrechliches Weibsbild; guggisbergisch aber ist es in durchaus unverächtlichem Sinn eine schmal und dünn geschnittene Latte als Quer- (nun wohl auch Längs-)Stütze z. B. einer Schlittenlast. Von hier aus begreift man sehr gut, wie ein Freiburger sagen kann: E béa, dert z'schäärbis ääne^n, das ist o^ch no^ch ụ̈ụ̈sers Hüttli. Der Guggisberger braucht z' s ch ä ä r p i s im Sinne von schief in andern Beziehungen. Eine Glocke z. B. ist schlecht gegossen worden, oder ist gesprungen; daher i s t d e r T o n z' s ch ä ä r p i s ụ̆ s a ch o o^n: er klingt falsch. Ein Kranker oder kaum Genesener luuft z' s ch ä ä r p i s oder t s ch ä r p i s d e̥ s u m m a: nicht stramm aufrecht, sondern schlaff, mutlos. Dies führt über auf die Bezeichnung einer welken Pflanze als t s ch ä ä r p e t. Freiburgisches z'schäärbis als „quer" oder „schräg" ersetzt man durch t r o m s i g, z' t r o m s i g. Man geht z' t r o m s i g u b e r d' S t r a ß, t r o m s i g d ü r h i. Wer aber scheel drein schaut oder s ch ị l e t (schielt), l u e g t z' t r o m s i g. Auch hier liegt zugrund ein quer Durchreißen („drim, dram, drâmen, gedromen"),[38] ein Springen in Stücke (drümen, drumen), ein zertrümmern: v e r t r o m e^n, woher das drum (Mehrzahl: Trümmer), der drëmel (T r e e m e̥ l, Balken), das T r o o m und T r e e m (alte Mehrzahl draeme aus der drâme, trâme).

Was „buntuberecks"[39] geht, „kunterbunt" oder ch r ụ̈ tz - u^n ^d

---

[34] Lf. 186. [35] Mhd. WB. 2, 2, 218 ff.; Graff 6, 578. [36] Gw. 255. Vgl. auch „sich scheren" um etwas: es sich „in die Quere kommen" lassen. „Was schert mich Weib, was schert mich Kind?" „Laß mich ungeschoren!" [37] Mhd. WB. 2, 2, 159. [38] Mhd. WB. 1, 391. [39] Pol. Gspr. 3.

haagge^{n}swịịs dür^{ch} enann^{d}ere^{n} gewürfelt ist, nähert sich der Unordnung eines Hooggis und Pooggis, wobei nicht sowohl an „Hokuspokus", als an „Haken" und an bböge^{n} (gebogen) und damit auch an „allerlei chrumms und tumms Zü̦g gedacht wird. „Krumm" ist eben auch „verdreht". Allein man sagt nicht weniger, indem man auf die Erfolge eines vorteilhaften oder gedeihlichen Umweges hinblickt: e^{n} gueta Chrump hinn^{d}erum ist nit tumm. Das gelte auch von unserm Exkurs über mundartliche Richtungsbestimmungen — einem Umweg, der sich zum Kreise schließt, von welchem er ausgegangen ist.

Vom Hag zum Hof.

I^{ch} wo^{ll}tt mị^{n} Sach gfrijet haa^{n}! erklärt noch heute der guggisbergische Gebirgsbauer, wenn er darauf dringt, daß an der Einfriedung, Einfriedigung seines Guts nichts fehle. Er tut dies besonders energisch, wenn etwa ein Anstößer sich nicht herbeilassen will, haḷba Frịịd z'tue^{n}: wenn er's mit der Pflicht, die Hälfte der Umzäunung zu leisten, nicht ernst nimmt.[1]

Den vollkommensten schützenden Abschluß findet allerdings ein Grundstück durch den Haag. Darunter versteht nämlich der Guggisberger den Gruenhaag oder Lå̈bhaag, so daß diese Zusammensetzungen eigentlich Tautologien sind, welche durch die Bedeutungsvermischung mit „Zaun" als „totem Haag" veranlaßt wurden. Im Altdeutschen bedeuteten „der" oder auch „das" häg und hägan (das poetische „Hain") zunächst ein dichtes Gebüsch, wobei das gehege und der rôsenhag verblieben sind.[2] Auch „Hagebuche" und „Haageiche" nehmen noch nicht teil an der Bedeutung von häg als Hecke. Diese bot sich aber allerdings von selbst dar beim Hinblick auf die Abhaltung rauher Winde, schädigenden Betretens der Liegenschaft und unberufener Blicke.[3] Den ersten dieser Vorteile wissen noch die Freiburger, wußten bis vor einem halben Jahrhundert auch die Guggisberger derart zu schätzen, daß alle ihre Grundstücke ịị^{n}g'häget blieben und man namentlich dem hohen und dichten Häseḷhaag, der so hü̦ḷb machte, gern seinen Streifen mäde^{n}brịịts Lann^{d} einräumte. Man bekennt denn auch: es ist sịt dem ụụsrűte^{n} va^{n} de^{n} Hěge^{n} viiḷ wüḷḷ^{d}er. Das hindert

[1] Vom Grundwort frî (lieb: Kluge 148 f.) spalten sich die Begriffe „frei" und „geschont" = „gehegt" ab, letzteres im Doppelsinn von „sorglich gepflegt" und zur Abwehr von Schädigung „umhegt". Aus frîen bildete sich frîten, wozu der „Frithof" (Gw. 258) und Friid, Einfried(ig)ung und schließlich „Friede" gehört. [2] Graff 4, 761; mhd. WB. 1, 605—7. [3] Schwz. Id. 2, 1065—75.

freilich nicht, daß manche dem Erdboden gleich gemachte Haagstö̜l̜l̜i (Hagstelli, Zuhnstelli: 1645) der Vermehrung des Ackerbodens dienen muß. Jahr um Jahr wird g'häget, was sagen will: Haag ab-g'hüjjeⁿ (vgl. auch S. 87) uⁿᵈ g'wĕdelet (zu Reiswellen verarbeitet). So kann auch der letzte der drei genannten Zwecke bald bloß noch in ererbten Redensarten weiter leben wie: mit seinen Ansichten hinnᵈer ᵈem Haag bḷ̣ibeⁿ; im Haag hinnᵈer, im Hinnᵈerhaag (oder im Hinnᵈerhuet), d. i. im Versteckten etwas treiben; sueheⁿ, bis mḁⁿ vur ᵈeⁿ Haag ụsi sigi. (Willst was begreifen, such's nicht weit; „willst du immer weiter schweifen?" usw.)

Die Abwehr der Gutsbetretung aber kann freilich, wie durch genügende natürliche Grenzen, z. B. durch den „einfristenden (1824), einfreienden" (1796, 1861) oder unterschlagenden[4] (1606) Hegibach (Zürich) = Heubach[5] (Rüschegg), so auch durch den Zaun erreicht werden. Da aber diesen bis so nah an die Gegenwart heran der Grünhaag ersetzt hat, ist in Guggisberg die Kunst der „Zäünig" (1715), der „Züni und Sünderung" (1630), der Einfassung eines Gutes „in einer Zühni" (1630)[6] — damit freilich auch das den Anstößer schädigende uberzụụneⁿ — nicht ganz zu gleicher Höhe wie im Oberland[7] gediehen. Worauf es einzig ankommt, ist die Solidität des Zauns, verbunden mit der von Jahr zu Jahr nötiger werdenden Holzersparnis. Mäger wi n eⁿ Zụụn wird daher ein immer zutreffenderer Vergleich. Zugleich wird es einem Tausendsassa immer leichter, dürᶜʰ sų̊beⁿ Zụụ̈n dụ̊ra z'hḁ̊reⁿ und haushälterischen Mädchen, uber sų̊beⁿ Zụụ̈n ubera gän eⁿ Få̈dera z'näh ⁿ (sei es auch nur eine Hühnerfeder), oder ann-ereⁿ Wärrla (Maulwurfsgrille) uber sübeⁿ Zụụ̈n uber naaᶜʰ-z'lụuffeⁿ, fur scha z'tööteⁿ. Bloß die Querlatten, welche über die heute fast einzige Art der Zäunung (s. u.) gelegt werden und deren bisweilen äußerst zierlichen Anblick stören, bereiten überhaupt Menschen (eher als dem Weidevieh) etwelche Schwierigkeit des Übersteigens. Als auch in Guggisberg noch andere als der Bärner Housi sich auf die Verfertigung der Zụụnringeⁿ („Schweiffleⁿ")[8] verstanden, bekam man auch die eleganten, aber freilich dem Walde furchtbar zusetzenden „Schweiffelhääg" oder Ringszụụ̈n fast überall zu sehen.

Heute wird selbst dem Gaarteⁿzụụn auch vor eleganten Häusern nicht so viel Kunst gewidmet wie vermutlich 1485 dem „nüwen zwn

---

[4] SB. B 100. [5] Vgl. die 4 Heubach, 5 Heuberg, 1 Heubronn, 1 Heuburg: Bad. 1, 958, wo an haia = Einfriedigung erinnert wird. [6] SB. D 369. [7] Vgl. Gw. 254 ff. und zur Vervollständigung: Hääge und Zäune, von Fr. Rödiger, Aarau, 1881, mit vier lithographischen Tafeln. [8] Gw. 255 f. 495.

vmb den Eewgartten" (vgl. den „Ehfaden" als gesetzliche Umfassung[9]) zu Grasburg durch Bendicht Gansen.[10] Da tuet es die einfache Schija und zu zeitweilig stärkerem Halt der Pälisaateⁿ (die Palissade), wie zur Stütze des gewöhnlichen Bäärg- oder Gäbelizuun, die von einem tannigeⁿ Trőmli ausgespaltenen Schrägstäckeⁿ, gestützt durch starke Tannäste, welche chrützwiis schreeg in den Boden getrieben werden und damit ein Gwätt bilden. Sie erinnern damit an die gespreizten Beine des Holzschrägeⁿ und an das sich i'ⁿ Schrägeⁿ stölleⁿ zum Schutz vor Umfallen. Gabelstecken: Fuurggi (Einzahl: die Fuurga) forderte dagegen ehemals der Lattenzaun, der nun, durch einfache Pfähle getragen, an Straßen und Wegen in Übung kommt.

Zum Durchlaß von Mensch und Vieh gibt es Zauntore oder auch nur Tűrleni, welche der Durchgehende alli Mal „eigenntlich (iigelech: strenger Ordnung sich befleißend, sorgfältig) zutun und beschließen solle." (1554, 1586.[11] Zue tueⁿ: anlehnen; b'schließeⁿ: mit dem Kettchen oder kleinen Strick anschließen). Manch ein solches Tűrli hat nachmals einem benachbarten Haus und dessen Umschwung den Namen geliehen; so dem Türli zu Krießboumen; so dem in der großen Zelg zu Rüeggisberg (1554);[12] so dem Gut „zem Türline" (1456)[13] oder dem „Hus und Hof zum Türli" (1541),[14] woraus aber schon vor 1533 zwei, und seither die drei heutigen Heimwesen erwachsen sind. Dem Gutsnamen entsproß der Geschlechtsname Türler. Schon 1356 erscheint Uollinus dictus Turleres residens zem Turline.[15] Zu einem der Türli gehörte schon 1533 die Tűrlisegg und der Tűrlisacher, zu einem solchen auf Bärenwart der „Thürelacher". 1647 ist vom Hirschhorntűrli die Rede (S. 120), ebenso vom „Hornbühl"- und Käßeren-(Cheesera-)Tűrli, 1544 vom noch vorhandenen,[16] 1795 aber vom vormaligen[17] Lauetlitűrli. So ist seither noch manch ein Türli dem vordringenden Ackerbau gewichen; und hie und da (z. B. an der Straße bei Kalchstetten) erinnert ein vor urlanger Zeit ahi g'laaᵇnna (eingegrabener), nun aber seines paarigen Gefährten beraubter, weltverlorener Tűrlistock aus Stein an den verlegen dastehenden Menschen, welcher eben auch dastiit wi eⁿ Tűrlistock. Eigene Stimmungen erweckt der Anblick eines Türlistocks auf obstbaumloser Höhe, um welchen das Tüchlein gewickelt ist, womit man einen Toten gewaschen hatte. Es erinnert dies an das vormalige Verbringen der nicht dem Toten unter das Haupt gelegten Saarg-

---

[9] Ahd. mhd. êwa, êwe, ê = Gesetz, und Faden = Umklafterung. Kluge 106. 123. [10] GB. [11] RG.; PG. 2. [12] RG. [13] Font. 8, 131. [14] RGU. 246. [15] Font. 8, 131. [16] LG. 6ᵃ [17] SB. S 70.

speen in einen Haag, damit nichts von der nächsten Umgebung des Toten ins Feuer gelange. (Vgl. unten „Feuer und Licht".)

Ein Türli oder (eine) Lĕgi wird 1554 erwähnt.[18] Die Legi besteht aus einer oder mehreren wagrechten Stangen, welche der Passant eine nach der andern seitlich wegschiebt und nachher behufs Zaunverschlusses wieder an ihre Stelle „legt". Einfacher ist der treppenartige Durchlaß der Stapfa wie zwischen Guggershorn und Schwendelberg, oder wie die Birheⁿstapfa. Es ist dies gewöhnlich eine Ho̦lzstapfa, nach welcher sogar Güter sich benennen können. Wir nennen bloß die „zur Holzstaffel" (1570) und bi'r Tannstapfa.

Es sei nun von einzelnen Umhegungsarten die Rede. Aus den mittellateinischen Urkunden lernten Namengeber die Wörter für „flechten" und für „Geflochtenes" zu besonders solider Zäumung an Wegkreuzungen: plectĕre, plexum, plexus, plexitium, altfranzösisch Plesseis, Plessis, umgedeutscht: „Plex", „Pletsch" (1708, aber bereits 1359: uf dem Pletsche, Hofstatt zu Oberbalm,[19] und 1465: Heiny am pletschen),[20] Plötsch (1755: Blötsch). Heute nun versteht man unter Plötsch ein kleineres, nicht zu steiles Landstück oder Revier, welches ringsum von Wald, Gebüsch, Wasser oder Weg umgeben ist. Die bekannteste dieser Bezeichnungen gilt dem Bezirk meist kleiner Gütchen zwischen dem Laubbach und dem westlichen Ausläufer der Egg. Ferner aber hat Rüeggisberg einen Rü̦ttiplötsch und Rüschegg ein Plötschli, und 1763 erscheint als Plötsch eine halbe Juchart Erdreich am Sangernbach. Zu Schwarzenburg gehört der Jutzeⁿlochplötsch. Hierher stellen sich auch ein Dutzend deutscher Pletschen und alle die welschen Plex oder Pley, Pléauc, Pleyau, Pleyeu.[20a]

Ein anderer Ausdruck für flechten: winden, umwinden, „bewinden" steckt in Bü̦ü̦nna, Bü̦ü̦nneli.[21]

Auf das Einschlagen von Zaunpfählen und damit das Einhegen von Grundstücken deuten Ji̦ⁿschlaag und Ji̦ⁿschlĕgli, sowie Ji̦ⁿfang.[22]

Ungleich häufiger erscheint aber „Fang" in der Zusammensetzung mit volltonig gebliebenem bî (bei = um).[23] In den Formen „der Beyfang"[24] (1791), „Beifang",[25] Bevaix,[26] Bi̦fang, „Byfig" (1694),

---

[18] RG. [19] Font. 8, 311. [20] StAF. [20a] Jacc. 351. [21] Vgl. „Beunde" bei Kluge 50 f. Einläßlicheres: Lf. 107; schwz. Jd. 4, 1321. [22] „Fangen" urverwandt mit pangere (einschlagend etwas befestigen): Kluge 126. [23] Vgl. „bei" in Kluge 45 und „um": 470. Beide Wörter sind Abspaltungen von ahd. umbi, mhd. umbe, verwandt mit gr. amphi (vgl. Amphitheater, sowie Amphibium) und lat. ambi. [24] Linde. [25] Fischer, schwäb. WB. 1, 793. [26] Gatschet.

„Bịsịg", Bụ̈sịg, sowie das Bụ̈sịgli neben Bịsängli („der klein Bisang": 1543) liegt eine ganze Stufenreihe von Vokalreduktion beider Silben und Ausräumung[27] der nebentonigen zweiten bis zum Anschein einer bloßen Endsilbe. Schon dies deutet auf die sachliche Tragweite des mit „Umfang" so nah verwandten Wortes. Im Grund bedeutet nämlich „Beifang" (dem Wesen der Stammbildungen gemäß) gleichsam eine „Umfangung", d. h. eine Beanspruchung als Besitz,[28] und zwar einer Rodung, eines Neubruchs[29] von altem Waldboden. Schon in der Karolingerzeit kamen durch Rodung ganze „Bifangshufen" von 30 Morgen zusammenhängender Flächen zu stande, und im Laufe des Mittelalters bildete sich ein förmliches Neubruchsrecht aus: eine von den Gemeinden stillschweigend oder ausdrücklich erteilte Befugnis, durch Rodung freie, dem Flurzwang (S. 271) nicht unterworfene Grundstücke an sich zu bringen.[30] Wer im Mittelalter ein Grundstück urbar machte, war sein Eigner. So erklären sich ehemalige Bifänge von der Größe desjenigen zu Elisried, welcher von Süd nach Nord beiläufig einen und von West nach Ost 2 km maß, also die gesamte Außerteilebene umfaßte, deren größter Teil heute als Fääl^{b} oder als Moos bezeichnet wird. Dagegen belaufen sich all die Schaaf-, Wolf-, Flüe-, Ober- und Unn^{d}er-Bụ̈fige^{n} von Schönentannen bis Ji^{n}fang, deren größter etwa zehn Jucharten mißt, auf kaum einen km². Nichtsdestoweniger bildete vur altems der Bifang eine bloße, jedoch fast regelmäßige Zugabe zu einem Gut. Noch heute unterscheidet man zwischen Bifang als näherem, und dem Fääl^{b} (S. 274) als entlegenerm Bestandteil eines Heimwesens. Drum Benennungen wie Pfrundbifang 1552, Schwanders-, Schneit- u. a. Bifang. Es konnten zu einem Gut sogar zwei Bifänge gehören, denen in der Folge die Erhebung zu eigenen Heimwesen um so leichter wurde. So gab es 1533 zum Gut Ägerte^{n} zwei Ägerte^{n}bụ̈fịg.[31] Der eine von ihnen, „an Holzersflüe grenzend", trug damals eine neue, wahrscheinlich sehr große Scheune mit zwei Ställen. Daraus wurde, mit Zuschlag der benachbarten Gumma, das heutige Gut Ägerte^{n}büfig, welches auch nach Ablösung der Gumma als eigenes Heimwesen noch sehr beträchtlich heißen darf. Unweit davon bildet der Saale^{n}bụ̈fig, welcher schon 1552 als „Peter Ulrichs Sälni-Byfang" vorkommt,[32] ein eigenes Gut neben den zwei zur Saale^{n}. Schon 1356 lesen wir von einem Petrus im Biwange de Nigrocastro.[33]

---

[27] Ausdruck von Muoth. [28] Eine occupatio, captura, aprisio, proprisio: Schröd. 199 f.; Jacc. 363. [29] Novale: Schröd. 199; Jacc. 310. [30] Ebd. Vgl. schwz. Id. 1, 856 f. [31] RGU. 246. [32] Ebd. 38. [33] Font. 8, 139.



Cholis Walehuus.

Unter Einschlägen zu besondern Zwecken finden wir 1670 den „Schützenbiffang“[34] zu Schwarzenburg genannt. Es gab aber 1660 auch einen „Schwynenbiffang“, und bei Schönentannen liegen bis heute die oben erwähnten Büfigeⁿ. Es führt uns dies auf den Namen Tiergarteⁿ. Ein solcher liegt über der Schwarzwasserau östlich von Elisried; es ist ein an den Wald grenzendes Heimweselchen. Da es auch der Au nach Gemsen und Rehe gibt, so ließe sich an ein Gehege für Rotwild denken, nach Art des alten Tiergrabens in Bern für Hirsche und Bären[35] (heute als Hirscheⁿ- und Bäreⁿgräbeⁿ gesondert), oder nach Art des badischen Tier(garten)-hof, heute Dürrhof.[36] Allein „Tiergarten“ kann auch einen (ehemaligen) Pferch für Tiereni als Weidevieh bedeuten,[37] was unzweifelhaft der Fall ist bei „Ulis vf dem bül tiergarten“ zu Gambach (1533) und bei „Hasens Tiergarten“. Jener maß vier Jucharten, dieser eine.[38]

Speziell als Schaaffåṛịch haben verschiedene Chrǒmeⁿ[39] namengebend gewirkt. Mit ihnen konkurrieren jedoch Einfänge für d'Chüeh ịịⁿz'chrŏmeⁿ. So heißt es 1645: in Kromen jetzt genambt die große Weid (Albligen). Aber schon 1357 lesen wir: campum dictum der Kromo:[40] der Chrummenacher, wie heute ein Gut nächst Kalchstetten heißt. 1356 hielt dieser „Krumacher etwa 5 posae“ (Jucharten).[41] 1693 wird auch ein Schwarzenburger „Krummacher“ aufgeführt, und 1356 ein Krumbacher zu Oberwil i. S. Auch der S. 12 erwähnte Chrummeⁿbach ist zufolge anderer Deutung hieher zu ziehen.

Über dem vorn genannten Ägerteⁿbüfig liegen die unnᵈeri und die oberi Zäḷg. Zwischen beiden breitete sich ehemals das Zäḷgli. Es ward aber (zu uns unbekannter Zeit) unter die beiden Zelgen aufgeteilt, und das darauf stehende, nur noch von zwei Mieterfamilien bewohnte Häuschen ist um 1858 nịderg'schrịsseⁿ chooⁿ. Bereits 1533 erwähnt finden wir die Zelgen von Langiwịịḷ, zum Flüeli, uf ᵈem Chatzeⁿstịg; an die Zihl-, Bueheⁿ-, Birheⁿzäḷg reihen sich die „vier Zelgen vmb das Dorf Schwarzenburg,[42] die „große Zelg“ des Klosters Rüeggisberg und die „kleine Zellg vor dem Berg“. Besondern Zwecken dienten die „Hungerzälg“ zu Niedermuhlern (für Galtvieh?) und die oberi Zịtzäḷg zu Albligen (als Zeitkuhweide?). Düstere Erinnerung lastet auf der an sich so anmutig aussichtsreichen Gaḷgeⁿ-

[34] SB. D 369. [35] KM. 49 (1505—81). [36] Bad. 2, 1184 f.; Birlinger-Pfaffs Alemannia 8, 13 (Bonn, 1873). [37] Ebd. [38] RGU. 178. 180. 183. [39] Vgl. „Chramme“ im schwz. Id. 3, 818; „Chrumme“ in Lf. 223; „Chromen“ in Gw. 422, und die „Krempe“ als Vermittlung mit mhd. krimme kram gekrummen (wie mit ausgebreiteten Krallen mit einem Ding umgehen; WB. 1, 881). Mit dem Verschlag samt Umschwung als Unterschlupf samt Weide vgl. sachlich das Läger = die Stafel der Alp. [40] Font. 8, 182. [41] Ebd. 152. [42] RGU. 244 (1533).

zä̦lg östlich vom Dorf Schwarzenburg, welche noch bei Menschengedenken einen im Jähzorn verübten Totschlag mit dem Henkerbeil rächen sah.

Was bedeutet nun „Zelg?“ Verwandt mit dem Zi̦li (S. 248), nicht aber mit dem Zi̦hl bei Schwarzenburg als dem Strauch oder Busch (alt: der oder das zil),[43] ist der zelch (Mehrzahl: zelche) und der zelge (Mehrzahl: Zelgen)[44] mit der Bedeutung Zweig, Ast. Dazu wird weiter gestellt: Zillis, Sils, Silines, Si̦lenⁿ.[45] Den letztern Namen trägt Rüschеggs Anteil an der Rünenenalp. Es handelt sich demnach um vorübergehende, nach Art des provisorischen Fṹrlu̦u̦fs um einen frisch gepflügten Acker gelegte Umzäunung eines Flurstücks, und zwar, wie ferner abliegende Ausdrücke[46] uns des Nähern belehren, zwecks Gewinnung von Sommergetreide. Auf solches Herausgreifen einer Zelge oder „Ackerzeile“[47] als Pflugland[48] aus der Wildnis von Wald und Weide für je einen Sommer beschränkten sich nämlich die alten Deutschen überhaupt, bis die endliche Seßhaftigkeit zur gleichmäßigen Verteilung des eroberten Bodens unter die Sippen (Geschlechtsverbände) mittelst Maßseil und Los und damit zu erheblich besserer Landwirtschaft führte.[49] Damit stehen aber der Flurzwang und die Dreifelderwirtschaft, unter deren Bann auch das bernische Flachland ein Jahrtausend lang wirtschaftlich rückständig blieb, im Zusammenhang. Wie kamen denn aber gerade drei benachbarte Zelgen (S. 270) in unser Guggisberg hinauf? Eben in diesem Kühergelände, wo noch weit ins 19. Jahrhundert hinein vom Frühling bis Herbst die Weideglocken ihren Schall mit dem des (etwas großen) Wildkirchleins mischten, wagte wohl ein Unterberner den Vorstoß mit dem Pflug an die prächtig sonnige Südseite unmittelbar unter der Kirche und gleichsam unter der Ägide des Hubelpaares Guggershorn und Schwendelberg (S. 20). Drei Zelgen legte auch er, wie damals alle Welt, an: tote Brache mit Düngung im ersten Jahr, Wintergetreide im (ersten und) zweiten, Sommergetreide im dritten. So het er's umtri̦beⁿ, het Chehr um g'macht mit der Bestellung des einen Heimwesens, aus welchem nachmals drei, dann durch i̦iⁿmetzgeⁿ des Zä̦lgli zwei geworden sind.

An die drei Zelgen südlich der Guggisberger Kirche erinnert die Hṹba inmitten zweier Hṹbeli rechts und links südlich der Kirche auf dem Rüschegghubel. Es sind drei Chuehhi̦i̦ma̦tleni, „an harter

[43] Mhd. WB. 3, 886. [44] Ebd. 868. [45] Muoth O. 34. [46] Altsalisch-fränkisch tilli, mnd. têl als Getreideabgabe, engl. tillage als Ackerbau. [47] Muoth O. 34. [48] Schröd. 46. [49] Hierüber orientieren: Schröd. 48; Till. 4, 465; Weller, Besiedelung des Alemannenlandes 38; Stat. 05, 2, 30. 43. 49 f.; Geiser, Gesch. d. bern. Landw.; Meyer, die drei Zelgen, u. a.

Hauben g'legen hart".[50] Mit dieser Beziehung auf Anhöhe streitet freilich, daß die Hufe vielmehr als Besitzergreifung[51] gedeutet werden will. Mit solcher stimmt dann allerdings die energische Abwehr unwillkommener Betreter, die uns „auf die Haube steigen" wollen: gang mẹr ab der Hụ̈ba! Einen Unabtreiblichen aber wird der Besitzer (nach eigenartig guggisbergischer Fassung dieser Redensart) nur mit Widerwillen uf der Hụ̈ba haaⁿ. Die so gefaßte Redewendung wird also gleichbedeutend mit dieser andern: einen uf ᵈem Zug haaⁿ, uf ᵈem Strịịch haaⁿ, uf ᵈeⁿ Strịịch nähⁿ, woher man auch wieder sagt: einen uf d'Hụ̈ba nähⁿ. Das Unfreundliche der Redensarten vergessend, sagt man nun aber auch uf der Hụ̈ba und meint damit in der Nachbarschaft. Die Übersetzung von „Hufe" mit „mansus" (was sich gleich mansio und maison zu manère, weilen, stellt), beweist, daß zur Hufe die Wohnung mitgehörte,[51a] daß also auf ihr als selbständigem Gut von vornherein der „Hueber" oder der Besitzer N. N. „an der Hueb" (Anderhueb) schaltete und waltete. Die Hufe war also auch selbstverständlich eingefriedet, „eingeschlagen" (S. 267). Wenn nun gleichwohl 1678 eigens von einem „Hubschlag"[52] die Rede ist, so wird es sich hier um ein Zuguet zu einem großen herrschaftlichen Besitz (vgl. etwa die Krauchthal-Hub) handeln, auf welchem dem Gutsherrn untergebene Leute, u. a. der „Hubschmied", wohnten. (Eine Betha Huobsmydina finden wir 1379 in Freiburg.)

Mit der Hufe scheint die Schuẹpẹssa ursprünglich gleichbedeutend gewesen zu sein.[53] Vom Jahr 1419 datiert sich eine halbi Schuepessa im Dorfbezirk Schwarzenburg.[54] Das muß ebenfalls ein Zugut bedeuten: eins, dessen Inhaber dem Besitzer die halbe Arbeitswoche widmen mußten. Es erinnert dies an den „Montag", „Mittwoch" (S. 236), „Samstag" anderer Güter oder Gütchen. Denn bis zu welcher Kleinheit solche Hufen oder Schupposen sich abstufen konnten, lehrt unsere Rüschegger Hụ̈ba. Ein bestimmtes Maß für Güter überhaupt gab es bloß bei der altdeutschen Felderverteilung. Aus der für Bestellung einer jeden der drei Zelgen eingeräumten Frist von zehn Pflügetagen[55] lassen sich zehn Jucharten (S. 244) als Normalmaß ableiten, dessen Gültigkeit aber schon durch die Unbestimmtheit der Juchart erschüttert wurde. Für bestimmte

---

[50] So liegt nach Rebmann (1620) 467 Dießbach bei Thun. [51] Hufe, Hube, Huob, Huoba, Huba sind allerdings regelrechte Ablautformen zu „haben", alt habên in dessen Urverwandtschaft mit capere. Kluge 186; vgl. Grimm WB. 4, 2, 1867; schwz. Id. 2, 959. [51a] Gleich wie erst die villa als Wohnungskomplex den locus oder ager zum fundus als dem Heimwesen des römischen Grundbesitzers machte. (Jacc. XI.) [52] DB. 161. [53] So nach Stat. 05, 2, 27. [54] Burri 211. [55] Schröd. 31. 198.

Fälle, wie namentlich fromme Stiftungen,[56] galten zwölf Jucharten als Maß.[57] Ebenso gültet bloß für Einzelfälle die „Regel", daß die Schuppose den Drittel oder Viertel einer Hufe (je nach deren Größe von 30 oder 40 Morgen oder Jucharten) ausgemacht, die Gleichheit also sich in eine Über- und Unterordnung verwandelt habe. Diese letztere für sich ist erklärlich als Einverleibung von hochgelegenen Gütchen, was die Schupposen ihrem Ursprung gemäß sind, in tiefer und besser gelegene Hufen. Solche Einverleibungen waren um so leichter, da die alten Inhaber der Schupposen[58] als Tschuepeßer mit geistig und leiblich schwerfälligen und energielosen Lämeḷere", mit Chaḷḷene", „Glünggene"", wa Mähḷ am Eermeḷ hịị", sich auf gleiche Linie gestellt sahen und daher vielfach anderwärts einen geachteteren Broterwerb suchten.

Altfränkischer Bauernstolz traf auch die ohne Grundbesitz gebliebenen und an Miete gewiesenen Häusler,[59] die im Geschlechtsnamen Hǖsler verewigt sind.

Wenn nicht die Schuppose und nicht die Hufe, so benennt sich doch der Hof als „Erhebung"[60] über die Ebene mit deren Flurzerstückelung. Dem alemannischen Bergbauer ist der Hof als beträchtliches arrondiertes Gut der Pụ̈re"hoof, beherrscht durch das Gehöft (Haus und Zugebäude), während anderwärts das Wort sich teils auf den bloßen (und selbst minimen) umhegten Umschwung, teils auf das bloße (dann aber allerdings stolze) Gebäude bezieht. Man denke an den Bärnerhof der Bundesstadt, welcher freilich dem witzigen Guggisberger bloß zu einer lustigen Parodie auf den „Bärnerhof" als elendes Heimweselchen eines Bärner-Housi (vergl. aber S. 265) gut genug war.

[56] Z. B. die 1361 gestiftete „Widemschupposen" zu Schloßwil (Font. 8, 440) oder (ebd. 14) die 1353 stipulierte „Liechtschuppose" zu Muri b. B., aus deren Zinsen das ewige Licht für einen Verstorbenen zu unterhalten war. [57] Habsburger-Urbar 2ᵇ, 290; Anz. 1, 10 f. [58] Von den zahllosen Erklärungen des vielgestaltigen achthundertjährigen Alemannenwortes „Schuppose" (vgl. Grimms WB. 9, 2027—9; Anz. 5, 22—25) seien zwei herausgehoben. Brandstetter (Anz. 1, 148; Alpenpost 1873, 16) geht vom „Tschupp" als (Haar-) Schopf aus, dessen Wortform dank dem Ursprung von tsch aus c (vgl. Tschäppeler aus capellarius) auf „Kuppe" zurückführt, und dessen Bedeutung an (Fels-)„Kopf" und an „Grind" erinnert. Sorglicher nimmt sich Jakob Grimm (vgl. mhd. WB. 2, 2, 227) des Wortausgangs an, indem er eine Urform „schuoᶜʰpuoza" herstellt. Das gäbe eine „Schuehbüezi": eine Schuhflickerei, was sich nach anfänglicher Befremdung um so eher anhört, da seiner Zeit die „Altbüezer" — zuegleich als Schuehbüezer (schwz. Jd. 4, 2034) — recht gesuchte und darum zunächst auf Bergheimwesen bei bescheidener Lebenshaltung sehr gut auskommende Leute gewesen zu sein scheinen. 1571 hat der Berner Rat „Pierre Perret, dem schubützer abem Tessenberg, vergönnt allhie schuh ze bletzen". Dieser ließ sich also schließlich als wohlbestallter kleiner Mann in Bern nieder, wie seine Genossen kolonienweise (etwa gleich den Keßlern) in Basel. [59] Schröd. 410. [60] Kluge 211—214; Anz. 1, 113; vgl. schwz. Jd. 2, 1024; Gw. 192.

Außerhalb des ehemals ringsumfriedeten Hofs befand man sich im unumschränkten Freien: uf der Wịti usse^{n}. Heute bedeutet der Ausdruck: im Freien gegenüber dem Aufenthalt im geschlossenen Raum. Die Wịti des ältern Begriffs spiegelte sich besonders in der Wịtwịịd: der Weide auf der stundenlangen Allmend mit der nicht mehr augenfälligen Umhegung. Der Viehtrieb auf solche Allmend wurde ständig als „Almj- und Veldfahrt" bezeichnet. Das vergegenwärtigt uns den mundartlichen Grundbegriff des Feldes als den der großen Ausdehnung, des „Reviers", des Schauplatzes einer Existenz und deren Tätigkeit. So, sịt de̥r o^{ch} im Fääḷ^{d}? (oder um ^{d}e^{n} Wääg? Lassen Sie sich auch blicken?) Wi bist du mit di ne^{n} Täglöhne^{n} im Fääḷ^{d}? (Wie viele hast du deren bisher verdient? Oder umgekehrt ausgegeben? Wie groß sind sie? und dgl.) Insbesondere ist an das Feld als das Freie gedacht. So im Gegensatze zum geschlossenen Wald (welchem man übrigens auch das Lann^{d} gegenüberstellt: durch die Lücken des Waldes g'seht mḁ^{n} äfḁ uf's Lann^{d} — zumal als ebene Fläche). Drum redet man von Wald und Feld, wie von „Holz und Feld"[61] als „Wunn und Weid", von „Stock und Feld", vom fäḷdere^{n} des Bauholzes aus dem Wald in's Freie (S. 95). Hinwieder fäḷḷ^{d}et (feldert) die Taube, indem sie den Schlag verläßt und das Ackerfeld absucht, fäḷḷ^{d}et auch das Weidevieh. Als solches wie als Weideplatz gehört das Feld zur freien weiten Umgebung einer Stadt, wie das Obstberggut „am Feld" zu Bern, wie „das Feld" zu Unterseen, wie die „Felder" zu Biel (1361, 1365),[62] wie die „Felder" eines Hauses und seines Umschwungs. So finden wir 1773 und 1791 „das zum Sigerstendienste Guggisbergs gehörige Feld" genannt.[63] Es ist „der Rahthaußblatz", welcher 1678 „dem Sigerist zum Veld einzuschlagen Vergont worden". Zum Entgelt mußte er „denen, so allwegen im Rahthauß wohnen, jährlich für ein halb mäs Flachssamen auf dem Feld nach seiner Komlichkeit Erdtreich geben".[64] Dieses Einschlagen widerspricht im Grund dem Begriff des freien Feldes. So stimmt auch der Umstand, daß 1533 „der Uelistutz das Hindervelld vff der eck" heißt,[65] nicht mit der Grundbedeutung von „Feld" als „breite Fläche", als „Talgrund", als campus (champ).[66]

Solches Zurücktreten ursprünglicher Merkmale erklärt sich aus dem Erwachsen aus bloßer Zugehörigkeit des Feldes als privaten Weidebezirks zu einem Bauerngut, wie wir am klarsten aus einer Umschreibung von 1533 sehen. Danach besteht z. B. ein Gut von zirka 18 Jucharten aus „Holtz, Velld, Acher, Matten.[67] So erklären sich Namen wie Fääḷ^{d}-

[61] Hub. 4, 689; vgl. Caflisch: „Was ist Wunn?" [62] Font. 8, 406. 649. [63] Linde. [64] LG. 10a [65] RGU. 65. [66] Kluge 131; schwz. Id. 1, 806 f.; Graff 3, 515. [67] RGU. 65.

matt, -wịịd, -moos (1533), hụ̈beḷ, sowie Birhe^{n}-, Bịse^{n}-, Ried-, Schwenndi- (1533), Stịje^{n}-, Wịde^{n}-, Hostettfääḷ^{d}, d's usser, d's ober (1554), d's hinn^{d}er Fääḷ^{d}. (1715 lebte Hans Hennenberger im hindern Veld.) Die Fääḷ^{d}haḷta aber grenzt an das Fääḷ^{d}, wo d's Fääḷḷ^{d}erš wohnen.

Es ist ziemlich sicher, daß dieses Bauerngut im Fääḷ^{d} ursprünglich als Weide zu einem der zwei Güter hinn^{d}er ^{d}em Bärg gehörte. 1533 war sowohl das „Feld" wie das benachbarte „Sand" bloße Weide, und noch 1713 trug das erstere nur eine Chüeijerhütta. Die war aber gerade der rechte Prototyp des Bauernhauses, in welchem wir 1797 und 1798 den Christen Äbischer im Feld als hablichen Bauern hantieren sehen.[68] Sein Großsohn aber war der reichste Guggisberger Bauer. Er konnte z'groβe^{n} Bläze^{n}-wịịs von seinem Hause weg bis an den Ganterist auf eigenem Boden gehen, indes daheim eine Frau von seltenen Eigenschaften als Fääḷ^{d}pü̦ü̦ri waltete. Wie wären da nicht di Fääḷ^{d}-tächteri ụụfg'läcket choo^{n} wi Zucker!

Eigennamen als Siedlungszeugen.

Guggisbergs Burgernuze^{n} hindert nicht, daß wohl zwei Drittel seiner Bürger auswärts wohnen. Schon vor acht Jahrzehnten waren ganze Familien chäch e^{n}tschlosse^{n} für ga^{n} Meerika („nach der Amerighịịt"). Sehr viele andere halten sich in der französischen Schweiz auf (im Wäḷtsche^{n}: S. 292). Weniger Ausfall an Bevölkerung brachte auch hier[1] der Söldnerdienst, schon weil Bern und Freiburg behufs Deckung eigenen Bedarfs „bi Confiscation Libs und Guts"[2] ihn verboten. Einzelne hịị^{n} glịịch (dennoch) d's Loch funn^{d}e^{n}, „wo hinaus", wenn es auch nur war, um in geldklammer Zeit den Eltern das Handgeld darstrecken zu können. Gezwungen aber gingen zur Zeit der Napoleonischen Zwangswerbungen die als Kanonenfutter Ausersehenen z'Chrieg; und manch eine Mutter seufzte an der Wiege eines Säuglings: es g'freut mi^{ch} nụụt, ẹnạ z'gụụme^{n}! Wie verschieden machten daher die Zurückgekehrten von sich reden! So der nachmals als Bannwart dienende Franzose^{n}sepp.[3] So der von holländischem Dienst zurückgekehrte Chịịserchöli,[4] Sohn eines Elternpaares Kohli-Kaiser. So jener Zwahlen, der nach seinem Dienst in Schleswig als

[68] Am 28. März 1798 hat er „dem Kanonier ein Morgenessen bezahlt, macht 1 Krone 5 Batzen". LR.

[1] Vgl. Gw. 507. [2] SB. B 291 (1666); Laxer Bern allein: SB. F 351. [3] Nyd. K. 16. [4] Als Kraftmensch: Jenz. 163—6.

Polizeidiener seinen schier dreißig Jahre alten Mantel bis zum letzten Fetzen auftrug, woraufhin jedem unordentlich Angezogenen zugerufen wurde: du chunnst grad dahar wi der alt Schlësiger! So Hans Nydegger, der als lernscheuer Unn^d^erwịsiger Handgeld genommen hatte. Als nachmaliger Korber kam er wegen Weidenfrevels vor den Landvogt zu Belp. Dieser verhandelte mit seinem Schreiber den Fall französisch, worauf Nydegger sich ebenfalls in fließendem Wäḷtsch verteidigte. Der Landvogt rühmte sein treffliches „Mundstück". Nydegger lehnte ab: Nịịⁿ, Herr Husarenoberst von Steiger, d's Mundstuck han i z'Paris dạrhinn^d^er g'laaⁿ. I^ch^ haⁿ 's de^r^t guet chönneⁿ brụụheⁿ, fur Öö^w^ch aḷs Husareⁿtrumpeter Märsch z'blaseⁿ. Der hohe Herr erinnerte sich des Mannes, begnadigte ihn, reichte ihm die Hand, zog ihn zur Tafel und weidete sich an seinen fernern Witzen.[5] Sterbend dagegen kehrte ein Nachkomme des Brünneⁿburi[6] aus englischem Söldnerdienst heim, auf dem Leib versteckt eine vor Räubern gerettete Geldsumme und eine königliche Anerkennung seiner Tapferkeit auf kostbarem Pargimänt tragend. Ein anderer hatte aus Arbeitsscheu Handgeld genommen, kehrte aber mit soldatischen Ehren aus Rußland zurück und wurde ein fleißiger Korber.[7]

Namen, wie Elsa Russina,[8] Burbaki-Prächt und die bereits vorn erwähnten Naammeneⁿ, Näämmeneⁿ,[9] Näämeneⁿ, daneben auch chlịịnn Näämmeneⁿ (Deminutive), wie näme^n^tlich (d. h. „z. B.") Seppli, Schangeli und Schaaggeli (petit Jean und petit Jacques), guggisbergischer freilich Housi, Kö̋bel, Jaggi, der Schängeḷ leiten uns zu der Auseinandersetzung über, wie man dazu kam, auch Heimwesen mit persönlichen ịigeⁿteⁿ Näämmeneⁿ (Eigennamen) z'namseⁿ. Ein vollständiges ụụfnamseⁿ (aufzählen) aller so entstandenen Namen würde freilich schon allein einen Band „Guggisberg" füllen. Bedenken wir, daß das Vorland des Stockhorns — gleich dem emmentalischen des Napfs — als klassisches Land der Hööf ebenso von Gutsbenennungen nach einzelnen Familienhäuptern wimmeln muß, wie die alemannischen Ansiedelungen der Ebene nach Häuptern von Geschlechtsverbänden (Sippen) mittelst der Endung „ingen" sich benennen. Der knappe Raum erlaubt uns bloß ein Betupfen von je einem aus hundert gleichartigen Fällen.[10]

Die Qualität der Namen stuft sich ab nach rächteⁿ Nääm(m)eneⁿ (Tauf- und Geschlechtsnamen), Zuenäämmeneⁿ und Aannääm-

---

[5] Leuthold. [6] Vgl. Jenz. 158 ff. [7] Leuthold. Näheres im Berner Taschenbuch 1911. [8] VP. [9] Aus altem namo(n) bildete man „namnjan"; erst hierauf gründet sich Naamme. [10] Vgl. von Mülinen, genealogische Notizen über die Geschlechter in den Städten und Landschaften des Kantons Bern. (Stadtbibl.)

mene" (Übernamen). Die letztern werden possenhaft (us Fándast oder us Fantást), wenn nicht boshaft (us Tüüfelsüchtegi) ii'm aang'heicht oder aang'schlämperlet. Merkwürdigerweise sind jedoch die guggisbergischen Schlämperlige" längst nicht mehr durchwegs Übernamen, sondern allermeist regelrechte und mit wenigen Ausnahmen ehrenhaft erteilte und angenommene Unterscheidungsnamen von Abzweigungen sehr familienreicher Geschlechter, wie beispielsweise und namentlich der Zbinden (S. 288 ff.). Menschlicher Engherzigkeit liegt es nahe, Neueingezogene (vgl. „Neukomm", 1465: Richart Nükommen, sowie die aus Neuenegg eingezogenen Exe"büri im Exe" zu Rüschegg) mit ernst gemeinten Übernamen zu belegen, indes die van Adam har oder doch sit Noahs Zite" Eingesessenen sich gegenseitig in der Trinklaune Beinamen erteilen. Die werden denn auch so wenig übel aufgenommen, daß man sie bis zur Angewöhnung wiederholt und schließlich in unbefangenem Ernste beibehält. Spassig klingen ja jederzeit Namen wie Schnägge"loch-Chrigeli, Tubäckers Christi und Aujaggels Baabi gleich wie di rostegi Tampfsaagi und das Ofe"britt als Rüschegger-Übernamen, wie die Orgelpfeife, der feurige Besenstiel ,das Suppenloch, die hintere Melusine und andere Häusernamen Schaffhausens als Pendants zu seinen Häusermalereien. Hinwieder mag es eine gute Weile gegangen sein, bis man Namen ernst nahm, wie Ruoff Halbtüfel (1356), wie Johannes dictus Glusty (1359)[11] als Gegensatz zum Laupener Burkart Zwicksuff, der ku wadel (Bern 1536),[12] Anny Ganskopf (1379) und Martin Katzenschwanz, Hans Wasem genannt Rußi (1531) und Bendicht Russi (1514; ruuße": schnarchen), Heinrich Strowsack (1489), Uolinus Stunqui (Stunggi, 1356) und der Thuner Welti Schirggi (1358), Chuntizus Muggi (Muggi, d. i. Schmollender, 1385), Hans Tschöl (1533) oder Tschöll (1502: Tschööl, Einfaltspinsel), Hans Junten acher (1540) und Christina Juntina in der Gumma (1533), alle die Schlegel vom Wahlerer Kirchherrn Peter der Schlegel (1357)[13] an, usw. — Ein Morgendschlaff von Trommyl (1465) und drei Brüder Ker-dich-umb (1379) hatten zum Gegensatz einen Früuf (früej uuf) von Albligen (1390), aber auch einen Cuno Flüguff, gesessen im Gevell (1465), einen Peter Rösch (1541; vgl. rösch, ss, soviel wie rasch). Seit zirka 1388, wo wir einen Lanzenträger Vivianus Merlo aus Freiburg[14] finden, gibt es alle die Vivian, Visian, Fivian, Fisian; vgl. Vivels Bääbi (1794). 1356 lebte Niklaus von den Studen, genannt Singrich.[15] Von diesem führt eine

---

[11] Font. 8, 283. [12] KM. 50. [13] Font. 8, 198. [14] Anz. 1, 97. [15] Font. 8, 112. 154.

Begriffsreihe zum Venner Jützeler (1533), zum Hansi Scherz[16] (1533), zum Christen Fasel (1651),[17] zum Boß (1533, gaillard), zum Rolli[18] (1580, wozu Rölishụụs), zum Chöusi (1485: Peter Kösina; 1583: Köusi).

Ein Ruodinus Kropf lebte 1356, der Chropfjaggi 1766 (S. 92),[19] der Chropfmäärti[20] zu unbekannter Landvogtszeit. Bendicht Knööri (1533) erinnert an die Bieler Kabushaubtina (1363).[21]

An der Schwelle normaler Anthropologie steht der seit Cono dictus Pingeller (1356),[22] dem alten pingellin (1455),[23] dem Jermann Pinggeli (1533) und Hans Pinkeli (1624) ungemein häufige Name Binggeli,[24] unter dessen Trägern wir eine Reihe Landsvenner (1628, 1654, 1661), Statthalter (1640, 1658), Großräte antreffen. Auch zwei Heimwesen heißen so. — Stoffel Stoll (1581) setzt ein noch heutiges angesehenes Geschlecht fort, ebenso Hans Mast (1610). Hensli Vingerli (1465) hat eine auf Erklärung wartende Namensanalogie in Zähnd, Zand (Landsvenner 1585 und 1664), Zannd (1582), Zandt (1629), Willy Zan (1514).

Hans Klein der Steinhauwer (1582), Peter Mutt (1511) und der Inhaber des Gutes z'Kurtzisbrunnen (1533) erinnern an den Riịs, den Schᵗrack (Hensli Srack von Laden 1400), den hoch aufgeschossenen und dabei g'strackt einhergehenden Menschen, den mạⁿ chaⁿⁿ frageⁿ, wi obeⁿ dụ̈ụ̈rᶜʰ der Luft gangi; den Gegensatz zum Chrotteⁿmödẹl. Die Bezeichnung groß steckt in Hans Grosso (freiburgische Form) 1512; in Grooser als Zuname eines Zweigs der Zwahlen, der mit unserm Posthalter aussterben wird, und der gleichbedeutenden Genitivform d's Großẹ̊ssi. So heißt auch d's Lẹngẹ̊ssi ein Geschlechtszweig, der anderwärts als „Lang" benannt würde. Hinwieder ist d's Linggẹ̊ssi die Nachkommenschaft eines geschickten Linkshänders Zahnd, d's Hertẹ̊ssi eine Familie Herter; d's Hinnᵈerẹ̊ssi s. S. 287; d's Rụ̈bẹ̊ssi hatten zum Stammvater einen Krauskövpfigen, der einen schönen Rụ̈bẹl trug, d's Wịịßẹ̊ssi einen Blondhaarigen. An diesen erinnert ein Jakob Alben (um 1700). Eine andere Weßfallform ist Rotheⁿ, Rooteⁿ.[25] Man denke an deu internationalen Telegraphendirektor Timotheus Rothen aus Guggisberg, † 16. Februar 1897. Die Besitzer von Goldisacher (1533) und Kleben (Chleebeⁿ) Hofstatt, sowie Berchti Falchen (1493),

---

[16] D. i. Springer: Kluge 395. [17] Unbeständiger; vgl. schwz. Id. 1, 1058. [18] Ebd. 6, 879. [19] SB. O 9. [20] Jenz. 161. [21] Font. 8, 535. [22] Ebd. 134. [23] StAF. [24] Schwz. Id. 4, 1377 f. [25] Vom Dichter David Rothen und seinem musikkundigen Sohn erzählt Jenz. 152 f.

Georg Stryffeler (1533), Hans Sterren (Stär, 1533), Petter Küng der Gerwer (1533) erhalten in Uelly und Hansi Kolis (1493), in Hans Koli (1560, Kohli, Chöli), sowie in den zahlreichen freiburgischen Remi, Rémy Namensgefährten von hoher amtlicher Stellung. — Sehr alt sind ferner die Urfer (1484), die Wider (1356: Henricus und Ruedinus Vider de Lantzenhüsern),[26] Cono dictus Swinli de Engui (1356, wohl statt Eigen),[27] der Tachs (1484), aber auch ein Hans Ummel (1533) und die Mischler (vgl. Misteli). 1390 lebte Uolli von Mischleren (zu Albligen), 1357 ein Deutschordenspriester Mistler.[28] Mischler war früher das zahlreichste Wahlerergeschlecht. Ihm folgten an Stärke die Hostettler und die Nydegger. Von Familienstand reden in berglerischer Ehrenhaftigkeit[29] Cuni Gilgen der alt (1673), Chr. Zbinden, der alt Chliin (1864), ein Jungi, dann die Büeblera, ferner Jenni Knecht (1354), Cristina Vetter (1580).



Chuenis Roosi (Äbischer).

Eine neue Namensreihe eröffnet der Bundschuh:[30] der grobe Bauernschuh mit Riemen zum Festbinden, wie noch etwa oberländische Hüterknaben sie tragen. Als Gegensatz zum modischen Schnabelschuh bildete er das Symbol der Verteidigung ländlicher Rechte, und in der (gleich wie Hendsche^ch aus Handschuh) allmählich verschliffenen Form Buntsche^ch den Geschlechtsnamen all der Puntschenen. Buntschuoch

[26] Font. 8, 115. [27] Ebd. 141. [28] Ebd. 192. [29] Gw. 21. [30] Kluge 78; mhd. WB. 2, 2, 224.

wird zu Buntschuch oder Buntschụ̈ (1533 und z. B. zu Giffers noch jetzt), Puntschụ̈, Buntsche^{ch}, Buntschen (1572) als Geschlechtsnamen wie z. B. Ruf Buntschuch (1533), Hänz Buntschen (1572). An das Dörfchen Bunschen zu Oberwyl i. S. erinnern vielleicht[31] der G'fe!!-bunze^{n}, das Bunze^{n}gäßli und der Bunzacher („Bundsacker") in der Nähe der Stößi, wo wir S. 92 f. ebenfalls eine sehr ernst genommene Empörung sich erheben sahen. Sie vergleicht sich trotzdem selbstverständlich in keiner Weise mit den Kriegstaten der Altdeutschen, welch letztere schon dank ihren Namen in hellem Glorienschein vor uns dastehen. Schon auf den Krieg selbst deutet ein alter Name; von „Kampf" mit roube und mit brande reden noch 1486 Hiltbrantz matten, aber auch von mächtigem Schutz ein Hatto[32] (792) in Hatte^{n}mätt, ein daraus verkleinerter Hettilo, Hetzilo in Hetzel-schwenn^{d}i. Kräftig spannte seinen Bogen der „Bogenwolf" (s. u.): Paugolf,[33] gekürzt Paugo in Bụgge^{n}ried, in der Bụggera (welche Namen freilich der Volksmund auf den Pụggel als Hügel zurückführt). Gopplismätt wird früher (z. B. 1533) beharrlich „Gablismatt" geschrieben. Das kann auf einen Krieger deuten, der sich nach seiner dreizackigen Waffe: der gabala[34] benannte. Die Zinke oder Zacke, der Zanko[35] steckt personifiziert in Zänkenwyl (1570), Zenggiwịị!, „z'Enggiwịị!".[36] Isarn, îsan ist, wie seine Waffe, der eisenharte Mann, nach welchem schon 1356 der Hof Ise^{n}grueba (S. 18) benannt ist, wie „Ise^{n}bolge^{n}" (Isenboldingen: 1372) nach dem „eisenkühnen" Isambolt. Nach der Schärfe (ecka) des Schwerts hieß 1356 Berchinus Ecgo von Schwarzenburg und wieder nach einem Ecko, Eck die Eckenmatt (1356,[37] 1690), Äcke^{n}mätt (1390, 1632). (Laut populärer Deutung benennt sich freilich dieser zerstreute Weiler nach den Äcke^{n}, d. i. Abzugsgräben zum Entwässern von Matten.) Der gleiche Name steckt in Egbrecht (1355) oder Epprecht, in Hanß Eggli (um 1700) oder Egli. (Die Volksetymologie denkt hier an die Egli als Eingeweidewürmchen in Ziegen und Schafen.) „Frech" i. S. v. verwegen ist altes Frick, woher das Fricke^{n}moos, und Frig: Thoma Fryg (1512). Erst heute

---

[31] Vgl. Götschmann mit Gözmann (1490), Tütschi und Totze, Tschingge = Zinken, Tschupp nnd Zopf u. dgl. [32] Graff 4, 800; vgl. „hat" als Grundform von „Hut": Kluge 217. [33] Graff 3, 40. [34] 4, 127. Vgl. den Dreizack des römischen Netzfechters, des retiarius. [35] 5, 679 f. [36] Wie offizielles „Einigen" statt des gut mundartlichen Zeinige, „im ultrenboden" statt Muelterebode (1533: PZ.), „an Yesen" oder „under dem Yesen" (1357. 1360: Font. 8, 172. 374), statt „am Riesen". Umgekehrt: „Mättenberg" oder „Nättenberg" statt Ättenberg (im Winkel der beiden Sensen), „Zlangenwyl" (1533), „Zalchenfuren" (1533). Noch heute hört man in Rüschegg selbst: (u)f Rüschegg, Früschegg, uf Früschegg; (u)f Hirschhorn, Firschhorn, z'Firschhorn; (u)f Üügste, Füügste. [37] Font. 8, 139.

hochfahrend, früher hochsinnig und dabei von stattlicher Erscheinung[38] war der Stolze, der Stulz als Gründer der Stulzeⁿmüli. (1420 lebte Bertschi Wunderers von Stolezenmüli.) Kriegskundig und „kühn" in einem ratend bewährte sich der erste Inhaber von Kuonried, Kunried

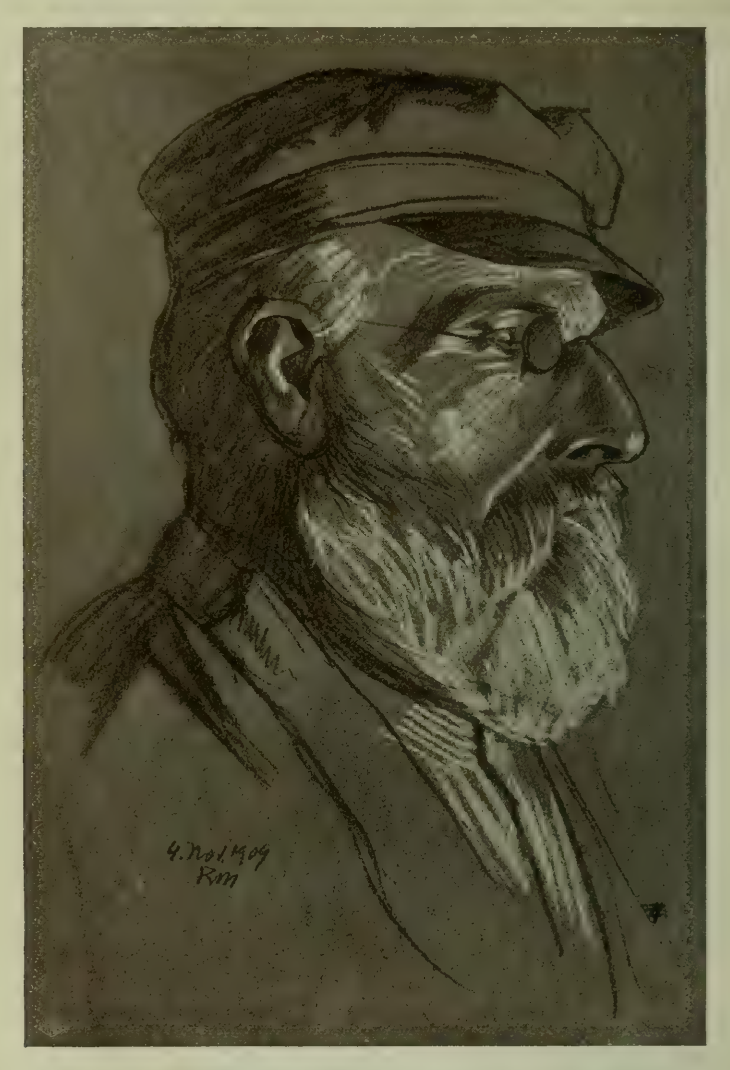


Joh. Weber hinter'm Berg.

(1467), Kurried, sowie der Chüenzera und des Chuenzli — vgl. Chuenis (Konrads) als Zweig der Äbischer. Als scharfsichtig und scharfsinnig: gaud, gaut, goz[39] erwies sich der Gründer von „Göz-mansried" (1490), jetzt Götschmaⁿⁿsried; als treu um die Seinen sich kümmernd: charag, harag der von Hergisbärg.[40] — Eine all-

[38] Mhd. WB. 2, 2, 657 f. [39] Graff 4, 174. 280. [40] Ebd. 465. Vgl. got kara (Sorge), ahd. kara (stille Trauer), woher „Karfreitag": Kluge 231.

bekannte kriegerische Identifizierung ist die mit dem Wolf (1361, vgl. Wolffgang Jungi 1659) und dem Bären: Pauli Bär (1571), Bernhard (Bäärni, Bernet 1669).[41]



Schmitte Josi: Josef Weber, Schmied im Sand.

Das gleiche „hart“ (soviel wie stark[42]) steckt auch in „Burghart“, Burkhart als der personifizierten Burgstärke.[43] Ein Borcartus amtierte 1356 als Weibel, und ein Ort Burkhartslüwi (vgl. „Otte"lüwwi S. 48)

[41] SB. D 511. [42] Kluge 195. [43] Vgl. die Sage von der neugegründeten Habsburg

ist 1533 genannt. Die Abkürzung des sehr häufigen Namens zu Burki finden wir erstmals 1358 und 1486 (Angela Burkis zu yssengroben), zu Bürki 1362, die noch weitere zu Buri schon 1355, und zwar als Vorname. So auch 1356 in Burinus Rosen zu Kastelstetten (Kalchstetten), 1420 in Buri Rothen usw. Erstmals 1465 erscheint Bury hinder dem Berg (zu Wahlenhaus: S. 253), aber 1514 als Geschlechtsname mit dem Vornamen Hans. Bei dieser Bedeutung verblieb es; nur schreibt sich Bụri als Burri.[44]



Schmitte Lieb: Gottlieb Weber, Wagner im Sand.

Mit Namen wie Heimorîch, Heinrich, Hans, Hiny (1650) und Hinni, Peter Heinj (um 1700), d'Hịịnene^n (Zweig der Hürst und der Zbinden), d's Hịịneli und d's Riedhịịneli, Henz (1542), Hịịnz Zweig der Zwahlen), Henzischwann^b (1465), Henzi, Henntschi (1533) betreten wir das Gebiet der bloß nach Gewohnheit und Brauch (S. 277) erteilten Namen, die ihren Charakter des bedeutungsbewußten Attributs mehr und mehr ablegen. Denn so wenig alle „Heinrich" durch ihr Heim, sind alle „Ulrich" „reich", d. i. „mächtig" durch Erbgut: uodal. Uodalrîch (1082) wurde Ulldrich (1586),[45] Ulrich, Ụllrịch. 1775 lebte der Weibel Ullj Ullrich zum Pfad. Sonst aber wird der Taufname zu Ụrlị, seltener Ueli, Üeḷti, häufiger Üeḷch und (als halbe Schelte) Üeḷtsch. Üeḷtsches ist ein Zweig der Beyeler. Von der Hansuelera ist später die Rede. Zu ôd (Gut,

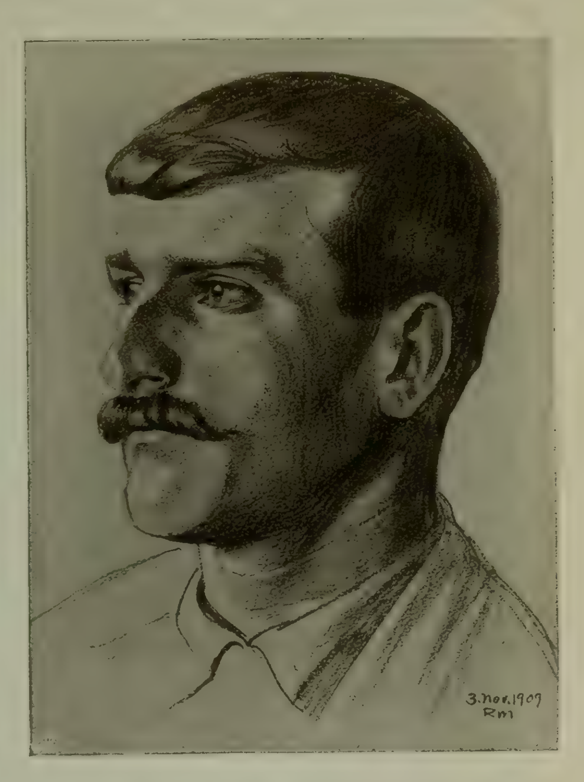
[44] Der Brünne^nburi: Jenz. 158 f.; der Buri im Schufelacher: 167. Des erstern Großsohn, Sohn des Söldners. [45] PG. 1.

S. 235) stellt sich Otto und Otti (1344) in Otteⁿlüij, sowie in der Schreibung bi'm Otteⁿwa!ᵇ als Konkurrentin der Deutung ób deᵐ Waalᵇ = ób ᵇem Waalᵇ (S. 71); zur nordischen Form êd: Eduard, vgl. Chölis Edụ̈, und 1336: Etho in der Riedstatt. Eine „göttliche" Ytha (Ida) aber lebte 1356 in Kriesbaumen.[46]

Wir gehen über zu biblischen Namen. Sogar Jordan (J. Bentzo[47] 1336) ist ein solcher. Es gab ferner manch einen Abraham als Hämmi oder als Äbi,[48] vgl. Äbischwannᵇ, und seltenerweise eine Sara (Sara Zwahlen in der Neüwmatt 1731) neben der „Eva" und dem ungeberdigen Mädchen, das eⁿ rächta Eevẹl gescholten wird. Gegenüber solchen Umdeutungen steht der echte Personenname im Wer-, Wen- und Wemfall artikellos. Wa ist Jakob? Wa hest Jakob? Gang säg Jakob (Hansjaggi, Hansjaggeli, Köbẹl), är söḷḷi choo".[49] Doch setzt dies einen gut gebräuchlichen Namen voraus, zu denen sonst auch David gehörte. Das beweist nicht nur das Táṿịtli als Heimwesen und Wirtschaft zu Gambach, sondern auch das witzige Namenspaar Tävit uⁿᵇ Salomo für das genannte Heimwesen und das benachbarte neue Schulhaus. Weniger ideal benennt sich der „Höseler" als Tå̈vẹl, und zwei solche sind ironisch rächt Tå̈vleⁿ, als „Schmierfinken" sogar Dräcktå̈vleⁿ. Es sind dies ironische Wendungen der Anerkennung eines guten Meisters in seiner Kunst: das ist eⁿ Tå̈fẹl! und des gegensätzlichen Urteils: das ist nid eⁿ Tå̈fẹl (ein David, der seinen Goliat bemeistert)! Aber auch der zu einem Werk Unaufgelegte, überhaupt Unpäßliche, ist nid rächt Tå̈vẹl oder (adjektivisch empfunden): tå̈vẹl. Im Gegensatze zu solcher Verbrauchtheit stehen zwar nicht Salomo, wohl aber Salamina (in „Kastelstetten" und „zum Türli" 1356),[50] Elias oder Lịịs,[51] Jeremias (J. Rorbach 1571, J. Binggeli 1733) oder Mias (1700), Jerobeam (Jarobann Hirßen 1574). Etwas häufiger wieder war Daniel, woher die Geschlechtsnamen Dängel und Dängeli, sowie das Heimwesen „Danjeli": d's Dangeli. Så̈melis (Samuels) ist ein Zweig der Binggeli. Nie zahlreich waren hier die Peter (1485), Peeterli (1356), Peeti in der Peetiswịịd und Peetsch, wogegen Paul (Pauli Kasteler 1661) zum Geschlechtsnamen P'hauli gedieh. Hans (1484: Ulrich Hanns) und Tschan (1533) ist als Geschlechtsname erloschen. Ebenso Bartholomäus (Peter Bartlome 1533 und Bärtschi zu Milken 1560, vgl. den Ritter Berchy 1322).[52] Der zum Zịmishansjoggeli gediehene Sịmeⁿs Hansjaggeli des Vreneliliedes wohnte wohl im Sịmeli,

[46] Font. 8, 142. [47] Ebd. 6, 271. [48] Oder ist dies Eberhard? [49] Ähnlich in Gw. [50] Font. 8, 131. 153. [51] Elias Brüllhard von Albligen: Jenz. 147. 156. [52] Burri 171.

will sagen: Simeons oder Simons[53] Haus zu Wyden, über welchem der Simelibärg sanft ansteigt, um westwärts im Höhenzug von Schwendelberg und Guggershorns sich fortzusetzen (S. 18). Jenseits der Westabdachung dieses Zuges, beir Linde zu Guggisberg, wohnte laut Überlieferung Vreeneli. Für dasselbe weilte also Hansjaggeli ånet dem Bärg. Die dem Namen Verena zugrunde liegende Bernikē (Berenice) der Apostelgeschichte führt zu biblischen Namen wie Elisabeth: Elsa, Ölsa, Eisi, Eisa, Elsi (1716).[54] Ein Zweiz der Beyeler von Wahlern heißt Ölselers. Martha (d's Maarteli) und Maria (Marii) erinnern einerseits an Lazarus (L. Ulrich 1666, L. Christen, L. Beyeler), anderseits an den nun meist den Freiburgern überlassenen Josef (Jösi); vgl. d's Joseli zu Rüschegg.



D's Sigerste Gottfried (Weber).

Es steht mit Maria und Josef wie mit Angēla (A. Burkis 1486, A. Weber 1533), Angēli, Geela (in Schwarzenburg), Geeli. Doch wohl auf einen (uns nicht begegneten) Angēlus muß Gělismátt (sowohl die Wirtschaft als Erbin von Guggersbach, als d's ober Gělismatt) und der danach benannte Zweig der Gělismatter-Zbinden sich zurückleiten. Aus Ägidius wurde Gilgien und Gilgen (als Geschlechtsname). Neben Benedictus, woher Bänz und die Bänzera, setzte Benedicta sich fort als Dichtla Binggeli (1642).[55] Banzis (ein

[53] Es ist hebr. Schimeōn (griech. Symeōn) mit beweglichem, aber leicht verstummendem e̥ (vgl. fz. ate̥lier = at'lier). [54] So im Zivilstandsregister Wahlern. [55] SB. D 110.

Zweig der Nydegger), geht auf Pantaleon zurück, wie Läsi auf Gelasius. Weit häufiger waren einst die Nikolaus, Niklaus, Nyglas (1486), Chleus und als Geschlechtsname Claus, Glaus (Glous); vgl. Hansi Cleuwen Bifang 1533. Martin (Willi Marti 1390) lebt dagegen bloß noch fort im Martisgräbeⁿ und -gräbli und der darüber liegenden Maartena, auf welcher der uralt Marti hauste. Sebastian existiert etwa noch als Bastel, wie Christophorus (Christoffel) als Stöffel, wie Christian, Christan (1574), Cristan (1484) als Christi und als Hitti (Hitte's Hitti), Hittels (Zweig der Zbinden). Christina ihrerseits wird Cristini (1533) und Stini. Stinzers heißt ein Zweig der Biuggeli von Wahlern. Haben wir etwa noch den Muß (Hieronymus), den Claudi schmid (1577)[56] und den Glado vf öugsten (1531), sowie Fääzes (Bonifatius, Zweig der Wyß) erwähnt, so durchmustern wir nun rasch einige Personennamen aus Ortsnamen.

Die Äbischer gelten als ursprüngliche Freiburger von der Äbischeren.[57] Namen wie Pauli Grindelwald (1490 u. ö.), Scherler (1356 von Scherli oder Scheeli), Johann genannt Söftiger (1389), Bendicht Rorbach (1533) sind Parallelen zu: Nydegger (aus Nydegg, Nidig über dem Schwarzwasser, angeblich aber aus dem Elsaß); Hans Schwarzwasser (1686); Heinrich Saler; Anna Zahnd, genannt d's Räferli in der Räfera (1864); zum Guggersbach-Buri;[58] zum Lädeⁿbueb: Hennebergers Urli; zum Fluezer (S. 26) neben Cuni Flumann (1533) und Ully uf der Flue (1465). Noch seien erwähnt: d'Chnüblereⁿ (ein Zweig der Weber); Balmers (Zweig der Äbischer); Hüüllers Hans (Schmied oder Nydegger, von den Höhlen zu Steinenbrünnen, S. 19); Hüüllers Hans hieß der Dichter Hans Nydegger und heißt der unter „Hausbau“ genannte Zimmermann Nydegger; d'Gräbereⁿ (ein anderer Zweig der Nydegger); Schatters (Zweig der Zbinden); Hostettler und d'Hostettlera. Sodann d's Stüderli; Schwenn^der; Äugstimann (1756); Cristan Dürrenmatt genampt Zwöllfen (1612); Chrachers als Zweig der Dürrenmatt; Wasem (1551: Wasen); Chrüter; Acherers (Zweig der Bifian); Chr. Gasser, genannt Gasserli vom Lonje (1864), Housi Gassi (Ulrich Pfäuti, 1796) und Anna Pfäuti, genannt Hüsigassis von der Kappelen bei Ryffenmatt (1864). Die Büfiger (Zweig der Zwahlen, Beyeler und Zbinden); Fääl^bers (Zbinden, Äbischer, Schneider); Hiiders (Zweig der Äbischer); Chluuser (z. B. der Kantonskassier Christian Beyeler, † 1885).

Von Altersrückzug reden d's Ofeⁿhuus-Änni an der Matte

[56] Wie Note 49. [57] 1418 lebte Peter Eberscher. (Burri 211.) [58] Jenz. 157.

(1856) und Ofe[n]hụụs-Josi, das Stṻbli-Öl̦si und das Geschlecht Stṻbi. Dagegegen stammte d's Hin[d]ereşsi Öl̦si (Elisabeth



Hüüllers Hans (Zimmermeister Nydegger).

Nydegger) von der hinn[d]ere[n] Hütta der Horbüelallmend im Gegensatze zur vordern: der Al̦lmithütta.

Gewöhnliche Personen- und Gutsnamen aus Berufen (S. 288) übergehend, erwähnen wir: d'Mül̦lera. Sodann das Drachselhus[59]

[59] Font. 8, 131.

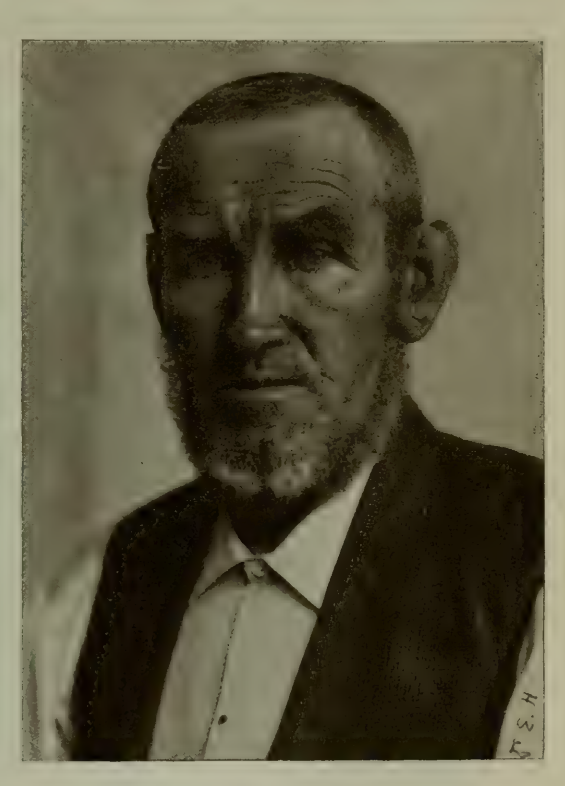
(1356) zu Guggisberg, wo 1355 Heinrich und Welti Trachsel, 1359 Heimo und Ulli Trachsel wohnten, gleichwie in der Schluecht um 1700 Hans Ryeder der Träyer (Treeijer) und schon 1570 Bendicht Träyler. Sehr belehrend erscheint der heute noch freiburgische Schüürer (Pächter) bereits 1357 als Eigenname das Schwarzenburger-Weibels Ulrich Schürer.[60] Schürers Alfred und Gottfried sind Hostettler. Wir nennen auch: Uollinus Smiden (des Schmieds) von der Smidenhus (der Schmiede Haus: Schmideⁿhuus, 1356).[61] Sodann: Schütz, d'Schützera; Hans Hirtzis (1533), Hirßi (1712), Hirsi (1572), Hiirschi (ss), die Hirschinen (1534). Kirchlich: Petrus Bapst de Kastelstetten (1356), Henßli Bischoff im Gevell (1406); d's Sigersteⁿ Bääbi und Chleus; Hans Kilchherr (1647), Kilcher, Chülher, d'Chülhera, der Chülhereⁿ-Christeⁿ; Schultheiß; die Zehnnᵈers-Vorsaß (neben der Zehnnᵗeⁿ-Vorsaß).

Ein Name wie Jeclinus Winkoufs von Schwarzenburg (1413)[62] führt uns auf zwei besonders interessante Geschlechtsnamen. Der eine heißt Beyeler, Bijeler. Gewöhnlich denkt man dabei an den Bijeler als Imker, wozu nur das für rationelle Bienenzucht so ausgezeichnet geeignete Guggisberg mehr Grund bieten sollte. Allein die alten Schreibungen Hans Bieler (1624), Byeller zum Ahornen (1636), Pyeller (1494), Pyeler (1571) usw., sowie Pigeller (1497), Bygeler (1585) führen mittelst der st. gallischen Form Beyler (1470)[63] auf den An- oder Abbeiler, das ist den Ohmgeldverwalter, welcher besonders den vom Wirt neu eingekellerten Wein amtlich zu messen hatte. Zu diesem Zweck legte er den dem „Pegel" als Wasserstandsmesser sachverwandten Visierstab an. Das hleß „pegelen" (1662), „baigelen" (1440), „beielen", an- oder abbeilen.

Berufsverwandt ist der Name Zbinden. Das darin ausgedrückte „binden" wird im Wappen (welches Herr Aktuar Zbinden in besonders schöner Ausführung besitzt) auf eine Korngarbe bezogen. Es ist dies eine sinnvoll und treffend auf den Ackerbau des Schwarzenburgischen gewendete Umdeutung des ursprünglich mit dem Namen gemeinten Faßbinders, alt „Faßbind".[64] Vgl. „Hans Gräbel, der vasbind (1456, Luzern)". Ohne diese später nötig gefundene verdeutlichende Auffrischung bedeutete Bind, Bindo[65] ohne weiteres den Faßchüeffer. So in den Namen: Jenni Löli, ein Bindo, ze Bern gesessen, 1355;[66] Jenny der bindo zu Freiburg, 1379; Cuno der Binder zu Etzelschwand (Hetzel-

[60] Ebd. 198. [61] Ebd. 134. 176. [62] Burri 190. [63] Mül. M. 3, 242; schwz. Id. 4, 1166. [64] Schwz. Id. 4, 1342. [65] Eine Stammbildung wie „Deck", „Beck", wie echt deutsches „Fürsprech" u. a. [66] Font. 8, 92.

schwendi) 1390.[67] Aber schon 1356 tritt der Berufs- als Geschlechtsname auf: Henricus Bindo bei der Gauchheit.[68] Im nämlichen Jahr begegnet uns Peter Binde, gesessen auf dem Hof von Egerdan in Bern[69] = Peter Bindo 1358.[70] 1358 erscheint auch Perrinus Perrovinger gen(annt) de(r) Bindo zu Biel;[71] 1362: Wernli Bindo:[72] 1364 und 66: Johanns und Hansli Bindo, Burger von Bern;[73] 1373: Johannes Bindo, Burger ze Thun;[74] 1377: Jenni Bindo, ebenda.[75] Erstmals 1355 stoßen wir auf den Weßfall Binden: Sohn oder Tochter des Bindo (ähnlich wie „Rothen", „Wyßen" S. 278 und dgl.). Da ist die Rede von Elsi, Tochter Jêgis des Binden zu Diesbach b. Th.,[76] und von den Gütern Heinrichs Binden bei Zeiningen.[77] 1390: Henzi, genannt des Binden von Hetzelschwendi, und 1391: Johanna, Wittib Johans des Binden von Balwartswyl.[78] 1443: Jenis Fasbinden Hus in Luzern. 1465: Peter Binden von Rüeggisberg. 1559: Der Binden, gesessen uff der Gauchheit. 1782: Marti Binden. Mit der bekannten Einschmelzung des d sagt man noch heute der Binn^d e^n. 1895 starb der Binne^n im Brü̩lle^n (bei Schwarzenburg) als Schwefelbergbesitzer (S. 50), auch vertraulicher der Binnen U̩rli geheißen. Die Fügung



Schatters Christe (Binden).

[67] Mül. M. 3, 242. [68] F. 8, 131. [69] 8, 117. [70] 8, 275. [71] 8, 256. [72] 8, 456. [73] 8, 580. 671. [74] 9, 324. [75] 9, 534. [76] 8, 102. [77] 8, 108. Ist das aargauische Zeiningen gemeint oder das bernische (das amtlich sogenannte „Einigen", vgl. S. 280)? [78] Aus dem Notariatsregister von Rich. Fülistorf, im StAF., nach gütiger Mitteilung des Herrn Prof. von Mülinen.

„des Binden" finden wir aber bereits 1656 als Z'binden geschrieben (wie „Zutter" = des Suter, S. 72), 1670 als „ZBinden", bereits 1585 auch als das heutige offizielle Zbinden, freiburgisch ebenso oder aber „Zbinde", mundartlich: Zbineⁿ. Man dekliniert demgemäß der Zbinnᵈeⁿ (und das Zbinnᵈeli), dem Zbinnᵈeⁿ siⁿs Hụụs, iᶜʰ ha der Zbinnᵈeⁿ g'sehⁿ oder iᶜʰ haⁿ Zbinnᵈeⁿ g'sehⁿ (S. 284). Das ist freilich mehr schematisch als nach dem Leben gesprochen. Welᶜʰa Zbinnᵈeⁿ? würde die Erwiderung lauten. Es giᵇt menga Zbinnᵈeⁿ: schon 1883 ihrer etwa zwei Tausende im Amt Schwarzenburg[79] und Hunderte im angrenzenden Freiburgischen — wie viele heute? Einmal alle Zbinden im Deutschen und Welschen bei einander: das geebi eⁿ Rieschela (šš)! Für die Gemeinde Guggisberg schon allein gilt das geflügelte Wort: Weⁿⁿ d'Hịtteneⁿ uⁿᵈ Hịttels uⁿᵈ d'Gĕlismattereⁿ uⁿᵈ Matterš uⁿᵈ Schatterš bi n enannᵈereⁿ sịịⁿ, su ist d'Gmịịn volḷi. Das sind aber bloß fünf der wohlgezählt 34 Zweige, in welche die Zbinden Guggisbergs zerfallen (von denen der andern Gemeinden zu schweigen). Wir zählen sie auf, um damit zugleich ein Muster zu geben, wie auch die übrigen zahlreichern Geschlechter unterschieden werden.[80] Brüggschatter, Cheßlerš, Chracherš, Chrieserš, Dụ̈bis, Dustachererš, Gäärtelerš, Gasseⁿbinneⁿs, Gĕlismátterš, Greets, Gúggeršhornmatterš, Hatteⁿmátterš, Hatteⁿmátters im Hụ̈beḷ, Hịịnis, Hịịnzeⁿs, Hirschmatter, Hịtteḷs, Hoḷzerš, Hostettlerš, Housis, Hụ̈bis, Hụ̈̈bishanseⁿs, Hụ̈dis, Köbeḷs, Lauenerš, Matterš, Nịggis, Rịprächterš, Rịprächteⁿbinnᵈeⁿ, Schatter, Schueḷḷerš, Sinnᵈeḷbüelerš, Stụ̈̈bis, Stuckis, Trịneler, Waḷchers, Zbinnᵈeⁿ-Hanseⁿs. Manch einer dieser Zbinden erarbeitete sich hohe Stellungen. Wir erinnern an den Hypothekarkassenverwalter, an den Schwefelbergbesitzer (S. 50) und seinen Sohn, den Arzt in Lugano usw.

Wie kommen alle „diese Faßbinder" und „Faßfecker" ins Guggisbergische bis auf die Höhe der Egg hinauf? Und zwar „Binden" von Beruf in die Hetzelschwendi? Wer hat hier jemals Wein gebaut? Da müeßti mḁⁿ d'Trụ̈ụ̈bleⁿ tröscheⁿ uⁿᵈ d'Fesser us Iseⁿ macheⁿ, uⁿᵈ weⁿⁿ ịịna Guggišbärger trịịheⁿ söˡˡti, su müeßti 'nḁ ihrḁ Zwee haaⁿ.[81]

---

[79] Mül. M. 3, 92. [80] Der Vater und Vorgänger des gegenwärtigen Regierungsstatthalters, Ulrich Kohli in der Schwendi (1815—94), hat aus dem Gedächtnis ein (hier nach dem Burgerrodel vervollständigtes) Verzeichnis all dieser Unterscheidungsnamen hinterlassen. (Unsere Schreibweise gibt auch hier die Aussprache wieder.) [81] Vgl. den Spaß vom „Dreimännerwein".

Es handelt sich um importierte: dahartraagen oder zụhizụ̈glet Näämmeneⁿ. Sie könnten von Thun, Bern, Biel hergewandert sein; allein die Gesellschaft anderer Namen weist auf welsche Herkunft.

Was ist's mit dem noch unerklärten Namen Rịịffeⁿmátt, der uns erstmals 1356 („Heinrich ab Riffenmatten[82]) als Parallele zum



Hittels Christi: Gemeindratspräsident Zbinden.

„Risenloch" (1360),[83] zu „Riffenhausen" bei Waldshut,[84] zu Rịferšhụ̈sereⁿ" bei Burgdorf begegnet? Zu Ryffenmatt lagen 1533 Ryffers Güter neben denen eines Ulman.[85] Im Obersimmental aber wohnte 1358 der Thuner Bürger Jans Riffi;[86] 1361 lebte eine Metzi Riiffina,[87] 1465 ein Riffli Zantz (Tschantz) von Schwarzenburg[88] (vgl. den Schützen Ryffli,

[82] Font. 8, 118; vgl. Mül. M. 3, 96—8. [83] F. 8, 365. [84] Bad. 2, 624. [85] PZ. [86] F. 8, 279. [87] Oder Risina? 8, 404. [88] StAF.

das Ryffligäßli und die Wirtschaft Ryf in Bern), sowie ein Riff Kürsner.[89] Wäre nun „reif, riiff“ nicht ein (durch einheimisches zitig ersetztes) Lehnwort für unsere Landschaft,[90] so ließen sich die Namen zur Not daraus herleiten.[91] Am nächsten liegt Zurückführung von Riiff (als Stammrückbildung) auf obiges „Ryffer“, und Auffassung von „Ryffer“ als Parallele zu (Ulrich von) Rifa, Riffa, Rippa (vgl. Reiben bei Büren),[92] womit sich Altenryf = Alta ripa[93] (1361 für Hauterive) vergleicht. Es kann dabei an irgend ein steiles Seeufer[94] der Westschweiz (z. B. den Stadtteil „a“ der Riiff“ zu Murten oder an la Rive als Heimat des „Ryffwein“) gedacht werden.

Dieser Ulrich von Rifa kam demnach gleich dem ersten „Beyeler“ und dem ersten Bindo („Zbinden“) us dem Wältsche oder vam Wältsche", — zunächst vielleicht als Tůrliwältsch, der verschupft und verschämt[95] die ihm fremde Sprache stammelte, wie wir zur Vorbereitung auf die „Schnellwägen“[96] im Wältsche" die aus dem wältsche" Buech (Lehrbuch des Französischen) gelernten Brocken. Drum ist der Wältsch auch ein Nichtswisser und öppis Wältsches etwas Verkehrtes oder Albernes. „Welsch“ aber führt sich als walh-isc zurück auf den Walch, Walah, Wala[97] als Eingewanderten.[98] So erklären sich: Ulrich der Wala 1303;[99] Johanns Tuchscherer, genannt Wala, Burger von Bern, 1358,[100] Johans von Gruyers (Gruyère, Greyerz) dem man spricht Wala, Burger ze Berne, 1367.[1] So gab es auch Thunerbürger wie Hugo Wala (1358). Ein anderer solcher hieß Johanns Wallo (1366), was an Walo von Greyerz, den Pannerretter Berns erinnert. Wie man nämlich z. B. dem Glado (Claudius) eine „Glada“ (1551 zu Ägsten) zur Seite setzte, so umgekehrt dem mit der Zeit als Feminin gedeuteten „Wala“ einen Walo nach dem Muster der noch im Freiburgischen so geläufigen Riso, Jungo, Zosso, Roto, Posso usw. So gab es 1485 einen Bauarbeiter Hans der Walo an der Grasburg, und 1514 begegnen uns die Walen zu „Engy“ (Eigen) bei Kalchstetten.

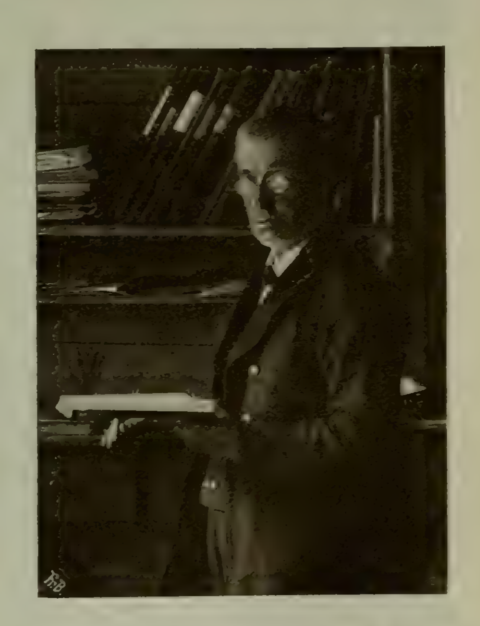
---

[89] Ebd. [90] Vgl. Kluge 370. [91] „Ryffenmatt“ für sich wird volksmäßig (zutreffend) als Region des Reifs erklärt. [92] F. 8, 819. [93] 8, 412. [94] Schwz. Id. 6, 660. [95] Wie der Türligiiger: schwz. Id. 2, 153. [96] Pfarrer Haller 1830 in Baumg. 109. [97] Aus dem keltischen Stamm der Walhos, römisch: Volcae, nachmals aus Frankreich verdrängt durch die Romanen. (Kluge 489; Pauls Grundriß der germ. Phil. 3², 762. 782). „Welsch“ hießen zur Zeit der enetbirgischen Feldzüge die Italienisch, nachmals die Französisch Sprechenden, überhaupt die Grenznachbarn, die einem zu schaffen machen, als Vertreter eines größern Ganzen. (So sind die Deutsch Sprechenden dem Franzosen „Allemands“, die Reichsdeutschen uns „Schwaben“.) [98] Vgl. die badischen Wahl-bach, -hof, -holz, -weiler, -wies; 839: Walahwis, 887 Walwis; 1213: Walewilare. 1113: Walcho von Steina. (Bad. 3, 1303 f.) [99] Font. 4, 129. [100] 8, 260.

[1] 9, 41.

Neben dieser Mehrzahl gibt es 1485 den Weßfall Hans des Walen sun,[2] wie 1353: Peter Walas.[3] 1493 lesen wir von Kuny Wallen und 1570 vom Wallenbarbli. Die Guggisweid zu „Filenhus" heißt „jetzt" (1533) der Walen Weid.[4] Dieser Ort „zu filen hus", „Fillenhuß" (1573), „fülen Huß" (1572), noch früher „Vilahus" (1356, 1397[5]) ist an der Stelle des heutigen Weilers Wäleⁿhųųs („Wallenhaus")[6] zu suchen. Zwei Rüschegger-Alpen heißen Wäleⁿhütta und Waḷhaḷb.

Ähnlich nun wie Z'binden und Zbinden (S. 290), bekommen wir 1661 Hans Z'walen und schon 1533 Ullis Zwallen Wittwe, 1540 Hans Zwalen Hofhalten[7] usw. zu lesen, gleich wie 1708 „Z'walenhauß" und 1554 „Zwalenhuß". So kam es zu der heutigen Sprechform Zwäleⁿ und der Schreibung Zwahlen. Auch Zwäleneⁿ gibᵗt e̥s viiḷ z'Guggisbärg.



Watters Fritz:
Gemeindschreiber Zbinden in Rüschegg.

Schon die Formen ze Walre (1357),[8] Walera (1538), Walerro (1228), Wallerron 1273, Walerron 1306, Waaḷḷera, Wahlern (auf dem aussichtsreichen Waaḷḷereⁿhų̈beḷ), woher wieder der Zunahme Wahḷerer der im Innerdorf heimischen Mischler (verschieden von dem der Waaler)[8a] stellen auch diese Gruppe in unseren Zusammenhang. Das Füllesuffix-era (vgl. die „Bohnera" usw.) deutet hier auf eine Kollektivansiedlung, von welcher der Volksmund das Folgende zu erzählen weiß. Fremde Ansiedler wagten sich in die Umgebung des Burgbachs (S. 16), wurden aber von Raubrittern, die in der Wildnis hausten, arg heimgesucht. Da nahm sich ein starker Mann, namens Mischler, der mit vielen Leibeigenen die Fluhhöhlen unter der Klus gegen Ried hin bewohnte, der Bedrängten an, übte eine strenge, aber wohltätige Diktatur und schützte jene gegen die Räuber, bis diese sich gegenseitig selbst aufgerieben hatten. Nun konnte

[2] GB. [3] Font. 8, 22. [4] SU. [5] F. 8, 118. 119. 182. [6] SB. O 737 ff. [7] RGU. 35. [8] F. 8, 198. [8a] Als wahlfähige = freie Männer gedeutet.

das Gebiet i^n der Dor^bnig besiedelt werden. Daher die einst so starke Vertretung der Mischler in Wahlern.

Ein Albliger Heimwesen heißt Wallismätt (1645: die Wallismatten). Nun gibt es uuter den Bauarbeitern an der Grasburg 1486 einen Piero oder Biero und einen Zago von Walis oder walys, 1484 auch einen Anteno von walis, 1485 einen „Tschan (der) Walliser", schon 1357 aber einen Johannes (genannt) Walliser (oder 1356: Johannes de Vallesio) von Guggisberg, im Graben,[9] und 1514 einen Hans Walleser zum Stein. Diesen Wallisern stellen sich zur Seite ein Niklaus Düdinger (1588), eine Anna Ferndrigerin (1661), eine Freiburghaußin (1716) u. a.

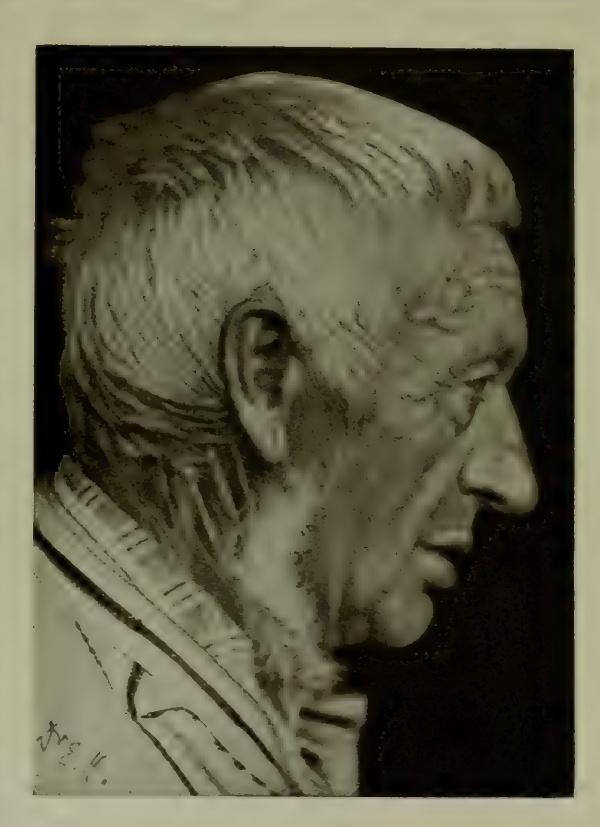
Aus all dem knapp Angedeuteten schon geht ein starkes Hin- und Herfluten deutscher und welscher Bevölkerungselemente vom Mittelalter an bis in die Gegenwart (S. 275) hervor. Auch Namen wie Roman (oder Romen) Meiner der Schinder zu Schwarzenburg (1533) und Jakob Romen zu Äugsten (um 1700), welche an die Saaner „Romang" erinnern, beweisen es. So gab es zu Guggisberg 1356 einen Mermetus de Fey im Boden,[10] einen Peter Jaqueton in der Riedstatt,[11] einen Johannes A^n-dem-lene (Lehn) genannt Grolamont,[12] 1571 einen Franz Gorrang, 1651 einen Hans Verdet usw. Zwischen Plötsch und Neuböden liegt der wäḷtsch Platz; auch im Dorf Schwnrzenburg gibt es einen solchen, und von welscher Gründung der warmen Seite reden wir S. 190. Besonders das Freiburgische tritt natürlich ins Spiel: Plaffeyen und Brünisried als Nachbarorte Guggisbergs, Heitenried als der von Wahlern, Überstorf als der von Albligen. Der Scheidwaldbezirk steht mit seinem Umweg zum übrigen Guggisberg in besonders enger Verbindung mit Plaffeyen. Daher ist es dem Hinteregger leicht, in der Sprache z'frịburgere^n oder frịburgerischa z'choo^n und z. B. zu erzählen:

> Gester z'Mittág ist a besser aang'lüta Heer mit eme Velo, wa n aso e Chlopfer dra hätt, gäge Friburg zue g'fläderet. D' Straß ist no^ch a wee^nig dräckegi gsii. Under iinist (das „unn^der" hat Guggisberg mit dem Längenberggebiet gemein) rütscht mu (wie in Gw.) d's Vorderredli uus, u dä guet Maa war (vgl. guggisbergisch was, S. 238) im Dräck ine bis under d'Arme wuhi. Ganz Plärtsche si a' mu g'hanget, u d'Faaggeta (S. 112) o ganz uufbblaajtu. Är hätt no Zitungi drinn ghääbe, ömel sübnu oder achtu (wie in Gw.), dii si o nassu choo. Ist mu doch o übul g'gange![13]

Fụrwänt gärn spricht er das jede Mitteilung einleitende ĕbee, ĕbéa, ĕbéh-ja (eh bien) als ĕ bää nach, und sorglich müht er sich als

[9] Font. 8, 131. 179. 188. [10] 8, 157. [11] 8, 142. 186. 226. 243. [12] 8, 112. 154. 226. [13] Meist nach der Freiburger Zeitung.

Niedergelassener im Freiburgischen, just (korrekt) die Mundart des Ortes, seine justi Spraach zu sprechen, überhaupt seine Verkehrsart zu proffiziere^{n}. Nach so oft zitiertem Satze gruppet der Mụde^{n} oder das Mụdli (der Taubstumme) uf der Pävi (S. 42) und kannet oder g'channet)[14] heute Furggi (Zaunstützen mit Gabelenden), morgen Raavi (S. 44). Dabei knuspert er vielleicht an einer Ruija (S. 65), wohl gar einer freiburgischen „Hå̆pere^{n}ruija" aus Erdbirnen, d. i. Erdäpfeln.

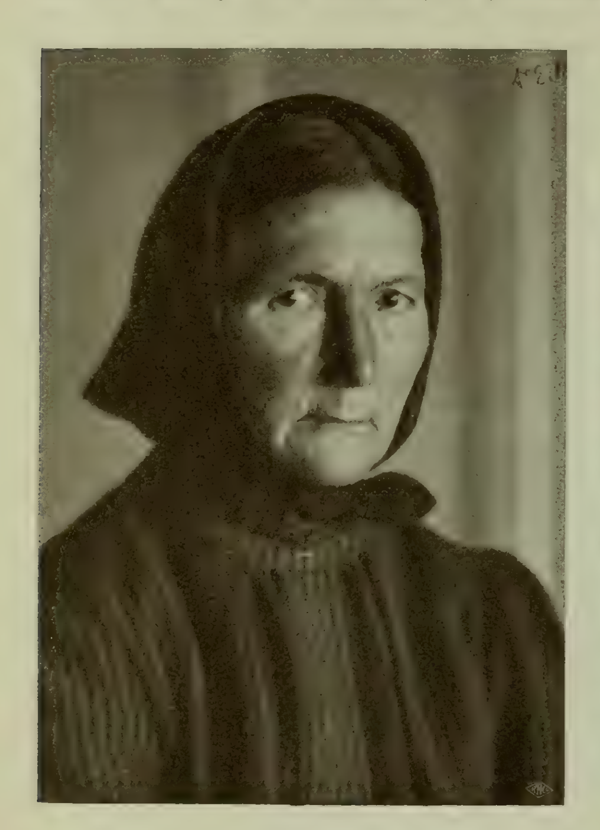


Sti-Peters Hans (Zwahlen).

Es handelt sich dabei, wie die Beispiele zeigen, nicht um schulfranzösische Anleihen, sondern um solche, die das Deutsch Freiburgische beim alten Patois erhoben hat. Weitere Belege bieten Ortsnamen. Ein im italienischen chichera (Tasse) sich spiegelndes Patoiswort (vgl. Quiqueret) gab den heute verpönten Hausnamen d'Gịggẹra ab. (Dem Guggisberger Landwirt liegt freilich die Deutung näher: das heute so blühende Heimwesen het ạlba vur Mĕgeri ggịgget (gequietscht), oder aber: si hịị^{n} de^{r}t viiḷ Grịggere^{n} (Grillen, Mụhịịmere^{n}) g'hăbe^{n}.) Der „ebene Wald" Plana si^{l}va, Planaseva, 1324 Plannaseyva, 1379 Blanselb wurde Plasselb; der „ebene Buchwald" (plana fagēta), Planafaïe, 1228 Planfeun erscheint 1339 als Blanseyen, 1363 als Planfingen, und seit 1356 geht Planfeyon, seit 1358

[14] Rüstet zu; vgl. der Gaffe ist g'chaneta (sehr offenes Schluß-a). Eigentlich vom Zurüsten eines Rohrs (canna, canne?)

Planfayon parallel mit Plaffeye". (An der Ärgern, westlich von Plasselb, liegt der Ort im Planefey, in der Gemeinde St. Sylvester ein Plenafey.)[14a] Planus steckt auch in Planmatten (1341), Blamatton (1368), Flämatt. So wird Dubois Düübi usw. Man denke auch an Fügungen wie: Ich han e" (ihn) bigägnet; es het dér Gattig Lüt viillere" u. dgl. Der Freiburger sagt auch: „bis bii mmer" statt: bis zu mir, d. h. bis in mein Haus.[15]

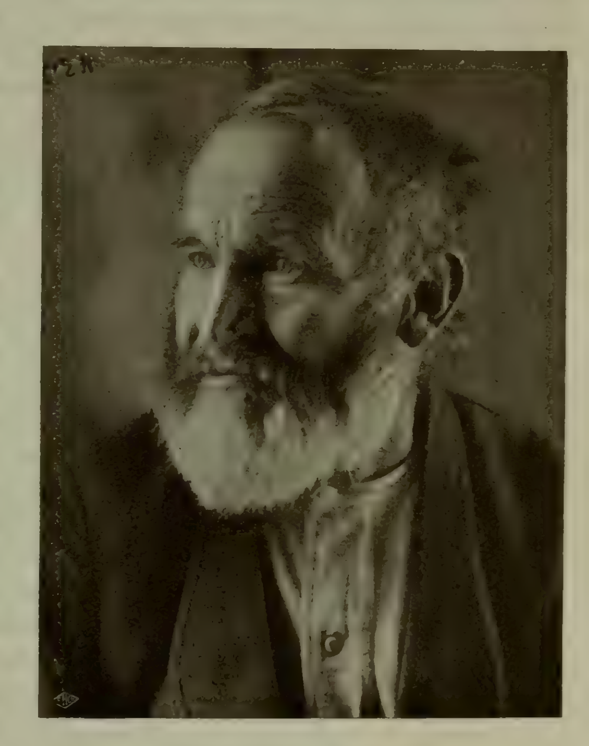


Stinacherebääbi (geb. Binggeli).

So weit drang einst das Welsche ins Deutsche vor — wie auch umgekehrt —, wozu bekanntlich der Deutsche selber Hand bietet. Speziell der Guggisberger, welcher doch den Párliwu-Traguuner und den Párlitu nicht genug ausspotten kann, lernt sehr leicht und gern d'Spraach, ohne lang französisch z'müürdere" (zu radebrechen). Ja, er hat in seiner Sprechweise etwas, das an die sprudelnde Lebhaftigkeit des Welschen erinnert. Das bekannte „vo" Züüri^ch, vo" Züüri^ch, vaa" Bäääärn, vaa" Bäääärn" wiederholt sich innerthalb des Guggisbergischen in zweierlei Tempi des Holzsägens: „iiim Taaaglooohn, iiim Taaaglooohn, im Vĕrding, im Vĕrding, im Vĕrding!" Manches Verschlucken von Silben (z. B. naa^d^ist, weeng = wenig und manches Drängen auf Kürze — mi ist ehnn^d^er darva"! — erinnert an âme aus anima und dgl. Wie zum Ersatz des Ausfalls beteiligt sich

[14a] Vgl. Jacc. 350, und ebd. 160 die fast unzähligen fagus, fagētum, fagēta, fagaria, faginus. [15] chez = it. casa und rät. ca in Familiennamen wie Ca-flisch (Haus des Felix) u. dgl.

der gesamte Mund am Ụụsspruch (an der Aussprache) gewisser Laute, z. B. in pflagiereⁿ (blaguer), in tụụpfeⁿ (taufen), in flööᵹeⁿ (flößen) u. dgl. Als Kähllụ̈teⁿ bezeichnen belesene Guggisberger die starke Durchsetzung der eigenen Sprache mit dem rauhen Kehlgeräusch, das in „ich chanⁿ e^{w}ch chụụm choⁿ Chäbis chochcheⁿ" dem norddeutschen Ohr so weh tut.[15a] Die starke Lippenbeteiligung aber durchsetzt auch dieses Buch mit der Vokalrundung, die in „Mü!ch", in „stö!-!e", in oppa (etwa) und „schrockeli^{ch}", in „gg^{w}uß" (gewiß) und in „sch^{w}ü̋geⁿ" (nicht aber z. B. in „Schwester", in „Wesch" (šš) oder in „Mentsch") zutage tritt. Das Guggisbergische verstärkt die Wirkung nun noch durch den aus dem Unterbernischen — mehr und mehr auch hinter die Egg — hinaufgedrungenen Tausch des l an w,[16] unser !.

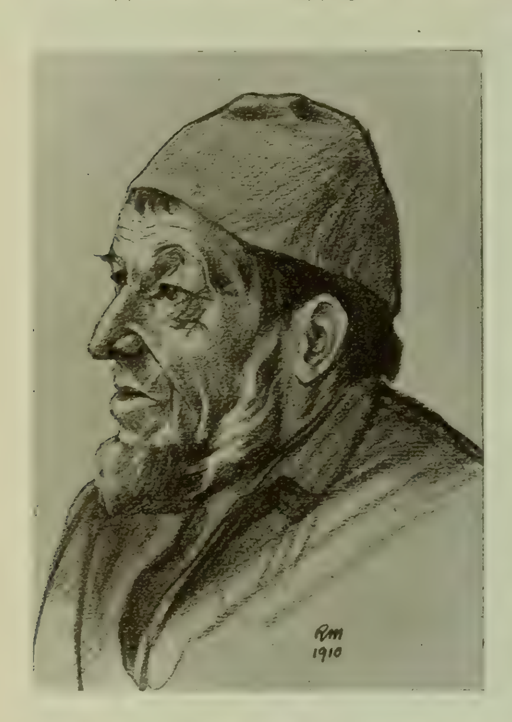


Bälg-Peter (Burri).

Vom Vordringen des Französischen bis an die Mündung des Tütschbaches in die Sense nur diese zwei Beispiele statt vieler: Bourgillon (Bürglen) und Gagnebin (Gangbein).[17] Dagegen hat z. B. der schwarz See seinen Namen zurückerobert. Er hieß eine Zeitlang lac d'Omeine oder d'Omène („Domène"), aus Aumina (1146), Almina (1134), was auf die einst anstoßende Allmend, alt almeinde zurückgeht.[18]

[15a] Gemäß dem „Gurgeldeutsch der Alemannen" nach Wurst. 1, 208. [16] Also des einen Spaltprodukts der Doppelartikulation wl (vgl. Wladimir u. a. slawische Wl-) an das andere. Vgl. auch wr (als Rasen und Wasen gespalten) bei Wrack und wringen; $\varphi\vartheta$, gespalten in fores und thyrai, bei phthisis; factum und span. hecho, Hueste mit freiburgischem (und oberelsäßischem: Kluge 217) Wueste, gegenüber engl. wh usw. [17] Jenz. 20. [18] Liber donationum bei Gatschet (1867) 274; vgl. Jacc. 316.

Im welschen Jura wohnt die Rüscheggerin Alice Bauen, welche das Modell zu der Helvetia der gegenwärtigen Zehnrappenpostmarken abgab. Dieses Geschlecht der Bauen gehört mit denen der Ammann, Bätscher, Dubach, Gasser, Hirschi zu den 1860 der Gemeinde Rüschegg zugeteilten. Einige, wie die Bätscher, haben guggisbergische Stammväter bereits 1463 in Henßli und in Heintzo petscher von Castelstetten, S. 299); jener war „pfleger der frümeß".[19] Andere wurden in der bei Jenzer[20] dargestellten Art zwangsweise angesiedelt. Dritte (wie die Noorgge" und die Lööߧi) hatten sich billig eingekauft.[21] Vierte endlich, wie die Schwarzenburger Hugi Trog (1533), Ulrich Löschtrog (1751) und die (im Juni 1858) in der Schleifern bei Wahlern gefundene Julie Schleifer[21a] wurden als Findelkinder nach dem Fundort (oder wie Ostertag in Köniz nach der Fundzeit) benannt.



Hachi's (Isaak's) Hans (Zbinden).

Auf eine ganz anders bedeutungsreiche, unsere ganze Schweizergeschichte fundierende Ansiedelungsart, die aber erst im Band „Ins" zur Sprache kommen kann, leitet uns das Guggisberger Geschlecht Kasteler, Chasteler (seit 1661), das verdeutschte Kastellan (châtelain, Burgwart). Das „castellum" (château), welches dem Römer jeden irgendwie befestigten Ort bedeutete, trugen die in römischem Kriegsdienst geschulten Alemannen auf ihre Schanzen über. „Einen Kástẹl" gibt es noch bei Gunten. Den oder das Kastel bei Gümminen zerstörten die Berner 1340;[22] Schlösser „Kastels" gab es 1357 zu Düdingen;[23] ein Kastell zu Steinenbrünnen ist aus dem Titel Ulricus de Steinebrunnen miles (1245) zu erschließen,[24] ein anderes nach der Beschaffenheit und Lage des Wahlleren"hụbel (S. 23), des jetzigen so herrlichen Kirchplatzes, zu vermuten.[25] Ein Straßenkastell lag als Marschsicherungsposten zu

[19] RGU. 212. [20] 118 f. [21] „Um 5 Batzen". [21a] StB. 81. [22] Till. 1, 189. [23] Font. 8, 195. [24] Jahn KB. 156. [25] Bürki 4.

Riggisberg an der Römerstraße, welche bei dem durch seinen alte^n^ Chü̦chhof berühmten Elisried vorüber nach Thun führte. Erdwälle, Schanzen als „Chastel" weist Guggisberg namentlich zwei noch heute auf: im Tů̦rli über dem Chapf (S. 27) gegenüber der Schanze bei der freiburgischen Ägerten, und den geradezu klassischen Cha̦ch=stette^n^hübe̦l oder =py̦gge̦l im Angesicht der freiburgischen Ruine Maggenberg, der denn auch im Sonderbundskrieg bereits zur Beschießung Freiburgs gerüstet war. Den sehr bedeutenden Schulort Cha̦chstette^n^ finden wir (vgl. S. 27) als „Kalkstetten" seit 1789 verzeichnet. Vorher (seit 1705) lautete der Name „Kahlstätten",[26] nach 1797 auch „Chal=stetten", seit 1771 „Kalstätten", seit 1712 „Kaltstetten", 1698 „Kalßetten",[27] 1780 „Kaselstätten". Noch deutet aber die über der Ortschaft sich hinziehende Chastelenégg (Chastelesegg, Chasterenegg) und der Chastele^n^büe̦l (1356: Kastelbül)[28] auf den richtigen Namen „Kastelstäten", wie er 1780 geschrieben wurde,[29] und Kastelstätten, wie vorher (seit 1356)[30] regelmäßig zu lesen steht. Es waren eben die „Stett" (vgl. „Kalchstett" 1796) oder die bürgerlichen Niederlassungen hinter und unter dem militärischen Schutz jener Befestigung, der Chastel geheißen. Eine Viertelstunde entfernt liegen die „Riedstätt" (so offiziell) oder vielmehr die Riedstett. Die Einheit dieses Dörfchens und Schulorts legte nahe, die starke Mehrzahlform als Einzahl zu fassen: i^n^ der Riedstett, während die lokativische Mehrzahlform =stetten gewohnter Weise[31] zum Werfall vorrückte. So heißt auch die Häusergruppe bei Schöne̦ntannen, aus welcher die Hostettler stammen, die Hő̦stett, der Ort i^n^ der Hő̦stett. Geschrieben wird freilich Hostatt, weil die Grundbedeutung „Hofstatt" (Stätte eines Hofes mit zugehörigen Gebäuden)[32] noch durchschimmert (daher wir auch das Geschlecht 1660—1781 als „Hofstettler", 1788



Tscholi's Hans=Ueli.

[26] StAF. [27] LG. [28] Font. 8, 152. 153. [29] UBG. [30] Font. 8, 119 ff. [31] Vgl. „der Bäre", „der Leue", „der Stärne" usw. als Gasthofnamen. [32] Vgl. hovestat hofstat im mhd. WB. ³, 2, 601. Eine Abzweigung dieser Bedeutung liegt vor in unterbernischem „Hostert" als Baumgarten (vgl. S. 316 ff.) oder „Hußhostet" (1652).

aber mißdeutet als „Hochstettler“ geschrieben finden). Es gibt auch eine Hụ̈slistett und mehrere Häḷḷstett.

Aus „Statt“ entwickelten sich Begriff und Wortform „Stadt“.[33] So heißt der bürgerliche Wohnsitz mit Markt unter dem Schutze des Kastells oder der Burg als natürlicher oder künstlicher Festung.[34] Jene veranschaulicht uns die Burg hinter der Egg, diese das burgenreiche Seftigeramt mit Burgistein als vorgeschobenem römischen Wachtposten,[35] vgl. auch die alte Zusammenstellung burg unde stat, wie castel unde stat, wie bürge lant unde stete. In erster Linie fällt hier in Betracht die Grasburg (S. 29) als Herrschafts- und von 1423 bis 1573 Landvogtssitz der Landschaft Schwarzenburg. Der auch badisch anklingende und mit dem Truber Graswyler von 1139 im ersten Wortteil gleiche Name lautet bereits 1223 Grasburc,[36] 1347 Graspurg, 1423 auch -burch und -borch, sowie seit 1336 Graßburg[37] (vgl. „Graßwil“). Die Formen „Graseburg“ (seit 1255),[38] -burc (1267), -purch (1283), -borch (1282), Graespurch (1273), Grasiburg (seit 1264),[39] -burc (1273), -bor (1423), Grasenburch (1351), Grasembor (1344, 1484) zielen nach üblicher Auffassung (vgl. jedoch den badischen Grasiweg = Grasweg)[40] auf einen sagenhaften „Crassi burgus“:[41] die „Burg“[42] des „Crassus“, des Legaten Cäsars[43] und Präfekts über Helvetien. Das Erbe der 1573 verlassenen, um 1900 durch Lehrer Bürki's mühevolle Nachgrabungen der Vergessenheit entrissenen, durch Dr. Burri historisch bearbeiteten und auf Anregung des historischen Vereins Bern als Ruine aufgefrischten Grasburg fiel an das Schloß mit der Schloßgassa zu Schwarze^{n}burg (seit 1282 „Nigrum Castrum“). Der Name wird 1025 zu „Suirarcenburg“ entstellt, 1148 „Suarzenburg“ geschrieben. Zuverlässig gedeutet kann er nur werden, wenn man über seinen süddeutschen Prototyp „Schwarzenberg“[44] im klaren ist.

Unterhalb des Wahlernhubels gräbt sich der Burgbach i^{n} d'Flüe ihi, um dem Schwarzwasser zuzueilen. Der Oberlauf dieses Burgbachs heißt Dorfbach. Er durchfließt das Dorf Schwarzenburg mit seinen zwischen 1780 und 1900 von 107 auf 135 gestiegenen Häusern, welche

---

[33] Grimm WB. 10, 2, 421. [34] Worteinheit von Berg und Burg: Kluge 79. [35] Seft. 87. [36] Font. 2, 42. [37] 6, 271. [38] 2, 404. [39] 2, 590. [40] Bad. 1, 746. [41] Vgl. Jenz. 17. [42] Burgen unter diesem Namen und mit dieser Bedeutung entstanden erst im Mittelalter. Vgl. von Rodt, bernische Burgen, sowie Lüthis Pionier. (Näheres im Band „Ins“.) [43] Ausdrücklich als Sage und mit dichterischer Freiheit behandelte Th. Courant, Sekundarlehrer in Schwarzenburg, dieses Motiv sinnvoll und großwürfig im ersten seiner drei dramatischen Bilder des Festspiels zum 50jährigen Jubiläum der Sekundarschule (1909). [44] Bad. 2, 942—6. Vgl. Lanzenhusen = Lanzenhofen (ebd. 28) und Elisweier (Alineswilare um 1100, Eleswilere 1196, Heliswilre 1216: Bad. 1, 497) mit Elisried (Jölisried 1419, Jolisriet 1276), 5 badische Katzensteig und der schwarzenburgische Chatzenstig usw.

einen der vier Viertel von Wahlern bilden und als Burger die Dorfer bergen. Diesen gehören ausschließlich der prächtige Dorfwal̥ᵇ (S. 71) und größtenteils die ausgedehnten Dorfmatteⁿ. Wie winzig nimmt sich dagegen das Chül̥heⁿdorf Guggisberg mit seinen 16 Gebäuden aus! Für die Kleinheit entschädigt freilich der Blick auf die reizende Idylle, die der malerisch geschlossene Ort dem Beschauer auf dem Güpf des Guggershorns bietet. Das Innerdorf bei Elisried besteht heute aus vier, bestand vormals aus fünf Häusern. Andere Fälle beweisen aber, daß unter „Dorf"[45] sogar ein einzelnes Gehöft verstanden werden kann.[46] So ist ja auch aus der villa „la ville" als die Stadt und „le village" als das (große) Dorf erwachsen. Als Lehnform aber bildete die villa unser Wii̥l: Langiwii̥l (im engern Sinn vier, im frühern weitern 22 Häuser umfassend) und Zenggiwii̥l (S. 280). Zu diesem „Wil" verhält sich Wi̥ler, Weiler, altes villâre der Sache nach[47] wie Hoᶠstett zu Hoᶠstatt, Riedstett zu Riedstatt.

Gehöfte.

„Es soll und mag Niemand aus einem Hauß Schüren machen, aber wohl aus Schüren Ein Hauß".[1] So trachtete die Murtenersatzung von 1415 die Ansäßigkeit zu fördern; und so sind ja auch die „Schü̥ü̥reⁿ" vor Orten wie Burgdorf, Büren, Gottstatt als Wohnstätten dem Ortsverband einverleibt worden. Sie konnten dies leicht, dank ihrer Größe als Ökonomiegebäude in Gebieten starken Ackerbaus. Wer könnte dagegen je daran denken, beispielsweise die auf Gorgé's Einführungsbild so malerisch verstreuten Schü̥ü̥rleni bewohnbar zu machen? Höchstens ladet zum Schutz vor Regen oder zu kurzem Ausruhen ein trocken bleibendes Plätzchen mit Bänklein vor der Südwand ein. Solch ein Heuschü̥ü̥rli konnte jedoch in älterer Zeit sich auf haussfernen Zugütern wie z. B. 1533 auf dem Ägertenbifang (S. 268) zu einer Schü̥ü̥r auswachsen, welche einigermaßen an obrigkeitliche Zehntschü̥ü̥ri oder -schü̥ü̥rena, oder auch an eine „Ziegellschür" (1554) erinnerte. Familienzuwachs führte dann mit der Zeit — wie anderwärts — zu Umbau und Besiedlung solcher Scheuren, wie eben auf obgenanntem Bifang. So entstanden Häuser und Häusergruppen wie die Schü̥ü̥r gegenüber Häusern, wie

---

[45] Kluge 97. [46] Noch mhd. auch nur das bloße Feld. Nach Grieshabers Predigten (2, 78) sendet der Bürger des fernen Landes den verlornen Sohn (Luk. 15, 15) in ein „dorf", daz er im dâ der swîn pflege. Vgl. „Eichendorf". [47] Und im beständigen Durcheinandergehen, vgl. z. B. obiges „Graswyler" und „Graßwyl".

[1] Murten 16.

das Schüürguet und der Schüürguethübel, Schüüreⁿhübel und Schüürmätteli, Pfaadschüür und Mülkeⁿschüür, die Orte bi'r Alteⁿschüür und Hööijeⁿschüür, im Schüürlismoos, das Chappeleⁿschüürli und andere.

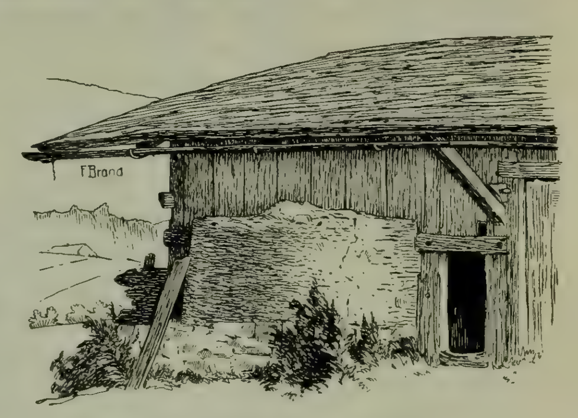
Zu dauernder Bergung von Vieh dienten die Scheuern als solche in der Regel nicht, da sie ja von jeher durch das Schüürwäärch des Hauses ersetzt wurden. Dagegen stunden bei manch einer Ochseⁿwiid und Chüehwiid Stiji der früher erwähnten Art, die sich zu Ortschaften wie Stijeⁿ, Oberstijeⁿ, Stijeⁿfäälᵇ auswuchsen.

Eine Scheune zur Verbringung landwirtschaftlicher Geräte steht seltenerweise wie z. B. zu Wahlenhaus (S. 237) in der Nähe des zugehörigen Hauses. Um so regelmäßiger gehörte in alter Zeit überall, wo Getreidebau ein eigenes Backen ermöglichte, zum Bauernhaus ein Ofeⁿhuus. Bis zur Stunde aber unentbehrlich ist ersterem der Spiher. Selten ist dieser, wie in der Ladenvorsaß, ins Haus eingebaut. Er steht wie im Emmental in des Hauses bevorzugter Nähe und ist, wo möglich, diesem noch unentbehrlicher. Auch im Schwarzenburgischen „pflegen sie in den Spycheren ihre liebsten sachen aufzubehalten" (1697);[2] aber mehr: dort weist man gerade den liebsten Gliedern der Familie als Vertrauenspersonen die Schlafstätte an. Söhne hüten da geborgene, Töchter verborgene Schätze. Schläft die Wacht, so tritt das „währschafte" Spiherschloos mit seinem untadelhaften altertümlichen Bau in die Lücke — verschwiegen, bis der mächtige, handfeste Spiherschlussel mit dem kaum nachzubildenden Bart in der Morgenfrühe den knarrenden und quietschenden Riegel zurückschiebt. Läßt auch die Ventilation zumal in schwülen Sommernächten vieles zu wünschen übrig und droht wohl gar über dem als werter Besuch hier nächtigenden Schläfer erstmals die niedrige Decke einzustürzen: das Auge findet bei Licht oder hellem Tag Ersatz durch den Anblick der bäuerlich stattlichen und pröppereⁿ Ausrüstung des Gemachs. Auch freut er sich der hier waltenden Ruhe, welche bloß dem Neuling der Karneval der Mäuse zu seinen Häupten zu stören vermag. Dem Eingewöhnten reden diese Gegenfüßler der Kirchenmäuse von gastlicher Hablichkeit und von behaglich breitem Raum. Der muß aber auch mancherorts, wo das Bauernhaus eine Erweiterung des seinigen versagt, in die Höhe wachsen. Es gibt daher neben ein- und zweistöckigen dann und wann einen dreistöckigen Speicher, wie den sowohl in diesem Buch (S. 305), als bei Hunziker[3] photographierten Fäälᵇspicher. Man benennt, wie im Emmental, die Stockwerke selbst wieder als Speicher und spricht vom unnᵇersteⁿ, mittlisteⁿ, obersteⁿ Spicher. Im

[2] SB. J 551. [3] 5, 113.

eben erwähnten Fäälᵇspịher diente vor Jahren der unterste Boden als Schlafstätte für Mägde wie namentlich eine Gritt (Margarita); er heißt daher noch jetzt der Grịttspịher. Der mittlere Boden: der Dorbeleⁿspịher, barg zeitweilig die Stubenorgel. Im obersten Boden als dem Gwächsspịher versorgt man das Getreide. Über die Zierlichkeit des Aufbaus und mancher Einzelteile, wie der Laubenbrüstungen und Träger, ersparen die Abbildungen (S. 185, 237, 245, 253, 302, 313) uns alle Worte.

Dagegen fehlt dem Guggisbergergehöft eine andere Zier des emmentalischen: das Stöckli, beinahe völlig. An seiner Stelle erhebt sich hie und da ein Stock, welcher wie der von uns bewohnte Fääḷᵇstock, oder wie der Burgerstock zu Schwarzenburg, mit seiner Lage und Ausdehnung das Bauernhaus buchstäblich und bildlich in Schatten stellt. Er dient denn auch in der Regel zu Wohn- und Gewerbezwecken zugleich, sei's als Mietgelegenheit für Luftkurgäste, sei's mittelst dargebotenen Raums für eine Handlung oder Werkstatt. Diese Verschiedenheit vom unterbernischen Stöckli liegt in dem später dargelegten patriarchalischen Familienstand begründet: des guggisbergischen Hausvaters Wiege und Sarg steht und liegt im Bauernhaus. Bloß in Ausnahmsfällen wie trostlosem Siechtum, das ihn Pflugsterze und Sense, Szepter und „Löffel" aus der Hand zu geben zwingt, stirbt er im Stöcklistṳ̈bli.



Eingebauter Backofen,
vor die Bretterwand heraustretend.

Wenn nicht immer die Zugebäude, weist doch stets das Haus an seiner Schmuckseite oder seinen Schmuckseiten einen trittfesten und leicht trocken zu erhaltenden Bodenstreifen unter dem Dachvorsprung. Ursprünglich besteht dieser Streifen bloß aus festgestampfter Erde: er bildet eine Terrasse in deren Grundbedeutung einer „Erdstufe".[4] Da darf es schon ein Luxus heißen, wenn er mit Kies überworfeu: ubergrienet ist wie heute die Straßen und seit etwa 1600 die Gassen z. B. Basels, seit 1399

[4] Heyse.

diejenigen Berns, in denen Kot oder Staub vorher die Hühner und Gänse und die Schweine der Kuttler und Bäcker sich tummelten.[5] Gleicher Gelegenheit erfreuen sich zum Teil noch heute die tierischen Bewohner der meisten Alp- und Vorsaßhütten. Vor den Talhäusern dagegen erblickt man doch wenigstens einen primitiven Bodenbelag, welcher Päsi heißt. Gemäß der Herkunft aus „le pavé“[6] kann man der oder (wie auch im freiburgischen Sensebezirk) das Päsi sagen. Die heutige Mundart bevorzugt jedoch das weibliche Geschlecht: die Päsi, sei es infolge des Endungswechsels in freiburgischem „Päsig“ oder der Geschlechtsanlehnung an die neu-guggisbergische Bsĕsi oder Bsetzi, die stadtbernische B'schüsi. Zunächst bedeutet Pävi die Einfassung mit etwa zwei fußbreiten Schäle^n, wie die Straße sie erhält, wenn man sie b'setzt oder päsenet. Da hier der Kies rar ist, die großen flachen Felsstücke dagegen keineswegs, so lieferten ehedem letztere die streng mundartliche Pasi. Aus roue^n (rohen, ohne weiteres dem Flußbett entnommenen) oder aber gschlägne^n Stịịne^n dagegen pflästert oder „bschießt“ der die „Bschüsi“ liefernde „Bschießer“ (1553)[7] die roui oder die g'schlägni Bsĕsi, nach unterbernischem Lautstand: Bsetzi. Während Steinplatten die meisten alten Elisriedergräber[8] bedeckten, lagerte auf andern regelrechte Päsi, Bsĕsi, Bsetzi. Die Gräber letzterer Art lagen nämlich unter einem Kapellenboden, welcher mit Pasistịịne^n päsenet oder mit Bsĕsistiine^n b'setzt war.

Die — zu gewissen Zeiten für Kinder so verhängnisvollen — Jauchekasten (Bschüttlöcher oder Mischtlöcher) endlich werden durch dicke Bretter gedeckt, welche zusammen die Brügg bilden. Nach dem Lärm, welchen Pferde und Wagen auf diesem hölzernen Belag erzeugen, bezeichnet man polterndes Aufbegehren als brüggere^n.

Die stete Sauberhaltung dieser Bodenbelege ist begreiflich eine wahre Notwehr der Hausfrauen. Wie kamen wohl ohne solche die Hausmeisterinnen unserer Residenz vor dem Jahr 1580 aus, in welchem der Rat erstmals „ein ordnung berathschlaget und gestellt hat, die Statt der schwynstellen, misthüffen (und Kehrichthaufen,[9] sowie Ablagen von) Holz vor den hüseren und uff dem bach ze rumen“![10] Daß etwa das Land der Stadt in dieser Beziehung mit gutem Beispiel vorangegangen sei, lassen Art und Ort der „Sparkasse des Landwirts“ nicht überall vermuten.

Und doch würde sowohl der Stalldienst, wie das so unumgänglich

---

[5] Götz L. 6. 7. [6] Lat. pavire, ml. pavare heißt schlagen, stampfen, besonders Erde dicht und platt stampfen. [7] BStaatsr. [8] Burri 17. [9] Götz L. 6. [10] RM vom 10. Juni; vgl. RvT. B. 159; Murten 15. 18 (1406. 1504).



Der Feldspeicher. Unten der **Gritspiher** (Mägdeschlafraum); mitten der **Vordelaspiher** (alter Platz der Stubenorgel); zu oberst der **Gwächsspiher.**

häufige Arbeiten in kotiger Erde der ländlichen Schweizerin nahe legen, die Süferle̥hi der Holländerin ohne deren Fanatismus nachzuahmen. Allein, es durfte noch vor einem Menschenalter weit in der Runde heißen: „Lüftung und Reinlichkeit sind oft ekelhaft".[11] Die Fenster fließen von angelaufenem Dunst: vom Rụụs. (Der Rụụs ist die Runse; der blutrünstig Geschlagene ist bluetrụ̈ssig g'schläge^{n}). Die Spinnwụ̈bber galten vormals als Wahrzeichen, das^{s} e̥s da nid ung'hụ̈ụ̈rig sigi. (Denn wa Spinneli sịị^{n}, si^{n} Flụ̈ụ̈gi; und wa Flụ̈ụ̈ge^{n} sịị, ist öppis Eesigs; und wa Eesigs ist, si^{n} Lü̊t; und wa Lü̊t sịị^{n}, sị^{n} nit Ghü̊deni). Um d's Hụụs um e̥s Rüehr-um oder e̥s G'chööch (Unordnung); aḷḷz d's unn^{d}er öbe^{n} und d's hinn^{d}era fụ̈ụ̈r; hie e̥s Schịt verzatteret (achtlos fallen und liegen gelassen) und de^{r}t ịị^{n}s; Sachen, die man blindlings finden sollte, vernụụschet. (Vernụụsche^{n} bedeutet verlegen, aber auch wie verschlịịpfe^{n}: verstecken, hinterhalten, z. B. etwas Versteuerbares.)

Etwas nicht Hergehöriges wegräumen heißt rụụmme^{n}. Man rụụmt z. B. einen Kadaver und verschachcheret (verscharrt) ihn. Rụụme^{n} kann man aber auch etwas, das da sein sollte. So ruft man bei einer Ausgabe, die der Börse empfindlich zugesetzt hat: das het me̥r d's Gäḷt g'rụụmmt! Ähnlich mehrdeutig ist putze^{n}. Man putzt nicht bloß Schmutzflecken und dergleichen und (mit Objektswechsel) z. B. den mit solchen behafteten Tisch ab; von dem „Abputzen" oder einfach putze^{n} eines Verluststriches auf der Kartenspieltafel her sagt man zu einem, der im Disput Recht bekommt: du putzist ịịna! putz ịịna! So putzt auch, wer in irgend welcher gemeinsamen Sache der erste wird, wer obsiegt, wer oben ụụf chunnt. Eine buchstäbliche wie bildliche Ụụsputzeta oder Ụụschehreta aber stellt, wenn die Stunde gekommen ist, eine vielleicht als bụ̈ụ̈rstigs Wä̊se^{n} gefürchtete Weibsperson im Hause an. Wer die Familienstube als Feldlager anzusehen gewohnt ist, nimmt der Aufwaschenden ungewaschene Worte mit Humor als Preis für äußere Sauberkeit in den Kauf; nur angesichts der Kinder heiße es: d'Stü̊ba ist nit g'wüscht! Wie bald lernen ja sowieso die kleinen Akademiker der Gasse und des Schulweges mit Worten und Tätlichkeiten enann^{d}ere^{n} bĕ̥se^{n}! Und doch sollte ja der Be̥se^{n}[12] figürlich wie buchstäblich den Kehricht: den oder nun auch das Ghü̊der oder G'chü̊der,[13] sowie jegliches Gmü̊der (zerfallene Stoffe) aus den Augen und aus dem Sinn schaffen.

---

[11] Baumg. 75. [12] Die Wortform mit geschlossenem e̥ neben Bäse^{n}, ahd. bësamo läßt sich vielleicht irgendwie an ferula (Pfriemkraut) anknüpfen. (Kluge 50.) [13] Vgl. Ghuder und Huder unter „Hudel" im schweiz. Id. 2, 995 ff.

Mit Hilfe langer Besenstiele und wo möglich einer Hausspritze wird im Lauf eines jeden Frühjahrs d's Hụụs g'wäsche" oder, nach launiger Rede, d'Hütta g'rịpset. Zum Reinigen der Außenwände wählt man einen Regentag, da das Holzwerk (denn nur um solches handelt es sich begreiflich) bei Sonnenschein häßlich rot nachtrocknen würde. Am liebsten wäscht mạn im Meie"rå̊ge", niemals aber im Ụụgste"rå̊ge". Denn d'Sunna macht root, der Meie"råge" wịịß, der Ụugste"råge" schwarz. (Der Älpler bemerkt ja auch, wie der Augustregen hellfarbige Weidetiere schwärzt). Viel häufiger: in der Regel jeden Samstag wird die Hausfrau öppis Stụ̈be"wäschete"s aanfaa", wird den Fußboden scheuern, fegen:[14] få̊ge". Das gilt als so ausschließlich weibliche Arbeit, daß ein Handwerkslehrling, der sie jeweils gezwungen verrichtete, weit und breit der Få̊ger heißen mußte. Das war übrigens ein Weg, den Burschen zu einem Fäger in anderem Sinne zu machen: zu einem vielseitig anstelligen, „in alle Sättel gerechten" Kerl.

Gut, ist der Brünne" nooch, oder stehen sogar zwei einander ganz nahe Brünnene"[15] zur Verfügung! Wie dürfte überhaupt der Wasserspender auch nur eine Stunde über Tag seine Dienste versagen! Ungezählte Male erhält er Besuch in Begleit von Fegbürste und Ggå̊scher (dem Scheuerwisch); am Werktagmorgen hilft er mit zur kleinen, am Sonntagmorgen zur großen Toilette. Wie ein Kind am lautesten und zugleich harmlosesten plaudernd, hört er doch als der einzig Verschwiegene tausenderlei Sauberes und — Unsauberes an, das, den Menschen „verunreinigend", zu dessen Mund ausgeht.[16] Um so reiner ist das „klare Wasser", das er einschenkt, das denn auch jeder richtige Landmann mit unverhülltem Behagen trinkt und das selbst den nach stärkerem „Wasser" Begehrenden wenigstens als Umweg dienen muß vermittelst der Frage: Wa hịịt ẹr der Brünne"?

Weh darum, wenn der Wasserstrahl, der nicht nur, wie da und dort, einen zweiröhrigen Brunnen speisen kann, sondern, wie etwa in Bern oder zu Spiez, einen vierröhrigen, in trockenen Jahreszeiten mehr und mehr abnimmt! Das ist ein unheimliches Zusehen, wenn die

---

[14] Kluge 129. [15] Diese auch freiburgische Mehrzahl ersetzt die sonst übliche, welche „Brünnen" lautet und sowohl als Mehrzahl verblieben ist, als auch die Einzahl „Brunne" verdrängt hat. Aber auch „Brunnen" selbst war ursprünglich bloß Mehrzahl, trat aber zugleich an die Stelle der Einzahl Brunn, Bronn (Heilbronn), welche im umgestellten „Born" noch als Simplex gebräuchlich geblieben ist, sonst aber bloß in der Zusammensetzung (z. B. Brunnadern, Gutenbrunn) sich erhalten hat. Vgl. Kluge 73; schwz. Jd. 5, 653— 673. Die doppelte Numerusverschiebung schreibt sich von der alten Grundbedeutung als Quelle her. [16] Matth. 15, 18.

aus der Brunnenröhre in den Trog geworfene *Zụ̈ba* (s. u.) nicht mehr eine *Tschụụra* oder (pleonastisch) eine *grụụßi Tschụụra* (die auch als Bild einer großen Menge oder Zahl, wie z. B. Kinder, dient) darstellt; wenn sie nicht mehr so mächtig *tschụụret*, sondern die Röhre noch bloß halb füllend *lụụft*. Bald wird es bloß noch *tschụ̈ụ̈rle^{n}* oder *zụ̈bele^{n}* (wie das Blut aus einer Wunde *zụ̈belet*), ja nur noch *drehtspịse^{n}gröbs* (in Pechdrahtdicke) cho^{n} rünne^{n}, weiter gehend bloß noch knapp *an enann^{d}ere^{n} hange^{n}*, endlich bloß *tröpfle^{n}*, bis zum bösen Schluß *der Brünnen abstịịt!* Zum Glück gibt es solcher *Lụ̈gibrünnene^{n}* nicht viel. Guggisbergs gut bewaldetes Gebirgsland bietet seinen allermeisten Bewohnern die höchst ungern entbehrte Ohrenweide eines mächtig rauschenden Brunnens.

Dagegen kommt es hie und da vor, daß das Wasser in beträchtlicher Ferne geholt werden muß, weil dem eigenen Heim ein Brunnen fehlt. So waren bis unlängst die Häuser zu Laden an einen einzigen Brunnen gewiesen, und entlegene ältere Häuschen weisen ihre Bewohner an oft sehr mühsame winterliche Wassersuche. Aber auch stattlichere Einzelhöfe haben wegen der Lage der Quelle den Brunnen draußen im Freien, allerdings gegen Westen sorglich eingewandet. Selten hat, außer in Schwarzenburg, ein Privathaus *d's Wasser i^{n} der Chuchi*. Das Ideal bäuerlicher Wasserversorgung ist immer noch der *Brünne^{n}schopf* oder *Brünne^{n}schäärm* (S. 331). Unter einem langgezogenen *Brünne^{n}bouch*, welcher neben der Tasse zu jedermanns Gebrauch da und dort noch die vor dem Rauch und Ruß der Küche zu bewahrenden *holzige^{n} Flịịschtäḷḷer*, *Mụ̈lchg'schir^{r}eni* und andere „nützliche Dinge“ birgt, steht der segenspendende Herrscher des Brunnenschopfs. Der ist allerdings mit wenigen stattlichen Ausnahmen von oft mehr als republikanischer Einfachheit. Der steinerne *Stock* mit breitmäuligem Wasserspeier und der im Unterland traditionelle, in Stoff und Schnitzerei hölzerne, haben sich vor der einfach in den Schopf hinein geleiteten Röhre aus Holz oder Eisen oder Zement noch nicht durchzuringen vermocht. Eine zu erhoffende allgemeine Zunahme des Wohlstandes wird doch wohl einst auch eine Ausgestaltung des Brunnenwerks vor dem Hause mit sich bringen, welche zur Originalität des übrigen Hausschmucks guter älterer Zeiten stimmt und gedankenlose Kopien verschmäht.

Einstweilen erfreut sich das Auge an der von prosaischer Nüchternheit doppelt hübsch sich abhebenden Kunst der Natur: der prächtig geschwungenen Parabel, womit die Röhre das Wasser nahe beim größern *Trögshụụ^{p}t* (ungehöhlt gebliebener Einfassung des Troges) in den *Hụụ^{p}tschoos* des Troges *schießt* oder wirft. Das ist, im Gegensatze zum

Süderl- oder Süderltrögli am untern Ende, der oberste Teil des Brünneⁿtroogs. Der ersetzt, ebenfalls jeder Zierlichkeit entbehrend, solche durch die respektable Länge, mit der er ein bequemes Hantieren der Menschen, ein ungestörtes Trinken der durch Stangen oder Gatter abgesperrten Stalltiere, oder gelegentlich, der Sitte der „guten alten Zeit" gemäß, das brünneⁿtrögeⁿ oder -trögleⁿ eines den Ortsburschen ungenehmen Freiers, gestattet. Er besteht (wie 1562 sogar



Trifelers Bääbis Stöckli.

im Schwarzenburger Schloß, das auch einen simplen, mit Sturz — Zinnblech — bedeckten Brunnenstock aufwies)[17] einfach aus einem ausgehauenen Fichtenhalbstamm, selten mehr (wie z. B. 1802) aus einem Eichbaum.

Des so winterlich einsam uf der Witi usseⁿ gleichsam frierenden, wenn nicht gar gelegentlich einfrierenden Brunnens erbarmt sich etwa die mütterlich besorgte Natur, indem sie es mitleidig mit einer immergrünen

---

[17] Z 61. 62.

Moosdecke einhüllt. Nur inwendig wird eine solche aus Reinlichkeitsgründen nicht geduldet. Unbarmherzig fegen Besen und Bürste jeglichen solchen Ansatz weg, und der u̥u̥szöge" Brünne"stämpfe̥l entläßt unter gurgelndem ü̥sizü̥ü̥rpfe" das Spülwasser in immer stürmischerem Wirbel. Das Abwasser tränkt das Hü̥smätteli oder fließt dem nächsten Bache zu, als Gegenbild der Wasserli̥i̥tig aus der Quölla zum Brunnen. Die Leitung besteht nun auch im Guggisbergischen vielerorts aus galvanisierten oder geteerten eisernen, wenn nicht aus bbrönnte" und g'glessü̥ü̥rte" irdenen Röhre". Das Wort Dü̥ü̥he̥l[18] samt Anwendungen wie: „eine hohle Stimme wi us e̥me" Dü̥ü̥hel ü̥si", gilt nur für die ho̥lzegi Röhra, etwa auf Wegen wie die Notiz über „Erlich thüchel" (aus Erlenholz), welche 1562 zum Schwarzenburger Schloß gelegt wurden, oder vom „Dünkelnäpper" (1566, 1583) zum „thüchle" (1562), d. h. zum Röhri böhre". Mit dem Dü̥ü̥he̥lnööijer durchhöhlte der Dü̥u̥he̥lbörer die in den Zeiten größern Waldreichtums einzig üblichen ho̥lzige" Brünne"röhri. Solche bieten jederzeit den Vorteil, daß das durch sie geleitete Wasser minn^d^er rauhs oder hert's chunnt. Dagegen haftet an der mittelst ihrer bewerkstelligten Art, „den Brunnen inhen zu fürren" (1571), außer dem immer fühlbarern Holzverbrauch noch der Übelstand, daß jene nicht selten stocket — ähnlich wie eine schwer verkäufliche Warenanhäufung stocket. Nicht selten erfordert es dann eine mühsame Nachforschung, bis man entdeckt: hic haeret aqua. Aha! d's Mü̥ü̥s hi̥i̥" umhi d'Wasserli̥i̥tig verchu̥ttet und „den Brunnen verhindert" (1408).[19] Die Untersuchung wird besonders schwierig, wo man, um dem Wasser naa^ch z'loche" oder einfach z'loche", mit der Leitung tunnelartig schlü̥ü̥ffe" („schlüpfen"): sie unter einem Höhenrücken durch oder in einen Berg hinein führen mußte, um endlich die Quelle zu erreichen.

Wie aber erst, wenn sich diese noch als arm oder unbeständig erweist! Wenn, wie 1786, eine Landstreicherin als „Brunnengraberin und Wahrsagerin"[20] die Leute „auf den Leim führte!" Solche Schwindler alter und neuer Zeit diskreditieren mit ihrer Wünschelrute die aller-

---

[18] Dieses unsicher und zögernd als „Deichel" oder „Dünkel" verschriftdeutschte Düühel geht, des r verlustig geworden (vgl. Puscheliin = Porzellan u. dgl.) auf Grundform und Grundbedeutung von „durch" (Kluge 103 f.) zurück. Zwar ist mhd. dürchel, dürkel (WB. 1, 405 f.) und ahd. durhil, durichil (Graff 5, 224) fast nur Adjektiv (durchlöchert) und erzeugt aus sich das Verb durchilôn, dürkeln in Sätzen wie: der tropfe dürkelt den stein (gutta cavat lapidem). Allein bei Wulfila ist das thärko das Loch, und das aus dem „reichen Jüngling" bekannte Nadelöhr heißt (Mark. 10, 25 und Luk. 18, 25) thärko nethlos. [19] Murten 21. [20] SB. P. 844.

dings äußerst seltenen wirklichen[21] Wasserschmöcker, deren eigene Begabung — es zieht 'nẹⁿ — nur seichte Aufklärerei leugnet.

Die Quelle heißt bekanntlich in älterer Sprache „Brunnen", weil man noch gar oft nach dem Vorbild einer Rebekka[22] den Brunnen sich durch die Quelle ersetzen, beide also identifizieren mußte. Nicht einmal der Stockbrünneⁿ (1533 im Dorfe Schwarzenburg, wie 1393 in Bern und 1365 zu Solothurn[23]) darf überall, wie freilich in Stadt und Dorf und Klosteranlage,[24] als heutiger Brunnen mit Stock und Trog in Gegensatz zur Quelle gestellt werden. Wenigstens das Gurnigel-Stockbrünneli soll danach benannt sein, daß sein Quellwasser aus dem Stock (Strunk) einer Tanne lief. Erst der „Gätzibrunneⁿ" zu Zimmerwald lud schon in alter Zeit mit heutiger Einrichtung und mit der aus frommer Stiftung gebrauchsfähig erhaltenen Schöpfkelle die Rüeggisberger-Pilger zum erfrischenden Trunk ein. Sonst war Brünneⁿ, wie der Ortsname (uf ᵈem) Brünneⁿ zu Elisried und Bümpliz, wie „die Gassen zum Brunneⁿ" zu Bärenwart (1533) und der Geschlechtsname „Zúmbrunn" unzweifelhaft dartun, eine in ausgedehnter Ebene seltene, weit herum aufgesuchte und darum eigener Benennung wert gefundene Quelle. Nur so erklärt sich auch der Brunnen als Gutsmarch zu Almisried (1533),[25] erklären sich „Ein pletzli Weid vnnderem brunnen an der Winterhalden" oder „an Schwendelberg"[26] (1533), sowie die Namen Brünnacher (1533), Brünnmatteⁿ (1465), Brünnbäch (1645: in Brünnbächeⁿ, 1756: im Brünnbäch). Hier deckt die Stadt Bern einen großen Teil ihres Wasserbedarfs — gemäß dem Spießschen Vers im Kornhauskeller: Vo Schwarzeburg chunnt d's Wasser här; chääm's hie, so wär der Chäller läär. Reichlich figuriert „Brunnen" in Ortsnamen als zweiter Kompositionsteil. Vor 1316 stand an der Emme der Weiler „Holzbrunnen", welcher erst nach Erteilung der ältern Handveste als „Burgdorf" mit in die Ringmauer der Zähringerburg einbezogen wurde. Erstmals 1336 wird erwähnt[27] „der brunne, den man sprichet der Kalte-brunne, der in dem Forste (zu Riedstetten, nahe der Sense) lyt und ußgat." Als Flur von vier Jucharten figuriert 1533 „der Kaltenbrunnen zu Bärenwart". Als rechter Chaḷteⁿbrunneⁿ sprudelte gewiß auch die Quelle, welche dem Schulort Stịịneⁿbrünneⁿ den Namen gab. Der Name lautete verschiedenemal Steinbrunnen,[28], Steinenbrunnen (1357[29], 1533[30]), Stenenbrunnen (1357),[31] Steinibrunnen[32]

---

[21] Berdr. 4, 255—262; Emmenthalerblatt 1908, 36. [22] 1. Mos. 24, 11 ff. [23] Font. 8, 657. [24] Schwz. Jd. 5, 670. [25] RGU. 57. 134. [26] RGU. 101. [27] Font. 6, 272. [28] F. 2, Register 69; Burri 209 (1420). [29] F. 4, Reg.; F. 8, 195. [30] RGU. 289, 291. [31] F. 8, 195. [32] F. 8, 157.

(1356). 1465 werden die Fluren „zen hübschen Brunnen“ und „zen sibenden Brunnen“ (als Grenze zwischen den Ämtern Seftigen und Schwarzenburg genannt).[33] 1608 wird nach Bern berichtet, daß „das unordentlich wesen by dem Guttenbrunnen (Gueteⁿbrünneⁿ) Immerdar ein vortgang habe wie zuvor“.[34] Vorher, z. B. 1533, hieß dieser Ort „z'Kurtzisbrunnen“ (Churzeⁿbrünneⁿ). Der Name knüpft sich, wie Chrüütersbrünneⁿ, an ein Geschlecht. 1731 endlich finden wir das Erdreich beim Sahlenbrunnen (Sahleⁿbrünneⁿ) erwähnt.[35]

Eine Röhre, durch welche ein Springquell oder auch ein Springbrunnen (Spritzbrünneⁿ) zu gewünschter Höhe emporsteigt, oder durch die nun auch das Brunnwasser dem Stock entfließt, hieß altrömisch eine tuba, älter deutsch eine „Zub“ (wonach 1360 der Flurname „ze Zub“ zu Belp)[36] und heißt nunmehr eine Zụba. 1651 diente „ein Zụ̈bli Brünnli under einer Tannen“ als March. Eine Hofstatt in der Herrschaft Erlenbach i. S. hieß „zer Zuben“, und zu Äschi gab es eine „Gerenzuben“. Nach ähnlich gefaßten Quellen benannten sich 1531 und 1586 Matters Zuba und 1533 Henggis Zuba zu Gambach; ebenda und zu Kalchstetten finden wir 1533 einen Zubenacher aufgeführt. Am dortigen Hubel liegt der Zụbeⁿgräbeⁿ.

Ein Heimwesen bi'r Brünnstụba zu Schwarzenburg besaß vormals eine Quelle, die nur durch soodeⁿ, als Ziehbrunnen, zu erreichen war. Über einen solchen Sood sehen wir 1362 den „Juti zem Sod, gesessen zu Bottigen“, verfügen. Die Bezeichnung läuft parallel mit unsern Geschlechtsnamen „Zuber“ und „Brunner“.

Namen wie „Bircher“ und „Linder“ deuten auf eine weitere Umgebung des Hauses.

Die alte Hütte zur Tanna bei Ryffenmatt erfreut sich auf der Westseite des Schutzes zweier Chriesbụ̈ụmeⁿ, eines Ääsch, einer Birha, eines Ahorn und einer besonders augenfälligen, nach Art einer Wettertanne stattlich ausladenden Fichte. So vereinigen sich zu einzigartigem Anblick im Umfang des kleinen Gärtchens auf der Morgenseite Tann- und Laubwald und Obsthain. Von letzterm als Schutz und Zier des Hauses ist im nächsten Abschnitt die Rede; hier sprechen wir vom Freilandsbaum, der sich aus dem erdrückenden Daseinskampf des natürlichen Dickichts in die Nähe des Hauses als dessen Gast und Freund sozusagen geflüchtet hat. Neben der schattigen Esche, die besonders als Trụụrääsch mit ihren Hängezweigen Kirchhofzierden und liebliche Ruheplätzchen für Fremde und Einheimische bietet, wirbt um des Hauses Gunst die im Sommer so unscheinbare, im Herbst aber mit ihren glühend

---

[33] StAF. [34] SB. F 211. [35] LG. 39ª. [36] F. 8, 317. 877.

roten Beerentrauben das farbenreich welkende Laub durchsetzende Eberesche. Es ist der Gụ̈ụ̈tsch („Gürmsch").[37] Eine hübsche Reihe Gụ̈ụ̈tsche^{n} ziert da und dort zugleich mit einem Haus ein Straßenstück.

In einer ebensolchen Zeile: Zịrla oder Zịịḷḷa belieben die Saarbụ̈ụ̈m (Schwarzpappeln, S. 138) dem Haus den Blitzschlag abzufangen —



Speicher mit Turn. (Im Saalebüfig.) **Vom Jahr 1785.** Vgl. S. 336.

ein Schutz, der allerdings gelegentlich durch aufprallende Stücke des sehr brüchigen Holzes wettgemacht wird. Auf Einzelstand deutet es an, wenn wir aus alter Zeit öfter von einem „Haus" (1484), wie auch von einer

[37] Das schwz. Jd. 2, 417. 419 führt die Formen „Gürgitsch" und „Gürmsch" auf und führt die erste zurück auf ital. gorgheggio (gurgelndes Sprechen, wie das Würgen genossener Vogelbeeren verursachen kann); bei der letztern denkt es an fz. corme (sorbe, Sorbus aucuparia) + Esche.

„Matte“ oder „zwei Medern zum Sarboum“ (1533) zu lesen bekommen. Als Pappela (Silberpappel) sehen wir da und dort einen hochgeratenen Baum von weit ausladenden Ästen seine abgeblühten Trauben wie zur Neckerei der Hausfrau in den Garten und den Hofraum werfen, wenn sie zum Weglesen am wenigsten Zeit hat. Eine besonders schöne Silberpappel beschattet den Pfarrbrunnen zu Rüschegg, ein Paar solcher die vorderi Hiịtera nächst Ottenleue. Die gewöhnlichen Näämeneⁿ beider Arten werden hie und da vertauscht: Populus alba, wa d'Est spriịtet, gilt dann als der iịgeⁿtlech Saarbụụm, Populus nigra dagegen, wa d'Est laat dem Stamm naaᶜʰ ụụfschießeⁿ, als d'Pappla.

Der herrliche Leerch (Lärchenbaum) im Pfarrgarten zu Rüschegg hat ebenfalls einen Blitz abgefangen und büßt nun seine rettende Aufopferung mit Wipfeldürre. Er führt uns in den Ursprung des Waldes zurück, aus dem auch der Ahorn gekommen ist. Ganz nur als Freilandsbaum belebt er wie die grindelwaldnische und überhaupt oberländische, so auch die Guggisbergerlandschaft. Daher bildet der so ausnehmend stattliche, hie und da prachtvolle Baum recht oft eine Gutsgrenze. So 1533, in welchem Jahr er auch als Zehndmarch von Gambach eingetragen wurde.[38] Besonders aber sehen wir ihn auch hier, wie z. B. im Chuenzli als Hausfreund das gastliche Dach beschatten und beschützen. Darum so viele alte Bezeichnungen von Gütern und deren Inhabern wie: das Gut zum Ahorn (1460); Hans Roto vom oder zum Ahorn bei Bärenwart (1533); Hans Gasser zum Ahorn (1661), der badische Ort „Ahornhäusern“ u. dgl. Bisweilen aber vereinigen sich, z. B. hinter Neuenmatt, mehrere Ahörn zum Schmuck eines Gehöftes. Besonders anmutig nimmt sich ein solcher aus, wenn ihrer zwei sich zu einem — wirklich als solches angeschauten — Paar vereinigen, um mit dem dicht geschlossenen Blätterdach der einheitlich doppelten Chroon die Wetterseite des Hauses zu schirmen: ein Ahorn und eine Ahörnin.

Ein analoges Wortspiel mit der Linde verweigert uns deren weibliches Geschlecht. Und doch ist gerade hier die Paarigkeit der zwei verschiedenartigen Linnᵈeⁿ, welche mit aller Absicht den beiden Hausecken der Wetterseite möglichst nahe gepflanzt worden, eine noch entschiedener als in Grindelwald[39] behauptete. Die etwa zwei bis drei Wochen früher ausschlagende und blühende Sommerlinde mit den größern, hellern Blättern und Blüten ist d's Wiịbli, die Winterlinde mit dem merklich bescheideneren Gewand und Schmuck d's Männdli. An Stattlichkeit des Wuchses gibt allerdings keine der andern nach. In Schönheit und

---

[38] RGU. 108. 224. [39] Gw. 233.

Vollkommenheit der Krone wetteifernd, flankieren sie vor unsern Augen die Westseite des Speichers am Weberhaus hinterm Berg. Am Nachbarhaus dagegen sieht die eine wegen radikalen Beschneidens verkümmert aus, und dem einst majestätischen Lindenpaar im Feld haben Sturm und Blitz die wenn nicht bessere, doch ebenbürtige Hälfte geknickt. Die kolossale Baumruine sendet nur noch einen verschonten Ast nach der freien Luftseite aus, der jedoch allem nach noch eine lange Reihe von Stürmen auszuhalten gedenkt und zur Kundgebung dieser Absicht an der Bruchstelle einen grünen Pösche^n (ss: Büschel) von Nelken wie eine Siegesfahne aushängt. Neues Leben aus Ruinen veranschaulicht jedoch keine Linn^{d}a sieghafter als die einstige Riesin im Gfell. Von oben bis unten durch den Blitz gespalten, besteht sie bloß noch aus zwei gegenüberstehenden, durch das knapp über den Boden sich erhebende Wurzelwerk verbundenen Rindenstücken. Und über dieser Ruine schließen sich ein Dutzend schenkeldicke Äste zu einem mehr als zimmerhohen, weit ausladenden Blätterdach von unverminderter Frische des Grüns.

Dies sind die Linden — beide morsch und alt.
Rechts die zerbarst. Sie klafft mit jähem Spalt
Auf von der Wurzel bis zur Blätterhaube.
Weit aber greift sie mit den Ästen aus.
Fast wie die Schwester prangt sie grün und kraus
Und schmückt die Stirn mit frühlingsfrischem Laube.[40]

Samt dem von ihr gegen Stürme geschützten Haus aber verbrannte am 1. Dezember 1882 die Linde, welche dem Haus bi'r Linn^{d}a obe^n im Dorfe Guggisberg den Namen erteilte. Mit ihrem Umfang von sieben Klaftern symbolisierte diese pflanzliche Linn^{d}e^{n}mueter die menschliche[41] in deren echt bäuerlicher Vereinigung respektabler Stattlichkeit mit sorglicher Herrscherinnnengüte. Glücklicherweise verspricht ihre jüngere Schwester vor dem nunmehrigen Posthause, welche auf ihrer sie rings umfassenden Ruhbank den S. 232 erwähnten herrlichen Fernblick bietet, den Verlust mit der Zeit voll und ganz zu decken. An ihrem lauschig stillen Plätzchen bietet sie einen hübschen Gegensatz zu der stark belebten Linn^{d}a auf dem Dorfplatz oder Linn^{d}e^{n}platzg in Schwarzenburg. Schon 1533 lesen wir vom „Hus und Hof by der Linden, gat die straß zering darumb".[42] Im nämlichen Jahr hauste dort ein Hans Wienbach under den Linden. Heute umgibt diesen Platz bi'r Linn^{d}a, auf dem sich jeden Montag der Wochenmarkt und im Herbst jeden Tag ein Ge-

[40] Freiligrath. Wir zitieren nach dem prächtigen Aufsatz „Die Linde und ihre Bedeutung im Volksleben" im Alpenhorn zum Emmentalerblatt 1908, Nr. 28—30. [41] Kämpf. 49. [42] RGU. 263.

müse- und Früchtemarkt abwickelt, ein bloß durch fünf Straßenzweige unterbrochener Kranz von Gast- und Kaufhäusern.

Auf gruppen- oder zeilenweisen Bestand aber deuten Namen wie der des Linn^d^e^n^bóde^n^ über dem Dörfchen Sangernboden und des Linn^d^e^n^bachs (oder des mißdeuteten „Blindenbachs, caecus fluvius", S. 16) mit seinem anmutig bewachsenen Gesenke gegen das Schwarzwasser hin.

Das Obstwäldchen.

Wen^n^ e̥^w^ch d'Lṻt erlịịde^n^ wịị^n^, su lueget e^n^ chlịị^n^ a^n^ dä^n^ blaau Him^m^el un^d^ a^n^ di grüenne^n^ Bṳṳ̈m uhi! Diesen Rat erteilte eine grauhaarige tapfere Bäuerin einem eben eingezogenen jungen Beamten. Was kann in der Tat ein erregtes Gemüt ruhiger stimmen, als in der Nacht der Aufblick zu den goldenen Sternen, am hellen Frühlingstag zu dem majestätischen Strauß von Myriaden schneeiger oder rosiger Blüten, im Sommer zu dessen gastlich schirmendem Blätterdach und im Herbst zu seinen lachenden Früchten. So vor allem in den herrlichen Obstgärten des so lieblich hingebreiteten Albligen und des Niederteils von Wahlern. Allein auch die übrigen Teile dieser Gemeinde mit ihrem rührigen Obstbauverein und ebenso Rüscheggs ständig bewohnte Gebiete beweisen ein Jahr um Jahr steigendes Interesse an dieser denkbar lieblichsten Umgebung eines Bauerngehöfts: einem kleinen Obstwald. Wie ungleich eignen sich hiezu die so grundverschiedenen Gelände Guggisbergs! Wer wollte Obs pflanzen im Alpenrevier, und wär we^ll^ti's gä^n^ rịịhe^n^? Aber an Orten wie Türli, Gruebershuus, Halta, sowie an der prächtigen Sonnseite der Egg könnte noch manches Häuschen recht lauschig aus einem Buschbaumwäldchen hervorgucken, und Tausende veredelter Zwergbäume würden sonst noch manchen Orts eine sorgliche Pflege lohnen. Es braucht ja nicht ein zähma Chöstibṳṳ̈m zu sein, der, wie vor der östlichen Fensterreihe a^n^ der Sunnhalta, fast jedes Jahr Chösteni zur Reife bringt. (Das Chösti: die Kastanie.)

Schon heute folgt das Amt Schwarzenburg im durchschnittlichen Obstertrag denjenigen von Delsberg, Pruntrut, Münster, Biel, Büren, Wangen, Thun.[1]

An erste Stelle treten in unserm Amt die Birnen: d'Bịri (Einzahl: die Bịra). Der Bịrbṳṳm (so sagt man, wie Bịrschnätz und altdeutsch birholz neben piraboum, bireboum, Birnbaum) erscheint denn

[1] Stat. 08, 2, 55.

auch neben Linde und Ahorn als ein treuer alter Hausfreund. Eine Anzahl lokalster Namen bezeichnen ihn als den Träger von Garteⁿ- und Sịịgẹlbịreⁿ (die Querlatten für den Spalier als Leitersprossen gedacht), von Hụ̈segge ⁿ-, Mäntẹl- (S. 335), Ofeⁿhụụs-, Unnᵈer-hụ̈̈ser- (am untern Haus wachsenden) Bireⁿ. Andere Namen gelten der von Klein und Groß mit Verlangen oder Resignation erwarteten Reife; so der im unterbernischen Heuet die erste Labung bietenden Heu-bira, der kleinen und der großen Ụụgsteⁿbira, der Winterbira und selbstverständlich auch der zwischen hinein fälligen sehr guten Schaafschịịdbira. Die Genießbarkeit der Früchte wird abgestuft in der (verhältnismäßig wirklich guten) „dreimal guten": trịịsteⁿ gueteⁿ Bira, der Zucker-, Nägeli-, Mähḷ-, Schmäär-, Ankeⁿ-, Wịịnbira, der beim Mitsieden im Fleisch dankbarsten Flịịsch- oder Chatzeⁿbira (s. u.), der in der Wertschätzung mit dem Gespinnstabfall vergleichbaren Uⁿspunneⁿbịra (sow. Pfunnᵈ- oder Troo̦lbira). Zeej wie Hẹndscheᶜʰläder ist die Hẹndscheᶜʰbịra mit ihren stein-harten Stellen im Fleisch: sie ist g'stịịneti. Leider endet diese Stufen-leiter mit der chlịịnneⁿ und großeⁿ Gruenbịra. Und doch eignet solche sich trefflich zum Mosten, zum Dörren und in allmählichem Über-gang zur Fäulnis begriffen: weⁿⁿ si tịịgi ist, auch zum Rohessen. Wie die „Handschuhbirne" auch durch rund-lenglochti und braauweti Form auffällt, so mit der sie benennenden Gestalt die Chrụ̈̈geli-, Channeⁿ-, Troo̦l- oder Tro̦l̦leⁿ- oder Tro̦l̦ler-Bira (s. o.). Vom Grün der Gruenbira hebt sich namengebend ab die Farbe der sehr guten Graaubira, der Rootbira, der leberfarbigen Låberbira oder der Låberi, der an die Landhühnerfarbe erinnernden gelben, sehr zarten Hüennerbịra. Nicht etwa nach der Farbe wird die Fuchseⁿ-bira gedeutet. Vielmehr erklärte ein Jäger sie daher, daß Füchse unter dem „Fuchsenbirnbaum" Lockspeise finden und damit in Schußnähe kom-men. Ein „Pfund" schwer wird die Pfunnᵈbira. Büschelweise wachsen die Püscheli- (ds., oder Wịịn-)biri, sowie die Hämpfelibiri. Die Hanslibira, die rauhe (rụụhi) Propstbira oder das Propstli, die im Gegenteil zarte und wohlschmeckende, frühe T'hämpẹl- oder T'hämpelibira müssen vorderhand ungedeutet bleiben.

Vergessen sei nicht die allmählich durch Gärtner eingeführte (Apfel- und Birnen)-Quitte: die Chụ̈ttena.[2]

Auch „Öpfẹl"[3] ist (im 16. Jahrhundert) aus der Mehrzahlform für „Apfel" in die Einzahl vorgedrungen, um durch den neuen Plural

---

[2] Vgl. Kluge 361 gegen schwz. Id. 3, 577 über Pirus „Cydonia". [3] Vgl. Epfel im schwz. Id. 1, 366—384; Birnen: ebd. 4, 1484 ff.

Öpfle^n ersetzt zu werden. (Im Unterbernischen ist „Öpfe̥l" Einzahl und Mehrzahl.) Unter den folgendeu von uns zusammengefragten Namen bezeichnen die mit * hervorgehobenen die früher so häufigen süeße^n. Der fast wie ein zehnräppiges, lang ovales Mü̦tschli (Milchbrötchen) aussehende Mü̦tschler oder der wi̦i̦ß Rösenöpfel (im Emmental der Baschiöpfe̥l: Ss) ist recht gut, gedeiht aber ungern. Der Chi̦i̦ser Alexander ist ihm ähnlich. Weniger schmackhaft sind der Chatze^n-grinn^der oder Meilenn^der (Mailänder) und der Spitzohre̥ch, etwas besser der *Schi̦be̥lichcher (Schi̦be̥ch), der Eieröpfe̥l, die früeji und die speeti oder die rooti und die wi̦i̦ßi *Schaafnäsa, der am Stiel einen Auswuchs treibende Bu̦ppichcher. Der *Chläfe-ler oder Chlingelöpfe̥l heißt so, weil die reifen Samenkerne beim Schütteln hörbar klappern. Von diesem Apfel sehr mittelmäßiger Güte unterscheidet sich der an freilich langsam wachsendem Baum sehr gern gedeihende Sü̦rgraauech mit dem lieblich graulichen Duft über der Rinde, dem zart säuerlichen, beim Kochen nicht zerfallenden, wie Silber schimmernden Fleisch. Ist dieser ganz unschätzbare Apfel in a̦l̦li Spi̦i̦l̦ guet: zum roh und gekocht Essen, zum Mosten und Dörren, so ist der Gebrauchswert des *Süeßgraauech beschränkter. Nach der Farbe benennen sich ferner der Rósichcher- oder Roosenöpfe̥l, der weiß-gelbe Wi̦i̦ßichcher, der *Süeßvreenech(er), der (im Abgang — ergaa^n — begriffene, rauhe) Lå̊derichcher, der Stri̦i̦ffeler, der Gu̦ldöpfe̥l. Nicht mit diesem ist zu verwechseln der Gu̦ldrennetter, welcher unter die Rénettech gehört. Fälschlich als Reinette angesprochen wird der Her^renöpfe̥l, welcher sich so lange aufbewahren läßt, bis umhi ann^der si̦i̦^n. Noch haltbarer sind freilich Reinetten. Vorgewiesene solche, von noch immer schönem Aussehen, aber ohni Chust, waren fünfjährige.[4] Der Name erinnert an den *Früej- und den *Speet-junker, an die neue Sorte Gabrie̥l, sowie mittelst des Nimbus ferner Herkunft an das Tschampeetli und das *Pari̦i̦serli. Der letztere ist gleich dem Summerchű̦nig und dem Roggenöpfe̥l eine Frühfrucht. Erst später reift der Häberichcher. Nach oem Geschmack ist der *Ma̦lzichcher, nach dem Beisammenstehen der Puschelöpfe̥l benannt. Unerklärt bleibt der Schu̦u̦bchapper.

Chriesi[5] gab es 1829 so viele, daß ein großer Teil an den Bäumen verdarb. Si̦ter het es mit de^n Chriese^n 'bbööset, hier wie anderwärts. Orte wie Chriesersbóde^n und Mue̥ltere^nbóde^n bieten erfreuliche Ausnahmen. Die Chriesa ist eben, obwohl sich für Guggisberg die einzige Spielart der Chindbettere^n-Chriesa mit

[4] Chr. 66. [5] Vgl. Kluge 243. [6] Chr. P. 58.

wịịße" Bäckene" aus der Sprache erschließen läßt, sonst also die Frucht unveredelt geblieben ist (S. 323), doch recht empfindlich geworden. Einzig die sozusagen erbsengroße, späte Rot- und Schwarzkirsche liefert einigermaßen lohnende Erträge, wo Familienglieder in sonst arbeitsarmer Zeit das chriese", den Chrieset besorgen. Neben dem kärglichen Fleisch und Saft, aus denen sich freilich eine unsagbar chüstegi (savoureuse) Gelée bereiten läßt, kommen aber auch die zu Wärmekissen verwendbaren Chriesstịịne" und die als treffliche Durstlöscher angebrühten Chriesstịle" in Betracht. Und so lohnt es sich doch iederwịle" (je und je), d'Chrieslịitera an die Chriesbụ̈ụ̈m (vgl. damit die dativische Pluralform [zu] Chriesbụụme", 1356: Kriespoumon[7]) anzulehnen. In recht vielen Fehljahren freilich muß man sich mit der Chriesiblueſt als Augenweide zufrieden geben. Der Anblick eines schneeweiß blühenden Riesenstraußes täuscht in Wahrheit oft genug eine schöne Ernte vor, verspricht allerdings hie und da auch einen befriedigenden Ertrag. Auf solchen ohne Blüte zählt aber höchstens ein so unbedingt Glaubender wie jenes Männchen, das einen schönen Chrieset in Aussicht stellte. „Aber es het ja gar nụ̈ụ̈t 'bblüejt." „„Iṇne"wääg! Wen" e̥s Gott's Wüḷḷe" ist, su gi^b^t es nụ̈ụ̈sti Chriesi!""

Für weniger Starkgläubige gilt dagegen schon bei kärglichem oder fehlendem Blüeijet der Kirschen der gleiche Satz der Ergebung ins Unvermeidliche, wie beim Fehlen der Zwetschgen: ụ̈ser Kwätschge",[8] bịị wee^ren^ g'channet.[9] (Churzi Haareni si" glịị^ch^ b'bụ̈ụ̈rstet.)

Neben die hauswirtschaftlich so wertvolle Frucht stellt sich als Naschwerk die Frụụmma. In Gegensatz zur Schlehe als der Haagfrụụmma stellt sich die Heer^r^e"frụụmma, und von dieser gelbroten Frucht unterscheidet sich die blaue Mündla. In Wyden gibt es die erst im November reifende Winterfrụụmma.

Als bloße Naschfrucht werden auch d'Nuß (Nüsse) gewertet: sowohl die hie und da in milden Lagen von einem (Wal-)Nußbụụm gewährten, als die am Schaafschịịd (ụụs)gwachsne" un^d^ am Bättag zịtege" Haselnüsse. Schlụ̈rnegi (S. 160) Chinn^d^ sorgen allerdings mit ihrem de" Heege" naa^ch^ ga" nusse" dafür, daß nur wenige Früchte zur Reife kommen. Es ist eben kein Oberamtmann von Ernst mehr da, der seine Aufmerksamkeit auch auf solche „Kleinigkeiten" richtete. Und doch würde auch die sich heute lohnen. Es gibt natürlich hier wie überall wurmstichig, wurmmeeßig, wurmhäärdig Nuß, welche gleich viel wert sind, wie die als Bild für

---

[7] Font. 8, 142. [8] Über Prunus „damascena": Kluge 513; schwz. Id. 3, 1317. [9] Dürr. 03, 272.

Flausen dienenden z'sǻmeⁿtaanneⁿ Nuß: entleerte und wieder zusammengefügte Schalen. Die Fruchtbarkeit der Haseln wird aber bewiesen durch das reichliche Vorkommen von vier-, fünf-, sechs-, ja achtfach zusammengewachsenen Früchten: „Höckeⁿ“ oder Pöppleⁿ, sowie die häufig aus einem Kelch doppelt hervorbrechende ᵂuechernuß. Wie würde sich da eine durch scharfe Feldpolizei geschützte Kultur von zwijeteⁿ (veredelten) Nusseⁿ lohnen! D'Hasel̥heeg gehören ja, wie in gedeihlichen Lagen der so großblättrige Nußbaum, sowieso zum Schutz des rauhen Geländes; und wie wertvoll ist das Holz des erstern auch und erst recht für die veredelte Korbflechterei, des letzteren für die Kunstschreinerei!

Man denke hier auch an das schön g'flammet Pfirsichholz, an das für Mahagoni ausgebbare Holz älterer Kirschbäume, das allerdings mit seiner gelben Farbe auch zur sarkastischen Bezeichnung markfaulen Tannenholzes dient (solches heißt chriesbu̥u̥migs); an das dem wärcheⁿ (sich ziehⁿ) so wenig ausgesetzte Birnbaumholz, an den für Chämmeⁿ (Kammräder) so geeigneten wül̥lᵇa Öpfel̥bu̥u̥m (d's Hol̥zöpfel̥bu̥u̥mig) und sage sich, daß auch die Obstkultur analog der Haustierzucht einem raschern Umtrieb und einer besser rechnenden Nutzung in Leben und Tod unterworfen werden könnte.

Rechnerisch wird einstweilen bloß die Fruchtverwertung behandelt.[10] Die Volkssprache spiegelt unter dieser am ausgiebigsten die Zubereitung des grün und dürr für den Alltagstisch bestimmten Kernobstes: der Öpfel̥- und Bi̊rschnätzeⁿ. „Schnätzeⁿ“ lautet die Mehrzahl, „der Schnätz“ die Einzahl, „Schnätz“ aber auch die Stoffnamensform, mittelst welcher ein zu energischer Selbstverteidigung Bereiter erklärt: es ist nit guet, mit me̥r Schnätz z'ässeⁿ! Diese, wie die unterbernischen „Schnitz“ (die zürcherischen „Stückli“) müssen also auch die „Kirschen“ vertreten, welche „nicht gut essen ist“ mit einem brutalen Machthaber, welcher gleichsam Fleisch und Saft für sich beansprucht und uns Kerne und Stiele zuwirft. — Zum dȫrʳeⁿ wie zum Frischgenuß wird das Kernobst g'kannet oder nun auch g'rüstet. Unter kundiger Schonung der dicht unter der häutigen B'schni̥i̥di, Schinta, Schinti (der Hu̥l̥tscha verschiedener Früchte und Gemüse) steckenden wertvollsten Partien werden die sauren Äpfel b'schnitteⁿ oder g'schunteⁿ. Dann kommen das Grü̥ü̥tschi (Kernhaus) und das Gäggi (der Butzen) weg. Wie letzteres eine Nichtigkeit ist, mit der man ggäggelet,[11] so der Bi̊reⁿsti̥i̥l̥ ein Scheinkaufpreis. Für n

[10] Bern u. s. Volkswirtschaft 72. 308—312; Stat. 08, 2, 118. [11] Vgl. „Gagg“ im schwz. Id. 2, 169.



Hitti's Arli's Frieda (Zbinden).

eⁿ Bịreⁿstịịḷ verchụụft wird, was einem Günstling als versteckte Schenkung zugewandt werden soll. Noch weniger ist natürlich eⁿ halba Bịreⁿstịịḷ wert, und die wirtschaftlich so tüchtigen Mädchen am Fuß des Gurnigels werden recht viele zum Trocknen der Augen dienende Näseⁿlümpeⁿ ụụstreeijeⁿ, wenn sie ihren Urteilsspruch vernehmen:

Z' Wattewiil im Chuehelann
Si di Müdscheni tüüri:
('s git) für n e halba Bireſtiil
Sübni, achti, nüüni.

Trotz ihrer „wegwerfenden" Behandlung gehören aber auch Stiel und Butzen zur Gestalt des Apfels und der Birne. Drum hat ein Ding, von dem man nicht weiß, was es sein oder vorstellen soll, wĕder Stiiḷ noch Ggäggi oder (in der unbefangenen Sprechweise des alten Gebirgsbewohners)[12] wĕder Stịịḷ noch Fụ̈dlech. Das ebenfalls wertlose Grụ̈ụ̈tschi dient als Bild für ein hageres, wenig versprechendes Kind. Es enthält immerhin die für Finken und Meisen so wertvollen Chäärneⁿ (Einzahl: der Chäärneⁿ, alt: kërno).

Auch Kirschen werden gedörrt, oder aber eingekocht. Ein wortwitziges Rätsel knüpft sich hier an: Potz Chriesimues im Ankeⁿ bbacheⁿ, was ist das?! (Antwort: „Das" ist ein Geschlechtswort.) Wo aber bei der Kleinheit der Früchte beides nid rendiert (ne se rend pas), werden sie iiⁿg'macht (nämlich iⁿ d's Bịịzifaß) und b'brönnt (destilliert). Zwẹnz'gieerigs Chriesiwasser (oder ebenso alter Kirschgeist, daher „das" oder „der Kirsch) mit Bauernbrot[13] galt ehedém bei nächtlich besuchten Mädchen als die dem Bauernsohn gebührende Empfangsgabe, während für die Minndereⁿ das aus Kernobstabfällen gebrannte Bätziwasser gut genug war. Bloß aus ung'raatneⁿ Öpfleⁿ versuchte man seinerzeit das erste Most zu pressen, welches freilich auch dårnaach gsịⁿ ist. Rationelle Mostbereitung ist abhängig von rationeller Obstbaumzucht und von Befreundung mit dem Magen. Besser verstanden sich Frauen auf die Kunst, aus geeigneten Früchten das Saft auszusieden und zu Syrupkonsistenz einzudicken.

Von der Frucht zum Baum! Wir sehen einen kleinen Rangen, der sich eines Apfels bemächtigen will, sich bụ̈ụ̈meleⁿ oder an seinen Platz einen Genossen fürha oder zụ̈hi bụ̈ụ̈meleⁿ, d. h. — zu möglichst weitreichender Gewaltanwendung mit dem Arm — auf den Zehen stehend ihn hindrängen. So mag das am tiefsten hängende G'schoos (Schoß)

[12] Vgl. schwz. Jd. 3, 1023—30. [13] Nhd. T. 10. 31.

oder Broom (Fruchtholz) erreicht werden. Einfacher noch macht sich die Plünderung, indem man wie zum Nuß ahibrätsche^n^ am Nußbaum mit der Stange um d'Est schleet. (Jim öppis um d'Est um schlaa^n^ heißt bildlich: einem zweideutig ein Begehr zu verstehen geben.) Ein so behandelter Baum kann begreiflich an den zerzausten Zweigen die nächsten Jahre nicht trịbe^n^ oder stooße^n^ (pousser), und unter Umständen ist es um jede fernere Bluest des ganzen Baumes geschehen.

Der Junge handelt freilich nur, wie diejenigen „Alten sungen", die nichts von zart mystischen Beziehungen zwischen der eigenen Person und den als Eigentum besessenen Bäumen verspürten. Solche Beziehungen betätigten sich sonst im feinern Volksglauben durch Namenserteilung an Bäume, durch Pflanzen solcher bei Geburt, Volljährigkeit, Familiengründung.[14] „Alte Bäume, alte Freunde", lautet drum ein guter, alter Spruch.[15] Es ist denn auch bezeichnend, daß der Bauer seinen Bụụmgaarte^n^ (seine „Hofstatt" oder „Höstẹrt", wie der Emmentaler sagt; vgl. dagegen die guggisbergische Höstatt S. 299) um d's Hụụs umha oder vur ^d^em Hụụs (sogar etwa an Stelle des Gartens) haben will. Die Bäume sollen ihm Nachbarn und Freunde, wohl auch Kinder sein, deren Lebensgeschichte er chronikweise nach Jahren und Tagen und eindruckreichen Mitbegebenheiten zu erzählen weiß. Denn u^n^d denn hat er das nun bereits stattlich z'wằgg'wachse^n^ Bụ̈ụ̈mli zụ̈hag'setzt. Nur geschah dies, wie so häufig in alter Zeit, z'nooch zu einem andern, mit der Zeit zu ersetzenden, wohl gar unn^d^er sị^n^s Trụụf. Überhaupt stehn die Bäume seiner Hofstatt z'dick in enann^d^ere^n^, was ihren Ertrag bis auf einen armen Zehntel herabsetzen kann und unter dem Blätterdach ein saft- und kraftloses Schatte^n^gras oder Fätsch kümmerlich gedeihen läßt. So lauschig drum ein wetterbraunes Häuschen mit schwärzlichem Schindeldach aus einem Obsthain — wohl gar in reicher Meie^n^bluest — fürhaggüggelet, und so wertvoll solche Windbrecherkolonne für das Haus sein kann: fur ihn al^l^ịịnig ist g^l^so e^n^ Bụụm wöhler uf frịjer Wịti, wo er nach Gefallen oder Drang sị^n^ Chroon cha^n^^n^ sprịịte^n^. Sozusagen als Persönlichkeit nach Art einer alpinen Wettertanne verewigt sich so ein Baum in dem von ihm besetzten und nach ihm benannten Flurstück. So gibt es das Bịrbụụmeli hinter'm Bärg, d's „Bịrbụụmerli" als Bergweide hinter Plaffeib, 1531 den Böumlisacher vf der nidern Zelg;[16] 1533 figuriert ein Öpfelböumli als March, wie schon 1357 zu Lengnau ein „Hundbirboum".[17]

---

[14] Schwz. Id. 4, 1231; Lf. 564. [15] Vgl. das Gedicht Dürr. 96—99, 93 f. [16] RG. [17] Font. 8, 213.

Freilich wird durch solche isolierte Ferne der Baum mehr als gut ist der Aufsicht und Behandlung entzogen. Er ist dann, eher als ein Nachbar und Freund oder gar Kind, ein einsiedlerischer Vetter, en „Unggleⁿ Sparhäseⁿ“, der unserer Aufmerksamkeit nur wert ist, weⁿⁿ mạn öppis van ihm wüḷḷ. Oder mit dem Tier verglichen: er gehört eher zum Gewild als zu den Tiereneⁿ in wirtschaftlichem Sinn, muß daher auch aller Pflege durch Menschen entbehren. Kein solcher raatsạmet ihn (wie auch das Vieh, das Heu u. dgl. g'raatsạmet wird, so daß diesen Dingen Raat taaⁿ wird, daß si ihra Raat hịịⁿ und infolgedessen raatlech uusg'sehⁿ). Keiner mestet ihn: düngt ihn, spendet ihm Nahrung, und keiner putzt ihn: befreit als beruflicher oder gelegentlicher Bụụmputzer ihn von der Mistela als schlimmem Blutsauger, vom Miesch als der Herberge schädlicher Insekten, von Wasser=g'schő̈ßlegeⁿ und von gekreuzten Ästen. Keiner gibt nach solchem Tun der Jahrtausende alten und durch die neueste Wissenschaft bestätigten Ahnung, daß auch die Pflanzen empfindende Wesen seien, Ausdruck in dem Ausruf: däm Bụụm het's g'wohlet!

Einzig auf fehlende oder mangelhafte Pflege gründet sich die Fabel, nach einem Früchtejahr müeßi der Bụụm lüeijeⁿ [ruhen], weil er sonst sich ubertraagi (sich im Tragen übernehme).[18] Allerdings hat die Steigerung von Maß und Güte des Ertrags ihre Kehrseite im frühern alteⁿ des Baumes, was aber nur zum wirtschaftlichen Grundsatz des raschen Umtriebs stimmt. Es chunt nit drụ̈f aan, wi lang mạⁿ lå̈bi; es chunt drụ̈f aan, was d's Lå̈beⁿ wå̈rt sigi.

Bedenklicher, obwohl in gleichem Maße begreiflich, ist die (schon 1817 beobachtete),[19] mit der Zeit eintretende Ausartung gerade der beliebtesten Obstsorten infolge der Veredlung: des zwijeⁿ. So heißt sowohl das Pfropfen, wie das Äugeln (Okulieren): es werden auch Rooseⁿ zwijet. Erfahrene Zwijer kommen solcher Ausartung mittelst gewisser Grundsätze einigermaßen zuvor. Für Chriesi z'zwijeⁿ soḷḷ maⁿ vaⁿ ẹltereⁿ Bụ̈ụ̈meⁿ G'schösser nääⁿ, weil jüngeres Holz z'flösch (Ss) ist: zu saftig und z'linnᵇ und daher d'Rinnda sich zu stark löst. Umgekehrt sind die Edelreiser jüngerer Kernobstbäume vorzuziehen, weil diese als g'sünnᵇer und starkwüchsiger sich erweisen.

Zạhm uⁿᵇ wüḷḷᵇ Bụ̈ụ̈m gehörten auf dem „Gut genemst zur Schür“ (unweit der Grasburg) bereits 1562 zu gleichberechtigten Objekten eines Kaufs.[20] 1533 aber stand ein „zamer öpfelbaum“ als nennenswerte Seltenheit in der Zehndmarch von Gambach.[21] Auch des

[18] Dr. Jordi nach dem Schweizerbauer 1908, 21. [19] ABS. 2, 140. [20] Elisr. [21] RGU. 224. 225.

Diebstahls wert erschienen solche Bäume. Ein bereits 1609 wegen Marchsteinversetzung Gebüßter hat im Jahr darauf einem Guggisberger „dry zwyet Böümm vßgraben und enndtfrömbdt, die er nachwärdts durch synen Sonn dem Jänig bezaldt. Diewyl er Sonnst anderen Diebställen ouch verlümbdteth, hab ich Jne geuändlich ynzüchen laßen. Hanß Spätig (Landvogt). 31. Jan. 1610.

Die ersten Obstbäume holte man sich einfach aus einem Gestrüpp des Vorwaldes. Die auf dem Feld oder gar im Garten dem Wüḷḷ^{b}pfeng (Wildfang, Wildling) oder Wüḷḷ^{b}pfengli (Mehrzahl: Wüḷḷ^{b}pfeng,[22] Wüḷḷ^{b}pfengleni) gewährten bessern Bedingungen konnten bereits ohne Veredlung seine Früchte derart verfeinern, daß es in Guggisberg noch heute süeß Hoḷzöpfle^{n} gibt, die im Munde zerschmelzen und unsagbar fein schmecken. Gewöhnlich allerdings denkt man sich unter dem „Holzach" (so heißt 1357 auch ein bernisches Burgergeschlecht)[23] oder Hoḷzöpfeḷ den sauren Holzapfel, in welchen „beißen" muß, wer sich einer verdrießlichen Angelegenheit nicht entziehen kann. Denn so ist die bekannte Redensart zu verstehen. Etwa in eine Goldreinette zu beißen, wird niemand als Herzeleid empfinden.

[22] Wie in den hauptsächlichsten Obstnamen, hat also auch im „Wildfang" als Wildling (vgl. schwz. Jd. 1, 858) die vorherrschende Anschauung die Mehrzahlform in die Einzahl vorrücken lassrn. [23] Font. 8, 195.



Blick über Wahlenhaus.

Hausbau.

Haus und Hütte.

Sein „Kastell", seine Burg nennt der Engländer sein Haus. Auch casa ist stammverwandt mit dem Schutz bietenden Lager (castra, vgl. S. 298 f.) des Soldaten, und „bergen" mag im Ursinn der Hütta[1] stecken. „Hütte" heißt denn auch das Freiburger Wohnhaus im Tal, „Hüttli" ein Wohnhäuschen. Fern vom verächtlichen Sinn des Emmentalers breiten sich auch die guggisbergischen Allmithütta, Waallereⁿ- und Wäleⁿhütta, Stäckhütta in äußerst wohnbarer, d. h. Behagen erweckender[2] Stattlichkeit in der Ebene und auf der Berghöhe hin und laden ein: Zühaʳ! Chum eⁿ chliiⁿ choⁿ abstölleⁿ! Das ist nicht bloß ein Ruf zu flüchtiger, sondern sogar zu bleibender Einkehr. Der Ghalt oder G'chalt[3] ist ja weit mehr als ein bloßes G'chältli; er bietet „einiche Herbring" (1652) dem Erholung Suchenden, wenn nicht gar Gelegenheit, am Schatten uⁿᵈ Schäärm siⁿs Brot z'verdieneⁿ.

Da ist also gerade die Hütte das „Seßhus" (1570), welches „Hußetschaft" (1645) oder „Behußetschaft" (1644) in weit ausgiebigerm Maße gewährt als z. B. das ursprüngliche Hüsi bei Ryffenmatt, das Hüsi oder Hűsi als vormalige Krämerei in Guggisberg, das ebenfalls verschwundene Bräätershűsi zu Schwarzenburg. Kann immerhin an solchen „Häuschen" die Erinnerung des idyllisch Heimeligen haften, so redet von einst großzügigem Aufschwung der Landwirtschaft das Gegenüber der Häusergruppen Schüür und Hűsereⁿ und die von hier weg an die alte Bernstraße gestellte Dörfchen- und Dörferreihe Stiⁿhuus (S. 328) mit der Umgebung von Hűsereⁿhööhi und Hűsereⁿbifang, Althuus und Nüjhuus zu Lanzeⁿhűsereⁿ, Mittelhűsereⁿ gegenüber Tőrishuus, Gasel (casal),[4] Länggaß.

[1] Kluge 217; Grimm WB. 4, 2, 1994. [2] Vgl. Kluge 498. [3] Mit Geschlechtsanlehnung an „Gehalt" als Lohn. Vgl. „Ghälter" Gw. 410—430. [4] Du Cange 2, 211.

Dieser Streifzug würde uns allerdings es Hüsli witers führen, aber auch von unserm Betrachtungskreis ablenken. Immerhin wenden wir eine lehrreiche Beobachtung auf Guggisbergs Wohnweise an. In der innern Stadt Bern kamen 1900 durchschnittlich auf ein Haus vier Haushaltungen mit zusammen 16,8 Einwohnern; in Köniz zwei mit 9,7; in Schwarzenburg 2,4 mit 10,1; in der Gemeinde Guggisberg (mit 476 Häusern) 1,13 mit 6; in Rüschegg (mit 370 Häusern) 1,26 mit 6,2. In beiden Bauerngemeinden sehen wir also das Einfamilienhaus die Regel der Bau- und Wohnart bilden. Selten treffen wir das längs oder quer geteilte Doppelhaus oder d's g'miin Huus, in welchem zwei Bauernfamilien wohnen und über getrenntes Scheuerwerk verfügen. Ja es kommt vor, daß ein Doppelhaus von nur einer Familie bewohnt wird. Etwas öfter wird die zweite Wohnhälfte vermietet. Der Besitzer het iina fur n eⁿ Hüsmaan oder Ghüsmaⁿ, welcher gegen Hüszii s die B'hüsig oder das Löschemänt nutzget. Also eine im gewerblichen Dorf üblichere Art hüsz'haaⁿ. (Hüsz'haaⁿ auch im übertragenen Sinn der Behandlungsweise einer Person oder Sache.) Nach dem üblichen Bild vom Haushaltungswagen, der in scharfer Obacht vor dem bergab Kollern zu bewahren ist, nennt man die Führung des Haushalts: d'Hüshaltig spanneⁿ.

Die hieran gewendete Aufmerksamkeit ist freilich eine in sehr verschiedenem Maß „gespannte". Das spiegelt sich schon ab in der Umgebung des Hauses, das hie und da doch eine „Hütte" im unterbernischen Sinn heißen muß und mehr und mehr auch so geheißen wird. Schon die Art, wie so ein Haus auf seinen Platz gestellt worden, deutet darauf. Es gibt Häuser in Guggisberg und Rüschegg, welche mit emmentalischen und anderweitigen Musterbauten[5] wetteifern. Neben manch einem chöstleheⁿ Huus, an welches viel Zeit und Geld und Intelligenz gewendet worden ist, das daher auch eⁿ völlig gueti Fassoon macht, sich iⁿ d'Fassoon g'chläpft het, erhebt sich aber es grüüselich iiⁿnächtigs (gleichsam nur eine Nacht dauerndes, weil provisorisch hingestelltes, hinfälliges) Hüttli. In solcher Schätzung kann man sich freilich angesichts manch einer Hiideⁿhütta (S. 331) oder eines Hiideⁿhüsli arg täuschen. Auf „Heiden" nämlich führt man auch hier[6] die langgezogenen einstöckigen Schwaarhütti, Tätschhütti oder Tätschhüser zurück, deren eines zu Wahlenhaus die Jahrzahl 1645, ein anderes im Tüürli die von 1665 trägt. Wie solid aber solche Häuser

[5] Vgl. Fatio und Luck: Augen auf! (Genf, 1904); Sonnt.-Bl. des Schweizerbauer 45, 356—369; Schweiz (1908); „Gute alte Zeit". Siehe Gladbach, schwz. Holzstyl II 15, Taf. 8 und 9. [6] Vgl. Gw. 432. 571 f.

gebaut werden konnten, zeigt folgendes Beispiel.[7] Im November 1871 ist *d's Aḷthụụs* (im Elisried) *verbrönnt*. Aber Balken und Wände wurden nur geschwärzt, und selbst die eisernen Hacken der Löschmannschaft vermochten sie nicht auseinanderzuzerren. So konnte aus Stube und Küche aller Hausrat gerettet werden. Aber auch als Brennmaterial verkohlten die genannten Bauteile bloß.

Solche Baufestigkeit konnte den Bewohnern auch eines recht bescheidenen Häuschens die Zuversicht einflößen, aus der heraus einer rühmte: *Mier hiịn óch noch Hụụs und Hiịm und Chriesbụ̈ụ̈m und Hărdöpflen gnues, su lang daß si währen.* Solches Vollglück in der Beschränkung, welches ja die Idylle ausmacht, kann aber ein unliebsames Aufschrecken aus süßen Träumen erfahren, wenn es in einer rechten Guggisberger Sturmnacht auch gar zu unheimlich im Gebälke *chroosęt*. Allerdings, *was gẹng chrå̆slet, laat nit gaan*. (Eine beliebte Vertröstung auch eines gebrechlichen Menschen, der ja recht alt werden kann, und dem man etwa spassig zuzurufen Grund hat: *So lang daß dẹ huestist, läbst dẹ noch.*) Allein die in der Regel sehr mangelhafte oder gänzlich mangelnde Fundamentierung alter Häuser bringt doch gelegentlich mit sich, daß ein scheinbar noch *zeejs Hů̆sli geej ịịnz'ghijen* droht. Eine Untersuchung zeigt dann: das Gebäude ist „inbrüchig und buwßlos" (1580); es ist *g'hụ̈dlet*. Das Geschwelle, der und der Balken usw. ist *brööd*, wie jeder im Verfall begriffene Bau-, Geräte-, Gewandstoff es ist.

Dann entsteht die Frage: *Wịịn mer di aḷti Hütta z'Böden schrịịßen, nịderschrịịßen oder an ẹra blätzen?* Die Geldfrage entscheidet gar oft für letzteres, *wenn es en chlịịn, chlịịn z'machen* ist (sich tun läßt). Mit dem Erneuerungsbedürfnis geht aber in einer für das Guggisbergische höchst charakteristischen Weise nicht sowohl das Bedürfnis nach Erweiterung der Wohnräume, als vielmehr nach der der Ökonomieräume Hand in Hand. Wie man sich in dieser Beziehung mals behalf, zeigt die sehr instruktive Zeichnung Ernst Hostettlers S. 329. Das uralte Gebäude war, wie verschiedene Anzeichen zu erraten geben, ursprünglich ein Doppelhaus (S. 326). Die offenbar minderwertige westliche Wohnung ward aber behufs Vergrößerung des Stallwerks zu der einzig noch belassenen Wohnung *ụụfg'hoḷzet*, die zur alten zweiten Wohnung gehörende Stallung aber *ŭ̈sag'schrissen* und nach unterbernischem Muster als *Heuloch* eingerichtet.

Jitz macht mạn das anders! Es gibt heute in Guggisberg eine sehr charakteristische eigene Art, selbst recht unansehnliche alte

---

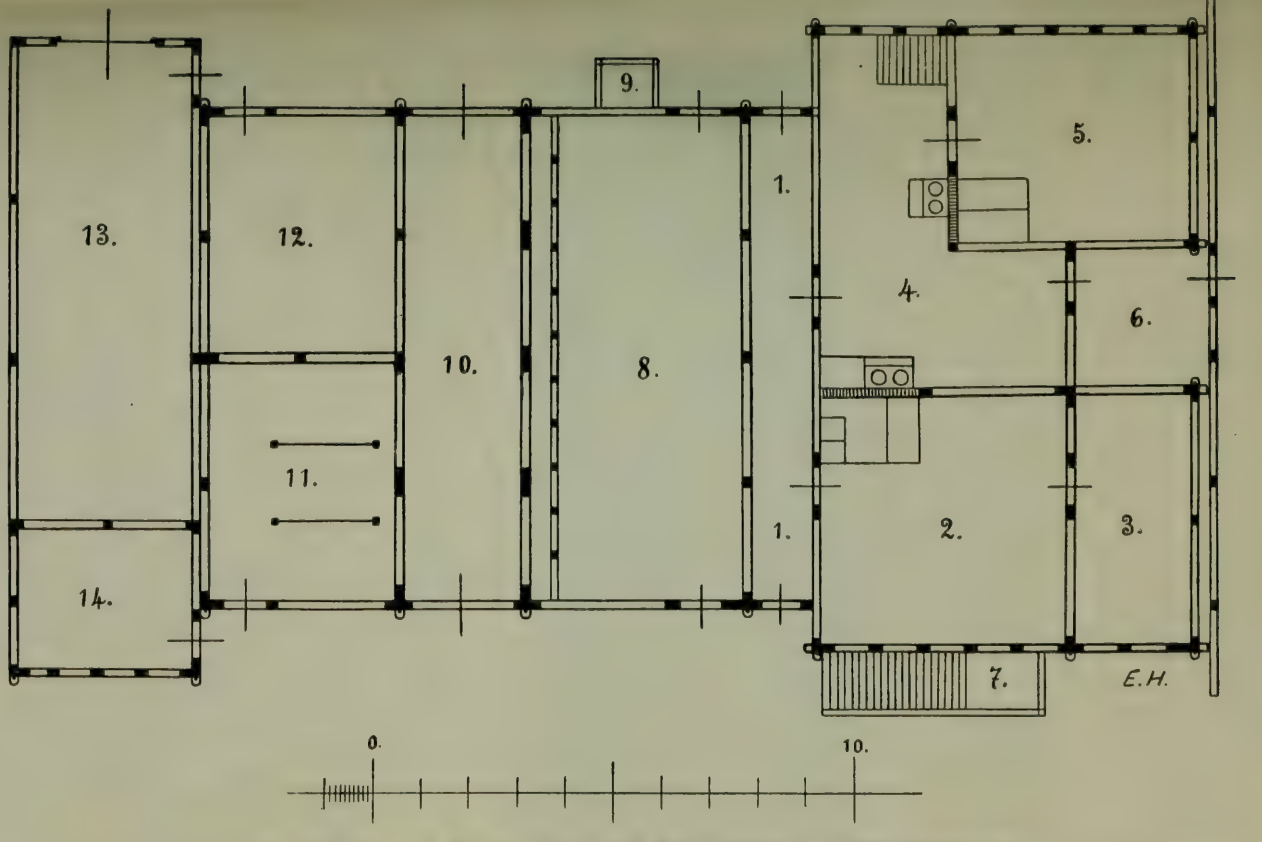
[7] Leuth.

Tätschhütti derart zu erneuern, daß sie nichts weniger als etwa ein Blätzwäärch (Flickwerk) darstellen, sondern auf der alten Unterlage bisweilen ein anscheinend neues Haus in voller Stattlichkeit zeigen. Jahr für Jahr wird irgendwo in Guggisberg unter dem einheimischen und erfahrnen Zimmermeister Johannes Rydegger, Hüller's Hans, einem angehenden Sechsziger (S. 287), so n es alts Tätschhuus uufzöge" oder uufg'noo" oder uufg'häbe", d. h. der Dachstuhl wird in der ganzen Länge und Breite erhöht. Es handelt sich dabei in erster Linie um Vergrößerung der Heubühne behufs Unterbringung des Dürrfutters, dessen Ertrag dank dem Aufschwung der Landwirtschaft in den letzten drei Jahrzehnten gerade mit und trotz dem etwas ausgedehntern Ackerbau um das doppelte, wenn nicht dreifache gestiegen ist. Dann sorgt, wär's het u"d 's vermaag, oder wen Familienzuwachs dazu nötigt, auch für einen obern Wohnboden, zumal wenn die Fensterwand einer radikalen Erneuerung bedarf. Solch ein uufg'noommens oder uufg'häbe"s Huus zeigt z. B. das Doppelgehöft hinterm Berg (S. 331), dessen anderes Wohngebäude einstweilen seinen Tätschhüttencharakter beibehält, bis ein Nachfolger des ohne Sohn gebliebenen betagten Besitzerpaars seine künftige Gestalt bestimmt. Statt in die Höhe zu wachsen, hat dieses Haus vor Jahren an seiner immer noch auffälligen Länge eingebüßt. Mi het abg'noo": den langgestreckt ebenerdigen Ökonomieteil stark eingekürzt, weil bei dem Rückzug auf kleine Landwirtschaft die leer gewordenen Räume den Unterhalt nicht mehr gelohnt hätten.

Solch tiefgreifende Operationen vertragen die Guggisbergerhäuser als Holzbauten. Die holzige Hüser bilden bis heute und wohl noch in eine ferne Zukunft hinein, der das siebenhundertfränkige Kleinfamilienhaus eines Schweizer-Baumeisters angehören soll, die überwiegende Mehrzahl der Guggisbergerhäuser. Unschön drängt sich da und dort in ein idyllisches Dörfchen mit naturbraunen kleinen Häusern ein Riig-huus, es g'riget's Huus, welches behufs Holzersparnis im untern Stock g'rignet wird, um dann gar noch mit der weiß g'iepsete" (mit Jeps getünchten) Wand sich grell vom hölzernen Oberbau abzuheben.

So auffällig, daß es von daher seinen Namen auf das ganze nachmals aus Holz errichtete Dörfchen übertrug, pflanzte sich in unbekannter alter Zeit das nach Römer- und nachmaliger Burgundionenart gebaute Sti"huus an der alten Straße zwischen Häusern und Lanzenhäusern hin. Es kann sehr wohl das „Steinhaus" sein, welches 1283 dem Wernherus de domo lapidea, scultetus in Inderlappen[8] gehörte. Es ent-

[8] Font. 3, 348.



Grundriß von Robert Burris Tätschhütta zu Wahlenhaus.

1. Hausgang. 2. Die rächti oder vorderi Stuba. 3. Näbestübli. 4. Chuchi mit Chällerstägli. 5. Die hinneri Stuba. 6. Holzschopf. 7. Chällerhals mit Chällerstäga. 8. Chüestall. 9. Hüsli. 10. Tenn. 11. Roßstall. 12. Heuloch = alta Stall mit usag'schrißner Tennswann. 13. Schopf, früejjer Stubewäse. 14. Roßstallstübli. (Rekonstruktion von Ernst Hostettler.)

fremdete sich mit seinem Baustoff zumal in so früh mittelalterlicher Zeit der alemannischen Bauweise, welche das Haus immer noch als eine Art Fortsetzung des germanischen Zeltlagers aus Cäsars Zeiten betrachtete und deshalb als transportablen Holzbau aufführte. Wie zu den Zeiten der erobernden Vorstöße ins morsche Römerreich sollte das Haus als Zuflucht für Weib und Kind wie ein Zelt abgebrochen und geflüchtet werden können, indes man unter den die Habe bergenden Speicher von der z. B. noch im Türli sichtbaren Bauart einfach den langen Wagen mit den niedrigen Baumscheibenrädern schob. Das Haus gehörte also, wie alles, „was verbrennen und sterben mag",[9] zur fahrenden Habe und verblieb als solche noch 1432, wenn es aus eigenem Holz gebaut war oder auf des Besitzers Hofstatt stand. Es klingt dies nach in dem heutigen Rechtssatz: Was i^{n} Nuet und Nägel ist, tarf ma^{n} nid furtzü̋gle^{n}. Das steinerne Haus dagegen galt von jeher als liegendes Gut, und diesen rechtlichen Charakter sehen wir es um 1468 auf jegliches Haus übertragen.[10] Zu diesem gehört fortan auch alles, „was erd-, mauer-, niet- und nagelfest ist". Erst so gestaltete sich das Haus zum festen Kern des Hofes und des gesamten, immer sorgfältiger kultivierten Heims. Man bemißt seitdem eine Tagesarbeit und richtet sie ein, je nachdem der Arbeitsplatz wịt va'm Hụụs oder nooch bi'm Hụụs oder drinnen im Hụụs ist. So kommt Ordnung und Zeitgewinn in die Arbeit. Und Ordnung herrscht um d's Hụụs umha; da wịịs^{s} ma^{n} doch o^{ch}, was vor und was hinn^{d}er ^{d}em Hụụs ist!

Demgemäß auch erhält das Haus eine bestimmte Gliederung, eine überlegte Anordnung und Gestalt seiner Bauteile (S. 347 ff.). Diese Momente sind um so charakteristischer, da es sich im Guggisbergerhaus um die schwierige Aufgabe handelt, den vom Gebirgsklima aufgenötigten intensiven Wetterschutz mit der Verbringung von Wohnteil nnd Ökonomiebau unter éin Dach zu vereinigen.

Das Tach, mit dem wir uns als gemeinsamem Hauptteil von Haus und Hütte hier beschäftigen, nimmt daher unsere Aufmerksamkeit in erster Linie in Anspruch. Es wird ja auch vom gemeinen Sprachgebrauch dem ganzen übrigen Bau gegenübergestellt, indem man von Dach und Gemach redet. Ein Nutznießer soll (1670) das Haus „in Tach und Gemach erhalten". Das ist auch um so nötiger, da es bei recht heftigen Regengüssen selbst durch ein nicht so übel unterhaltenes Dach in die Gemächer hinunter, also va^{n} Tach iha rägnet. Von daher ist „va^{n} Tach" iha eine Umschreibung für das abgeflachte Adverb „sehr" oder „außerordentlich". J^{ch} ha^{n} va^{n} Tach iha Turst ghä̋be^{n}. Ein

[9] Seftiger Landsgerichtbuch 2, 1 f. [10] Hub. 4, 683 f.

Honigkenner het das Hung g'rüehmt va^n^ Tach iha u. dgl. m. Bei so starken Güssen wagt auch der und die Wetterfeste sich nicht ohne Not unn^d^er ^d^em Dachtruuf fürha^r^ und ist daher froh, Geschäfte mit oder ohne Geplauder am Brunnen (S. 307) unter dem Vortach oder Vorschärm, wa vur d's Huus ųsi giit, verrichten zu können.

Die wettersichersten Dächer, die zugleich als die besten „schlechten" Wärmeleiter zumal dem Gebirgshaus treffliche Dienste leisteten, waren die Stroutecher. Zu den Zeiten ausgiebigern Getreidebaus zierten Strohdächer in ihrer Weise auch Guggisbergerhäuser tieferer Lagen,



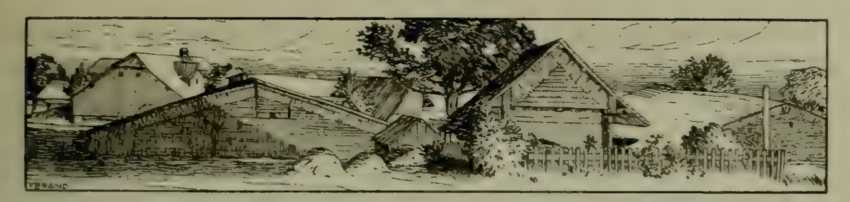
c a b

Vordergrund: **Hinterm Berg**; Mittelgrund: **im Feld**: Hintergrund: **Kreuzhubel.**
a) Tätschhütta mit vorspringendem Brunnenschopf. b) Uufg'häbe's Huus. c) Holzhäuschen.

welche sich in solchem Schmuck ausnahmen wie Köpfe mit tief heruntergezogenem und weit ausladendem, grauschwarzem Wetterhut. Die zur Bedachung nötigen Strohbündel hießen Schauben (1581; Einzahl: der Schuub); der Teck, der Dachteck oder Tachdeck war (noch 1802) ein Schaubdecker. Im Unterland mußten diese so malerisch vermieschete^n^, mieschige^n^ (bemoosten) Strohdächer dem modernen Tonziegeldach weichen. In Guggisberg sind diese Ziegle^n^ noch etwas so Auffälliges, daß z. B. ein Errötender nicht kirschrot, blutrot od. dgl. wird, sondern root wi n e^n^ Ziegel. Noch auffälliger ist begreiflich der Eternit, der sich von ferne ansieht, wie geschwärztes „Sturz" (Eisenblech). Die Bedachung hat im Guggisbergischen nicht wie im Flachland die Mittelperiode des Schindeldachs übersprungen, sondern wird, wie es einem waldreichen Gebirgslande zukommt, einstweilen beim Schinn^n^el-

tach verbleiben. Die Schindel gehört so entschieden zum Charakter des alten Guggisberger Hauses, daß der Besitz von Haus und Heim sich in die Redensakt kleidet: en iigeⁿti Schindla haaⁿ. Es gibt übrigens auch hier Fortschritte zu verwirklichen. Die alte Tätschhütta (S. 331) hieß ehedem Schwaarhütta oder Schwaarhuus, weil sie das so viel genannte, mit Feldsteinen als Schwaarstiineⁿ, als „stiinegeⁿ und als zäntnerigeⁿ Dachnägleⁿ" b'schwaaret und damit gegen Entführung durch Stürme geschützte Schwaartach trug. Die Schwaarschindli mußten aber den Nägelschindleⁿ des heutigen Nägeltach weichen, weil das Haftenbleiben der beschwerenden Feldsteinplatten ein sehr wenig steiles: es leegs oder ligigs Dach erforderte, der Schnee, das Schmelz- und Regenwasser also lange hafteten und das Dachwerk rasch ruinierten. D's Wasser soll nid iiⁿluuffeⁿ, sondern rasch abfließen, was nur auf stotzigem, steilem Dach möglich ist. Diesem Erfordernis entgegenkommend, wollten aber ältere Zimmermeister den hübschen Anblick des Schwardaches ersetzt wissen durch die Zierlichkeit des gebrochenen Daches selbst über Speicherchen und Ofenhäuschen. Die beiden Dachflügel werden da durch eine Bruchlinie: einen Schupf in eine steilere obere und eine flachere untere Hälfte geteilt. Es entsteht damit es g'schüpft's Dach; das ein solches tragende Haus ist es g'schüpfts Huus So hübsch nun aber solche Gliederung sich ausnimmt, so unpraktisch ist sie: die Schmelzwasser der obern Dachhälften sickern teilweise durch den Dachbruch in die Fügungsstellen der obern und untern Rafen. Die Zier wird daher abermals ersetzt durch Auskünfte wie ein Dach mit vielen Winkeln und Kanten: es g'eggets oder g'egglets Dach. Oder man zieht die beiden Chappi: die kleinen Dachdreiecke in den Winkeln der Flügel eines Zwüschült (Zweischilds), auf gleiche Tiefe mit diesen Flügeln herunter und gestaltet damit ein kleineres Gebäude zu einer Vierschülthütta. Fallen die vier Schilde über einem Haus mit annähernd quadratischem Grundriß und mit zwei Stockwerken ungefähr gleich aus, so entsteht nach spassigem Vergleich die Ggaffemüli. Ebenso drollig nannte man ein (1902 abgebranntes) Häuschen über der Laubbachschmiede, das infolge seiner Baufälligkeit bloß noch einen des Namens würdigen Dachschild besaß, d'Patrooneⁿtäscha (Ss), und seine Bewohner mußten sich Patrööndler schelten lassen.

Eine fernere humoristische Übertragung ist Chreeza (Hühnertragkäfig, Vogelkäfig). So heißt etwa das beim Aufrichten eines Gebäudes ins Auge fallende Sparrenwerk des Daches. Die zu den Rafen vorzugsweise geeigneten halbwüchsigen Tannen scheint man vormals mit Vor-



Di alte Hüser uf em Büel (Zemmisbode) zeigen ihre **Wättersita.**

liebe in der Raafera des obern Laubbachs (vgl. den Raferenboden bei Wattenwil) geholt zu haben. Die Rafen ruhen unten beiderseits bezw. allerseits auf dem Tachholz. Dies heißt auch der Brätteⁿ.[11] Brättenuusschutz oder Vögeltili aber nennt man die Ausladung des Dachbodens, welcher einen Teil der zürcherischen „Winda", des bernischen Esterich bildet. Seine Lage im Haus[12] veranlaßte den Witz, den Kopf als Gidankenesterig zu bezeichnen. Die Ausladung liegt zwischen den Brätten und dem Landholz oder der Pfårta (Pfätteⁿ), bezw. der obersteⁿ Pfärta des mehrstöckigen Hauses.[13] Am obern Ende ruhen die Rafen, wenn nicht deren Ineinanderfügung es unnötig macht, auf der Dachpfårta oder dem Firstholz.

Das Guggisbergerhaus bedarf aber, wie nach oben, so auch gegen Westen: gågeⁿ d'Wättersita, eines kräftigen Wetterschutzes. Das so anmutige Bildchen vom Zehnderhaus im Moos zu Lanzenhäusern (S. 334) zeigt zwar die Westseite als die mittelst der zierlichen Butzenscheibenfensterchen dem Luft offene Vorderseite; allein der gegenwärtige Besitzer wußte, warum er diese als Wohnteil aufgab und durch Neubau auf der geschütztern Ostseite ersetzte. Wie es sonst überall auf der West- und besonders Nordseite als hinnᵈer ᵈem Huus auszusehen pflegt,

[11] Vgl. schwz. Id. 5, 911 f. [12] Aus dem schwz. Id. 1, 579 läßt sich in interessanter Weise der gesamte Bedeutungswandel des Wortes „Estrich" herauslesen. Der Bedeutung Leberfelsen, verwitterter Lehmfels, wasserdichte Erde (im Zürcher Oberland) entspricht gr. óstrakon als gebrannter Ton (und daraus gefertigte Gefässe, auch deren zum „Ostrazismus" gebrauchte Scherben). Der Estrich als Pflasterguß zu Böden in Hausgängen, in Tennen und vor dem Hause (ebd.) erinnert an die ml. Entlehnung astracum, astracus, astricus (Du Cange s/v) und daraus entlehntes urdeutsches astrak, astrik (Kluge 120 f.), ahd. astrich, estirich (Graff 1, 502), mhd. esterich, esterîch (WB. 1, 448) als Bodenpflaster (pavimentum), Fußboden; auch eine Straße konnte geestrichet, g'estrîchet sein. Wie nun im Altrömischen irgend eine Terrasse, ein flaches Dach, ein Erker u. dgl. als „der Sonne ausgesetztes" solarium diente und als solari, Soller, Söller mit der Bedeutung irgend eines sonnigen oder aber Wetterschutz gewährenden Bodens oder Gemachs ins Deutsche überging, so nahm der Estrich als Hausteil für Verbringung von raum-, luft- und lichtbedürftigen Gegenständen mit der ihm am gelegensten anweisbaren Stelle vorlieb. Im Bauernhause verdrängt ihn in der Regel die Stubebüni (Kornbühne über dem Stubenwerk: S. 349). [13] Näheres: Lf. 190.

hätten zwei andere, gegensätzliche Bilder, deren schwierige Aufnahme leider nicht nach Wunsch geriet, zeigen sollen. Das eine mit dem so gründlich den Brunnenschopf absperrenden Schindelmantel, der Ahorngruppe und den Nebengebäuden sollte die Westseite der nämlichen Neuenmatt (S. 336), deren Ostseite mit der Lichtfreude und dem Sonnendurst des Emmentalerhauses der Bịsa trotzt, wiedergeben. So offen sich dem Ostwind auszusetzen und auch im Hausbau die Begriffe „voor" (vorn: S. 253) und „gäge" d'Sunna" (nach der Morgensonne hin) gleichzusetzen, wagt man in weniger geschützten Lagen so selten, daß höchstens wie im neuen Kilcherhaus zu Schwendi (S. 347 f.) einige wenige Fenster nebst der Küchentüre sich der Morgensonne öffnen. In ältern Häusern sieht man auch, oder gar erst recht, diese verbaut, und es gibt, statt des einen westwärts gerichteten, zwụ̈ụ̈ Hinn^d^er-^d^em Hụụs. Tritt dazu gar noch ein nördliches Unn^d^er ^d^em Hụụs, wo man Fremde ebenfalls nicht zu empfangen pflegt, so verbleibt einzig die Mittagsseite oder allenfalls die Südwestseite als eigentliches Vur ^d^em Hụụs. Diese eine Langseite zeigt die ein- oder zweistöckig angelegte, reich belichtete Fensterseite links oder rechts neben der Haustüre, an welche sofort die Eingänge zum Pferde- und Kuhstall, zur zwischenliegenden Futtertenne, zum Wagen- und Geräteschopf, sowie der ins Freie vorgeschobene Brunnenschopf sich anschließen. In der Nähe desselben befindet sich auch der Aabtritt (1747: „das Secret oder cum venia heimliche Gemach"; das „Sprachhuß"),[14] e̥s



Durch Umbau ersetztes altes **Vor em Huus** gegen Westen.
(Im Moos bei Lanzenhäusern.)

---

[14] Murten 14 (1404): Weder pfänster, löcher noch Sprachhüßer dürfen in der Ringmauer gemacht werden. Vgl. schwz. Jd. 3, 1731 neben 1703, auch die Umschreibung

ann^{d}ers Ort, d's Hụ̈sli. Doppelt charakteristisch (sowohl für die Patriarchalität des echten Bauernhauses, wie für die Unbefangenheit städtisch verpönter Ausdrücke) ist ein Ausruf der Entrüstung über auffällig starken Dienstbotenwechsel wie dieser: Das gịịt wie i^{n} mẹne^{n} Schschịshụụs inne^{n}!

Bei der so stark auf Ansehnlichkeit verzichtenden Gestaltung der exponiertesten Wetterseite oder gar von deren zwei ist sich nicht zu verwundern, wenn hier die Sorge um Winddichtigkeit ins denkbar weiteste geht. Die Wenn^{d} (Wände) sind — höchstens an geschütztester Stelle



Gueteme'shuus.

einen kleinen Durchbruch für Belichtung eines Innenraums zulassend — dicht verschindelt. Die so behandelte Wetterschutzwand heißt das Mäntẹl;[15] das Mäntel anfertigen: mäntle^{n} (1488: menteln). An Speicherchen aber, wie z. B. einem zu Wahlenhaus und Neuenmatt, führte ein bemerkenswerter ästhetischer Instinkt zu äußerst zierlicher Anordnung der Randschindeln in Harmonie mit hübscher Verzackung der Ortladen.

RvT. L 69. Zum Bedeutungswandel des Wortes vgl. auch „Abort" in der ursprünglichen Bedeutung „entlegener Ort": NN. hat an einem Abortt Ein Eygen hüsli (1644: SB. D 114). Vgl. „an einem abgelägenen vßorth" (1661). [15] Vgl. „Mantel" im schwz. Id. 4, 341, und „Rigelmantel" ebd. 343, sowie die freiburgische „Mänteli" (ebd.): Schirmwand aus leichtem Täfelwerk über einer andern Wand oder Mauer. „Das Mäntel" ist als erleichtert gesprochenes „Gemäntel" denkbar.

Zeigt sogar hier sich gelegentlich ein guter Kunstgeschmack: wie dann erst an der Langseite, welche die Front des Emmentalerhauses zu vertreten pflegt! Unsere Abbildungen von Häusern, sowie von Speichern, welche in mehr oder weniger eigener Art den Emmentalertyp wiederholen, ersparen uns hierüber ganze Druckseiten. Wir verweisen bloß auf die schön gedrechselten Vögẹlstụ̈dleni, welche die an der Außenseite von Schwalben und Rotkehlchen so gern besiedelte Vögẹltịli stützen; auf die Stụ̈dena (Einzahl: die Stụụd, der Pfosten) mit ihrer mannigfachen Zier überhaupt;[16] auf das Bịịstaaḷ (den Tür-



D'Nüijematt.

pfosten) mit der Behandlung seiner Kanten. Einen gegensätzlichen Anblick bieten die unbehauenen Pfosten, welche als innere Stützen namentlich des Dachstuhls dienen: die Sprụ̈seni (Einzahl sowohl das Sprụ̈si als die Sprụ̈sa),[17] womit man der Dachstuehl unn^{d}er sprụ̈set, dieser also unn^{d}ersprụ̈se^n wird.

Eine ganz eigenartige Zier erhielten die ältern Häuser und Speicher Guggisbergs am Wenn^{d}ẹl- oder Wann^{d}ẹlbụụm, Tụụrner oder Tụụrn, Mei^{n}tụụrn, Nägelitụụrn (S. 313). Das ist ein an den Tụụrner der Alpkäserei[18] erinnernder Balken, welcher an der Schmuckseite

[16] Vgl. Lf. 187 ff. [17] Mhd. die spriuz (WB. 2, 2, 552), ahd. die spriuza (Graff 6, 401), zu sprießen, mhd. spriuze, sprôz, spruzzen, gesprozzen, Sproß, vgl. „die Sprütza" (Lf. 435), das Bugspriet usw. [18] Gw. 397.

des Hauses oder Speichers über der Laube drehbar angebracht, in seiner Länge von etwa zwei Metern sich an die Wand anschließen oder aber ins Freie hinausragen kann. Heute bildet er eine anscheinend müßige, selbst jüngern Einheimischen unverständliche Zier; man findet sie etwa brauchbar zum Sonnen des Bettzeugs, zum Trocknen von Gewändern. Einst aber machte dieser Meie"- oder Nägeliturn seinem Namen Ehre, indem er eine stattliche und sorglich unterhaltene Reihe von Zịperis



Choli's Eduar's i der Schwenni.

(Zypressen), Nǟgelene" (Nelken), und was immer für Ersätzen des modischen Granium zur Schau stellte. Boshafte Windstöße und öde Nachtbubenlaunen konnten mit dem von ihnen angerichteten Schaden sehr wohl ein richtige Bäuerinn in Aufregung bis zu Zornestränen versetzen wǟge'm Meie"tụụrn twǟge". Sicherer jedenfalls prangen heute Spätnelken als tief herunterhängende Lụụbe"nägelini zwischen Geraniumstöcken und anderer, bisweilen sehr reicher und gefällig ausgewählter Zier auf dem Laubensims.[19] Man durchwandere nur aufmerksam zwischen Vorsommer und Spätherbst die Dorfgasse Guggisbergs!

[19] Vgl. Nyd. T. 15.

Die „Kunstfreude am Haus im Emmental und Schwarzwasserland[20] zeigt sich sowohl im Schnitzwerk und in Kleinmalereien an Häusern[21] und Speichern,[22] wie auch an Stubenöfen und Ofenwänden (s. u.), als in den zahlreichen Hausinschriften. Für die Malereien mit ihrer nicht seltenen Zierlichkeit, doch auch da und dort aufdringlichen Überladung, verweisen wir auf unsere Abbildungen.[23] Man beschaue auf der Speichertüre im Salenbifang den Blumenstrauß, linker Hand den Löwen und rechts den Jaguar; am Mattenspeicher ebenso angeordnet den Berner Bär, sowie links und rechts die Trauben pickende Taube. Auf andern Abbildungen wird die Geschmacksrichtung des Kremänzels: des Krämänzel[24] veranschaulicht; nur mit ähnlichem Schnörkelwerk verziertes Tischgerät, wie z. B. g'kramänzlet Blatti bedürfen angesichts ihrer allgemeinen Verbreitung keiner Wiedergabe. Um so mehr Anspruch auf solche haben die Hüsschrifti, mit deren kleiner Auswahl wir hier die in „Lützelflüh"[25] und „Grindelwald"[26] gebrachte einigermaßen ergänzen.[27] An ihrer Spitze mögen nach Hübner's Schema die „gottseligen Betrachtungen" stehen. Ihren Ton eröffnen fromme Wünsche, nach gemeinem Brauch angeknüpft an die Namen von Erbauern oder Eignern eines Hauses, eines Speichers, eines Gerätes, an die Bauzeit mit ihren Erinnerungen usw. So lernen wir vom Jahr 1788 den „Zimmer[28] Hanß Brüllhardt im Hargarten" kennen.

(Dieses Haus baute) durch Gottes Beistand, Hilf und Segen Ulrich Ulrich, dießmahl Land Weibel zu Guggisperg und Barbara Zahn[b] seine Ehefrau. 1777.

An einem Schrank zu Wyden:

Dißer Schaft Gehört Der Tugendsamen Elsbeth Binggely GOTT Mit unß allen. 1781.

Als Mann zehlete Tauffent Sibennhundert Acht Undt Neünzigstes Jahr,
Da des Kriegs in der Schweitz Ein Anfang war,
Hat Mann dise Stuben Gestelt Auff Ihr Fundament.
Gott Segne Uns Undt gebe dem Krieg Bald Ein Glückliches Endt.
(Rumels Haus bei Plaseyen.)

Dieses verunglückti Hous Boutte Hans Rihse wieder ouf.
Gott Sägne die hyer gehe[n] Ein und ous. 1836. (Flöschachern.)

Christen Äbischer und Barbara Glaus allhier gebauen hend.
Der Herr Ihnen viel Glück und Segen send
Und nach disem Lebenslauf,
Daß sie werde[n] versetzt in den Himmel auf. 1764. (Feld.)

---

[20] Bern und seine Volkswirtschaft. [21] Vgl. Lf. 137. [22] Lf. 143. [23] Bemerke auch das gemalte Haus in Niederscherli: Schwzbg. 11. [24] Vgl. „Kramanzen" im schwz. Id. 3, 817. [25] 128—133. [26] 448—451. [27] Bei der Sammlung in Albligen half uns Herr Pfarrer Dr. Meyer-Steinmann. [28] Vereinzelt gebliebene Stammbildung (für Zimmerer, Zimmermann) wie Deck, Beck (Bäcker, Beckmann), Fürsprech.

O Herr Drey Ding bitt ich von Dir
Dein Heilsam Wort wollest schenken mir
Daß täglich Brot zu ieder Frist
Ein seeligs End durch JEsum Christ.
Erbaut im 1764. (Ebd.)

Ach Gott, hilf mir erwerben
Christelich zu leben und selig zu sterben.
Christelich gelebt und selig gestorben
Ist genugsam hier auf Erden erworben. (Wyden.)



D'Ruuchmüli zu Albligen.

Herr lehre mich Betrachten Recht
Das ich mues Bald von Hinden
kan doch kein König, Herr und Knecht
Des Würgers Macht Entreunen.
Drum hilf daß ich das Heil Bedenken
und von der Weld zu Dir mich Lenken
Und wenn wier Lebes Sat von dießer Welt Abscheiden,
so führe uns o Herr den Schmallen Wäg zur ewigen Himmels Freuden.
(Albligen.)

Demuth Gedult geib mir O Herr
in deiner Schuehl, mich täglich Lehr
mit deinem Geist mich führ und Treib,
Daß ich dir diene mit Seel und Leib. (Ebd.)

Allen Menschen die mich können
Denen wünsch ich, was sie mir gönnen
Wünschen sie mir Gutes oder Böses viel,
So wünsch ich ihnen noch einmal soviel.
(An einem Tennstor zu Dürrenboden.)

Mein Eingang und ausgang o Herr Bewahr
das ich Graten in kein Gefahr,

Ich sei zu waßer oder Land,
so leit mich selbst mit deiner Hand,
Der Große Gnaden Gott wolle dißers Haus Bewahren
for Feur und allen gefahren. (Albligen.)

Gott Segne all mein thun und Lassen
Und Bekehre alle, die mich hassen. (Zumholz.)

Herr Erhalte diesen Speicher woll
vor Feür und Wasserwogen.
Mach Ihn alle Jahr mit Früchten voll,
daß wir dich darfür Hertzlich Loben. (Gruben.)

An diese denkwürdig abgestuften Wünsche und Bitten mögen sich folgende Betrachtungen und Ermahnungen schließen:

Ich leben und weis nicht wie lang,
ich sterbe und weis nicht wie und wann
ich fahre und weis nicht wohin,
darum verwundert's mich, daß ich so fröhlich bin.[29]
(Auf dem Speicherschrank der Barbara Hoffmann in der Matten.)

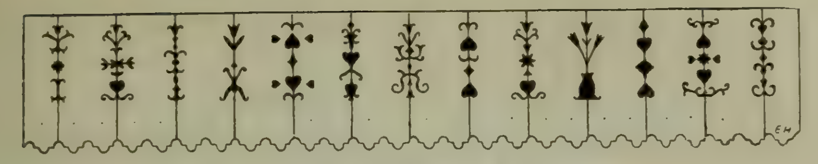
Ich gang zur Thür auß oder ein,
So ist der Tod und wartet mein.
Doch tröst ich mich zu jeder Frißt
Der Auferstehung Jesum Christ. Anno 1764.
(Mehrfach.)

Frid von vssen, Ruhe von innen,
Gsunde glider und Gutte sinnen,
Himmels Freud und Erdensegen
Wünschen ich allwegen. (Ebenso.)

Schau dich in Gottes Gegenwart;
Der Spiegel ist so rein und zart.
Es kann in dir der mindste Flecken
Sich nicht vor seinem Licht verstecken. (Kleegarten.)

---

[29] Vgl. die Verse Walters von der Vogelweide.



Laubenornament. (Mitte 18. Jahrhundert.)

In böser Gsellschaft gang du nicht,
macht dich mit Ihnen nicht ver=Pflicht,
Daß du nicht folgest ihren taten
und mögest in Unfähl gerathen,
dan ihr Hertz ist voll böser Tück
und ihr Lippen richten zum Uuglück,
dan ein bößer Mensch bringt Sich selbs fürwahr
und andere darzu in Todesgefahr. (Albligen.)

Gedult jm Creutz hat Hoches lob,
Schwebt allem Gwalt und Unfahl ob,
Gewüß wird darbey Recht erkennt ein Christ,
Wo Gottes Forcht Glauben Liebe und Hoffnung ist. (Ebd.)

Daß Glück der Welt ist rund
Vnd kehret sich alle stund.

Unsre Zeit vergeht geschwind.
Nimm die Stunden, wie sie sind.
Sind sie bös, laß sie vorüber;
Sind sie gut, so freu dich drüber.
(Da und dort auch an Stubenöfen.)

Fürwahr daß ist ein Weiser Man,
Der sein Zorn fein Lencken kan.
Dem ist es ein Ehr, der last Hingahn
Wan jhm ist ein Gwalt Angetan.
Eines Großen Königs Zorn und Grimm
Ist eines Brüllenden Löwens stim.
Aber sein Gnad und Güttigkeit
Ist wie der Tauw auff Grünner Heid. Anno 1788.
(Albligen.)

Der Neid richtet gar nichts aus,
Als daß er seich frißt und sein Haus.
(Gruben und anderwärts.)

Zucht, Ehr und Tugen
Zieret wohl die Jugend
Je lenger man sie treit,
Je besser sie ihnen ansteit.

In immer bestimmtere Defensive stellen sich die folgenden Verse:

Wär in sein eigen Herze sicht,
Der Redt von nieman Bößes nicht.

Schau in den Spiegel bald,
Wie du dir selbst gefalst,
Ob du einem andern Man
Sein gebrechen Zeigest an.

Schau du auf deich uud nicht auf meich.
Thoun ich unrecht, so hüte deich.
(Gutenmannshaus bei Plafeyen,)

Tadeln ist leichter als besser machen.
(Am Stubenofen im Ägertenbisig.)

Es ist kein Sach Gemacht so vin,
es Mueß dem Datlen Underworffen sin.
Mancker Datlet Alle Sachen
und Kanns Doch Sälten Beßer Machen.
Wenn Einer kommt und Sagen kann,
er habe alles Recht Gethan,
Der bitt ich den mit allen Ehren,
er wolle mich die Kunst auch lehren.

Trau keinem Wolf auf grüner Heid
Und keinem Jud bey seinem Eyd
Und keinem Weib bey seinem Gewüssen,
Sonst wirst du von allen dreyen beschissen.
(Kalchstetten; auch anderwärts.)

Wer zu dißer Thür jn gecht
Und sein Herz nach Stählen stecht,
Der Blibt Ringer draußen,
Unser Katz kan Sälber Maußen. (Albligen.)

Auf Gotts Vertrauen haben Christen Binggeli und Christina Äbischer dieser Spicher Gebauen. Der HERR habe ihn in seinem Schutz, So bieten wir allen Dieben Trutz. 1785. (Matten.)

Unter der Flagge des nämlichen frommen Eingangs segelt eine Art boshaft verewigten Protestes gegen ungenügende Löhnung und Beköstigung der Bauleute, wie er anderwärts in sarkastischer Benennung des neuen Hauses („d'Blụtti", „d'Nüechtera" und in hier unwidergebbaren Namen) niedergelegt ist.

Auf Gottes Vertrauen
Hat Hanß binnen hie lassen Bauen —
Fürwar
In dem 1774. Jahr.
Zimmermeister Christen Mast und Hans Binggeli sind,
Und auch von Gott dazu bestimmt
Als Kluge Meyster die man wohl
Mit Speiß, Trank und Lohn versehen sol.





Balkenmalerei (Mitte 19. Jahrhundert).

Bauart.

An Speise und Trank durfte, wer bbụwwe^n het, es erst recht nicht fehlen lassen, wenn ihm die Ablöhnung erspart blieb und er obendrein noch Bauholz geschenkt erhielt. Das war nämlich schöne alte Bauernsitte wie im Emmental,[1] so auch im Schwarzenburgischen. Bei Baubedürfnissen half man sich gegenseitig nach Kräften aus. Drum lastete auch auf keinem Haus eine Verhaftig (Hypothek).[2] Wir stoßen auf mehrfache Zeugnisse ehemaliger Nachbarlichkeit dieser Art. So will einer (1640) „eine Behausung buwen und vffrichten" („verfertigen": 1732), und zwar (1645) „mit Hilff Ehrlicher (ehrenhafter) nachtburen"; und 1652 erklärt ein anderer, er „were willens und vorhabens, beliepte äß Gott, mit hilff und bystand guthärtziger Nachtburen etwo ein gering schärem und Hußetschaft vffzerichten.[3] Es chlịị^ns Ụụfrichteli (Gebäudelchen), würde man heute sagen. Dazu bedurfte es keines Werkmeisters, wie für die erste beste Staatsscheune,[4] noch eines Architekten. Der Erfahrenste machte den Zimmermịịster als Ersatz des berufsmäßigen, wie Guggisberg um 1730 einen solchen als den besten im Amt an Hans Zbinden im Laubbach[4] hatte. Zu ihm gingen die Nach-

[1] Lf. 181. [2] Leuth. [3] SB. D 437. [4] SB. F 325; RM. 1656. [5] SB. L 33.

barn als freiwillige Zimmermanne" auf den Zimmerplatz: sie si" uf de" Zimmer g'gange", um das Zimmerholz zu bearbeiten. Dies Balkenwerk, bezw. das Holz dazu, heißt in älterer Sprache „das Zimmer". 1336 heißt es: die Riedstätter dürfen im Dorfwald kein Holz nehmen, das zu Zimmer abgeschlagen sy.[6] Für den Umbau der Grasburg haben 1484 „Knechte den waltt usgehowen, das man das zymer köndy hin vsfüren[7] und am 15. März 1485 haben 15 Guggisberger „das zymer vffgezogen" am 18. März 36 Mann das lest (löst) zymer."[8]

An alten Privatgebäuden konnte solche Uufrichti um so rascher gefördert werden, da man die Balken, wie an Blockhäusern, bloß mit Axt und Säge bearbeitete. Am uberhaue" genügte es: si si" bloß mit der Zimmer-, Hau- oder Vorachs voorg'achset, voorg'haue" oder uberháue" choo,[9] u"d numa" nüüt bbriitáchset. Kein Hobel glättete (1512: „bestieß") die Flächen. Mit solchem Rohbau vergleicht sich etwa humoristisch eine Person von bewußt „ungehobelter" Umgangsart: Ich bi" süst (ohnehin, überhaupt, sowieso) e" chlii" gröb uberhaue" u"d ruuch dänne" g'stöllt. Auch entfernte bloß der Meißel (vgl. Schrötysen und Schrötmeißel: 1625) die störend hervorstechenden Kanten und Ecken. An solche erinnern die hervorstechenden Knochen eines magern Tieres, von dem man spottet: es het sich noch nüüt e"tbrääjt. Die Kante oder Braue[10] heißt die Braaua, verkleinert: das Bräävli. Die Ecke ist der Egge", und man sagt mit gleichem Geschlecht der Vieregg. Wo es aber auf besondere Festigkeit ankommt, beließ und beläßt man beide sorglich. Denn sie gehören zur Trag- und Stützkraft des Balkens, wie bildlich zur Integrität der unbeeinträchtigten Person des „ganzen Mannes". Der erwehrt sich denn auch jeder Antastung dessen, was er hat und ist und vorstellt. Keine Unbill soll ihm e" Braaua abmache"; und resolut, ohne Abschwächung oder Bemäntelung, gibt er seinen Willen, seine Ansicht, seine Meinung kund. Es heißt dann wohl: Är het's bbraauet's u"d gg'egget's fürha ggää".

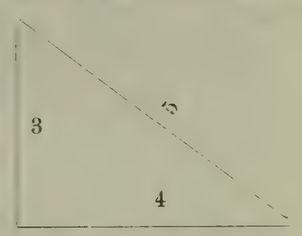
Insbesondere müssen Kanten und Ecken mit äußerster Schärfe hervortreten (vgl. der schärpf Egge"), wo es sich, wie in den vier Hausecken, um genau rechtwinklige Fügung handelt. D'Rahme"scheuta zwar, welche in eigens eingerichteter Rahmeneinspannung die Recht-

[6] Font. 6, Nr. 279. [7] GB. [8] Ebd. [9] Das Mhd. (WB. 1, 720) machte houwe hie hiewen gehouwen. Hie wechselte mit hiew und seit dem 14. Jhd. (Kluge 196) mit hieb. An seinen Ablaut knüpfte sich ein neues System hiuwe hou huwen, ergänzt durch g'haue", g'höije", ghäue". [10] Kluge 68.



D's Luubbach-Schmittli.

winkligkeit kontrollieren läßt, oder auch nur das gewöhnliche Richtschit, welches die Richtung der nach Erfordernis zu verlängernden Schenkellinien verzeigt, gehört in die Hand des in kleinen Maßen arbeitenden Schreiners. Dem Zimmermann dagegen dient das Winkeleisen: der Winkel, wo dieser aber nicht anwendbar ist, die Kontrolmethode der Frienig.[11] Diese Frienig, auf welcher das so wohltuend ins Auge fallende, durchgehends glücklich festgehaltene Ebenmaß echt volkstümlicher Bauten beruht, ist ein außer und vor der Volksschule in Bauhandwerkerskreisen überlieferter hübscher Einzelfall des pythagoräischen Satzes. Einem rechtwinkligen Dreieck mit Katheten von 3 und von 4 Fuß oder Meter Länge entspricht nämlich die Hypotenuse von 5 Fuß oder Meter. Die für Bauzwecke noch praktikablere Verdoppelung 6, 8, 10 ermöglicht nun die Garantie zuverlässig senkrechter Aufpflanzung eines Stocks (eines senkrechten Balkens, einer Stuud), der also zu einem mittelst der Bliiwaag oder Wasserwage genau wagrecht gelegten Treem im Blii oder im Winkel (rechten Winkel) stehen muß. Dieser rechte Winkel zwischen Treem und Stock von 6 und 8 Fuß oder Meter und damit des letzteren senkrechte Stellung ist garantiert, wenn das schief über beide gelegte Probeholz genau 10 Fuß (oder 10 m) mißt.[12]



Iⁿ d's Blii chooⁿ (en „règle") ist nach figürlicher Rede auch sonst eine richtig geordnete Angelegenheit. So kann z. B. das G'wätt[13] — so heißt aber auch (1544) eine Scheidwaldmark[14] — einzig mit genauer Winkelmessung richtig hergestellt werden. Das wätteⁿ besteht darin, daß man je zwei der Länge nach halbierte kleinere Sägebäume: Hälbligeⁿ an den Enden um halbe Holzstärke rechtwinklig ineinander fügt: sie verchipft oder z'sämeⁿchipft.[15] Das gegenseitige Einfügen in

[11] Vgl. „die Friinig" im Fricktal und Zürcher Oberland, „die Pfriemig" auf dem Längenberg „und Frimung" im schwz. Id. 1, 1294, wo an ahd. garîman, garîmjan, arrîmjan (zählen: Graff 2, 506) und rîm = hrîm (Reihe, Ordnung, Reim, vgl. „ungereimt"; ebd. und mhd. WB. 2, 1, 703) erinnert wird. Das anlautende F bzw. Pf wäre danach die Vorsilbe ver-. [12] Ähnlich wußte der ungeschulte Küfer längst, daß der Umfang vom Durchmesser d's drüüfacha ist u öppis darzue. Dieses „öppis" bestimmte die Erfahrung. Der geschulte ist nun aber doch froh über seine Formel $\pi = 3^1/_7$, etwas genauer 3,14. [13] Lf. 186; Gw. 439. [14] LG. 6ᵃ. [15] Als Ablautform zu Chapf (S. 27) kann die Chipf oder Chipfa („Wagenrunge": mhd. WB. 1, 820) ursprünglich irgend einen „hervorragenden Teil" bedeuten (schwz. Id. 3, 408). In „chipfe" als dem Hervorspringen-machen der am Gwätt so auffälligen Endstücke der Hälblinge läge dann ein gegensätzliches Zusammenschauen vor wie z. B. auch in Fura (= Furche, S. 19).

die ii"g'saagete" Chlaffi selber heißt ii"chlaffe". Das „Gschwöll" (das unterste Balkengeviert) dagegen wurde nach alter Weise so gefügt oder vernuetet (wie man auch Nüeta statt Fuge sagt), daß das eine Balkenende als Zapfen verjüngt durch das gehöhlte Endstück des andern geschoben und in der Hervorragung mittelst Holznagels festgerammt wurde: mi het's verzäpft. Die Bohrlöcher hierzu, wie auch für das Aneinanderfügen der wagrecht gelegten Außenwandbretter mittelst der Tüble" (der Tübel: Holznagel)[16] gibt der Nööijer[17] ab. Diese Nööijere" und Nööijerleni verschiedenster Größe, Beschaffenheit und Anwendung (vgl. z. B. den Chrüpfe"nööjjer mit dem „Baarninägwer")[18] können naturgemäß nur langsame Arbeit leisten. Drum bedeutet nööijere" (sowie „g'näppere"") soviel wie zögernd, ratlos, unbeholfen, ohne an ein Ziel zu kommen an etwas herumhantieren; es ist in diesem Sinne das Gegenteil von gniiste". Ein eifrig arbeitender Mann ist e" grüüsleha G'niisti.

Eiserne Nägle" hinwieder sind erforderlich, um z. B. beim stübne" (Herrichten des Stubenwerks) z'böbne", wobei es im alten Hausbau zöllnig Läde" (3 cm dicke Bretter) auf die Pfetten und den Unn^berzug oder die beiden Unn^berzüüg der Stube aufzunageln gilt. Denn der einfach gedielte Hölse" (die Decke, S. 350) der Stube bildet zugleich den Boden des Obergemachs.

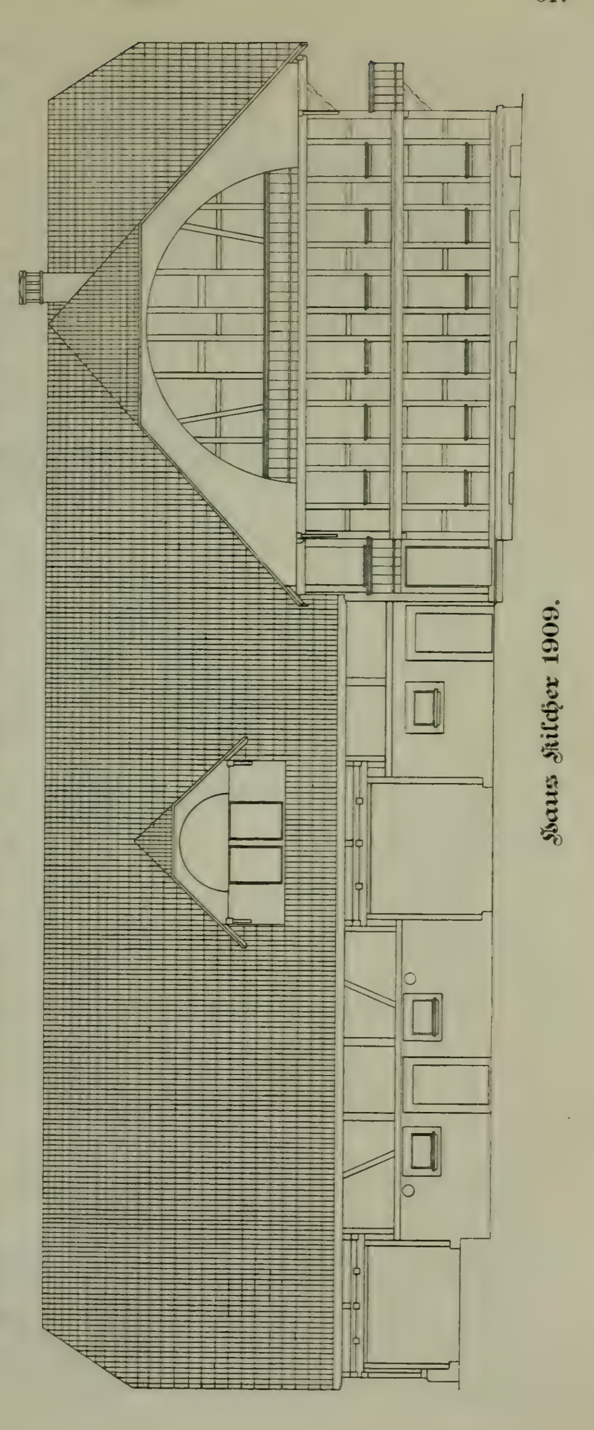
Die Billigkeit des ältern Hausbaues, welchen wir hier unter Verweisung auf „Lützelflüh"[19] bloß zur Einführung neuer Ausdrücke gestreift haben, möge wenigstens indirekt illustriert werden durch die Baukosten einer Vorsaßhütte an Rothenbach im Jahr 1824.[20] Diese bestand aus Stube, Milch- und Käsgaden, ii"g'solleretem Feuerhaus, zwei zweifachen Ställen und Zubehör und kostete: 230 Kronen (zu Fr. 3. 70) nebst 10 Kronen Trinkgelt, dazu für den Meister 100 Pfund Zieger und für jeden Arbeiter die Milch einer mitgeführten Ziege. Für die Ufrichti war Wiin oder b'brannta Wiin ausbedungen. Das war wegen der starken Einschränkung freiwilliger Nächstendienste ein teurer Bau. Wie billig kam dank den letzteren ein niedriges Häuschen im Tal mit ganz wenig eingetieftem Keller unter der Stube, die alle andern Hausteile überragte![21] Diese einstige Selbständigkeit der Stube, an die sich die übrigen Hausteile bloß anschmiegten, scheint bei alten Einschlag-

---

[16] Vgl. besonders Gw. 427. [17] Vgl. den Dubelnägwer Gw. 427, den Nääijer oder Nägwer überhaupt (ebd.), sowie den Näpper und Gnäpper im schwz. Jd. 4, 771—3 als den zu „naga-ber" erleichternd umgestellten naba-gêr (Spieß zum Bohren von Naben, s. Kluge 325 unter „Näber"). 1710 erscheint „der gnäbermacher Peter Gartwyl". [18] Gw. 427. [19] 179 ff. [20] Moos. [21] Leuth.

häuschen (S. 89) nichts Seltenes gewesen zu sein. Zeuge davon ist das Verbot, ohne Bewilligung „Stübli an Häuser zu bauen“ [22] (und damit dem Walde stark zuzusetzen).

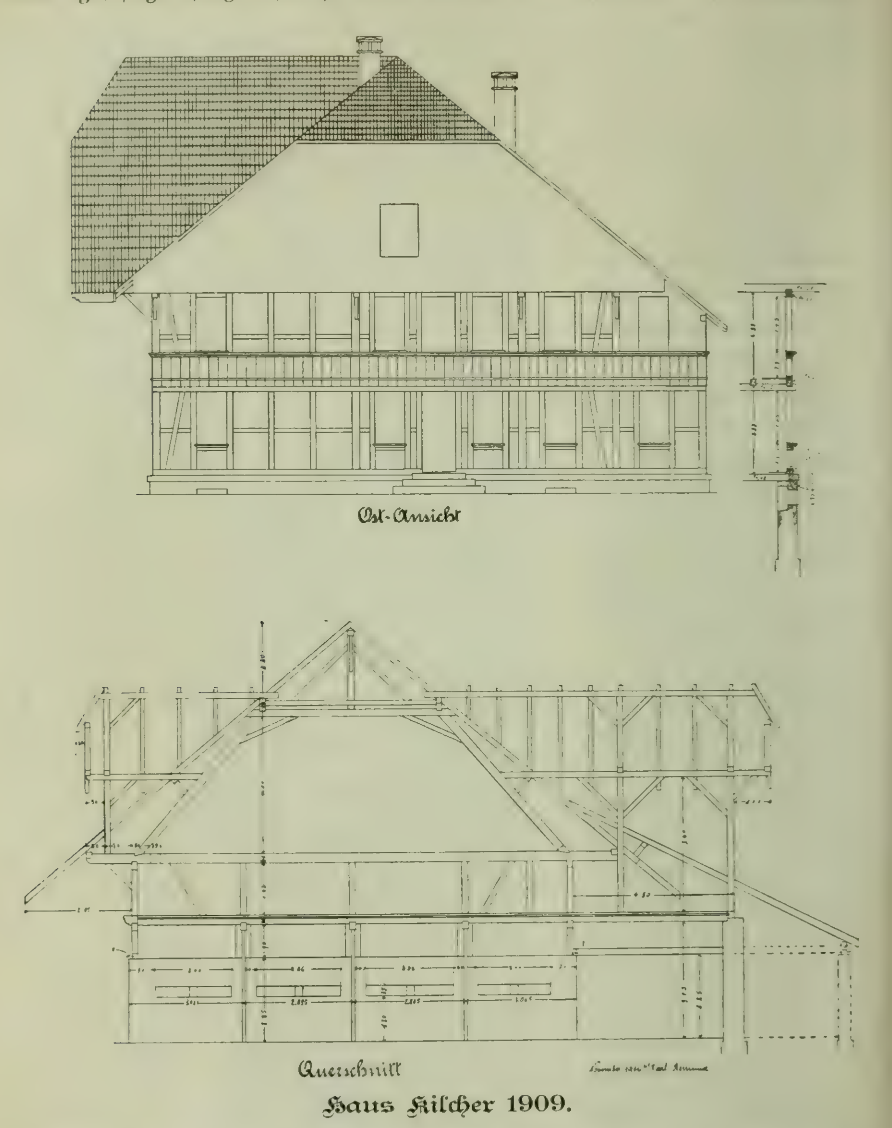
Über diese primitive Bauart weisen bereits so alte Häuser wie die S. 326 genannten von 1645 und 1662 hinaus. Mit diesen vergleiche man nun aber [23] die zwei Grundrisse und den Querschnitt des 1909 gebauten Hauses Kilcher in der Schwendi, welches von Bauunternehmer Remund zu Wahlern im Verein mit dem Besitzer planiert und von dem S. 287 gezeichneten Nydegger errichtet worden ist. Dicht nebenan steht das Haus Kohli (S. 337) von gleicher Bauzeit, Bauart und Stattlichkeit. Die Erklärung der Eigner, si wurdi's nid annᵈers mache", weⁿⁿ si hinnᵈerfüür chönnti, spricht für einen seit Jahrhunderten bis in die



Haus Kilcher 1909.

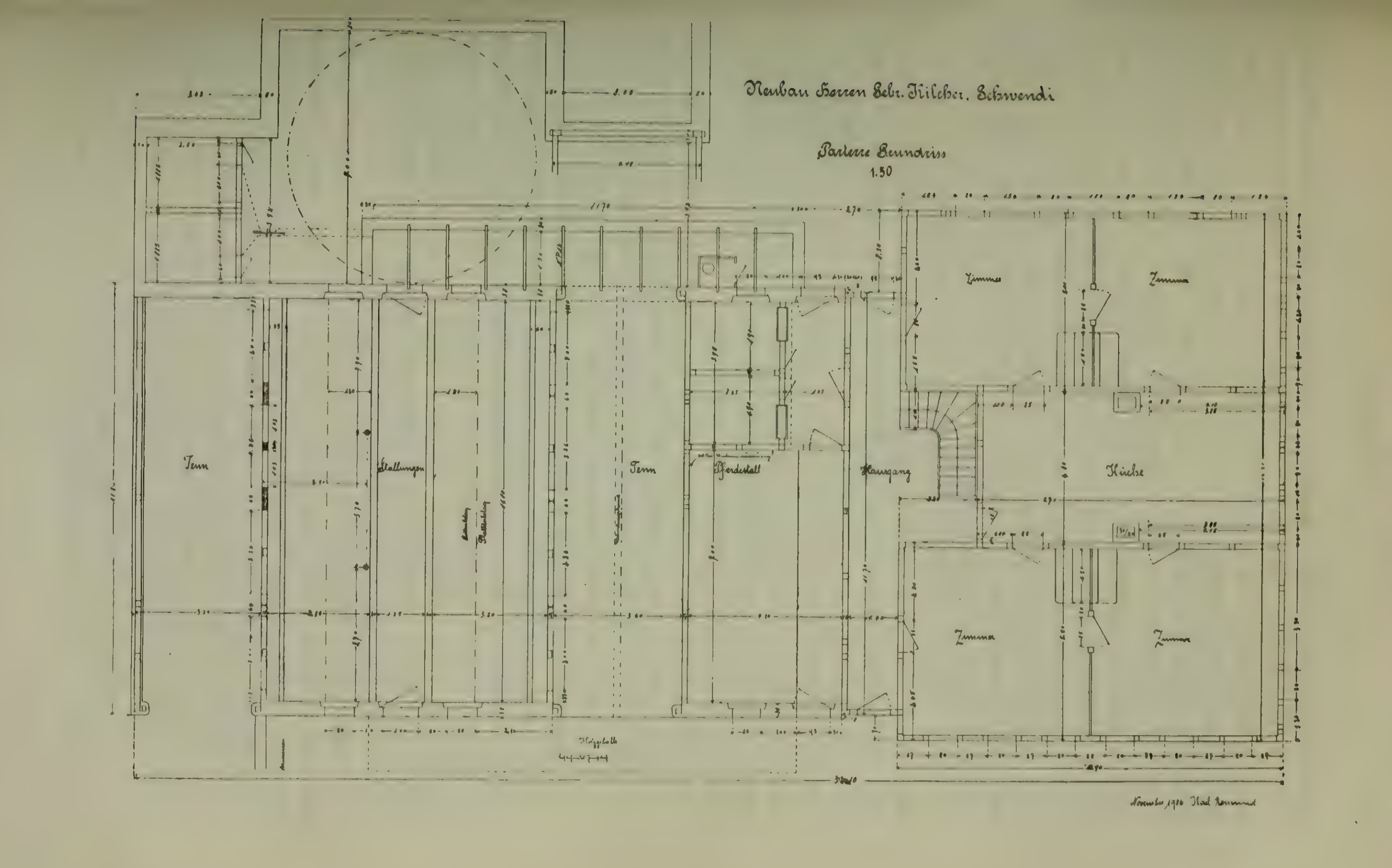
[22] SB. L 145. [23] Vgl. auch S. 112 im fünften Abschnitt von Hunzikers „Schweizerhaus“ (Aarau, 1908).

Gegenwart forterhaltenen, durch alte und neue Erfahrung eingegebenen und gefestigten, gleichwohl aber neuen Verbesserungen zugänglichen,



Haus Kilcher 1909.

eigenartigen Guggisberger Bautyp. Die Hauptmerkmale desselben sind der Wetterschutz, von welchem S. 330 ff. die Rede war, die Einrichtung des Wohnteils, und die Anschmiegung des sozusagen organisch mit ihm verwachsenen Ökonomieteils an die wachsenden Bedürfnisse der Landwirtschaft. Das Guggisbergerhaus gehört nämlich nach Hunzikers Sy=


Neubau Herren Gebr. Kilcher, Schwendi
Parterre Grundriss
1:50
Zimmer
Zimmer
Küche
Zimmer
Zimmer
Hausgang
Pferdestall
Tenn
Stallungen
Tenn
1170

stem in die Kategorie des „dreisäßigen Hauses mit burgundischem Kamin“, wie es im deutschen Kantonsteil Freiburgs und im Bezirk Schwarzenburg heimisch ist.[24] Dem dreisäßigen Haus, welches von der Ostgrenze der romanischen Schweiz weg über die ganze Hochebene und das Juragebiet der deutschen Schweiz bis zur Thur und Linth vorherrscht, eignet 1. die Vereinigung von Scheuerwerk und Wohnteil unter einem Dach, und 2. die (wenigstens ursprüngliche) Gliederung des Wohnteils in drei hinter einander liegende Gemache: Stube, Küche, Hinterstube. Das letztere Moment setzt die Bauart des „kelto-romanischen“ Hauses fort. Mit dem welsch-freiburgischen Typ des letzteren hat der deutsch-freiburgische und der schwarzenburgische Typ das burgundische Holzkamin mit beweglichem Deckel[25] (s. u.) gemein.

Wie sich nun zuvörderst die Dreisäßigkeit des Wohnteils im Tätschhaus von 1645 und im zweistöckigen Haus von 1909 gestaltet, zeigen ohne Bedürfnis eines Kommentars die Grundrisse. Wir dürfen uns also auf Erwähnung oder Erörterung der folgenden Ausdrücke beschränken. Beim stübneⁿ (Stubenbau) wird auch hier das spätere Eintrocknen des Fußbodens mit Hinterlassung von Chleckeⁿ (Spalten) damit vorgesehen, daß der in Reserve gestellte Schlooslädeⁿ (Tschüepeⁿlädeⁿ)[26] allmählich vorgetrieben werden kann.

Burgundischer Ursprung wird vermutet für das Wort „Helseⁿ“[27] (festschließender Deckel), welches im Guggisbergischen als der Hö̩lseⁿ in die Bedeutung der Decke eines Gemachs, als der Stü̩beⁿhö̩lseⁿ in die der Zimmerdecke umgeschlagen hat. Wo die letztere mit ihrem einfachen Belag zugleich den Fußboden des obern Gemachs bildet, wird die Wärmeentweichung durch zu befürchtende Fugen mittelst breiter Deckleisten verhindert. Die so entstandene Unebenheit des Hö̩lseⁿ bot Anlaß zu zierlich geschnitzten Entkantungen, welche sich auch auf den Unterzug übertrugen und namentlich bei dem üblichen blööijeligeⁿ oder bleewweligeⁿ Anstrich von Decke und Wänden der alten Bauernstube einen überaus wohnlichen Eindruck verleihen.

Der zweite Grundriß des Kilcherhauses (S. 349) zeigt eine mit der untern gleich große und gleich gebaute obere Wohnung. Wo diese in der Tätschhütte, selbst auch der u̩ufg'noonneⁿ (S. 328), fehlt und kein Näbeⁿg'hä̩tli genügt, ersetzt man sie, wo irgend möglich, durch ein dem Bühnenraum abgewonnenes Gädeⁿ oder doch Gă̈di. (Früher sagte man auch hier „der“ Gädeⁿ.)[28] In uralten Häuschen, wie dem zu einem solchen umgewandten Chappeleⁿschü̩ü̩rli, nimmt sich das

---

[24] Ebd. VII. 97—118; die Schweiz 328—32. [25] Ebd. 1. [26] Lf. 198. 603. [27] Schwz. Id. 2, 1214. [28] Nyd. T. 32; vgl. Kluge 156.

ringsum eingewandete Gaden aus wie ein der Stube aufgesetzter Kasten. Es bietet aber den Vorteil, daß man durch das vierg'ägget oder vierg'egget[29] (quadratische), mittelst Deckels verschließbare Ofe"loch d'Weermi cha"" ụhi laa". Durch die nämliche Öffnung schlüpfen „so Weib als Ehmann samt den hurt'gen Kindlein" mit bemerkenswerter Gewandtheit hinauf, um nicht in Nacht und Graus dem Aufstieg im Tenn mittelst der schwanken Leiter suchen zu müssen. Denn weder die bequeme Wenn^d^elstăga der neuen Häuser führt von deren Gang, Hụsgang empor, noch auch ein so hübscher Aufgang, wie der nahe der Haustür an der Außenwand zum Chnächte"stůbli. Hie und da ist es eine recht prekäre, stotzegi und abtrappeti (ausgetretene) Treppe, welche den sarkastischen Spruch wahr macht: Soorghaa" ist óch uber d'Stăga ab g'hijt. (Auch der Herr „Sorgetragen": die personifizierte oder leibhafte Sorgfalt ist nicht unbedingt gegen Unfall gesichert. Zu ängstliche Vorsicht kann dich gefährden wie Unvorsichtigkeit.)

Namentlich im Ökonomieteil bieten erst neue Bauten wie das Kilcherhaus die bequemen breiten Treppen auch von Stall und Tenn zu Bühne und Einfahrt. Sonst müssen selbst in bessern Häusern hier die Leitern genügen, und es wird lediglich auf deren Solidität Bedacht genommen. Die Stolle" (Lịịterbụụm) links und rechts bestehen aus zähen öschige" Hälblige", die Sịịgle" (Sprossen) aus starken Tannstämmchen, und je ein buchener Spannsịịgel auf sieben gewöhnliche hilft d'Lịịtera (namentlich die lange Chrieslịịtera) in Egi haa". So kommen am Sonntag muntere Buben in lustigem Versteckspiel auf der Bühne einer leiser als der andere d'Lịịtera ab cho" träppele" — wenn es sich nicht statt der freien Leiter vielmehr um die an der Tennwand befestigte, bloß einbaumige Stịglịịtera oder Stịịgla handelt.

Das bereits hiermit in Betracht gezogene Schụụrwäärch findet ebenfalls seine Worte sparende Illustration in unsern Grundrissen. Wir sehen im Haus von 1645 den bevorzugten Platz parallel dem Hausgang dem Rindvieh, statt wie in neuern Gebäuden den Pferden und Schweinen eingeräumt. Das heute in dreifacher Zahl nötige Brụụchroß muß mehr und nähern Platz haben als das früher auf der Alp sich tummelnde und im Winter auswärts verdingte Zuchtpferd. Drum bietet der alte Roßstall samt dem anstoßenden Roßstallstůbli oft Unterkunft für andere Dinge (oder, wie im alten Grindelwald, als „Roßstallchěfi" sogar für Menschen).[30] Dagegen sind heute beim stalle"

[29] Vgl. ahd. ecka neben „Ecke". [30] Gw. 635. 637.

(dem Stallbau, das Wort bedeutet aber auch Stallbesorgung) für das entlegener verbrachte Rindvieh alle die bis heute erzielten Fortschritte (S. 143) nach Tunlichkeit benutzt.

Am Tenn ist allerlei bemerkenswert. Vor allem die aus der alten Flegeldreschzeit fortgeerbte Breite, welche gestattete, das Getreide in zwei



Typisches Guggisberger Tennstor.

Reihen — Schenkeln, Schịịchleⁿ — aufzuschütten (aanz'lĕgeₙ). Beim Dreschen z'Viereⁿ gingen zwei neben einander uf ^deⁿ Schịịhẹl zur Rechten und auf den zur Linken. Beim Dreschen z'Achteⁿ hịịⁿ vier Schwächere voraab tröscheⁿ, und die vier Stärksten siⁿ uf ^deⁿ Schịịhẹl, um die Hauptarbeit zu leisten. Im fernern bemerke man dieses hohe und breite, zweiflügelige Tennstoor, sowohl mit seiner oft sehr hübschen Leistenzier, als mit dem Raum, den es namentlich für



Auf einem Tennstor.

(Mitte 19. Jahrhundert.)

Schreibübungen und Rechnungsexempel bietet. Ein recht ausführlicher Brief ist ein T e n n s t o o r b r i e f, und was selbst eine gewandte Feder kaum oder nicht bewältigt, d a s g e e b i e s g a n z e s T e n n s t o o r v o l̦ l̦ (oder g a n z S p r i̦ i̦ t e n a, nämlich von Gespinnst). Die hierin sich kundgebende Mitteilsamkeit ist von der Wortkargheit einer Ansichtskarte t e n n s t o o r w i̦ t verschieden.

Dieses Bild läßt sich auch von den Ansichten, Meinungen, Überzeugungen zweier Menschen brauchen, w a d's H o l̦ z n i d i m g l i̦ i̦ h e ⁿ S c h o p f h i̦ i̦ ⁿ. Neben diesem Holzschopf seien der S c h n ä tz s c h o p f, der W a a g e ⁿ s c h o p f und d's R ĕ̈ m i s e ⁿ miterwähnt.

Ungleich Gesinnte haben auch d's H e u n i d u f d e r g l i̦ i̦ h e ⁿ B ŭ̦ n i. Es gibt nämlich verschiedene Abteilungen des Dachraums, der sich im Bauernhause zur Bergung von Futter und Getreide über den Kuhstall, den Pferdestall und die Wohnungen hinzieht: die C h ü e h - b ŭ̦ n i, die R o ß b ŭ̦ n i, die S t ŭ̦ b e ⁿ b ŭ̦ n i. Sie werden freilich in ältern großen Bauernhäusern bloß der Länge nach durch die F i r s t - s t ŭ̈ d e n a in der Mitte, die R i c k s t ŭ̈ d e n a[31] an den Wänden und die zwischen beiden stehenden M ä g e r s t ŭ̈ d e n a[32] wenigstens andeutungsweise abgeteilt. Zwischen Haus und Scheunenbühne aber scheidet im neuern Gebäude, unter der R i̦ i̦ t i (Reiti)[33] oder dem S o l̦ l̦ e r mit dem bisweilen so gefährlichen S o l̦ l̦ e r - oder R i̦ i̦ t i l o c h sich hinziehend, die J i̦ ⁿ f a h r t. Eine solche „Einfahrt“ für Fuder von Garben und Heu als Ersatz für das mühselige ŭ̦ h i g ä b l e ⁿ (S. 213) machte sich dringend wünschbar, bevor man sich auf das u̦ u̦ f n ä h ⁿ alter Tätschhäuser (S. 328) verstund. Man konnte sie aber begreiflich nur so niedrig anlegen, daß das bloß noch mit dem Flegel übliche Dreschen in der unterhalb liegenden Tenne gehindert war. Ein findiger Bauer hinterm Berg legte darum seine Einfahrt so an, daß man sie mittelst W ä l̦ l̦ e ⁿ (Walzen) heben konnte. Vielerorts drosch oder drescht man übrigens auf der Einfahrt, da die Ablagerung des Grünfutters den T e n n b o d e ⁿ rasch morsch macht.

---

[31] Lf. 183. [32] S. den Grundriß S. 112 bei Hunziker. [33] Zu „be-reit“ haben: schwz. Jd. 6, 1649—55.

Um die Sprẹnggi (die allzu steile, nur mit dem die Zugpferde zum Traben antreibenden sprẹngge[n] überwindbare Steigung) der Einfahrt zu vermeiden, wird der von der Aanfahrt (Wegbiegung vor der Scheune) unter das Dach führende Jị[n]fahrtsatz, Jị[n]fạhrttäntsch,[34] Jị[n]fuehrtäntsch („Brüggstock")[35] möglichst lang, wo nötig in Bogenlinie, angelegt. Auf der der Einfahrt entgegengesetzten Seite ist eine möglichst hohe und breite Dachöffnung ausgebrochen: der Jị[n]fahrtstier (vgl. S. 167). Seine eigene Bedachung bildet samt dem gedeckten Teil des Einfahrtsatzes da und dort, z. B. in der Bühlweid, mit der Längsfirst des Hauses eine hübsche Kreuzfirst. An der Matte ist die Einfahrt höher als die First; anderwärts aber ist sie so angelegt, daß ma[n] cha[nn] uber [d]e[n] Täntsch ịịn u[nd] dür[ch] [d]e[n] Stier drụ̈s fahre[n]. Ältere Einfahrten führten auch hier unn[d]er der Fịịrst ịịn (oder der Fịịrst naa[ch]).


Fast voorb'buwna (stark heraustretender und eine Kreuzfirst ausmachender) **Jifahrtstier.** (Bühlweid.)

Im Emmental heißt der Jị[n]fahrtstier das „Tägliecht". Er mueß nämlich möglichst viel Hịịteri ihilaa[n] und wird behufs Wetterschutzes der Bühne mit tunlichst großen Fenstern verschlossen. Ihren Verschluß erhält dagegen die Einfahrt (oder erhalten die beiden Einfahrten z. B. des Kilcherhauses) durch mächtige Torflügel.

Fenster und Türe.

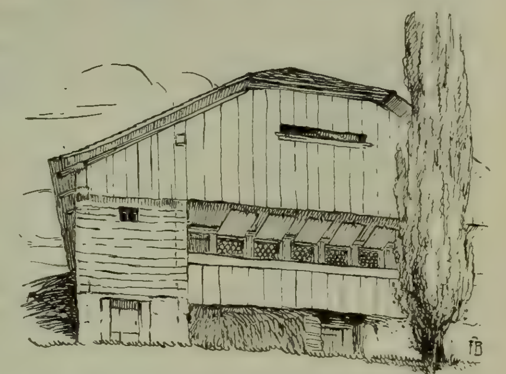
So, jitz chǒmet, mier wịị[n] da a chlịị[n] bi'm Pfeister ihi g'seh[n]! Durch welches Fenster? Wir haben ja reiche Auswahl. Zwụ̈ụ̈ Pfeister (1404, 1629: Pfänster) vor dieser offenbar eigenen kleinern, und vieri vor dieser größern Stube gewähren am hellen Tag Einblick bis in die hintersten Winkel. Eins von ihnen zwar ist im Sommer ersetzt durch ein dicht- und feinmaschiges Drahtgitter behufs ununterbrochenen Luftaustausches und Fernhaltung des Geschmeißes: das Flụ̈ụ̈ge[n]pfeister. Um so intensiver sehen wir die andern mit ihrer untadeligen Sauberkeit d'Sunna nụ̈mạn ạ[l]so ịị[n]sụ̈ge[n][1] und in das Innere werfen. Zu solcher Reinlichkeit nötigt freilich wie zu einer Notwehr das beständige

---

[34] Vgl. Täntsch (Damm) in Lf. 65 f. [35] Lf. 214.
[1] RvT. B 157.

Anlaufen der Scheiben, verursacht durch die so raschen Umsprünge der Witterung und Temperatur. Diese würden auch auf den Pfeister- sinze" (Gesimsen) beständige Niederschläge hinterlassen, wenn die letztern nicht durch Anbringen der sommerlich einfachen Fenster auf der Außenseite in die Innenräume gezogen würden, also außen unsichtbar blieben und nur in dem — früher hübsch geschnitzten — Chatze"luuf eine Art Ersatz erhielten. Die allfälligen, in neuern Gebäuden nicht mehr fehlenden Innerpfeister (Vorpfeister) für den Winter werden also auf der Innenseite daartaa", soweit nicht die im Unterland gelernten Glaser — keineswegs vorteilhaft — die dortige Einrichtung durchführen.

Welch ein Unterschied zwischen den hellen Stuben der Gegenwart und den dunklen der alten Zeit! Das Fenster, dieser heutige Inbegriff der Lichtspende, deutet im Ursprung dieses Wortes gerade auf solches Dunkel. Denn die römische fenestra war gleich dem gotischen „Augentor" (augadôrô),[2] dem altenglischen „Augenloch", dem altnordischen „Windloch" (engl. window)[3] nur die nach Bedürfnis freie oder aber mit Gittern, Vorhängen, Brettern, im Mittelalter bis um 1450 mit Leinwand, Pergament, Papier[4] vermachti Wandöffnung oder Dachlucke. Sie erinnert damit nicht bloß an die Notersätze zerbrochener Scheiben, deren Lücken mit Papier verchliipet oder mit Schindeln vernäglet oder mit Lappen verschoppet werden, sondern auch an die Abwehr von Wind und Wetter, sowie von stechender Sonne und noch stechendern Augen der Neugier durch die Fensterladen. Ein solcher mit fixen oder verstellbaren Querbrettchen heißt die oder der Schäluuse" (das „Schälesii", vgl. schäluus aus jaloux). Die einfachern ganzen, ebenfalls seitwärts beweglichen Läde" finden ihren Vorgänger noch heute da und dort in dem aufklappbaren und abwärts schließenden Föllbritt oder Fölläde". Recht viele ältere Häuser und Häuschen entbehren

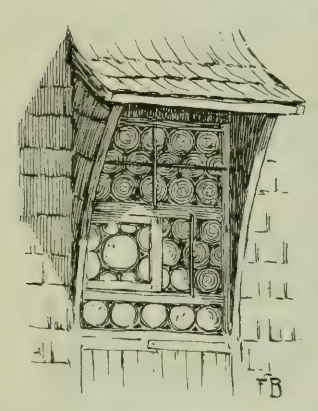


Ebrachers zu Rüschegg. (Fellläde zum Herunterklappen.)

---

[2] Zu einem solchen hinaus ward Paulus zu Damaskus (2. Kor. 11, 33, wo gr. thyris, d. h. Öffnung, steht) in einem Korbe durch die Mauer vor dem Landpfleger geflüchtet. [3] Kluge 132. [4] Götz L. 5.

aber solchen Schutzes völlig, wenn sie nicht durch noch so einfache Umhengleni von innen den Ausfall ersetzen. In den Zeiten der bloß dürftig durchschimmernden Hornscheiben aber, von welchen her die kleinen dreieckigen Füllsel der Quadrate um die alten Butzenscheiben Hụụrnaffe^n[5] genannt werden, war solche Verhüllung wahrlich nicht nötig. Auch das aus der römischen Kaiserzeit herübergeerbte Marienglas war so wenig dämpfungsbedürftig wie das 1512 im Grasburger Schloß zur Verwendung gekommene Wa̩ldglaas („Waldglaß"). Dieses waldgrüne Glas von der Qualität unserer grünen Flaschen bildete zwei Fenster neben fünf ganz nüwen „mit Schyben".[6] „Swarz sô das gelas" (wie das Glas) war im zwölften Jahrhundert ein geläufiges Bild, während „lûter hale als ein glas"[7] auf die noch 1567 bezeugte große Seltenheit des durchsichtigen Glases[8] hinweist. Diese mag in der Folge für unsere Gegend durch eine Glaashütta bei Schönentannen gemindert worden sein, nach welcher sich bis heute ein Heimwesen benennt. Um 1465 errichtete ein Glaser (d. h. Glasbläser) Cuntzman eine Glashütte an der Gibelegg.[9] Schon 1381 gab es eine Glashütte im Grasburgischen.[10]

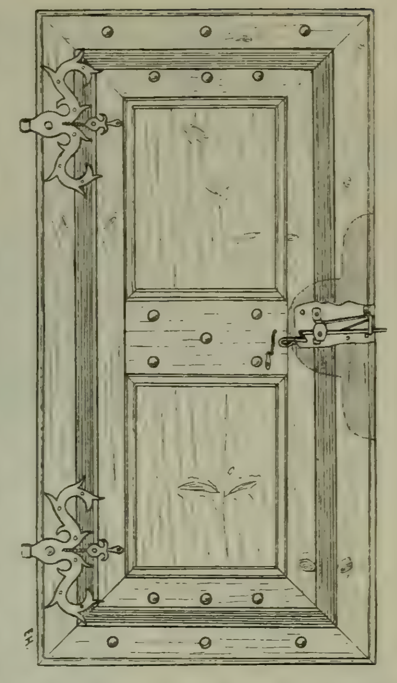


Überdachtes Fensterchen.
(Im Dürrenboden.)

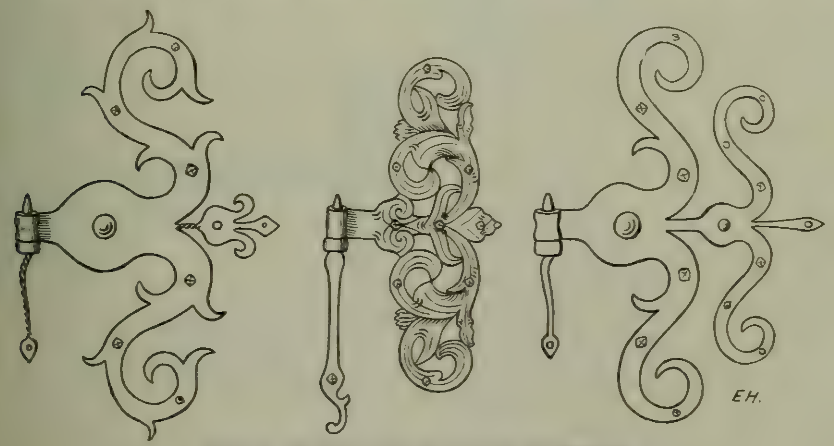
Erst solch einigermaßen lụ̈terš Glas gab nach obiger Notiz von 1512 die Schịbi, d. h. die runden Scheiben, Butzenscheiben der ersten Fenster nach heutigem Sinne ab. Denn Schịba gehört zum alten Verbum schîben scheip schiben geschiben i. S. v. rollen, wälzen[11] und bedeutete Scheibe, aber auch Rad, sowie Walze und Rolle, auch Kugel und speziell die zum schîben („schieben") der Kegel gebrauchte Chĕge̩lchrụgla. Im Grund ist also jede Scheibe eine Rundschịba. Dies vergessend, unterschied man doch solche ausdrücklich von den viereckigen Scheiben der modernen Fenster. Gleich jenen setzen sich auch diese ursprünglich zu Blịịpfeistere^n zusammen und weisen das Schiebfensterchen auf: das Lụ̈ụ̈fferli oder Lụ̈ụ̈fterli, nach welchem sie als Lụ̈ụ̈fterlipfeister bezeichnet werden. In den ersten Sprossenfenstern, welche die Bleifenster ablösten, fehlte das Lụ̈ụ̈fferli. Das für die Fassung

---

[5] Der Aff als neckischer Kobold oder Zwerg (schwz. Id. 1, 101) in dieser Bezeichnung wird namentlich durch die verhältnismäßig großen Rundscheiben veranschaulicht, welche unsere Abbildung hier aufzeigt. [6] Z 12. [7] Parzival 566, 13. [8] Götz L. 4. [9] StAF. [10] Burri 240. [11] Mhd. WB. 2, 2, 95 ff.; Graff 6, 407.

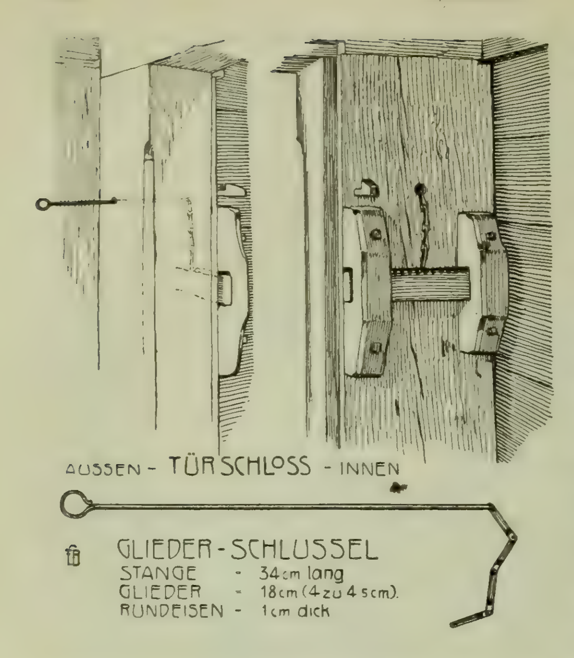

Stubestüür mit Falla als Schloß; g'schmidet Spangi. (Von innen.)

der Scheiben nötige Pfeisterblii kann man noch heute für Reparaturen in Sangern (zu Rüschegg) laⁿ ziehⁿ. Die ersten viereckigen Scheiben sind in den kleinen Bliipfeistereⁿ mit den Schiebfensterchen zu sehen, wie z. B. die Häuser der Brandela sie jedem spazierenden Kurgast als ein Stück Idylle zukehren. Diesem haftet allerdings, wie erst recht der voraufgehenden Poesie der Butzenscheiben, ein gewaltiger Übelstand an: Die Fenster waren oder sind iiⁿgnäglet und gestatten bloß mittelst des Lüüfferli oder Lüüfterli (eben des Schiebfensterchens) eine kärgliche Lüftung. Dieses „Einnageln" hat sich freilich vor dem neuern Flügelbau der Fenster als sehr notwendig erwiesen. Findet sich doch in der Grasburgrechnung von 1486 der Posten eingetragen: „Hatt vns ein groser wind vs geworffen 2 glas pfenster, kosten wider zu machen 33 ß."[12] Auch anderswie muß der Guggisberger Glaser mit dem Klima rechnen. So werden die Scheiben nicht eingekittet, sondern iiⁿg'nuetet; alle



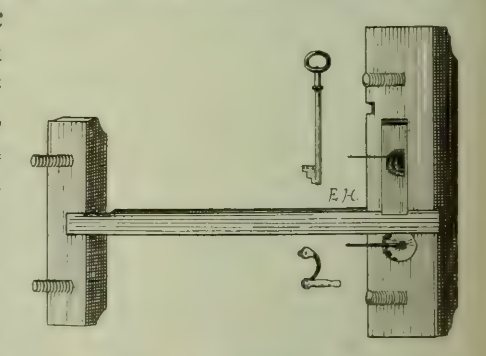
Driier Gattig Stubestüürb'schlecht.

[12] Z. 86.



Fenster, auch die neuen Flügel, sind Nuetpfeister. Der Chitt (Kitt, noch 1790: Kütt)[13] würde im kalten Winter gefrieren und abbröckeln; oder Vögel kämen, ihn wegzupicken, weil sie ihn trefflich zum Nestbau brauchen können. Auch könnte der anpeitschende Sturm die Scheiben knicken, wenn nicht die Nuten ihnen einen kleinen Spielraum zum Nachgeben schafften. Dankbar für solches Verständnis liefern sie zum langgezogenen Heulen und Brausen des Windes mit Trommelwirbel und Kastagnettenspiel die vermißte rhythmische Gliederung. Auch die starken Rahmi (Rahmen) und B'schlachti (die B'schlacht: das Beschläge) rechnen „mit Sturmgebraus und Wogendrang" der Gebirgsatmosphäre.

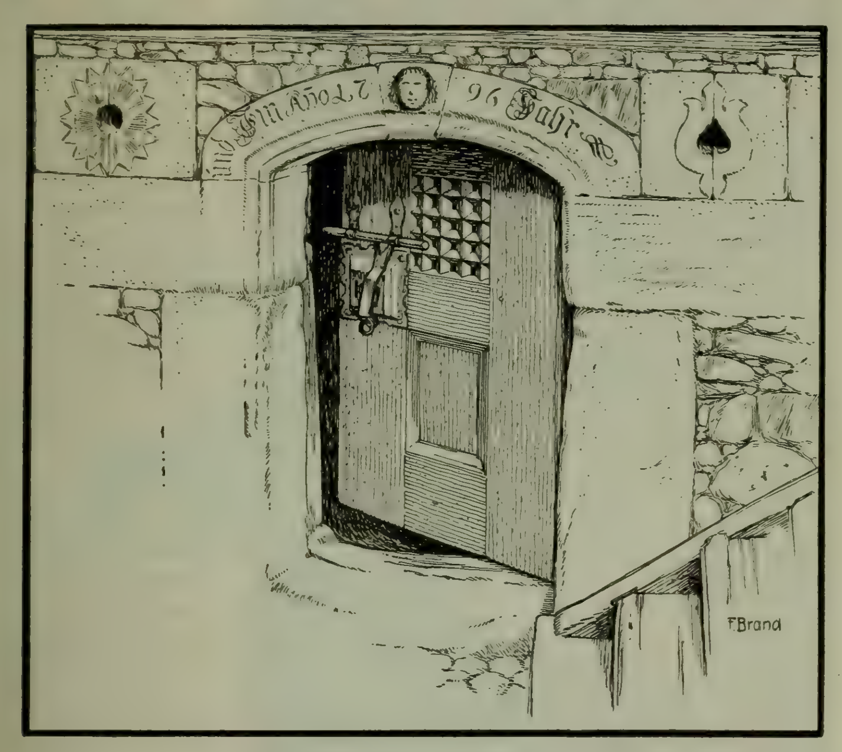
Eine der plötzlichen Katastrophen dieser Art überfällt auch uns, und ein bischen Geborgenheit im Hause wäre uns erwünscht. Zum Glück gewahren wir, daß wir weder draußen anzuklopfen, noch etwa nach Nachtbubenart z'pfeistere^n nötig haben, damit man uns e̥s Ụụftụ̈ụ̈feli machi. Denn soeben ist die Haustüre tụffe^n choo^n; jemand kam, sie z'dụụffe^n. (Dieses tụffe^n ist mit Nennform und als Verbum finitum noch ganz lebendig erhalten; das doch zugrunde liegende Mittelwort tụffe^n oder toffe^n dagegen, welches[14] aus Fügungen



Doppeltes **Spiherschloos; Merlen-** oder **Fallbrittschloos.**
Unter dem Schlüssel: der **Liirer.**

[13] Gemäß mhd. küt, küte, ahd. kuti, quiti, urverwandt mit „gvĕtûmen", lat. bitûmen (Erdpech). Kluge 244. [14] Ähnlich wie dier = ihr aus der Fügung „wiit ier", „wollt ihr" u. dgl.

wie „d'Tụ̈ụ̈r is=t offeⁿ", mechanisiert ist, lebt bloß noch im Seeland gleichberechtigt neben „duụffeⁿ" fort, während es im Guggisbergischen am Veralten ist.) Wir dürfen als Fremder solche Gastlichkeit schon etwas hoch anschlagen. Denn, wie wir unnᵈer d's Tụ̈ụ̈rg'rịịs treten und die Schwöḷḷa überschreiten, belehrt uns ein Blick auf die alte Schließ=vorrichtung, welche das moderne Schloos ersetzt, daß man uns auf



Vom Saalebüfig.

sehr unzweideutige Weise ụ̈sa z'b'schließeⁿ im stande wäre. Der innen vorschiebbare Riegel ist zwar nur ein (allerdings starker) hölzerner Fụ̈ụ̈r=schụtz. Allein er zeigt, wenn nicht einfach einen vorspringenden Eisennagel, eine Reihe eingeschnittener Rillen. In eine ganz bestimmte derselben gilt es nun, das letzte Glied des durch das Pfostenloch bis zu einem kaum sichtbar eingeritzten Zeichen vorsorglich eingeschobenen Glịdlischlusseḷ einzusenken, um durch eine schwache Links= oder Rechtsdrehung den Riegel zurück= oder vorzuschieben. Ebenso gründlich lassen sich Speicher, wie z. B. der an der Matten mit dem Haaggeⁿschlusseḷ sichern. Ebenfalls alt ist sowohl das Faḷḷbrittlischloos oder Merleⁿschloos, die

Merla mit Liirer, als das „malen"- oder „maletschloß" (1557, 1564). Zum Anfassen der schweren Speichertüren dienen die soliden „Thürschlenggen" (1822): d'Schlenggi. Auch irgend ein Töri (Mehrzahl: Töreni), z. B. ein Luube"töri, oder die im Winter angebrachte usseri Tüür des Stalles ist etwa mit solchem Handgriff versehen. Dagegen führt zu ältern Wohnteilen wie zu alten und neuen Ställen die wagrecht halbierte (innere) Türe. Nur die unnderi Tüür bleibt regelmäßig zue, wenn man Grund hat, sich Anmeldungskarten freilaufender Tiere zu verbitten. Diesen kann es allerdings einfallen, behufs Überfliegens sich des Stüehli (Bänkleins) zu bemächtigen, welches dem seitlichen Vorsprung des Wohnteils über das Scheuerwerk entlang läuft und diesen Vorsprung dem Sitzenden als Rückenlehne neben einem Türpfosten als Armlehne anweist. Dieses überaus heimelige Stüehli ist noch ein echteres und obendrein praktischeres Wahrzeichen des Guggisberger Hauses als der G'läckchaste" vor der Stallwand. Auch dieser kann gelegentlich zum Sitzen einladen, wenn nicht provisorisch hier verbrachte Geräte es hindern. Allein zum



Af em Stüehli vor der Haustüre schneidert ohne Brille der 84jährige **Joh. Weißenbach.**

traulichen d o o r f e" an kühlem Sommerabend und sonnigem Wintermittag unter gemütlich schmauchenden Männern und gemächlich das Gemüse rüstenden Frauen und Töchtern gibt es schwerlich ein geeigneteres Plätzchen als jenen Vorhof zum Heiligen und Allerheiligsten der Wohn- und Hinterstube.



Bi Fraueler Löözishuus (Rüschegg).

Im Hause.

Feuer und Licht.

Wie gerne möchten wir auf jenem Bänklein vor der Haustür verweilen! Doch der äußere Drang des Wetters und der innere des Berufs treiben uns ihi. Noch ein Blick nach dem Chäḷḷer, und wir treten ins Haus. J^n d's Hụụs: das war in älterer Sprache doppeldeutig. Es konnte nämlich verstanden werden als „in die Küche“. Chuchchi ist eben, gleich wie chochche^n, ein vor dem 5. christlichen Jahrhundert dem Spätrömischen entlehntes Wort.[1] Das bodenständige Deutsch nannte den vormals von der Küche eingenommenen Hauptraum der Hütte und des Hauses selber „Haus“. Man ging aus der Stube i^n d's Huus ụsi.[2] Erst das mit vervollkommnetem Ausbau wachsende Bedürfnis nach Eindeutigkeit ließ den Herdraum näher als Fụ̈ụ̈rhụụs bezeichnen. Auf den Vorrang desselben vor den übrigen Hausteilen deutet aber noch die Bezeichnung der Wohnstätte als „Feuerstätte“, 1795: „Feuerstadt“,[3] wie ja auch ịịge^{n}ts Fụ̈ụ̈r und Liecht als Charakteristikum eigenen Haushalts gilt. Ebenso ist sorgfältiger Umgang mit Fụ̈ụ̈r und Liecht eine stets neu und schärfer geforderte Hauptgarantie der Wohnsicherheit, welche zudem durch polizeilich organisierte Fụ̈ụ̈rwehr in jeder Ortschaft gemehrt wird. Fụ̈ụ̈rg'schauer, welche de^n Chuchchene^n naa^{ch} trappe^n und um der Zuverlässigkeit dieses Dienstes willen im 15. Jahrhundert auch als Beobachter der Bettler,[4] sowie im 16. als solche der Bibelverächter[5] amtieren mußten, sorgen für Verhütung von Schadenfeuer. Seine Bekämpfung übernimmt die Löschmannschaft mittelst Fụ̈ụ̈rlụ̈ụ̈ssere^n mit Fụ̈ụ̈rhöörndlene^n, Fụ̈ụ̈rspriẓa (eine solche von Schenk in Worblaufen kostete 1826

---

[1] Das an culina getauschte coquina (noch später cocina, cucina, cuisine) wurde ahd. chùchina (Kluge 269), Chuchchi (schwz. Jd. 3, 129 f.), Kuchi (1670); so auch wurde aus coquère (cuocere, cuire) ahd. chochôn. [2] Vgl. Gw. 431. 460. [3] SB. S 73. [4] Geis. 23. [5] Lf. 608.

76 Duplonen),[6] Füürjimer (einen Eimer mußte früher jeder Haushalt vorweisen),[7] Füürwijer, Füürliitera, Füürhaaggeⁿ.[8]

Der Brandmiister sucht als Feuerwehrkommandant „kläglichen und leidigen Feüwrsbrünsten“ (1743) Einhalt zu tun, wie denen in Stößen und Gambach (1744),[9] Grubenscheuer (21. August 1848), Brandelen (29. Okt. 1848),[10] Bühl (1878, verursacht durch Rauchen im Tenn), Faal (1882), Guggersbach (1897),[11] Ryffenmatt (1898: Schmiede und Wohnhaus, bei sehr gefährlichem Wind),[12] Gfell (1898),[13] Pfadscheuer (1903: ein vom Schlag Gelähmter wollte mit Petrol anfeuern),[14] Schwendi (am 10. August 1906 verbrannten 9 Häuser), Plaffeyen mit Büel (am 31. Mai 1906 verbrannte fast das ganze Doppeldorf). Wie es aber bei entlegenen Örtlichkeiten mit hölzernen Häusern zu ergehen pflegt, wurde das Feuer erst g'löscheⁿ („gelöschen“: 1711) oder ist das Feuer erst verlöscheⁿ (erloschen), nachdem die Häuser siⁿ verbrönnt gsiiⁿ (unterbernisch: „verbrunneⁿ“, 1570: verbrunnen, 1660: abgebrunnen, 1634: zu Staub und Äschen verbrunnen, 1732: in die Äschen gelegt), z'Bödeⁿ bbrönnt, niderbbrönnt.[15] Es ist ja z'Bödeⁿ! könnte die Abwehr weiterer Löschversuche heißen, wenn nicht die Tücke des Feuers die lange Brandwacht nötig machte. Es bräntet (brenzelt) nur noch, und schließlich mottet's bloß. Allein es bedarf der kleinsten frischen Nahrung und des leisesten Windes, so sprätzlet's (knisterts) an ungeahnter Stelle neu auf, wie wenn ein Reisighaufen aangiit (in Brand gerät), oder wenn einer Strou aanzüntet,[16] was man, weil Unglück bringend, ja unterlassen soll!

„Des Feuers Macht“ sowohl hervorrufen, als sie bezähmen, bewachen, mit einem Wort d's Füür regiereⁿ ist eine Kunst, die gelernt sein will. Schon das füüreⁿ oder aanfüüreⁿ im Herd het eⁿ Näsa, und ebenso das iiⁿfüüreⁿ im Heizofen, ohne daß dieser füürega (überheiß) wird, d's Ofeⁿtőri füürzüntroot und d'Lűt iⁿ

---

[6] ABS. 3, 82. [7] Vgl. Baumg. 29 (1819). [8] Gerichtsstatthalter und Gemeinderäte sollen laut Weisung des Oberamtmanns Pfander vom 31. Okt. 1827 für Feuerwehrorganisation sorgen. (Moos.) Näheres über solche: Lf. 302; Gw. 461. [9] SB. L 347 ff. [10] Chr. 54. [11] Chr. 89. [12] Chr. 90. [13] Chr. 91. [14] Chr. 99. [15] Bemerke die gegensätzliche Partizipialformation von „löschen“ und „brennen“: lische, lasch, lâschen, geloschen neben leschen, und brinne, bran, brunnen, gebrunnen neben brennen. [16] Auch hier gab es eine neutrale und transitive Doppelform: got. tundnan und intundnan (in Brand geraten), ahd. zundên (glühen), mhd. „zinde“ (zinne), „zant“, zunden (leuchten) neben got. tandjan, gatandjan, intandjan (anzünden), ahd. „zuntjan“, zunten, mhd. zünten und zünden (in Brand setzen). Wie das Baslerische nur noch „zinde, aazinde“ in transitivem Sinne braucht, so vereinigt es transitive Bedeutung mit starker (also im Grund neutraler) Partizipialform in „zunde, aazunde“.

der Stụba fụ̈ụ̈rtụụb. Wie bequemt man sich z. B. der trockenen und der in Feuchtigkeit umschlagenden Witterung an, bei welcher d'Pfanna fụ̈ụ̈ret (an der Außenfläche flämmelt, mőderet,[17] so daß „es chrieget")! Wie groß war erst die Kunst des Feueranmachens in der Urzeit, da man als Fụ̈ụ̈rrustig einzig und allein das harte und das weiche Holz zum „Anke^n milchbohre^n" oder für der Dụ̈ppe̩l z'böre^n zur Hand hatte! In einer Drastik, der aber eine den Nachdenkenden überraschende Gedankentiefe innewohnt, heißt diese Feuererzeugung durch bohrendes Reiben gut guggisbergisch der Tụ̈ụ̈fe̩l hịịle^n.[18] Die einstige Heilighaltung des Feuers als allerersten Kulturguts spricht sich noch jetzt aus in seinem Schutz vor Verunreinigung z. B. durch Leichen: nichts was mit ihrer Bestattung zu tun hat, darf ins Feuer gelangen (vgl. S. 267), und selbst die zum Leichenbegängnis angezogenen Schueh darf ma^n nid uber ^dem Fụ̈ụ̈r sa̩lbe^n. Auch ist mit diesem haushälterisch umzugehen: Wär für nụ̈ụ̈t Wasser chochet, laat d's Glück us ^dem Hụụs.[18a] — Wie handlich nun das Zündhö̩lzli und das Spe̩e̩ndli (Spänchen), an dessen Flämmchen röösti Schịter rasch ụụflä̩lle^n (züngeln, wie auch der Hund tut), ụụfla̋dere^n, la̋dere^n, fla̋dere^n (wie auch der mit Geld Großtuende 's laat fla̋dere^n), daß es sprä̩tzlet u^nd chra̋slet wie va dür^rem Chrịịs (Fichtenreisig)! Auch wer im Vertun von Geld 's nöbe̩l gi^bt, laat's chra̋sle^n. Hinwieder erklärt ein nach langem Widerstand zu einem Prozeß Gezwungener: He nu^n, su wịị^n mer's jitz la^n chra̋sle^n! Toppi (feuchte) Scheiter dagegen pfụụse^n wi Öpfle^n im Fụ̈ụ̈r und cho̩lbe^n: bilden gleichsam ausgebrannte Kolben wie die Gest („Gäste") am Docht der Kerze. Ganzi We̩lbena (die We̩lbi: Rauchwolke) steigen empor und verbreiten sich wi n e^n böösi Bróschụ̈ụ̈ra (übles Gerücht).[19] Es muttet wie i^n me̩ne^n Mụtthụụffe^n. D's Fụ̈ụ̈r erlöschet und ergịịt (geht aus), und d'Gluet erstickt.[20]

Mehr und mehr ziehen sich daher bis hier hinauf die im kleinen Haushalt so bequemen Apparate für Betroo̩l und Brönngịịst. Wie, wenn erst einmal auch im Gebirge die ihm entstammten „weißen Kohlen" der Gletschermagazine und deren Abflüsse das elektrische Kochen ermöglichen! Ja einst mag es dazu kommen, daß d's Wasser brönnt.

---

[17] Gw. 116. 154. [18] Dieses Entmannen, also Entkräften des Teufels ist eine grotesk heruntersetzende Variante des schönen hellenischen Gedankens, daß der „vorwärts denkende" Prometheus das Feuer (in einem Pfriemstengel, ferula, dessen Mark das Feuer lange glimmend erhält) dem Himmel entwendet und den Menschen gebracht — und mit diesem mächtigsten Kulturhebel die gähnende Kluft zwischen Göttern und Menschen überbrückt habe. [18a] Vgl. Gw. 460. [19] Aus dem Ton eines überall hin verbreiteten Pamphlets aufgeschnappte Deutung. [20] „Das Feuer erstecken" (1791): gut bewahrtes Faktitiv.

Einstweilen müssen es noch Scheiter und Klötze tun, wobei es allerdings oft genug hapert. Uⁿbrönnigs Holz ruuchnet, das³ es nid chaⁿⁿ verruuchneⁿ (zu rauchen aufhören), und daß schlecht gedeckte Milch, welche beim Sieden Rauch einsaugt, widerlich ruuhelet. Hat zudem ein Maurer, der seine zweifelhafte Kunst sogar an einem treejteⁿ Chőmi (gewundenen Kamin) versuchte, d's Chőmi schlächt g'setzt und die Chőmifolla (den Rauchfang) verfehlt, dann muß die schwarzi Wisita: der Chőmifäger in kürzerer als vierteljährlicher Tuur ga d's Chőmi rueßeⁿ. Früher, z. B. um 1593, geschah dies im Schwarzenburger Schloß alle Halbjahre. Da bezahlte man „dem Khemifäger dz khemyn zwüren (zwüreⁿ) zefägen für Spys und lohn 3 ℔ 10 β". Das bezieht sich indes bloß auf steinerne Kamine. In dem sehr weiten und damit freilich auch sehr kalten holzigeⁿ Chőmi (Mehrzahl Chőmeni), dessen über das Dach emporragendes Ende einen abhöltigeⁿ Chőmitechchel trägt, welcher mittelst der hölzernen Chőmistanga von der Küche aus sich öffnen und schließen läßt, wird der Ruß mit Leichtigkeit eigenhändig ahig'wüscht. Überdies ist in alten Häusern mit solchen Rauchfängen der Ruuch eine ungern entbehrte Beigabe der Feuerung. Zunächst betrachtet man so ein Rüüchli, das zur Essenszeit aus dem Kamin eines Einsiedlers emporsteigt, als sein Lebenszeichen. Weⁿ es nid ruuchnet, dafür aber d'Chüeh oder d'Giiß brüeleⁿ, deⁿⁿ giit maⁿ deⁿⁿ gaⁿ ggugge ⁿ! In erste Linie kommt jedoch der eigene Haushalt mit seinem Bedarf für den langen Winter. „Chämitüüfel" nennt der Zürcher Oberländer die Rauchwurst; und schwarz wie d'Chüchitili, der Füürsoller, die alte „Asnie"[21] oder „Asnit" (1625)[22] ist das g'rüükt Fliisch, sowie der Inhalt des Späckchämmerli. So hieß früher eine eigene Abteilung der Ruuchchuchchi; nun ist es ungefähr sow. Speisekämmerchen. Man sagt jedoch immer noch von zwei in Tun und Denken uneinig Gewordenen, sie higi der Späck nid im gliiheⁿ Chämmerli. Eine andere Art der Konservierung von Fleisch, so daß dieses nit schwarz uberschosseⁿ chunnt, wird im Sollerchőmi zu Mittlisried praktiziert. Da soll d's Fliisch g'friereⁿ uⁿᵈ chunnt wi g'chüechlet so appetitlich frisch.

Gekocht wird, schon behufs Holzersparnis, nun auch in allerältesten Hütten auf neuer eiserner Chunst. Doch gibt es noch viele sandig Chunsti (aus Sandstein). Neben der „Kunst" thront im Bauernhaus

[21] Lf. 224 f.; Gw. 417; schwz. Id. 1, 504—6 unter „Asen". [22] SB. C 254: Ein Dieb ist einem Wirt vff die Asnit gestiegen und hat ein Bachen (S. 184) Fleisch veruntrüwen wollen, wurde aber verjagt.

auf eigenem Herd der Sŭʷhäfeⁿ. Es ist aber interessant zu sehen, wie in manch einer alten Küche die neuern Einrichtungen mit denen der alten ins Tal verpflanzten Küherhütten gleichsam um den Platz kämpfen. So im Feld. Die Hẹẹli[23] ist zwar in die Rumpelkammer verwiesen; sie trägt anderwärts etwa noch das Bụụchchessi (zum Bäuchen der Wäsche, das zürcherische „Tollenchessi"),[24] bestimmt zum Hängen über der Fụụrgrueba.[25] Diese aber ist im Feld noch vorhanden, ebenso in Spuren der Chessitụụrn oder Tụụrner (vgl. S. 168). — Wie einst der alte steinerne Feuerherd das „Haus" vertrat und das Heim versinnbildlichte, zeigt noch die Redensart von einem Taufpaten Suchenden, der sich nicht über den Kreis seiner Verwandten und nächst Bekannten hinaus wagt: är fehrt um d'Fŭ̈rblatta umha.

Die Feuergrube ersetzte zu den Zeiten ihres Gebrauchs auch im Talheim den Ofen, d. h. den sandsteinernen, darum durch den Maurer, nicht etwa durch den Hafner (Dräckbeck) erstellten Stụbenöfeⁿ. Denn in älterer Sprache konnte das Wort auch das Ofenhaus bezeichnen; so lag 1533 der Garten eines Heimwesens „hinter dem offen". Wie ganz anders klingt heute solches hinnᵈer ᵈem Ofeⁿ! Man nennt nämlich d's Hinnᵈer=ᵈem=Ofeⁿ den schmalen, einem Menschen Zutritt gewährenden Raum zwischen der Feuerwand der Stube und dem der Länge nach in diesen hinausragenden Aufbau. Dieser letztere ist der eigentliche Ofeⁿ (mit dem Ofeⁿggụ̈ggeli, cachet) oder, im Gegensatze zur Ofeⁿblatta (dem „Ofeⁿtritt", der Sitzplatte) als seinem Vorder= und Unterteil, der óber Ofeⁿ, ab welchem einen ahi z'flŭ̈dereⁿ schon ein bedenkliches Unterfangen wäre. Was dagegen der Emmentaler Ofeⁿtritt nennt, das ist dem Guggisberger die zum Sitzen eingerichtete niedrige Stufe hinter dem Ofen. Er heißt auch Ofeⁿsitz. Wer freilich heute öfnet (einen Ofen baut) oder ŏ̈fnet (mehrere Öfen errichtet),[26] tut es nunmehr nach dem im flachländischen Bauernhaus gebräuchlichen Stil. Nur eins ließ sich auch bei dieser Bauart der Guggisberger zur Zeit eines Blatteⁿ Christị (Christian Nydegger, † 1891, Neffe des später erwähnten Lehrers zu Tännlenen) nicht nehmen: die eigenartige Ofenmalerei. Dieser auf der Blatten zu Rüschegg heimische Mann, von dem die noch gegenwärtige Bemalung der Guggisberger Kirche herrührt, war eine jener unscheinbaren Gestalten mit langsamer Intelligenz, die dem oberflächlichen Beurteiler für halbdumm gelten, bei verständigem Gewähren=

---

[23] Hääli: Gw. 417. [24] Z Obld. 23; schwz. Jd. 3, 520. [25] Vgl. schwz. Jd. 1, 112 unter „Tol=Ofen". [26] Bemerke die singuläre Verbalbildung aus einer Mehrzahlform.



Matten Änni (Dürrenmatt).

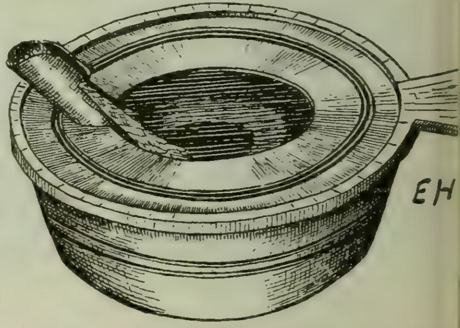


D's erst Petrolium=Ampeli.
(1/4 nat. Größe.)

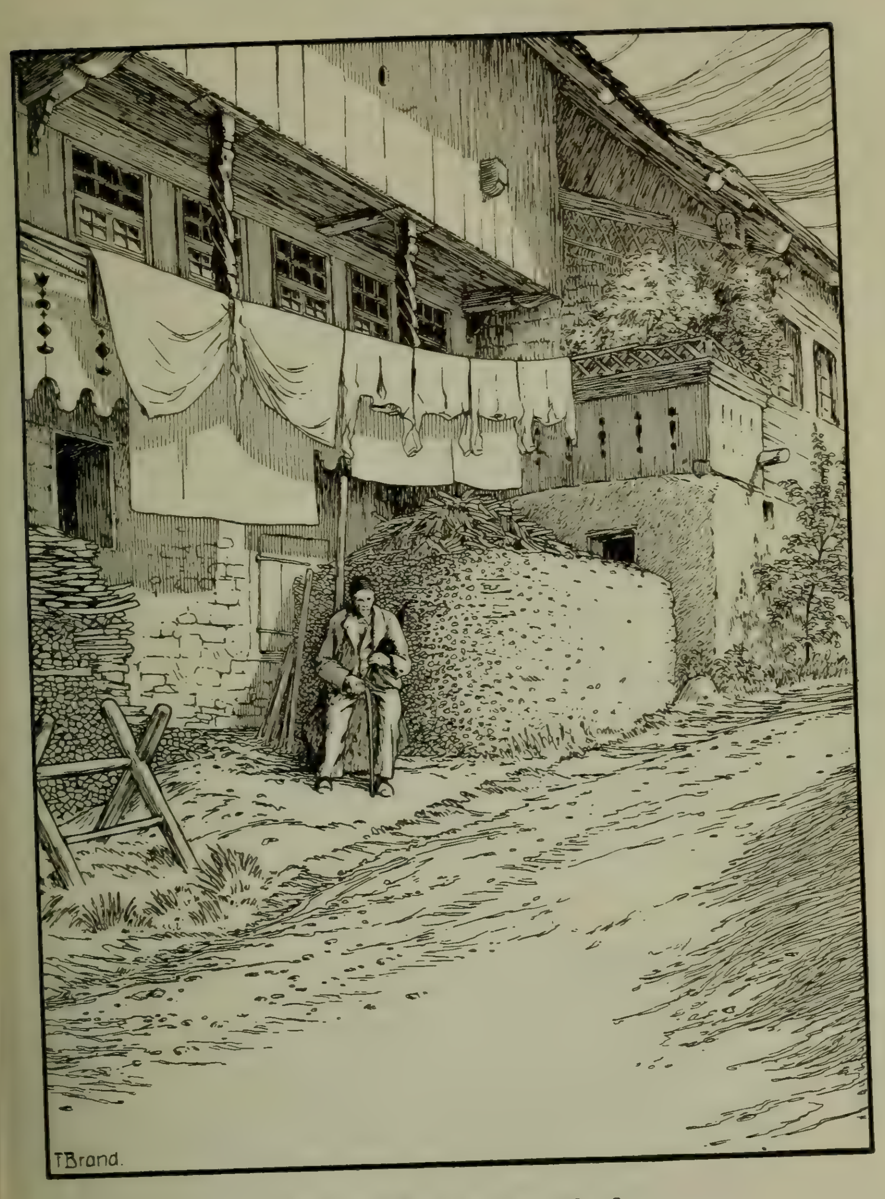
lassen aber große Selbständigkeit beweisen. Er fertigte sich u. a. selber eine Faarbmüli an. An Christian Burri, vulgo Schöne"buehe"hittel, hatte er einen Lehrbueb und Nachfolger. Die Ofenzierden der beiden Maldilettanten beanspruchen begreiflich keine Stellung in der Kunstgeschichte. Genug, daß die Bauernfamilien die Malereien schön finden und manch ein Hausvater um ihretwillen einen Abend mehr den Seinigen widmet, auch manch ein Mütterchen es mit dem so häufig aufgemalten Hüschatzli hält und die schlichte Einladung befolgt:

Komm, wärme dich bei mir!
Ich, Ofen, gönn es Dir.

Eine noch so geschickt versuchte Photographie der S. 366 genannten Küche gelang trotz Magnesiumlicht keineswegs. So fiister sah es überhaupt in den alten Küchen aus. Mit dem Talg ordinärer Kerzen gleichwertig war das aus Üüslitt bestehende Schmutzööl, das im eisernen Schmutzöölampeli brannte. Dem ehrige" (ehernen) Tägeli ähnlich, aber größer als dieses, hieß es (in Erinnerung an den großköpfigen Kater oder Burre") der Ampeliburre". Der Docht: der Tähe" oder das Täheli, nach welchem auch ein Hausierer geheißen zu haben scheint, forderte mit seinem Abbrennen ein beständiges nähistoße", was ebenso langweilig und verdrießlich werden konnte, wie das beständige Überwachen und Mahnen eines beschränkten, unanstelligen Weibsbildes, welches ebenfalls Tähe", Täheli gescholten wird. Immerhin war das so erzeugte Liecht ein großer Fortschritt gegenüber dem Chienspaan und der gedrehten Fackel: der Torsche (1519) und der Fachchela überhaupt, welche heute bloß noch beim fachchele" durch Kinder (nun auch mit Papierlaternen) z. B. an den Verfassungsfeiern in Brand gesetzt werden. Fachela wird auch ein zu großes Licht geheißen. Ein weiterer großer Fortschritt mußte aber bei dem Überhandnehmen häuslichen Schreibens und Lesens an langen Winterabenden durch nachhaltigeres und ruhigeres Brennen der Tiegelfüllung erzielt



Flachssamen=Ampeli, ehrigs Ampeli, Däge
(Natürliche Größe.)



Bi der Höli im Luubbach.

werden. Das wurde möglich durch Pressung von Flachssamen und Buchecken zu Ööl in den noch um 1828[27] im Schwarzenburger Amt bestehenden drei Öölene": der Thörenööli, derjenigen des Ööler in Brünnbächen (1784) und im Laubbach (S. 369).

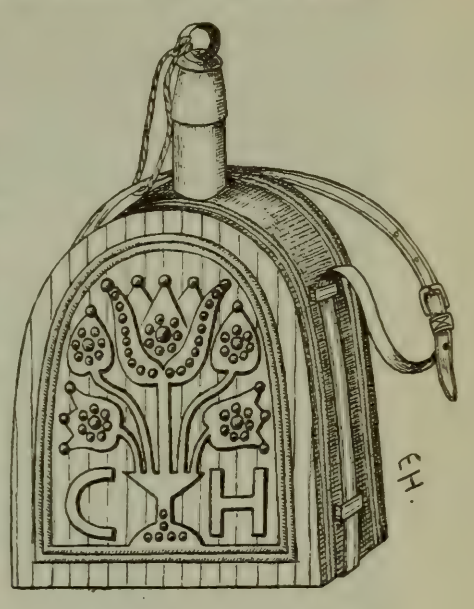
Wie ein Jubel über diese Erfindung sieht sich die S. 371 abgebildete (4—5 Maß, d. i. 6—7½ l haltende) und doch so zierliche Flachssaamme"pinta aus der Wende des 18./19. Jahrhunderts an. Und doch brennt das Flachssaammenööl düster, unter lästigem Rauchen. Das umgekehrt prächtig leuchtende Buechööl aber hielt wenig vor. Man pflanzte daher auch im Schwarzenburgischen Räps, dessen Preßprodukt vorzugsweise den alten Namen Schmutzööl weiter führte. Der erlosch erst mit dem Aufkommen des Petrols und nun seit 1908 mit der Zuleitung des „elektrischen" Lichts aus Hauterive auch in den zentralen Teilen von Rüschegg und von Guggisberg: Dorf, Ryffenmatt, Schwendi und Umgebung. Wie einfach ist nun erst dessen Handhabung! Kein uhistrübe" (aufdrehen) und kein ahistrübe" des Dochts mehr, damit die Lampe nid uhilälli; auch kein abblaase" (ausblasen). Und wie leicht macht sich das üsi zünte" (die letzte Nachschau) nebst dem unnᵈeri mache" (Obenaufkehren frisch gebliebener Einstreu) im Stall vor Schlafengehen! Diese besonders auch wegen Feuersicherheit so äußerst schätzbare Errungenschaft bringt freilich starke Verwöhnung mit sich. Wie, wenn einmal bei Stromstörungen niemmer meh wiis, wi man es Zündhölzli aanzüntet! Wie heute niemand mehr weiß, wi ma" mit dem Schwåbelhölzli hüset. Zu Bärenwart existiert noch heute ein Stubentisch mit einem Grüebli mitten in der Platte. Darin wurden über Nacht glüeijig Chöle" aufbewahrt, damit man im Notfall daran ein Schwåbelhölzli entzünden könne.

In abgelegenern Ortschaften freilich wird man noch lange froh uber diese elementaren Künste sein müssen. Nur noch bildlich zwar ist etwas längst Geplantes scho" lang im Tigel g'sii" und gilt es, einem der Tågel in Egi z'haa", wenn man ihm Widerstand leisten will. Dagegen brennt noch immer gelegentlich, sei's offen, sei's in der Lantäärna oder im Lantäärnlimeiel das Ampeli. Zu einem lästigen Zuschauer sagen wir daher in bewußter Bildlichkeit: du bruuchst mer nüüt z'zünte", iᶜʰ g'seh! Oder: du bist nid e" gaarega Ampelistock! (Das im Schriftdeutschen zum bloßen Intensivadverb abgeflachte „gar" zum Adjektiv geprägt, etwa wie „also", ostschweizerisch áˡso, „en asigeʳ" [ein solcher] aus sich erzeugt.)

---

[27] Öf. Fol. 29 F 13.

Die Orte, welche vom heutigen „elektrischen" (d. h. durch elektrische Kraft in Kohlen- oder Stahlspitzen getriebenen) Licht noch nicht erreicht werden, können sich übrigens d'Hoffnig mache^n, vom Petrol gleich zum wirklichen elektrischen Licht des Ungarn Tisla der Ggump z'näh^n, gleich wie vom Pferdefuhrwerk zur Flugmaschine. Das wird de^{nn} hiiter gää^n — wi di hälli Sunna! Dann braucht man auch keine Kinder mehr fiisterlige^n oder fiisterlige^n i^n d's Bett z'schicke^n: Nid Liecht haa^n! Dir chönntet d's Huus verbrönne^n!



Flachssame(öl)pinta.
(1/4 nat. Größe.)

In der Küche.

Welch ein Unterschied zwischen jener fiistere^n Chuchi alten Stils (S. 366) und der hellen, geräumigen, saubern Küche neuerer Bauart! Daß diese zugleich als heimeliges und behagliches Speisezimmer dient, damit ein Reinhalten der Stuben erleichtert und auch sonst der Hausfrau eine Masse Arbeit abnimmt, versteht sich von selbst. Bei alledem vermehrt die Küche, selbst wo sie der Hausanlage zufolge zugleich als Gang dienen und den Eintritt in die Stuben vermitteln muß, das Haus um ein wirkliches eigenes Gehalt, ein „appartement" im Vollsinn dieses Wortes. Das müßte drum ein verächtliches Weibsbild sein, das nicht mit heller Freude in solchem Raum schaltete und waltete! Da wird ja der Herd: der („Kunstherd") oder die Chunst, wie er heißt, zum Laboratorium, an welchem die richtig geschulte eben nicht unsicher und unkundig an Speisen und Geräten umha laboriert, sondern ihre besten und gediegensten Kenntnisse „an Mann bringt". Der Chuchchitisch gestaltet sich zu einer permanenten Ausstellung appetitlicher Aufstellungen, und der Chuchischaft ist in seinem offenen Oberteil, im Obenihi oder Obe^{n}näha ein (freiburgisches) Buffet, das sich kühn dem emmentalischen „Puffert"[1] zur Seite stellen dürfte Es lohnt sich also für unsere Zwecke sehr wohl, daß wir die zu er-

[1] Lf. 356.

wartenden Urteile über uns ergehen lassen und uns eine Stunde lang als Chuchimutz verdingen, um mit den Händen auch Ohren und Augen in diskrete Tätigkeit zu setzen. Wir verbringen aber die erste Lehrzeit in einer alten Küche, um uns später der Fortschritte der neuern umso mehr zu freuen.

Wir lassen uns, wie es einem Anfänger geziemt, zu allernächst den Ggäscher in die Hand geben: Du cha^{nn}st da das Pfanneli wäsche^{n}! Der Ggäscher ist der Schachtelhalm- oder Reiswurzelbündel als Scheuerwisch, der unterbernische „Pfanne^{n}r̥ibe̥l“, der oberländische „Wi̥i̥rzlifäger“.[2] Wir greifen zu und an. Mit der zielstrebigen Energie eines Mannes, auf dessen Tun die Jahrhunderte schauen, r̥ible^{n} me̥r; und wo die Köchin einen Speiseansatz: eine Ru̥u̥mmeta oder Schäri^{n} welche es wegzukratzen, zu schäre^{n} gilt, auch gar zu arg aansitze, (an die Pfanne backen) ließ, hantieren wir mit dem Haarnischblätz, dem Harnist in den „großen Bewegungen“ eines Ritters in Eisenrüstung auf der Bühne. Wer weiß, mit wie langem Erfolg! Vielleicht wird beim nächsten stampfe^{n} (zerstoßen) der Suppenkartoffeln ein noch schwerer abwehrbares G'stoor (Bodensatz) sich ansammeln, so daß die feuersteingroßen Stücke aanbbräntet (angebrannt) chöme^{n}. Da bräntelet e̥s (riecht es brenzelig)! e^{n} bräntelega G'schmack erfüllt weit in der Runde die Luft. Das stimmt schon mit der barschen Art unserer Behandlung, womit nicht eine richtige Chöchchi, nicht einmal ein bescheidenes Chöchcheli, sondern bloß ein männlicher oder weiblicher G'chööchi oder G'chöözi Wahrung der Autorität sucht. Möglich, daß unsere Meisterin den fatalen G'schmack, d. i. Geruch, selber gar nicht wahrnimmt. Beide Sinne sind bei ihr schwach entwickelt. Sie ist nicht im stande, zuverlässig z'verschueche^{n} („versuchen“), z'probiere^{n}, z'fecke^{n}, ob nicht das Essen einen Mang[3] oder eine Chust habe: so n e̥s i̥i̥ge^{n}ts Chüstli, en Abchust oder aber e^{n} gueti Chust; ob z. B. d'Suppa chüstegi (schmackhaft) oder ömel aannähmlehi sigi, oder aber fade: e̥s li̥i̥sḁms[4] un^{d} es luems Wäse^{n}. (So gibt es auch einen luema, d. i. matten Blick, und gutherzige, träumerische Menschen ohne Tatkraft sind luem.) Die gezeichnete Person vermag auch nicht zu urteilen, ob eine Speise z'scharpfi (verpfeffert) sigi oder re̥e̥zi (scharf, wie auch das Salz ist, und wie z. B. der Eisenbahnzug scharpf

---

[2] Gw. 285; vgl. „Geschner“ im schwz. Jd. 2, 479. [3] Einen die Kritik der Esser herausfordernden (Gw. 495), also jedenfalls auffälligen Geschmack, der nach vollzogenem „mänglen“ (Gw. 298. 498) Beifall (schwz. Jd. 4, 326) oder Mißfallen (Gw. 58) finden kann. Übertragungen auf den Geruch: Jd. ebd.; vgl. einen „nid möge“ oder „chönne schmöcke“. Vgl. auch „Beigeschmack“. [4] Vgl. „lis“ (leise) im schwz. Jd. 3, 1422.

oder reez gịịt).[5] Einen gegenteilig unangenehmen Geschmack, welcher süeßelet, schaffen der Stockzucker oder dessen Abfallstücke: der Chochzucker (Cassonade), welcher fein zerrieben als Mähl- oder Grieszucker in den Handel kommt. Mit dem Übermaße seiner Süßigkeit mischt sich gern das unappetitliche verchaare^n und vertaargge^n von Früchten, die schön ganz auf den Tisch kommen sollten.

Welche Summe volkstümlicher Wissenschaft und Kunst ließe sich am Herd vereinigen! Man denke nur schon an die mundartlich bezeichneten Abstufungen des Kochens. In dem zum sụ̈ụ̈de^n (choche^n) gebrachten Wasser sotet oder g'schwöḷḷt man ein Ei so und so viel Minuten, je nach dem Grad, in welchem man es linn^b oder hert g'sotte^ns (g'schwöḷḷts) haben will. Nachdem das Wasser ohne Bewegung, aber leise singend g'siedet (g'sụụset) het, kann man es durch weitere Feuerung sa̋dere^n, d. h. zum Blasenwerfen bringen: zum plö̋derle^n oder chöchcherle^n, zum plödere^n, chochche^n. Jitz ist es chochchigs — wie auch ein Mensch, der vor Tụ̈übi oder vor Wuet chochchega chunnt. Das Wasser wirft Wellen, wallt rauschend auf; es brieschet (šš), wie auch ein mächtiger Wassersturz tut. In solchen Wellen chunnt d'Müḷch (steigt auf), we^nn si erwaḷḷet ist, we^nn mạ^n sạ het la^n wöḷḷe^n (erwölle^n) oder sạ het erwöḷḷt (zum Wallen gebracht).[6] Auf Schaumbergen steigen Unreinigkeiten des Siedefleisches



Mösi-Ännis Lina (Zbinden).

[5] Wie reez, rääß, raß (schwz. Id. 6, 1269—80) zu lat. radĕre (kratzen, schaben), verhält sich scharf zu schürfen. [6] Bemerke, wie neutrale und intransitive Fügung ineinander spielen.

wirbelnd empor; d's Fliisch schuumet und fordert auf, es z'verschuumme", womit freilich auch kostbare Nährsalze i" d' Schuumchölla geraten. Ein Spaßvogel erklärte, er habe nicht Zeit, Rede zu stehen; die vom Regen angeschwollene Sense walle auf, är müeßi sa ga" verschuumme".

Wer über Sprachliches nachdenkt, wird den Gegensatz zwischen der Plastik des soeben vorgeführten mundartlichen „sieden" und „wallen", und dem einförmig Starren von „kochen" auffällig finden. Letzteres ist eben bloßes Lehnwort, das den weiten Bedeutungskreis von coquere (und cuire) nicht mitgeerbt hat und auch mit seinem Stammsilbenvokal aus der Analogie der mit Ablaut gebogenen Zeitwörter herausgefallen ist.[7] Ohne Unterschied sagt man daher: es het g'chochet, d's Wasser het g'chochet und: d'Muetter het g'chochet (bereitete die Mahlzeit), sie chochet das und das. In Guggisberg wird auch Ggaffe g'chochet oder, wie im Unterbernischen: „g'macht". Eine witzige Kaffeeliebhaberin macht z'erst es Chacheli Ggaffee, göb füüre". Das voraufgehende Brennen der Bohnen wird, als ob es noch immer auf dem Rost statt in der Pfanne (selten in der Trommel) geschehe, rööste" (vgl. griller) geheißen. Im Wort gemeinsam ist auch der Roost oder die Röösti (S. 382). Der Roost als Geräte selber ist so wenig bekannt, daß das vom Hörensagen oder g'seh" ässe" bekannte roast beef höchstens in spöttischer Umformung als „Roßbiff" dem Volksmund angehört. Auch das als gleichbedeutend genommene brate" (rôtir) oder brägle" kommt — mehr aus Ökonomie als aus Unkenntnis — fast nur beim sehr jungen und überweichen, chindlehe" Kalb- und Zickenfleisch zur Anwendung. „Brennen" hinwieder gelangt zu spezifischer Bedeutung bei der eigenen Art, die Kartoffelsuppe z'schmutzge", indem man sie vor dem Anrichten mit zerlassenem Fett übergießt: d's Schmutziga drüber brönnt. Es ist dabei sorglich zu verhüten, daß das sehr beliebte Gericht etwa nach verbranntem Fett rieche: schmutzeli („schmüürzeli"). Weiter getriebene Kochkünste als die hier angeführten werden in dem auf große Einfachheit angewiesenen Stand des Landmanns bald einmal als güetsele" und brüsele" beurteilt. Leicht heißt es von hinterwärts Geratenen: si hii"'s verbrüselet. Nur an einer währschafte" Chüechlete" zu gegebenen Zeiten macht mit, wär's het u"d's vermaas. — Wie das Kochgeschirr, wird auch das in ihm Verbrachte über das Feuer gestellt: „ób" (emmentalisch) oder úber taa"; es ist úber („oob"), ist bei der Feuergrube, wo man Holz unnderhi"tuet, ób dem Füür, sonst aber uber oder uf dem Füür. Die Er-

[7] Kluge 255; vgl. coquère, coxi, coctum.

fahrung lehrt abmessen, in welchem Quantum beim Einlegen der Speisen: beim übertueⁿ das Wasser zuzugießen sei; jedenfalls nur droob z'sämeⁿ, dasˢ maⁿ's g'seht, wenn es sich um ein Aufquellen (uufgaaⁿ), ein langes Sieden, ein Auslaugen handelt. Das g'schwölleⁿ der Siedekartoffeln dagegen, welche man nicht versöderet liebt, sondern mehlig zerplatzt: versprungeⁿ, uufg'sprungeⁿ, g'spalteⁿ, nur doch nicht versläderet oder verpläderet, muß rasch geschehen.

Zur Kaffeebereitung liefert die Ggaffemüli, deren Gestalt die drollige Übertragung auf gewisse Häuserformen (S. 332), und deren krachend knarrendes Geräusch die fingierte Herkunft vaⁿ Rääriköseⁿ veranlaßt hat, das Ggaffebulver. Über dieses wird das strüdlig Wasser g'schüttet (gegossen), und das zu diesem Behuf eⁿtdeckt (abgedeckte) Gefäß wird schleunig wieder 'teckt. Sitzt d's Bulver oder ist es g'sässeⁿs, so darf ohne Richterli zum iiⁿscheiheⁿ geschritten werden. Gekochte Speisen ihrerseits werden — nach geschickt ausprobiertem Garwerden-lassen im iigeⁿteⁿ Tampf — angerichtet: g'lööst, uusg'lööst, üsa g'lööst, usa g'macht. Auch das Kochgeschirr wird g'lööst oder aber g'leert, wie irgend ein anderer leer zu machender Behälter oder wie ein Ausplauderer, wie vielleicht auch ein das übervolle Herz Ausschüttender der Chropf leert.

Die gesottenen Kartoffeln werden zum sofortigen Verspeisen oder zu anderweitiger Bereitung g'schunteⁿ: der Schinti oder Schinta entledigt. Rohe Kartoffeln und Rüben schälen heißt: sie b'schnideⁿ. Gelbe Rüben werden auch g'schabt und alle diese Gemüse auch g'kannet oder (neu-guggisbergisch) g'rüstet.

Während all dieser Tätigkeiten halten wir verschwiegene Umschau im Küchenbestand.

Auf dem Wasserbouch steht die Wassermälchtera oder der Wassercheffel, kurz: Chessel, dessen eilig unsanfte Berührungen das Zeitwort chěßleⁿ, uuscheßleⁿ sehr verständlich machen. Neben ihm hanget das chupferig oder ziⁿig Gätzi, Wassergätzi, wenn nicht das holzig Gööni.[8] Dem Unterland entlehnt scheint dagegen das Gätzi. „Gätzi" ist jedoch einheimisch für das mit diesem zinnernen Schöpfgerät geschickt hantierende Mädchen, wie Schnädergätzi für das unermüdliche Plappermäulchen. — Neben der Wasserschapfe hängen als Zerkleinerer geschälter Kartoffeln der Härᵇöpfelschibler und der -rapser oder der -trücker. (Dagegen ist der Härᵇöpfeltrücki ein

---

[8] Congius: ein römisches Maß flüssiger Dinge, it. cogno; kam als Alpenwort zu uns (vgl. schwz. Id. 2, 331 und Note 15 hienach).

gewaltiger Esser von Kartoffeln, der deren viele ihitrückt.) Zum Zerstoßen der Kartofleln dient der Stämpfeḷ, zum nudelähnlichen Zerkleinern der Rüben die Raafräffla, für einen später erwähnten Zweck der Trụffele^{n}trachter neben der Zuckerraspla, dem ob seiner figürlichen Bedeutung fast vergessenen wirklicheu Rịibịse^n, dem (Ggaffẹ-) Richterli. Nicht zu vergessen die Suppe^{n}chöḷḷa u. dgl. Auf einem Eckbänkchen stehen Bụtäḷḷi (bouteilles), mit einem Tụsseḷ oder Tụsseli (Pfropfen) vermacht. Moderner freilich sind die Bezeichnungen Fläscha[9] (ṡš) und Zapfe^n, Bandóffeḷzapfe^n.[10] Kaffee oder Branntwein — und zwar starha (d. h. ungemischten) oder chrouha (d. i. durch Zutaten abgeschwächten) — für winterliche Waldarbeit birgt das plattgedrückte Busenfläschchen: die Wäntela (Wanze)[11] oder das Gụseli, wenn es nicht durch einen gewöhnlichen Gguttter, eine Gguttera, ein Gutterli oder Ggütterli ersetzt ist.[12] Ein winziges Ggütti in jener Ecke wird Zitronenöl u. dgl. bergen.

In einer andern Ecke steht, wie verschämt, eine erlächneti Schnäbeḷ-Mäḷchtera. D'Rịiffe^n sị^n lụgg (gelockert); mi mues das G'schir^r frisch binn^{d}e^n und z'g'schwaḷḷe^n tue^n. Frisch gescheuert dagegen präsentieren sich ein Wäschchụ̈beḷ, ein Zụ̈ber[13] und ein Zụ̈berli (vgl. die Zụ̈berleni in der Verragruppe), eine Stann^{d}a und ein Standli (beide hööijer wĕder wịt), eine Sü^w- oder Bụụch-Bụ̈chti (Bottich, S. 110), sowie ein Büchteli (wịter wĕder hööj). Des Guggisbergers gerechten Stolz[14] bilden, besonders blank g'fägt, eine hoḷzegi und eine stụụrzegi Bränta.[15] Das uralte Gerät wird nun mehr und mehr durch den aus der Westschweiz eingedrungenen, zur Käserei gefahrenen Tụtteḷ (verschieden vom Tụ̈lung vgl. S. 378 und vom toulon, dem freiburgischen „Pịdung") ersetzt.

Nun ist es aber hohe Zeit, daß wir wieder die Hände in überwiegende Tätigkeit setzen, um nicht vor der Stunde unserer so nützlichen Anstellung verlustig zu gehen. In dem allzeit bereitstehenden Ante^{n}chụ̈bli[16]

---

[9] Beachte den Vordergaumenumlaut des a vor ṡš (wie vor i): Fläscha, Täscha, Äscha, wäsche. [10] Aus neugriech. pantóphellos („Ganzkork"). Kluge 340. [11] Kurzformen aus wantlûs. (Kluge 483.) [12] Das guttur (Kehle, Vogelkropf), fz. goître (Körting 376) und ahd. gutter (Graff 4, 176) sow. Kropf, bedeutet schweizerisch (Id. 2, 533) die zunächst beinahe kugelförmige Glasflasche. Mhd. (WB. 1, 594) das guttrël war überhaupt das gläserne Gefäß. Für „die Guttera" geht Stalders Id. 1, 489 auf ml. guttarium zurück. [13] Neben „Zuber", mit i-Umlaut aus zwi-bar („zweitragig", neben ein-bar, Eimer). [14] JG. Käs. 120. [15] Aus der Lombardie (vgl. ital. brenta, Weinfaß) als Winzerwort über die Alpen gekommen und dort Küherausdruck geworden. Schwz. Id. 5, 757; die Wortfamilie: 753—760. [16] Die römischen antae waren die vorn (ante) am Gebäude zu beiden Seiten der Tür in die Höhe ragenden Pfeiler. Die fz. ante ist 1. ein vorsprin-

T.BRAND.

Theehäfeli
(Heimberg)

Zÿÿggen-Chrüeg
(Heimberg)

R.H.& Co

Friburger- oder Plaffeyer- oder Hüdel-Chachcheleni
(weil Guggisbergerfrauen sie an Plaffeyermärkten gegen angesammelte Lumpen eintauschen); wegen ihrer Bemalung auch Landcharten-Chachcheleni.
Höhe 8 cm. Durchmesser 11 cm.

Zÿÿggen-Chachcheli

Buchdr. Büchler & Co., Bern.

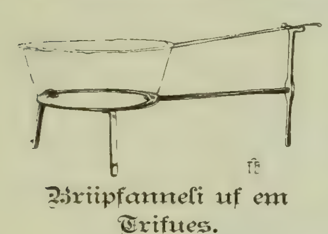
wäscheⁿ mer d'Henn^d, trocknen sie wenn möglich am Wüschhüdel oder Handlumpeⁿ und lassen uns jetzt zum Abwäschbouch kommandieren. Schüttstiin (évier) ist noch keiner da; bloß eine Ablaufrinne für das Wäschwasser gräbt sich (wie in der Wahlenhaushütte) knapp über dem Boden durch die Wand. Da müssen wir das b'flöözt oder b'schlöözt (verunreinigt) gewesene und nun abg'wäschen und g'schweicht (nachgespülte) Gschir^r oder Chuchizüg, die Chuchirustig der Aufwäscherin abnehmen und nicht etwa abtröchneⁿ, sondern — zum eigenen abtrochneⁿ — auf der G'schir^rchreeza aufstellen. Darauf wird es unter unvermeidlichem chläfeleⁿ an seinen Ort verbracht: veröörteret. Dabei ist Sorge zu tragen, das^s es nit Stückeni gi^bt. Fast alles Geschirr ist nämlich häärdig (irden). Es gibt allerdings eine reiche Abstufung vom ordinären Chachchelhäärd bis zum (angeblich oder wirklich feinen) Porzellan: Püschelíin;[17] puschelinegi (ſſ) G'schireni sind allerdings erst in neuer Zeit uufg'stann^deⁿ (uuschooⁿ). Sie vermischen denn auch ihren Glockenklang nicht mit dem Geklapper ordinärer Töpfe und Tassen. Immerhin konnten schon diese als Luxus gegenüber dem holzigeⁿ G'schir gelten, welches, namentlich durch nüijeleⁿ (die Neuheit des Stoffes zu riechen und zu schmecken geben) nach dem Ankauf, den Beigeschmack seines Stoffes zur Solidität in den Kauf mitgab. Das Nämliche war der Fall beim bläähigeⁿ oder stuurzigeⁿ Gschir (aus Blääch oder Stuurz),[18] sowie dem iisigeⁿ (eisernen), aber allerdings emälierteⁿ. Mit diesen Metallgeschirren schwanden freilich auch mehr und mehr die gälbi oder möschegi (ſſ: messingene) oder sogar die Chupferpfanna mit ihrer allerdings immer drohenden Gefahr, daß sie die giftige Spärgrüeni[19] (Grünspan) ziehji, sowie der ehrig (eherne) Chrueg oder Häfeⁿ. Das einst hiefür ausgelegte Geld wenden außerordentlich Habliche nun vielleicht schon eher, wenn auch ganz selten und niemals etwa mit der Protzigkeit der Landleute zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, an sülberegi, wenn nicht gar guldegi Bestecke für seltenen Besuch. Daß das Sülber und Guld auch hier nicht etwa puurlöötig (16-lötig bezw. 24-karätig) sein wird, bedarf keiner Bemerkung.



Chalber-Gölta (Gelte).

gender Eckpfeiler, 2. eine Windrute am Windmühlenflügel, 3. ein hervorstehender Handgriff eines Traggeräts. Danach ist das Antechübli ein Gefäß mit erhöhten und durchlöcherten oder eingeschnittenen Dauben. (Vgl. schwz. Id. 3, 113). [17] Der Edelton (Kaolin) kam als fz. porcelaine in schweizerische Bauernkreise und wurde hier als Purschlaan (Lf. 476), Purzeliin (Gw. 472), Puscheliin u. dgl. nachgesprochen. [18] Lf. 317 ff. [19] Bemerke den Wechsel zwischen Einschub und Wegfall des r auch wieder bei diesem „spanisch Grün" (gegenüber „Puscheliin").

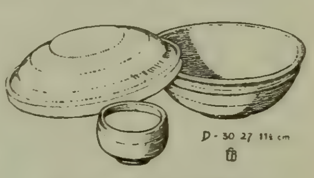
Auf niedern Bänken erhalten ihren Platz der gewöhnliche Chochhäfe", sowie der eigene Mueshäfe" (für Bohnen- und Erbsensuppe), welcher seinen Namen auch der ehemaligen Zisterne auf der Grasburg leihen mußte. Von der Leiste am Chömischoos, wo auch e" ganzi Rieschela (ss) Zibeli uufz'hange" sii", iini a" der ann^dere", d's Luub in e" Strouwbrütscha g'flächtet, hängen herunter die Stiele verschiedener „Pfannenschalen" (1811),[20] worunter eine Schmutz- oder Eiertätsch-pfanna und eine Brätzele"pfanna. Der in einer Ecke verwahrte Trifues (Dreifuß), auf welchem ehemals auch der Chindsbrii im Brii-pfanneli gekocht wurde, wartet nur auf die nächste Gelegenheit, eine Pfan-neta jener Brätzeln bereiten zu helfen. Zwei mächtige Suppe"britter (Schüsseltragbretter) stehen ebenfalls wie bereit zum Proianttransport aufs ferne Feld. Für jetzt tragen sie provisorisch eine Tärina oder Chummelchachla (Schüssel mit Deckel), sowie ein Tülung. Dieses „toulon" ist aber vielmehr eine Channa ohne den Zuugge" oder das Züüggli, welche beide in Guggisberg als Röhrli in halber Höhe der Gefäßwand scharf vom (Ausfluß-) Schnäbel am obern Rand des Topfs, z. B. des eine Halbmaß fassenden Halbihäfeli unterschieden werden (und nicht wie im Emmental auch den letztern mit als „Zuegge"" benennen). Neben dem Sölaatbecki nimmt Platz eine ganze Tällereta (ein Teller voll aufgetürmter) Chachcheleni (Tassen). Eins derselben ist das bereits erwähnte Chümelchachcheli, Chümeli,[21] Schüsseli für Suppe (eine Bouillontasse), wenn nicht die größere Mülchchachla es ersetzen muß. Für einen Gast diente, bevor sein Rand abgebraucht (d'Glessüüri aab) war, dieses Ohre"chacheli mit zwei wagrecht heraussstehenden Henkeln. Auf den Chachelbouch wandert ferner eine Schnäbelchachla, deren farbige Punkte innen die Füllung mit 1, 2, 3, 4 Maß kontrollieren lassen. Sie erinnert an das Respektable einer Chachleta Suppa, die man sonst auf dem Bauerntisch, vor Ekel erregendem allz uberschnaare" sich streng hütend, gemeinsam auslöffelte, sowie an die Mülchchachla, die man noch früher nach Genuß der Abendsuppe Reih um a" d's Muul g'heicht u"d witer g'gää" het. Das Zerbrechen einer solchen Riesenkachel ist nach alten Begriffen i" d's Gält g'gange". Drum kann man auch eine belangreiche Angelegenheit, ein wichtiges Geschäft verchachchele"; und wer die Gunst eines einflußreichen Mannes ver-



Briipfanneli uf em Trifues.

[20] Vgl. gr. patánē und lat. patina: flaches Küchengerät. [21] Das Gerät ahmt die Talmulde, Guma, den oder die „Kum" (schwz. Jd. 3, 290 f.) nach.

scherzt hat, het's mit ihm verchachchelet (oder verchalberet). Auch nur ein Stücki oder „Schiirbi" des erträumten Glücks trägt der Freier davon, welcher, von vorgetäuschten Eigenschaften geblendet, aus der Lotterie der Ehe nur eine Niete gezogen hat. Eine wohlmeinende Warnerin hatte ihm wohl zugerufen: Is us ann=ereⁿ schöneⁿ Blatta, weⁿⁿ nüüt drin ist! und ihm eine weniger ansehnliche, aber mit Geld ausgestattete Person vorgeschlagen, jedoch den Gegenbescheid erhalten: Is us ann=ereⁿ volleⁿ Blatta, weⁿⁿ de nid magst! Einige solcher Blatti oder Blättleni sehen in Wirklichkeit häßlich aus, weil man sie zur Winterszeit im Öfeli (Bratofen) ghiizt (warm gestellt) hat, um die Speisen lange warm auf dem Tisch zu behalten. Um so ansehnlicher bleiben, weil sie nicht auf den Alltagstisch zu kommen pflegen, die hübsch bblüemteⁿ oder bblüemleteⁿ Blättleni (Untertassen); weniger schon die Tällerblättleni, d. h. die irdenen Teller. Das Täller ist nämlich immer noch, der Grundbedeutung des Lehnwortes gemäß, der hölzerne Fleischteller[22] (S. 308).



Holzegi Näpfleni,
bes. als Bachgeräte.

Dieses Chöörbetli Besteck soll in den Schüblädеⁿ[23] (die Schublade) des Tisches wandern. Nur der alte Knecht steckt siⁿ Wärchzüg (zum Essen) noch in die ihm belassene Rigla, Löffelrigla,[24] deren es früher an zwei Wänden eⁿ ganzi Rigleta gab. Nach alter Sitte (noch zur Zeit der Königin Elisabeth[25]) hätte er vielleicht am liebsten mit der füüfzinggeteⁿ Gäbla (den Fingern) in die gemeinsame Schüssel gelangt. (Vgl. aber den Tschinggel am Kompaß.) Auch das läßt man ihm noch hingehen, daß er seinen schwarzen runden Eisenlöffel am Tischlacheⁿ putzt (auswischt), was er immerhin mit einem gewissen fashionablen Armschwung an dem immer gleichen und leicht kenntlichen Zopfeⁿ des sonst saubern Tischtuchs vollführt. Wer sagt ja voraus, wie bald der jetzt arme Alte der Löffel furtschießt (stirbt)! Darum erfreut er sich noch aller irgendwie zulässigen Schonung. Denn man kennt und würdigt seine düstere Gegenwart. Er hat dem gut patriarchalischen Guggisbergerbrauch zuwider gehandelt, der Löffel nid us der Hann^d z'gääⁿ, gob maⁿ sälber gnueg g'gässeⁿ het:

---

[22] Pour „tailler" la viande oder per „tagliar" la carne. Aus „il tagliere, le tailloir" ging mhd. „der" oder „das" telier, teler, teller hervor. Mhd. WB. 3, 374. [23] Auch Dialekte, welch die „Lade" nicht kennen, unterscheiden doch sonst „die Schublade" vom „Laden" als Brett und als Kaufladen. Die Vermischung liegt aber nahe genug, wenn man an die Bedeutung „Bretterkasten" denkt. [24] Lf. 515. [25] Göß L. 12.

Er hat sich bei den ersten Anzeichen von Altersschwäche vom Tochtermann, der alli Jahr eⁿ Löffel meh het müüßeⁿ chuuffeⁿ (jedes Jahr Vater wurde), auskaufen lassen gegen eine Versorgung, die einer Versargung bei lebendigem Leibe gleich kommen sollte. Er hat, mit anderm Bilde, d's Hefti us deⁿ Fingereⁿ g'gääⁿ. Nun ist er glücklich, gegen die ihm mögliche Arbeit für nes par Bätzeⁿ und genügendes Essen in fremdem Hause sich zuez'ziehⁿ.

Das soeben bildlich gebrauchte (holzig) Hefti ist unfigürlich der Griff eines Schnitzerli oder eines chrüzzerigeⁿ Hegel. Trotz diesem Kaufwert eines Kreuzers konnte solch ein Ristermänt (Instrument) in einer Haushaltung, welche deswegen Hegelers hieß und im Hegel wohnte, das einzige Messer im Hause sein. Es erinnert dies an die Zeit um 1519, wo ein Messer der Gegenstand eines kostbaren Geschenks war.[26] Natürlich war die Lámela oder Lámena (lamina, lame, Klinge) am hauigen Ort bald verhörnt (schartig, S. 206); die zwei Öhrchen (Hefteni), die es einklappbar machten (daß 's zue g'gangen ist), erlahmten, und es het hinnᵈer uber g'lämelet oder g'lämenet, ist hinnᵈer über g'gangeⁿ. Unser Alter hielt sich darum auch an sein eigenes Sackmässer. Zum Hervorlangen eines solchen wird man übrigens in der Regel bei Darreichung einer Erfrischung eingeladen: Näht d's Mässer fürha uⁿᵈ näht Spiis (S. 384)!

Bei Tische.

Chömet nümaⁿ, mir ässen eʷch niid! Eine silberne Stimme ruft's uns auf zehn Schritte entgegen. Sie klingt aus einem offenen Fenster des Bauernhauses, dem wir unsern Besuch zugedacht. Und nun zeigt sich ein behäbiges Bäuerinnengesicht. Zwei kluge Augen senden mit einem Mal einen forschenden, musternden Blick über unsere Gestalt von Kopf bis Fuß und einen Blick der Begrüßung, wie er zur echten altbernischen Bauernhöflichkeit mitgehört.

Das muß die junge Frau sein, die unser ehemalige Schüler vor kurzem heimgeführt hat, und deren Häuslichkeit zu besichtigen wir eingeladen worden. Wir sind also ein angekündigter und erwarteter Gast, und wir dürfen die so munter eingeleitete halbe Bekanntschaft sehr wohl weiter führen: „Dier wurdit oᶜʰ nit viil Guets aⁿ mmer z'gnägeⁿ finnᵈeⁿ." Wär wiis! tönt es zurück. Mier siⁿ vaⁿ däneⁿ Schweerbrüüheⁿ, wa viil müüßeⁿ haaⁿ (Vielesser), uⁿᵈ wa allz nähⁿ, wäder Waageⁿsalb niid (Wagenschmiere). Uⁿᵈ gräd hüt bsunnᵈer-

[26] Ziegler 39.

bar. Mier hiiⁿ schöⁿ am drüü (um drei Uhr) müüsseⁿ z'Imᵇis (oder zum z'Imᵇis) rüeffeⁿ .... „Was?" rufen wir als Emmentaler, „um drei Uhr schon zum Mittagessen?" Niiⁿ, niiⁿ, zum z'Vieri oder für choⁿ es Chacheli Gaffe z'triiheⁿ, weⁿⁿ der das besser verstaat. Es schiint, dier siget eⁿ chliiⁿ e G'spaßhafta. „Aha! uⁿᵈ iezeⁿ sit er frii eⁿ chliiⁿ verhungeret. Jitz förchten iᶜʰ mer doch neueⁿ schier. Es ist ömel guet, dasˢ iᶜʰ iⁿ der Läbeⁿsversicherig biiⁿ." — Ja ja, gäät numan Acht, dasˢ mer eᵘᶜʰ nit verzëhreⁿ! (oder schlückeⁿ)!

Ein Blick uf die Uhr zeigt sübni, und die Nase sagt, daß gräd ist z'Nacht g'chochet's gsiiⁿ. Zu unserm großen Behagen führt die Bäuerin ohne alle Komplimente uns, den erst so oberflächlich Bekannten, in die Stube und waltet wie ungestört ihres Amtes. Bereits het si daarg'liit g'häbeⁿ (das Tischtuch gebreitet), und nun stellt sie eine mächtige Schüssel gewürzreich duftender Härᵈöpfelsuppa auf den Tisch. Die ist — bloß noch gelegentlich mit der uralten Äärbssuppa abwechselnd — als bäuerliches Abendgericht in Guggisberg gleich obligat, wie im Simmental Milch und Brot. Ehnder fehlt der Aabeⁿᵈ göb d'Suppa, und zum wählerischen Kind heißt es: Du muest mer Härᵈöpfelsuppa nähⁿ, süst muest mer stärbeⁿ! Wer könnte sie aber auch verschmähen? Wer wäre nicht Liebhäber uf ihra! Es ist, wie der Blick einer Sekunde zeigt, wahrlich ghis lüters Süppli (dünne Suppe); und schon die Nase sagt: es ist eⁿ roui Suppa: sie ist aus rohen und nicht, wie hie und da einmal bei Zeit- oder anderm Mangel, aus gesottenen Kartoffeln bereitet. So ißt denn auch die zurechtgewiesene Kleine ihr Tälleretli, wie die Großen je nach Hunger oder Appedit zwei oder gar drei Tällereti. Denn in diesem Hause wird nach modernerer Art d'Suppa üsatiilt, während sie sonst auch in Guggisberg nach altbäuerlichem Brauch gemeinsam aus der Schüssel gelöffelt wird. Wiit er nid oᶜʰ choⁿ d'Suppa tiilleⁿ (mit uns teilen, mithalten)? oder ömel es Chacheli Mülch? ergänzt die Frau. Dieser Dessert lockt allerdings appetitlich genug aus den zwei mächtigen Milchtöpfen, die ebenso die Schüssel flankieren wie ehemals die zum Auslöffeln hingepflanzten Riesenkacheln.

Unter munterem Wiit er nit da choⁿ zühisitzeⁿ? werden wir an den Ehrensitz des eben abwesenden Groß- und Hausvaters hinauf komplimentiert, und der Tochtermann hilft uns mit bescheiden gescheidter Gesprächigkeit über ein etwas geheimnisvolles Warten hinüber. Seht, sagt er, so viel Bauernsitte gilt auch noch bei uns; und mehr noch wird am Morgen zu sehen sein, weⁿⁿ mer g'statteret hiiⁿ (die Stallarbeiten verrichtet) uⁿᵈ deⁿⁿ tischiniereⁿ (šš) oder z'Morgeⁿ nähⁿ.

Da setzt sich der Schwiegervater zu seinem Häberroost (am Abend zuvor gekochten und am Morgen gebratenen — 'bbrăglete^{n} — Haferbrei) und Müḷch und sieht darum auch bei seinen siebzig Jahren aus wie ein rotwangiger Dreißiger. Er hat eben Jahre lang zwischen Simmentalern an Morgeten (südlich von Gantrisch und Ochsen) gekühert und kann den mit ihnen um neun Uhr zu Gemüte geführten Griesbrịị samt Müḷch oder sogar Nịdla nicht vergessen. Ggaffĕ trank er, wie jene, früh um vier vor aller Tagesarbeit, und auch im Winter, dann tagsüber keinen mehr. Es hieß bei ihm nicht: Van ịị'm Hụụs zum ann^{d}ere^{n} ma^{g} mạn es Chacheli Ggaffĕ; noch weniger konnte man von ihm sagen: är cha^{nn} ghị^{n}s Rụụheli us ẹme^{n} Chŏ̈mi^{n} g'seh^{n} ohni a^{n} Ggaffĕ z'deihe^{n}. Dafür mußte aber der Kaffee justa oder reala sịị^{n}; mit Schịggẹree (Zichorien) oder gar mit Sänz (Zuckeressenz) versetzten schalt er Schlöderiggaffee, Schlödiwasser, eländs Gsụ̆ff, G'wääsch. Dịị hịị^{n} ja nụmạ^{n} Ggaffe wi Wäsch- (oder Abwäsch-)wasser (Spülicht)! schalt er noch letzthin, als wieder einige gute Freiburger Bekannte von der Kaiseregg ihn zum Ggaffetrịịhe^{n} einluden: „Chöömet, trịịhet e^{n} Chacheli Ggaffi!" Umsonst fügte eine Hausfrau auf Ehrenwort bei: „I^{ch} haa^{n} für g'wụụß ^{d}eke^{n} Dräck drịị^{n} taa^{n}!" Erst eine in Plaffeyen verheiratete muntere Guggisbergerin stimmte ihn um, als sie ihn lustig zu einem Tropf Gaffee als dem „größten Tropfen" einlud, vor seinen Augen das Glöggli der Kaffeemühle mit schönen braunen Bohnen füllte und im Takt der Umdrehungen beim Mahlen ihm das Ggaffeliedli vorsang:

Annabäbeli, komm härzue,
Ich ha grad es Stündeli Rueh!
Mier ist wohl zum Trallalla,
Wenn ich es Tasseli Ggaffe haa.

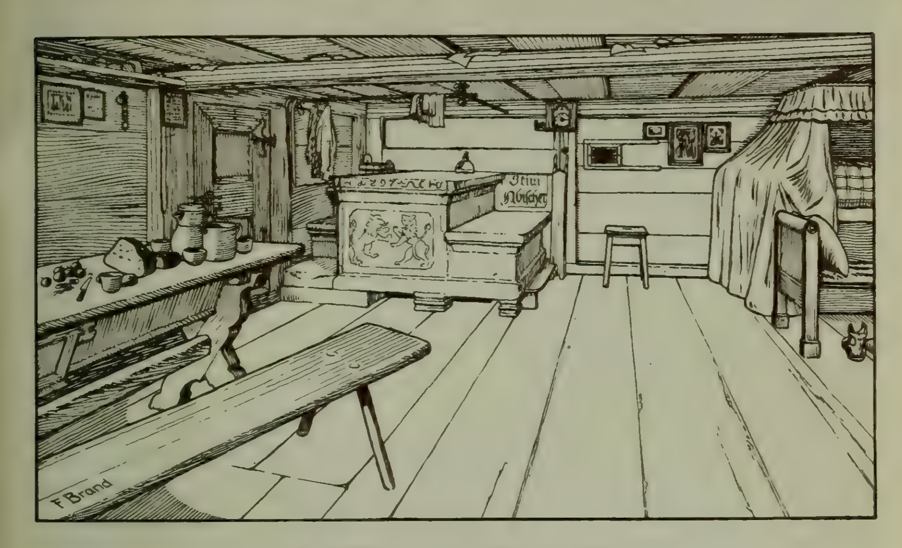
Und we's rägelet und we's schnijt,
We mer d'Chatz no 's Gschir verhijt,
Lan ich allza, allza staa,
Wenn i es Tasseli Ggaffe haa.

Wär ist denn där gueti Maan,
Schickt' der Kaff' aus Afrikaan? — —
Mier ist wohl zum Trallalla,
Wenn i es Tasseli Ggaffe haa.[1]

Mit einiger Mühe setzte meine Frau es durch, daß für uns und die Dienstboten auf dem Frühstücktisch der Kaffee und der Här^{d}öpfelroost, d's Här^{d}öpfelrööšti, d'Här^{d}öpfelrööšti (zerkrümelte oder in Scheibchen geschnittene und gebratene Siedekartoffeln) erscheinen durften. Wollten Freunde unseres liebwerten Alten störend in diese Tischreform eingreifen, erklärten wir in höflicher Entschiedenheit: Das ist únsere Angelegenheit — áha, Bụụßi, ab der Rööšti! (hands off!)

[1] Melodie im Röseligarten V.

Einmal soweit, wagten wir als sonntägliche Intermezzi roui Bitzleni (wozu rohe Kartoffeln b'schnitteⁿ, b'bitzlet, g'chochet uⁿᵈ g'schmutz'get werden) oder g'chocheti Bitzleni (g'schuntni, b'bitzleti und mit Schmutz b'brăgleti Siedekartoffeln, den freiburgischen Häpereⁿbrăgel) aufzutischen. Wohl wurde die abgenötigte Nachgiebigkeit dann und wann als nun abzubüßender Fehler beklagt: jitz hiiⁿ mer der Brăgel (da können wir „die eingebrockte Suppe ausessen")![1a] Allein mein kecker gewordenes Frauchen beantwortete den



's z'Vieri wee g'kannet's.

(Man bemerke u. a. den Tisch mit G'stüedel und Vorstuel; den bemalten Ofen; den Höck (tabouret); die Gastera (hohe Bettstatt) mit Umhangchranz und herangerücktem Ru(w)charli.

passiven Widerstand damit, daß es hie und da, zumal vor Ostern, einen währschaften Eier= oder Brotroost (eine Eier= oder Brotrööſti) aufmarschieren ließ. Gewährte im Frühling der Gemüsegarten die ersten Rhabarberstengel und im Sommer der Obstgarten die ersten Äpfel, su het si es Rébaarbereⁿ= oder es Öpfel=Tschŭ oder =Tschüdi (mit geröstetem Brot verdämpftes, auflaufartiges Gebäck) uufg'stöllt oder voorg'gääⁿ — so appetitlich, daß man schon hieraus sich einen Schmeerbauch anessen, ein rechter Büüchtschi werden konnte. Der Fortschritt gestaltete sich aber bisweilen zu einem sehr konservativen Zürückgreifen ins bewährte Alte. D's Meiß (Türkenkorn) war den Leuten durch den wässerigen Meisbrii früherer Notjahre erliidet;[2]

[1a] Andere Auffassung dieser Redensart: Schwz. Id. 5, 510. Hier ist es als „Braten" und sarkastisch übertragen als „Bescherung" gedeutet. [2] Vgl. dagegen Gw. 503.

meine Frau brachte es durch die äußerst appetitlichen Meischnöpfleni oder Meisschnitti wieder zu Ehren. Ja, als sie einmal von den berühmten Zürich-Straßburg-Fahrten mit dem in heißem Sand warm erhaltenen Hirsebrei (1456 und 1576) gelesen hatte, verfiel sie auf die Idee, den Knechten solchen Hirsbrịị zur Winterarbeit in den Wald mitzugeben. Sie bedachte zu spät, daß es keine Hirsstampfi zum Enthülsen der Samen mehr gibt, so wenig wie noch Pflanzungen von Fẹnch. Sie mußte auf ihrem Versuchsfeld statt unser d'Spatzen im Hirs wohl leben lassen. Glücklicher versuchte sie es mit Häberbrịị und Hung (Honig).[3]

Die Kaffeekanne auf dem Morgentisch rief allerdings zwei vorher unbekannten Zwischenmahlzeiten: dem Z'nụ̈ụ̈ni (Neunuhrbrot) und dem bereits erwähnten z'Vieri oder altguggisbergisch: dem z'Ümis.[4]

Diese Imbisse bestehen in der Regel aus Spịịs:[5] (Mager)käse und Brot mit Kaffee oder auf entferntem Arbeitsplatz mit billigem Importwein. An beider Platz hịị^{n} di Alten ihres (oder ihri) Glësli Schnaps oder 'bbrannta Wịịn ahi g'löößt oder ahi'trückt. Die Weiblichkeit ersetzte es sich durch die Störische Essänz als schrockeli^{ch} guet fur ^{d}e^{n} Turst und g'sunn^{h}, oder allenfalls durch Mäge^{n}-

[3] Vgl. Lf. 507. [4] Mhd. (WB. 1, 194) enbîzen bedeutet ganz allgemein essen und trinken. Vgl. noch „enbeißen" in Fischers schwäb. WB. 2, 708 und „Imbiß" im schwz. Jd. 1, 236 ff. Man sagte mhd.: ich bin baz enbizzen denne ich ie enbeiz. Die Mahlzeit heißt „der" oder „das" imbiz, später immez, imbz. Das Frühstück ist der vruo-imbiz, das Abendessen: der âbent-imbiz oder immez. Das erstere ist z. B. des alten Grindelwaldners „Morgetspiis" (Gw. 498), das letztere sein „z'Nacht". Es sind dies überhaupt in Hirtengegenden die (auf die Melkzeiten entfallenden) Hauptmahlzeiten, zwischen welchen diejenigen von etwa eilf bis fünf Uhr den Charakter bloßer Zwischenmahlzeiten tragen. Diese Verteilung kehrt denkwürdiger, aber begreiflicherweise wieder im Geschäftsleben mit englischer Arbeitszeit, welche auf den kurzen Mittag bloß den lunch (und in Frankreich das déjeuner des Spätschläfers), auf den langen Abend das dinner (dîner, mit eventuell späterm supper, souper), und auf den Morgen das reiche breakfast verlegt. Zwischen die eigentlichen „Essen" des Morgens und Abends fällt der „Imbiß" als zürcherischer „Imbig", d. i. Mittagessen (na'm Imbig = Nachmittag) und als gleichbedeutendes „z'Imis" des Emmentals (Lf. 505 f.). Im Seeland wie in Guggisberg dagegen ist „z'Imis" das Neun- und Vieruhrbrot. Das Mittagsmahl, obschon jetzt im Tal wie anderwärts zur Hauptmahlzeit erhoben, heißt in Guggisberg immer noch 's z'Aabe, wie in Grindelwald „'s z'Morge". Die gegensätzlichen Benennungen kommen auf das gleiche heraus: der Kaffee des Morgen- und eventuell Abendtisches hat die eine der zwei frühern, durch ihn verdrängten Hauptmahlzeiten auf den Mittag hinaus- oder aber hinaufgerückt. Schließlich rief er zwischen dem mittäglichen „z'Imis": dem „z'Aabe" oder „z'Morge", noch zwei sekundären Zwischenmahlzeiten: dem nachmittäglichen z'Imis oder z'Vieri und dem Z'nüüni. Ja, es fehlt nicht an Tertiärgebilden wie dem „Elfischlag" des seeländischen Erntetaglöhners. [5] Vgl. Gw. 382 f.



Am z'Imis.
(Schwannacher-Peter's i der Matta.)

trääs[6] oder durch Schwarzthee („chinesischen" Tee), dessen zweifelhafte Qualität sie mittelst Zimet oder Zitröösleneⁿ (Huflattich) aufbesserten. Ein ähnliches Gebräu wird sogar aang'macht mit Sáfferet (Safran), den man sonst der Äärbs- oder auch der Fliischsuppa vorbehält. Die Mütschgetnuß hinwieder, sowie das Chuchibulver, eine bis zur Lebensmittelinspektion oft dubiose Mischung von Gewürzen wie Nägelibulver u. a. (abgestandenen) Ingredienzien werden bloß für eesegi Spiis verwendet. So würzen sie hie und da den mit ann-ereⁿ Mählschwiizi oder Öl aangmachta Sölaat, zu welchem ein verwöhnter Magen auch so viel Essig fordert, daß der Essende es G'sicht macht wi Wisteⁿlacheressig.[7] Schon hierbei darf auch der Pfeffer nicht fehlen; wie wenig dann erst der „Pfeffer" als Gewürztunke,[8] wie er zumal in der Nachbarschaft eines Dorfwaldes und Guggershorns etwa auch Einheimischen im Häseⁿ-pfäffer bekannt wird. Bekannter ist immerhin die nackte Redensart: jitz chumen i^ch erst zum Pfäffer (auf den eigentlichen Gegenstand der Rede). Ungefähr gleich selten ist die reale Unterlage des Ausrufs: da hiiⁿ mer di ganzi Pasteeta (fatale Bescherung, unangenehme Angelegenheit)! Um so mehr reizen Güetseni wie z. B. der Schóggela und die Täfeni (das Täfeli oder das Täfi: Zuckertablette) auch hier die Schlecksucht kleiner und großer Kinder. Nach schärferm Reiz verlangende Gaumen lieben g'chüechlet Läbchueheⁿ und ähnliche Deckungen einer rationellen Kochkunst.

Was für gueti Äsşeni, sozusagen Feeteleni (petites fêtes) weiß dagegen auch eine richtige Guggisberger Bäuerin, selbst wenn sie nicht „gewest" ist, hie und da einmal zur Sältsami auf den sonntäglichen Mittagstisch zu stellen! Wie weiß sie zumal wertem Besuch guet z'läbeⁿ z'gääⁿ, ihm's nid wüest, sondern schön z'macheⁿ! Zuerst kommt nach allgemeinem Brauch d'Suppa, welche in alter und neuer Redeweise die ganze mit ihr eröffnete Mahlzeit bezeichnet. Man ruft: zur Suppa! und bei „köstlichen Morgensuppen" oder „Kindssuppen" tafelten vor zweihundert Jahren stadtbernische Hochzeits- und Taufleute tief in die Nacht hinein.[9] Und doch bezeichnet die Suppe ja bloß das Vorpostengefecht. Drum wünschte jener Knecht: I^ch wetti, es wee^r Sunntig, u^nd d'Suppa wee^r g'gässeⁿ! Denn ungleich der französischen Art aufzutragen (iiⁿs um d's ann^dera wi z'Paris!) besetzen nach ihr ganze Batterien den seufzenden Tisch: als Beilagen zu

---

[6] Vgl. „Umb träset den hanttwerchslüten uf bäyt brot". 1582. B. Staatsr. [7] Nyd. T. 107. (Das Wistenlach im freiburgischen Seebezirk liefert sauren Landwein.) [8] Götz L. 5 f. [9] Till. 4, 458.

Gemüse und Obst grüen's Flįįsch (ungeräuchertes), oder g'schlå̋s-mets (angeräuchertes), oder g'rụ̈ụ̈kts, neben Späck und Hamme^n (Schinken), oder das Braatis.[10]

Worin bestund dagegen nach alter, auch ins Tal hinab verpflanzter Älplersitte das z'Aabend (d. i. Mittagsmahl, vgl. Fußnote 2), welches man ebenfalls scho^n hurti^g na^{ch} den enn^{d}lefe^n (bald nach 11 Uhr) oder z'löst (spätestens) am halbi zwölfi einnahm, um sich daran bis zum z'Nacht, d. h. bis zum Abendessen nach der Viehbesorgung genügen zu lassen? Dás ist den Alte^n ihrą Ässe^n gsįį^n: g'schwöllt (gesottene) Här^{d}öpfle^n und Ziger und Chees und ganzi roui Mülch (unabgerahmt und ungesotten), i^n Chachle^n im Ofe^{n}ggug-geli (das auch im Sommer mittelst des Herdes etwas angewärmt werden kann) z'warme^n gstöllt; Ná^{ch}schįįd (šš), d. i. gesalzener und geräucherter Magerziger (S. 177). Dem Simmentaler erlaubt sein ausgiebiges z'Morge^n (S. 381), solches z'Aabend wirklich bis etwa auf die Stunde am drụ̈ụ̈ hinauszurücken, sofern die Lage der Berg-weide und die Art der Tagesarbeit überhaupt der Wįįl oder auch nur ęs Wįįltschi laat (Frist zugibt), z'Mahlzit z'ässe^n. Denn er wie der Guggisberger im Stockhorngebiet muß sich zuweilen darauf ein-richten, Tage lang keine Hütte betreten zu können. Da verpackt er denn auf sein Reff zu andern Habseligkeiten eine tüchtige Brotschnitta zum chnoutsche^n. Sie ist wiederholt in einen dünnen Teig von Milch und Mehl und sodann in flüssige Butter getaucht worden, bis sie die Dicke eines kleinen Brotlaibs erlangt hatte. Bietet ihm dagegen eine Hütte wohl Herd und Bett, hat er aber nicht Zeit, sich etwas Ordent-liches zu kochen, so ist geschmolzene Butter, zum Brot getrunken, seine Hauptmahlzeit. Er bietet damit ein sensationelles Gegenbild zum mittel-alterlichen Schlemmer, dem ein mit Fett begossenes Weißbrot: ein wol begozzen wecke[11] oder begozzen brôt[12] zu den drei höchsten Labsalen gehörte. Als sehr ungleicher Dritter im Bunde kalatzet[13] der geizige Schnappsack[14] sein auf den Markt oder sonst wohin mitgetragenes Essen.

Welch ein Unterschied aber erst zwischen der Butterschnitte des ein-siedlerischen Älplers und dem Chüechli als stolzestem Erzeugnis bäuer-licher Kochkunst! Denn so ein Tụ̈ụ̈rggeli[15] (eine Art Trå̋deli oder

[10] D. i. „Gebratenes"; vgl. schwz. Id. 5, 884 und fz. rôti neben bouilli. [11] Der Renner des Hugo von Trimberg. (13. Jhd.) [12] Vrîdankes bescheidenheit. [13] Zu collatio: eigentlich gemeinsames Mahl (Kollatz: schwz. Id. 3, 209, woher ebd. 210 „kollatzen") im Freien, wozu jede beteiligte Familie ihr bestimmtes Betreffnis „beiträgt" (confert); dann so etwas wie Massenabfütterung. [14] Nyd. K. 23. [15] Vgl. RvT. Tsch. L. 39.

Muuſe), oder eine Trüüffela (Strüübli), oder ſo eine chruuſpelegi[16] (unter den Zähnen leiſe krachende) Waffla oder Brätzela, welche fuehrig (ſättigend) und doch nicht ſchweeri, ſchweerdäuig (ſchwer verdaulich)[18] ausfallen ſoll, erfordern zumal auf eine Sichleta hin eine Köchin als „ganzen Mann". Schon eine richtige Ameletta (Eiertätſch) mit eingelegter Saaßa (sauce, d. i. ſvw. Gómfitüüra, confiture) gerät nicht einer Jeden. Das begreifen am wenigſten die Nichtstuer, die auf ihrem breitrückig und anmaßungsvoll eingenommenen Arbeitsplatz alle Arbeit ſchon bis zum Einernten fremder Früchte vorbereitet finden möchten: allz we[ll]tti g'chüechlet haa[n]. Eben in dieſer intelligenten, feinfühligen und gewiſſenhaften Vorbereitung liegt das Gelingen der Arbeit; bloß im Siin[n] g'häbe[n] iſt no[ch] nit g'chüechlet.

Wie übrigens an die Ausdauer und Intelligenz der Hausfrau, ſtellt das chüechle[n] ſtarke Anforderungen auch an das Schmalzfaß der Küche und damit an die Geldbörſe. Eine einzige Chüechleta kann, wo knapp gerechnet werden muß, das Fleiſch dreimal vom Tiſch verdrängen und in der Folge auch für lange Zeit jede eigene Wiederholung unmöglich machen. Der Guggisberger Witz kleidet ſolche Erfahrung in dieſe ſenſationelle Kriminalgeſchichte: D'Chüechelpfanna het der Fliiſchhäfe[n] z'toot g'ſchläge[n]; du het ſi du müüße[n] ga[n] liiſte[n] (in die Verbannung gehen). Aber auch das brätzele[n]: das Hantieren mit der alten Brätzelipfanna, deren lichtſchneuzenartiger Bau in der einen Schale kunſtreich ii[n]g'ſtämpfeti Verzierungen auf der Brätzela oder dem Brätzeli (in der Bretzel) ſich als Erhöhungen wiedergeben ließ, konnte bloß in einer Zeit gedeihen, wo „d'ſ Pfund Anken drei Batzen" koſtete. Aber auch ſchon damals gehörten Brätzeli und Brätzeleni zu den ausgeſuchteſten Gaſtereien.[19]

Während ſolcher Geſpräche iſt die ganzi Tiſcheta (Ss: das um den Tiſch verſammelte Geſinde) verſchwunden. Die wieder eingetretene Hausfrau und eins der kleinen Mädchen hii[n] der Tiſch abg'ruumt: Geſchirr und Speiſereſte (in die Küche) uſig'ruumt, en ieberi Broosma[20] un[d] es iebers Bröösmeli (als Hühnerfutter) in die

[16] Lf. 510. [17] Vgl. „chrooſpelig", ſchwz. Jd. 3, 866. [18] Bemerke den von der Sprachbequemlichkeit abhängig gewordenen Wechſel zwiſchen Flexion und Starrheit des Adjektivs (in attributiver wie prädikativer Stellung) und halte hierzu die allgemeine Bemerkung S. 209. [19] Vgl. die Eintragung von 1518 in der B. Staatsr.: Um brätzellen, als die Eidgnoſſen hier tagotten. [20] „Der Broſam" iſt umgedeuteter „Brodſame"; altdeutſch gilt bloß „die" brosma, brosme, brosam. Zu der echt bäuerlichen Wertſchätzung derſelben (Lf. 495 f.) ſtimmt ſchon Freidanks Wort (4, 24): die brosmen die sint gote wert, der nieman oben tische gert (begehrt).

Hand abg'wüscht und das größere Gschnäpper bei Seite gelegt für dii, wa um Broträsteⁿ bättleⁿ. Zu unserer Überraschung aber wurde das Plätzchen vor unserm Sitz extra sauber gedeckt und mit einem ebenso rasch wie reich und trefflich bereiteten z'Nacht besetzt. Es erinnerte förmlich an ein Tauffestmahl (eine Chindbetti), an welcher die Paten im groẞeⁿ Täglohn z'Mittág äſſeⁿ. Wir wollen nicht so grausam sein und mit seiner Beschreibung jemand so g'lustig macheⁿ (oder macheⁿ, das^s es 'ng so fást g'lustet oder hĕglet), das^s ihm d's Wasser im Muu^l z'sámeⁿ luuft und er iiⁿs Mal ums d's ann^dera z'leerem schlückt. Die artigen und sehr züchtig gewöhnten Kleinen dürfen uns noch ein Weilchen Gesellschaft leisten und schmausen derweil jedes seine Hand voll Grüübeni (Grieben) als Dessert. Ihr Wohlverhalten anerkannten wir durch Verteilung des uns als Nachtisch zuerkannten Trűbel[21] (Weintraube), und den Oranscheⁿ oder Orangscheⁿ[22] rüsteten wir ihnen zum scheibchenweisen Abpflücken auf dem hübschen gelbgrünen Schalenstern. Der Jubel über den Anblick bewog die Kleinste, von der Ggúmŏda den Zitrŏneⁿ[23] zu holen und uns zutraulich einen Tropfen in den Wein zu pressen, wie sie ihn — erklärte unter heiterer Entschuldigung die Mutter — ihr gelegentlich in den Rooteⁿ mit Thee und Zuckerwasser oder in das noch seltenere Wiiⁿwaarm oder Wiiⁿwäärmi (vin chaud) het törſſeⁿ trückeⁿ. Ab und zu mußte wohl etwa der Vater die munter erhaltenen Kleinen mahnen: Laat jitz däⁿ Heer al^liinig äſſeⁿ![24] Und du da giist ihm no^{ch} gaⁿ iⁿ d's Muu^l gguggeⁿ? ergänzte die Mutter, unterbrach aber den Tadel, indem sie sich selber schalt: Eh, was siⁿ mier für grĕdi-änhi Lűt! I^{ch} han e^wch ja vergäſſeⁿ, eⁿ Lumpeⁿ z'gääⁿ — ach, eⁿ Sérwietta, han i^{ch} wölleⁿ sägeⁿ! Als schließlich doch die Kleinen anfangen wollten, uber ^deⁿ Tisch z'hangeⁿ („iha z'ligeⁿ") hieß es: jitz uber Ort mit e^wch!

Derweil „regt sich was" im Korbe dicht am Ofen. Ein etwas unwirsches Erwachen macht sich dem kundigen Ohre vernehmbar, und ein stämmiger Jährling entsteigt mit Hülfe seiner Mutter dem Lager. Dem ihren Hals Umschlingenden chlütterlet (schmeichelt) sie: Gäll, du wo^{ll}st jitz o^{ch} diⁿs z'Nachteli haaⁿ! Und beide verschwinden für eine Weile in der Nebenstube.

---

[21] S. 1393 in der Murtenersatzung (1393) schriftdeutsch. [22] Vgl. den „Goldapfel" oder den „Pomerainsenapfel" (1519: Ziegler 26): die Pomeranze (neulateinisch pomum aurantium aus arab. nârandsch. [23] Vgl. „le" citron: das malum citreum als Frucht der citrus medica (L.) oder der malus medica (des medischen oder assyrischen Apfelbaums). [24] Als Anstandsregel: Nhd. K. 109.

Was erhält wohl der Kleine mit den rostroten Wangen und den kirschroten Lippen? Wird ihm etwa, erst als Ergänzung und dann als Ersatz der Muttermilch, seit Jahresfrist der Chindsbrii von Milch und Mehl und wohl gar Fett mit dem zuvor durchspeichelten Finger iinۥg'schlaargget? Etwa so, wie einst sächsische, aber auch urguggisbergische Mütter ihren Säuglingen das für eine Woche in Vorrat gekochte Fleisch und Gemüse vorkauten und einschoben?[25] Solche Speise der Großen dürfen die Kleinen schon nach Erscheinen der Milchzähne vom Tisch weg versueheⁿ oder fęckeⁿ (kosten); und während sie längst die herrliche Kuhmilch Guggisbergs schlürfen, süüge ⁿ sie auch immer noch an der mütterlichen oder (wie im Oberland) im Notfall aushülfsweise gereichten fremden Brust. Ein-, wenn nicht sogar zweijähriges süügge ⁿ der Kleinen darf als Regel hingestellt werden; ja ein außerordentlich lebenszäher Greis, der vor kurzem aus einem entsetzlichen Unfall in wunderbarer Weise darvaⁿ chooⁿ ist, wurde erst fünfjährig abbrocheⁿ (entwöhnt). Von da war freilich der Schritt nicht mehr allzugroß zu jener barschen Forderung eines Jungen: Mueter, gi^b mmer d's Büppi! Oder i^ch nimeⁿ d'Pfiiffa fürha^r u^nd rüükeⁿ iiⁿs! Die Mutter besaß freilich Witz genug, dem Prototyp eines Protzen den Saugzapfen: d's Lülli oder den Lüller, den Nüggel darzureichen: Så du lieber d's Nüggeli!

Das war immerhin ein rassiger Knirps und damit ein ansprechendes Gegenbild zu den serbelnden Opfern französischer Eitelkeit, welche ohne Not die Mutter ihrer ersten Pflicht entfremdet.

In der Stube.



Waageli.

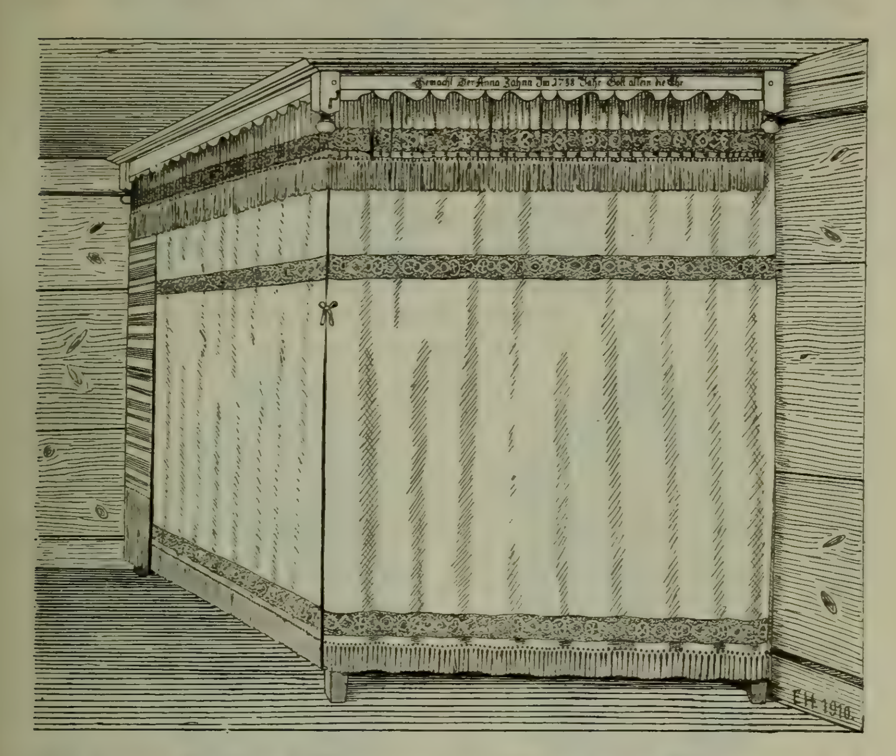
's ist achti! Unn^derhiⁿ mit öö^wch, uber Ort, su müüt er am Morgen uuf! Dem Kommando der Mutter und den spassigen Ergänzungen des Vaters: schlaaffet wi n eⁿ Röne (S. 85)! schlaaffet rund, su mögit er am Morgen uuftrooleⁿ! — folgt unweigerlich die Tat. Die zehnjährige Größte der siebenköpfigen Kinderschar entkleidet den Kleinsten, und fort geht's iⁿ d's Gütschi („Kutschchen"),[1] spaßhaft: iⁿ d'Chrutza[2] oder z'Sådel

[25] Göß Sp. 7.

[1] Mit eingeflossenem coucher; vgl. schwz. Jd. 2, 564 f. [2] Enger Behälter: vgl. der „Chrutz" und der „Chratz" im schwz. Jd. 3, 937. 928.

Hinterm Berg.

(wi d'Hüenner zu deren früher Schlafzeit). Ehemals hieß es auch[3] hier im guten alten Wortsinn: i^n d's Näst. Heute ist noch an das Verhalten des jungen Kuckucks (S. 134) gedacht, wenn die Vertreibung eines Menschen von Haus und Heim und Stellung sich in den Aus=



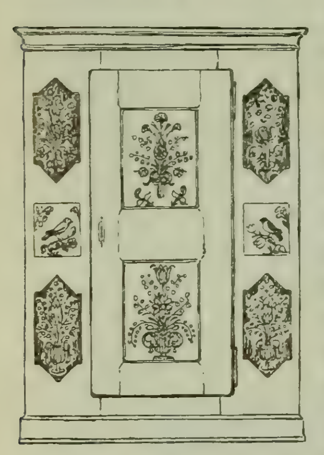
Alter typischer Guggisberger Bettumhang. Der hölzerne, kantige **Chranz** mit Stab mißt 150 + 190 cm. Am Fußende des Bettes: Name, Jahrzahl und Spruch. Der Umhang ist aus weißer Leinwand von einer und einer halben Breite Tuch. Dazwischen und darunter ca. 7 cm breit Gehäkeltes (**G'heegglets**). Zu unterst **Triemme** (schmale Gewebestreifen) mit Fransen. Beim Hauptkissen fällt eine gewürfelte oder gestrichelte, verschiedenfarbige **Zwähela** mit etwas längern **Triemme** herunter. Oben am Umhang ein zusammengezogenes Kränzchen mit **Triemmen** und **Heegglerii.**

druck kleidet: ịị'n us ^{d}em Näst lụpfe^n.[4] Der Näst bụtz kommt in die Wiege: d'Waagla, welche freilich im Grund ihren Namen nicht mehr verdient. Denn, wie verderblich das waagle^n für das Hirn der Kleinen ist, und welche Rute damit die Großen durch Weckung eines so zweifelhaften Bedürfnisses sich selber binden, sieht man allgemach ein.

[3] Vgl. Gw. 420. [4] Nyd. T. 91.

Man hat darum die Bogen: die beiden Schnäärpfi[5] (vgl. S. 96 und „Schnääre")") entfernt. Genug, daß die Meerfahrt des spätern Lebens aus dem Menschen einen durch persönliche Erfahrungen und tüchtige Berufsstudien G'waagleta macht. — Die Kleinen wissen, daß es am Morgen gilt, aus noch festem Schlaf ụụfz'haa" (aufzustehen). Sie folgen daher dem erwähnten Befehl ohne Zögern, obschon das ụụf sịị" ihnen noch lange gefiele und sie sich jetzt vorkommen wie Kranke, wa müeße" bettlịgerig sịị", die man schickt ga" lịge", im Bett lịge", bis sie als Genesene wieder us ᵈem Bett chöme".

Zu ihrer Schlafenszeit besteigen auch die Erwachsenen ihre Betteni, „ersteigt" im vollen Sinn dieser Vorsilbe der Hausvater allein oder sälb zweịt den Bettchäre". Der ist nach allen drei Dimensionen bemerkenswert. Zunächst hinsichtlich der Breite: er ist nicht ịị"schleepferig, sondern zwűschleepferig (zweuschläässig), welches Attribut man in weitverbreiteten Späßen auf andere Gegenstände überträgt. Zwűschleepferig ist z. B. auch ein Regenschirm, der zwei Personen Unterstand bietet, ein Hobel mit Handhaben für zwei Arbeiter usw. Sodann hinsichtlich der Höhe: der Bettchäre" reicht mit dem Oberbett bis fast an die Zimmerdecke, was sich zwar für den Neuling sehr ergötzlich ansieht, aber wegen Mangels an atembarer Luftsäule sich sehr wenig empfiehlt. Das fühlt besonders, wer im Jugendmut das als Vorstufe angerückte Ruhbett verschmäht und mit einem Ggump das hohe Bett erreicht. Dagegen können Kopf und Füße der ganzen Leibeslänge angemessen gegen das Hụụᵖte"britt und das Fueße"britt, d'Hụụᵖteta und d'Fueßeta (Bett-



Zum Verständnis der Farbentafel hieneben rechts.

[5] Die heutige Einzahl Schnäärpfa ist alte Mehrzahl (Dual) zu mhd. „der snarf"; dies gehört, wie „Schnarren" (Schiffs-Vorderteil), zum Verbum snirfe, snarf, snurfen, gesnorfen: biegen, krümmen und damit zusammenziehen, wie beim pfuschenden schnuurpfe" anstatt ordentlichen Nähens geschieht. Das beim Biegen und Splittern eines starken Astes hörbare Krachen trug sich über auf das schnarfle" oder schnarchle" eines Schlafenden. Vgl. auch das schnüürfle" des den Nasenrotz einziehenden Schnüürfli. (So heißt auch ein vorlauter Junge, der z'erst soll lehre d'Nasa schnütze".) Auch snirche, snarch, snurchen spielt nämlich als nächstverwandte Schallnachahmung hinein und erzeugte u. a. „die snarcha": Schlinge, Fallstrick. Vgl. snar und snarf bei Graff 6, 849 f.; snirre, snirche, und snirfe im mhd. WB. 2, 2, 448 f.; schnarren und schnarchen bei Kluge 408.



Aufgemalte Füllungen an einem Schrank.

(Skizze nebenstehend. Anfang 19. Jahrh.)

Buchdr. Büchler & Co., Bern.

fueßeta) hin behaglich si^{ch} vertue^{n}. Denn gleich hoch, oder vielmehr verhältnismäßig niedrig, laufen das Kopf- und das Fußende in Walzen aus und erteilen der Bettstatt auch den Namen Walzerchäre^{n}.

Der Bettchäre^{n} mußte seine besondere Höhe schon deswegen erhalten, weil er zugunsten des freiern Tagesverkehrs in der Stube den Stooschäre^{n} oder das Stooschärli, auch Unn^{d}erstooßerli geheißen, unter sich aufzunehmen hat, wie eine Henne die Küchlein unter ihre Flügel. Dieser Chäre^{n} oder diese Chǟre^{n} wird oder werden am Abend als Betten für kleine und oft noch große Kinder in die freien Zimmerräume fṳ̈rhazöge^{n}. Solches Hin- und Herschieben auf Walzen oder Rädchen hat dem Wort die Deutung als Karren eingetragen. Nur das Ruehi-, Rue^{w}-, Rṳṳ^{w}- oder Rṳ̈^{ew}chärli als primitives Ruhebett („Fṳṳ^{l}bett")[6] weist noch auf die Grundbedeutung, welche das Char, alt auch kar und gotisch kas,[7] in Zusammensetzungen wie oberländischem „Ankchar", altem binenkar oder bîakar (Bienenkorb), lîchkar (Sarg), rouchkar (Rauchfaß), sulz- oder sulzikar (Salzfaß), liochtkar (Leuchter), scukar („Schaugerät", Spiegel) je früher je reicher aufweist.[8] Begreiflich stellt man nun aber auch Rucharli als eines Grundwortes mit Stooschärli und namentlich mit der Bezeichnung des an seinem sanktionierten Platze stehenden Bettchäre^{n} zu dem ganz andern keltischen[9] Wort Chäre^{n} als dem Fahrgerätsnamen.

Es gelten aber auch die landläufigen Benennungen Ru^{ew}bett und Bettstatt, Bettstḁtt (emmentalisch dissimiliert: Bettschgẹt). Die letztere trägt daneben die spöttische Bezeichnung Hundsẹra (gleichsam Hundsnäst) und die von Anfang ernste als Gastẹra; eine halbgroße Bettstatt ist ein Gasterli. In dem Begriff „geschützter Schlafort" finden sich sowohl dieser spezifisch guggisbergische Name der hohen Bettstatt, wie der grindelwaldnische des Bühnchens über Melkhaus oder Stall.[10] Die „Gastera" als Hochwacht in den Vorbergen bei Plaffeyen veranschaulicht auch diese Gemeinsamkeit des frühern Tallebens mit dem Älplerleben.

Beiderseits hat sich mit andern Kulturerrungenschaften auch die so viel bessere Schlafgelegenheit eingebürgert. „Bettist wohl, so ligst

---

[6] Lf. 298. 309. [7] Woher kasja, Töpfer. [8] Graff 4, 463 f.; mhd. WB. 1, 788; schwz. Jd. 3, 420; Grimm WB. V. [9] Kluge 231. [10] Gw. 420. Die ebendort erwähnte „Nästerra" zeigt die Erweiterung des Fülle-Suffixes -erra, wie es am deutlichsten im „Tal der Gastern" vorliegt. Dieser Name bestätigt zugleich die passendste Herleitung des Wortstammes aus mittellateinischem casaticum (1242; gleichsam „Gehütte"); vgl. Du Cange 2, 215^{b}.

deß baas", wird nun nach langer, bloß bildlicher Anwendung auch in buchstäblicher Auffassung als guter Spruch befunden. Wie man von der Höhe des luftarmen Himmelbettes herab gestiegen ist, so schlüpfte man auch aus der von Stickluft umfangenen Höhle des vorübergehend eingewanderten Chaste"bett[11] (S. 395) und bettet sich nun immer mehr nach unterländischer bäuerlicher Weise.[12] Wir erwähnen daher an dieser Stelle bloß folgendes: Die Uberspriiti, Zieha, Bettzieha (der Deckbettanzug) trägt das Blatt als Oberseite und die Füeteri als Unterseite. Wir bemerken dabei die Angelegentlichkeit, mit der man beim bette" das mit Federn gestopfte Deckbett aufschüttelt: d's Dachbett flůderet. Das Durchstechen der Fåådere" durch die alt und müürb, brööd gewordene, von Dünnete" durchsetzte Fååderita oder Fassig wird auch hier durch b'striiche"[13] für längere Zeit verhindert; dies um so mehr, da das Federbett den ganzen Inbegriff der Tēhi (Decke) auszumachen pflegt. Wer hiergegen aus Gesundheitsgründen opponieren wollte, könnte leicht aus einem Gesicht die Abfertigung lesen: blaas du mier Fååderi! Zäh behauptet sich auch, trotz fühlbarer Belehrung durch Rheumatismen, das Unnᵈerbett als Federsack, womit sogar der Madrätze"[14] belegt wird. Die Matratze ist ein keineswegs alter Ersatz des Strohsacks; immerhin fand der „Madratze"wittlig" Zeit, sich neben dem „Strouwittlig" (Strohwitwer) einzubürgern. Der Strousack galt sonst bei reich und arm als das gesundeste Lager. Nur muß man, für zwüümal im Jahr z'schangschiere" gut durchsonntes Dinkel- oder Weizenstroh nehmen; Haber- und Rogge"strou ist bööß für d's G'süücht oder d'G'süchti. — Noch vor einem halben Jahrhundert galt aber, trotz stärkerem Getreidebau, manchenorts sogar Bettstroh als Luxus; an seiner Stelle begnügte man sich mit dem Lyyb-sack oder noch lieber dem Lischesack, ja im Notfall mit Höbelspeene" oder öppis Chliiderhydle". Das Kopfende ließ sich da nach Belieben verhööijere". Im ganzen wird, wie noch im Oberland, der Strohsack als gesundestes Unterbett betrachtet; und wer die Vorsicht übt, nicht im Fisch oder im Chrebs Stroh zu wechseln, wird auch die unheimlich winzigen Bettfischleni[15] und Bettchrebsleni nicht zu herbergen bekommen. Schwerer sind von der Matratze die Ohrela (der Ohrwurm), die Wäntela (Wanze), d'Schwaabe" (Blatta) und der

[11] Vgl. das den Alpgästen eingeräumte trogartige „Karbett" im schwz. Id. 2, 486; 4, 1813. [12] Lf. 308. [13] Lf. 308. [14] Mhd. „der" oder „das" matraz oder materaz: mit Wolle gepolstertes Ruhbett; durch ml. matratium aus arab. matrah (Kissen). Mhd. WB. 2, 1, 89; Kluge 308. [15] Lepisma = Silberfisch. (S. Hausfreund v. Benteli in Bümpliz 1910, 96.)

oder die Floh[16] fern zu halten. Gar leicht kann der letztgenannte Gast Veranlassung bieten, in das sommernächtliche Programm das unvorgesehene Traktandum flohle" (flohne") einzuschieben. Die Alten wußten dieses Geschäft von der Tages= bezw. Nachtordnung abzusetzen, indem sie die Hühner, wenn nicht in die Stube, so doch in das Gaden hịị" ihi g'laa", damit das Federvieh hier Jägerdienste verrichte.

Vor dem hohen Bett steht da und dort statt des Ruhebettes ein Vorstuehl oder aber ein Trog. Das Altertum dieses Universalmöbels,



Sti=Peters=Hans am Bettchaste.

das einst auch in den landvögtlichen Schlössern die Waffen und sonstige Hauptgeräte barg, geht schon aus der Bildungssippe Brunnen=, Futter=, Kleider=, Schnätz=, Schlịịpf= usw. Trog hervor. Gerade der Brünne"trog ist ja noch heute der ausgehöhlte Baumstamm, das möglichst rasch und einfach zu seinem Zwecke zugerüstete „Holz": triu, ter, tree, éines Stammes mit „Truhe" und Drucke[17]: Trucka. Auch die ältesten Truhen waren, wie die Tröge, mit der Axt gezimmert, jedoch aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Dabei dienten die festen Ständer an

[16] Wie mhd. vlôch. [17] Kluge 465.

den Ecken, welche die Bretter zusammenhielten, zugleich als Füße oder Stollen. Solche Stollentruhen findet man noch in den Bergen der Westschweiz.[18] Das Kunstlose der Ausfertigung liegt heute ausgedrückt in Ghüdertrucka (oder Ghüderchista: Kehrichtbehälter) u. dgl., das Heruntersetzende der Benennung in Übertragungen wie wunderlehi Trucka, wie auch das Truckli auf die „alte Schachtel" führt. Alte Tischmacher übten ihre Kunstfertigkeit auch an hụbbe^n Trucke^n (mit gewölbten Deckeln), sowie an Sụ^{w}hụtchiste^n mit Hoḷzgätterliwäärch als Schutz des Sụ^{w}hụtuberzugs (der Schweinshaut mit auswärts gekehrten Borsten). In Gegensatz zu solchem Gemeinbesitz einer Familie stellt sich das Trögli[19] der Bauerntochter, dessen Unn^{d}erschlacht oder Unn^{d}erschlechtli Dinge birgt, von denen wir nichts wissen dürfen.

Die Kunst seiner Bemalung teilte in reichem Maß der große und kleine Schrank: der zwụtöret (zweitürige) oder ịị^{n}töret Schaft und das ịị^{n}töret Schäftli.[20] Welche Stufenfolge bäuerlich gewerblicher Kunst vom ursprünglich bloß als Geheimgemach markierten Stubenwinkel, etwa wie noch in ganz alten Stuben notdürftig verhängt, bis zu dem mit lauter Einlegearbeit (als Intarsien ịịng'lịịt) geschmückten Schrank in der Gustivorsaß! Auch uralte Wandschäftleni, wie z. B. das in der Wahlenhaushütte, zeigen bemerkenswert geschmackvolle Kunstarbeit (S. 392). Einer solchen pflegte sich insbesondere das Schafttöri zu erfreuen, ohne Furcht, daß das beständige töre^n dem Farbenauftrag in kurzer Zeit empfindlich zusetze. Si hịị^n drum aḷba besser gfäärbt weder jitze^n.

Frei an der Türe oder Wand zum vorübergehenden Verbringen, verschlossen im Schrank zu bleibender Versorgung hängen Gewandstücke an Haken oder Schrauben. Als Haagge^n (Mehrzahl: Haaggne^n oder Hẹ̈gge^n) bezeichnet man auch irgendwelche Krümmung, wie z. B. die des Falkenschnabels; die Habichtsnase ist eine Haagge^{n}näsa. Eine sichelartig gekrümmte Bodenerhebung zu Wahlenhaus heißt der Haagge^n. Mit dem schriftdeutschen Haken teilen der Haagge^n und das Heeggli die Bedeutung eines großen oder kleinen, aber immer bedenklichen Hindernisses. Ein Ehekandidat, der nach dem Verkündigungsgesuch vor dem Pfarrer schließlich noch mit einem „Heeggli" herausrückte, nämlich: sie wo^{ll}t mi^{ch} nit! erhielt die der Sachlage entsprechende Antwort: Jää, das ist nid ẹs Heeggli, das ist e^n Haagge^n!

---

[18] Vgl. den hübschen Aufsatz „Trog und Truhe" von H. J. im Sonnt.-Bl. des Schweizerbauer 1908, 116 ff. [19] Lf. 313. [20] Grimms WB. 10, 2, 2018 stellt „der Schaft" zu niederdeutschem „das Schaff" als Ablautform zu „Schiff" i. S. v. Behälter.

Ist für den in solcher Geistesverfassung Steckenden endlich der Haken gelöst, dann kann es nicht fehlen, daß er als Ehemann g'hörig ịịⁿg'strụ̈beta chunnt. Ist er zudem ein „verschrobener" Kerl, bei dessen Alleinherrschaft sich der ganze Haushalt beständig in der Klemme und also auch in diesem Sinn ịịⁿg'strụ̈bet finden müßte, so ist nur gut, daß ihm energisch sein schmaler Pflichtenweg gewiesen werde. Das strụ̈beⁿ (schrauben) muß unausgesetzt geschehen; die Strụ̈ba muß auch scharf greifen und zu diesem Zweck einen unverschliffenen Schraubengang vorfinden: e̥s mues g'winnᵈeⁿ.

In dem erst neulich auch in Guggisberg bekannt gewordenen Schreegbụ̈roo samt Gụ̈mōda (Kommóde, commode, „Bequemkasten", Schubladenkasten, Schụ̈blädeⁿstock) oder dem freiburgischen „Bụffe̥t" ersetzen Schụ̈blädeⁿ (S. 101) und Schụ̈blădleni die Haken und Schrauben des Schranks. Der schräg aufwärts zuschließende Techche̥l des Aufsatzes kann, wagrecht gelegt, zugleich das Bụlt (Pult[21]) ersetzen. — Zum Sitzen lud ehedem ausschließlich und ladet heute noch hauptsächlich die lehnenlose Bank ein. Böüch (Einzahl: der Bouch) heißen aber die Bankladen, welche sich etwa 25 cm unter der Zimmerdecke vom Unnᵈerzug nach der Pfeisterwand hinziehen, während das Böüchli sw. eⁿ chlịịnna Bouch z. B. über dem Stụ̈ụ̈rze̥l (dem Oberteil der Türfassung unter dem Obertụ̈ụ̈rler) ist. Die Böüch und Böüchleni der Stube dienen somit lediglich zum Verbringen von allerlei Gegenständen wie Bücher, Fläschchen usw. Bloß Böüch in solchem Sinne können zu Reden veranlassen wie: Däär Maan g'fḁl̥lt mer nüüt, är luegt uber ḁl̥l Böüch ịịn! — Erst der Vorstuehl̥ vor dem Tisch und der der Fensterwand sich entlang ziehende Pfeisterstuehl̥, sowie d'Chül̥cheⁿstüehl̥ sowohl im Chor als im Schiff sind „Bänke" als Sitzgelegenheiten.

Als Einzelsitz diente im Tal wie auf dem Berg der Holzblock: d's hol̥zig Tụ̈tschi. Der Stuehl̥ kam überhaupt im Mittelalter nur in ganz vornehmen Häusern vor;[22] der einmal eingebürgerte Name dehnte sich dann aber, wie gesagt, auf die Bank aus. Der Läneⁿ (die Lehne) fehlte jedoch, wie noch heute b'im Drịịbịịndler und dem vierbeinigen Höck oder Höckler (tabouret), bis im 13. Jahrhundert durchaus. Erst alsdann kam der Lăneⁿstuehl̥ auf, und zwar hauptsächlich als die trotz romanischer[23] Bezeichnung gut deutsche Stụ̈bäl̥l̥a. Eine solche, 1806

---

[21] Aus lat. pulpitum (Brettergerüst als Schaubühne, Tribüne, Katheder); daher it. pulpito und engl. pulpit: Kanzel und 1790 bei Spazier (477) Pulpit als Kanzelbrett; fz. pupitre und spät mhd. pulpet, pulp't als Pult. [22] Götz L. 12. [23] Lat. scamnum (Stütze, Lehne, Bank, Tritt, Schemel) verkleinerte sich zu scamillus und -um,

von einem Bauer g'schnitzt oder g'schnätzet und nach guggisbergischer Manier mit Äärbsele"holz (Sauerdorn) g'fäärbt, wird in der Martenen gezeigt. Dagegen ist das mit „Staballe" verwandte „Schemel" nicht guggisbergisch. Man sagt dafür d's chliin Stüehli, oder noch häufiger und treffender: d's Schoosstüehli. Frauenspersonen nehmen es unter die Füße, wenn sie für gewisse häusliche Arbeiten mit der Schürze der Schoos mache".

Im Kleegarten existiert ein Tisch vom Jahr 1744, der aus Birnbaum mit Einlegearbeit verfertigt ist. Sonst bestehen alte Tische vorzugsweise aus ahornigem Tischblatt mit zwätsche"buumigem Rahme". Heitere Gegensätze dazu bieten einerseits jener Tisch mit dem Chöle"grüebli (S. 370) und ein angeblich irgendwo vorfindlicher mit eingegrabenen Löchern zur Aufnahme von Mahlzeitportionen à discrétion,[24] anderseits die auf der Alp als Tisch dienende umgestürzte Milchgepse auf einer Latte. Als Luxusmöbel darf im Vergleich mit beiden ein Tisch bezeichnet werden, woran eine Schiiha oder ein Biin Schaden gelitten hat, so daß das ganze Tischg'stüedel lotschget oder lödelet, der ganze Tisch also wackelt: waggelet oder weegt. Zur Not hilft das Unterlegen einer Bissa[25] (eines Keils nach Art des beim Holzfällen gebrauchten).

Ein Gegenstück zu derartigen Möbeln bietet der Tisch der Hinterstube, auf welcher, von modernen Nippsachen umstellt, ein Album zur Durchsicht einladet. Auch wir stoßen auf den und den Bekannten. Die Potegrafii ist zwar bereits etwas überg'gange" (verblichen). Dennoch sieht man: der Uufnahm ist gelungen. Der Mann ist guet g'macht. Ganz töntäntisch[26] oder ortäntisch a'so ist er! Er gliihet ihm rächt guet dadruff („auf" diesem Bild). Der Phótograph oder Photographist hat ihn rächt b'chönnig bötografiert, potegrafiert, abphotographiert. So hat man übrigens sein Aussehen und si"s ganz Wäse" aang'mäle" (geschildert).

Die meisten Bilder hängen freilich — mit mehr oder weniger Geschmack — untermischt mit Porteree" und Portereelene" (Gemälden und Gemäldchen) an den Wänden. Eingerahmt, heißen sie zu-

---

scabillum, scabellum (Schemel), woraus it. scabello, fz. escabelle und escabeau, aber auch westmitteldeutsch Schawel und Schawelle (Grimm, WB. 10, 2, 360 und 1, 1948), grindelwaldnisch Schabälla, emmentalisch Stabälla, guggisbergisch Stubälla (an „Stube" angelehnt) wurde. [24] Solche Pendants zur table d'hôte, wo man die jeweiligen Speiseanhängsel an den Wänden der Tischgruben mit dem allzeit schwarz glänzenden Ärmel auswischte, habe es im ältesten Wallis und Graubünden gegeben. [25] Der oder die „Biß": schwz. Id. 4, 1696 ff. [26] Authentisch (gültig).

meist Täfeli.[27] In zierlichen, selbstgefertigten Rahmen aus Tannapfelschuppen und Schnirkelschneckenhäuschen gefaßt, umgibt rechts und links eine solche Täfela den Spiegel. Daß der höchstens ausnahmsweise der Eitelkeit diene, sagt die Selbstherabsetzung der oder des zum Ausgang Gerüsteten: I^{ch} wil^{l} jitz no^{ch} der Aff gä^{n} luege^{n}!

Auch wir besinnen uns, daß es Zeit zum Aufbruch sei. Ein Blick auf die Uhr! Das kann die Wanduhr oder die Taschenuhr sein; beide



Weber hinter'm Berg salzmülleret (vgl. S. 143).

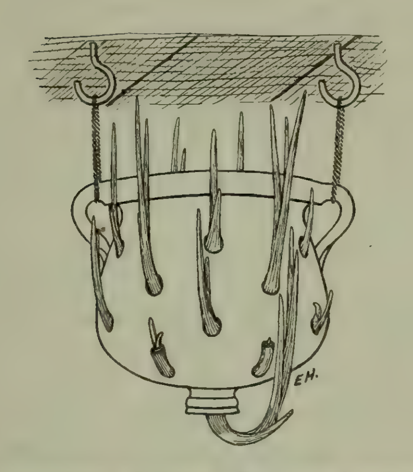
heißen denn auch das Zịt: jene das Stụ̆be^{n}zịt, diese das Sackzịt, aofern es sich um genauere Bezeichnung handelt. Die Zuggewichte des erstern werden geborgen durch den Zịtschaft oder die Zịttrucka. Unsere besondere Aufmerksamkeit gilt einem holẓige^{n} Stụ̆be^{n}zịt von 1797. Seine holẓöpfeḷbụ̣umige^{n} Rĕdleni bedurften während dieser 113 Jahre niemals ann^{d}eri Zäpfleni und bloß stellenweise e^{n} nüija Buchs (Ring, in welchem der Zapfen läuft). Das weiß der alte Bauer, der im Bedarfsfall selber 's Zịt van enann^{d}ere^{n} nimmt und rịịset, genau. Er hält es eben gleich gut in Ordnung wie die Leutchen seiner Familie, denen er, wo es etwa hapern sollte, gehörig

[27] Tabulae pictae.

d's Zit uusputzt. Daß das aber, buchstäblich verstanden, keine so leichte Arbeit sei, gab jener einem Uhrimacher Zuschauende mit dem Ausruf zu: Es g'spässigs Wäse", Ziteni uusputze"! Das Diktum wird seither, wo man seine Verwunderung über irgend etwas Rätselhaftes ausdrücken will, als „automatische Ableierung“ wiederholt. Dieses stilistische Bild ist der Weckeruhr entnommen, welche, auf eine bestimmte Stunde dafür eingerichtet, unaufhaltsam und unerbittlich die volle Minute lang rödelet oder tschäderet. Unsere besagte alte Uhr beweist die gleiche Zuverlässigkeit, mit welcher der Wecker (und der ihn Behandelnde) weckeret, durch das genaue schlaa". Sie viertlet zwar nicht, zeigt also z. B. nicht an, es sei e" Viertel ab nüüni (9^{15}) oder e" Viertel vur de" nüüne" (8^{45} = drii Viertel uf nüüni). Als menschliches Wesen würde sie den nach genauer Zeit Fragenden etwa neckisch abfertigen: E" Viertel uber Büris Hüsli. Es schlägt bloß jeweils am halbi, z. B. am halbi ii"s (12^{30}), halbi zwüü, halbi drüü, halbi vieri, halbi füüfi usw. je einen Striich. Das ist natürlich in der Nacht vieldeutig. Unser Bauer hat darum zwüü Ziteni neben einander hängen, deren eins genau 35 Minuti voor giit. So deutet eine Uhr mit ganz verschieden klingendem Stundenschlag den Halbstundenschlag der andern, und zwar erst, nachdem die vorgehende fünf Minuten zum voraus mit dem bekannten leise rucksenden warne" den mit leisem Morgenschlaf Begabten geweckt hat: Paß uuf, was chunnt! Beide Uhren scheinen denn auch in Genauigkeit zu wetteifern, und die mehr als hundertjährige erwahrt ihre unverwüstliche Jugendlichkeit durch die Energie, mit der sie ebenso eilig wie weit ausholend uuswirft: Der Plamper oder Plämper schleet noch wit uber 's Ziferblatt usi, wi we"" mån ihm es ieders Mal e" Stupf, e" Mupf, e" Sprutz (Anstoß) geebi. Mittelst der auf oder ab rückbaren Schiba aber läßt sich mit genügender Exaktigkeit das Kompensationspendel des Regulators ersetzen.

Unsere Bauernfamilie verfügt aber noch über eine andere Uhr. Die kündet wenigstens denen die Stunde, welche gewohnt sind, mit de" Vögelene" uuf u"d mit de" Vögelene" nider. Wir meinen das in der Stube oder bei Sonnenschein vor dem Fenster hängende Chreezli oder sogar die größere Vögelchreeza mit deren Bevölkerung. Eine ganze Kolonie Kärnaaleni (das Karnaali: der Kanarienvogel) kann durch mehrmals wiederholte Bruten das ubi bene ibi patria erwahren. Bestätigt obendrein ein Harzerroller die kindliche Worterklärung: er „kann Arien“ singen, so ist für vielgestaltiges musikalisches Leben in der Bauernstube oder z. B. in der geschützten Chaletlaube der Gemeinde-

kanzlei reichlich gesorgt. Nur die minder geschätzten Beigaben, die bei den turnerischen Übungen der kleinen Künstler zwischen den Stääblene^{n} des Käfigs durchdringen, könnten zuweilen das Bedürfnis einer eigenen Vogelstube nahelegen.



An der Zimmerdecke hängendes Gefäß mit durchwachsenden Zwiebelröhrchen als winterliches Grünzeug.

Anzug.

Stoff.

Gespinnstkultur und namentlich Flachsbau spielten im alten Guggisberger Ländchen gleich wie in dem mit ihm in so naher Beziehung gestandenen Fri̦i̦be̥rgspiet eine große Rolle. Schon 1673 stoßen wir auf Zeugnisse eines starken Handels mit G'spünnst oder G'spü̦ü̦st in der Hauptstadt an der Saane. Besonders Flachs kam massenhaft auf den dortigen Tuechma̋rit, der auffälligerweise immer gerade auf den (von den Katholiken gar nicht, von den Reformierten vor 1860 nur vormittags gefeierten) Hööchfri̦tig (Charfreitag) fallen mußte. Da het en i̥ederi Guggisbärgera es Pünteli Flachs a'n Rügg g'noon und ist mit z'Ma̋rit. Und zwar ist „Guggisberg" auch hier (vgl. S. 17) als identisch mit dem Amt Schwarzenburg zu verstehen. D's Ussertii̦l het's ü̦sa g'ha̋ben mit dem Flachs. Aber bis zum Schwarzwasser ahi ist Flachsga̋gend gsi̦i̦n, und von Flachsbau auch in Albligen redet noch sein Hargarten.[1] Unter den Gewinnern einer Flachsbauprämie der Ökonomischen Gesellschaft treffen wir denn auch 1828 den Christen Zwahlen zum Stein.[2]

Hören wir forschen Bäuerinnen wie Frau Leuthold, Frau Bifian und andern zu, wi mḁn a̦lbḁ gru̦u̦ß Ple̦nggena (Wi̦tina, Spri̦i̦tena) Flachs pflanzet het.

En Pü̦renfamilla mit e̥me̥nen paar Mi̦i̦dschenen het's fur n en Ehr aang'gugget, dem Atten schöna lättega Härd abz'la̋schelen für drü̦ü̦ Määs Flachssaammen z'se̥e̥jjen. Mi̦i̦stens na̋be'm Gäärstenacher im sü̦feristen Böden het mḁn uber d's Chrü̦tz (nach der — sich rechtwinklig kreuzenden — Länge und Breite) vierz'g bis fü̦ü̦fe̥ndvierz'g, oder z'ringum g'mässen oppa hundertsü̦benz'g Schritt Lannd abg'steckt. Das het mḁn b'schüttet (uberjaucht); d'Wü̦ü̦rzi, d's G'si̦tz (die wie aneinander-

---

[1] Der haru, haro, har, des harwes (Flachs): Graff 4, 987; mhd. WB. 1, 633; Kluge 185. [2] Ök. Fol. 29 E 17a.

hängende Fetzen aussehenden Unkrautbüschel) u^nd d'Stiine^n het ma^n süfer üsa g'chräblet, währe^nt ma^n d'Bschütti schön äbe^n ii^ng'hauet het (auch die kleinsten Unebenheiten ausgleichend untergehackt). Jitz het ma^n mit däne^n driine Määs Saamme^n es Löffeli voll Raavsaamme^n (Samen weißer Rüben) verrüehrt, fur das^s es de^nn im speete^n Herbst uf der Flachsera no^ch brav Flachsere^nraavi gäbi z'zieh^n. De^nn aanfangs Abreelle^n, no^ch bi'r Winterfüechti un^d also früej, das^s di junge^n Pflänzleni de^n Härdflöhne^n hii^n mögen ertrünne^n, het ma^n g'seejt. We^nn's ist z'mache^n gsii^n, het ma^n der erst Leu (oder öppa no^ch der Fisch, S. 54) abg'wartet, un^d ömel de^nn geng im Vurmittag g'seejt, fur das^s der Flachs o^ch scho^n im Vurmittag blüeiji u^nd de^nn bis d'Sunna unn^der het.[3] (Wen^n er drum Na^chmittag g'seejt chunnt, so blüejt er de^nn o^ch numa^n Na^chmittag.) Dä^n Wääg ist er de^nn gliich-leher g'wachse^n u^nd het schöner alla mit enann^dere^n ziteget. Fur das^s ma^n gliichleher seeiji, het ma^n z'erst uber d's Chrütz Striipfene^n g'macht (mit dem rechten Schuh Streifen eingefurcht). De^nn het ma^n der Saamme^n iing'ëgt, aber di liechti holzegi Jichta sälber zöge^n, wül d'Roßtritte^n g'schädt hätti.

Aanfangs Meie het der Flachs d's Töll^di g'häbe^n. (Die Pflänzchen verzweigten sich zur ersten kleinen „Dolde".) Da het ma^n Chöörbleni und Jätterwüsche^n (Strohwische zum Breiten unter die Knie) g'noo^n un^d ist ga^n jätte^n. Mi het süfer allz uuszöge^n, was nid Flachs u^nd Raavi gsi^n sii^n. Da hätti ma^n richtig wohl chönne^n z'mitts i'^n Flachs-blätz es Stangli uufstölle^n un^d e^n Täfela druber tue^n u^nd dran schribe^n „Taubstummenanstalt", wi iinist am Weschhuus z'Nidau. Aber item, d'Flachsera ist ömel g'rangschierti choo^n; u^nd we^n die junge^n Pflänzleni scho^n gar schrockeli^ch si^n vertroolet choo^n, su ist das gar nüüt schüühigs gsii^n. Si si^n graad (bald) umhi uufg'stann^de^n u^nd si^n numma^n minn^der ghijt (sie lagerten weniger), wül der Böde^n dür^ch das chnöije^n oder gar sitze^n fester worden ist.

Im Braachet (Juni) ist der Flachs e^n wahri Pracht gsii^n, e^n Stulz fur d's Wibervolch. Nüüt het d'Uugen aanzöge^n, wi di hiiter-blaaue^n Flachseri, wa Blüemli a^n Blüemli also aanmüetig ii'm[4] aan-g'gugget het.

Im Heumänat (Juli) hii^n d'Hutteni (das Hutti: Flachs-samenkölbchen) aanfaa^n zitege^n (reifen). De^nn het's am erste^n schöne Tag, u^nd we^nn's im Moosheuet gsi^n ist u^nd d's schöö^nst Heu am Böde^n g'läge^n, o^ch bi der friinste^n Frau g'hiiße^n: D'Frau ist Miister u^nd nit der Maan! Jitz cha^nn ma^n nit ga^n heue^n, jitz mues ma^n

---

[3] Untergeht; vgl. uufhaa: aufstehen. [4] „einem" statt „einen", nie aber umgekehrt.

ga^{n} Flachs zieh^{n}! Und Rächt g'häbe^{n} hét si ömel ịị^{n} Tag im Jahr! We^{nn} z'mitts im zieh^{n} un^{d} im sprịịte^{n} d's Wätter choo^{n} wee^{r}, su wee^{ren} di schöne^{n}, bis zwo Öḷḷ (Ellen) hööije^{n} Stengle^{n} rostig worde^{n} und d's Gspụ̈ụ̈st z'ḷịbermänts vergestet.

D's Manne^{n}voḷch het das wohḷ g'wüßt un^{d} ist a^{n} däm grụụße^{n} Flachszieijertag grụ̈ụ̈selech g'foḷgig (foḷgig) gsịị^{n} und chommlig worde^{n} — wi nụmmạ^{n} no^{ch} a^{n} der grụụße^{n} Wesch im Herbst un^{d} im Ụstage^{n}. Si hịị^{n} d'Mäḷchstüehḷ g'noo^{n} fur drụff z'sitze^{n} und z'häḷffe^{n}, und d'Fraui und d'Mịịdscheni hịị ohni Stüehḷ d's Bụggeli g'macht, su guet daß si wäge^{n} de^{n} Chitteḷwịịhene^{n} (S. 449) chönne^{n} hịị^{n}. Zwölf Hampfẹli[5] chrụ̈tzwịịs uf enann^{d}ere^{n} het[6] ẹs Hụ̈ụ̈ffli ụụsg'macht, und zwölf Hụ̈ụ̈ffleni ist d's Ordinääri gsịị^{n} für n ẹs Haḷbtagwäärch. Bänze^{n}s Bääbi het's no^{ch} wịter bbraacht, wen^{n} ẹs scho^{n} dạrzue oppa va^{n} de^{n} Franzose^{n} im Ubergang und va^{n} de^{n} Chịịserlẹge^{n} im Drịzäächni (1813) ụụsg'lịịt (erzählt) het.

Ist ẹs ẹntlehe^{n} erläbt g'sịị^{n}, het mạ^{n} uf ẹme^{n} frisch g'eemtete^{n} (S. 210) Acher[7] Zịịlla um Zịịlla und Hampfela näbe^{n} Hampfela gsprịịtet, oppa e^{n} Plengga (S. 402)[8] va^{n} zweie^{n} Uferte^{n} (S. 244). Ist der Flachs dür^{r}a gsịị^{n}, hẹt mạn ẹ^{n} ụụfg'noo^{n}, d'Hampfeli umhi (wieder) g'chrụ̈tzt, bbunn^{d}e^{n}, ịịntaa^{n} und bi'm Räge^{n}wätter abg'räfflet. Das het neuẹ^{n} toḷḷ tönt! Drum sịịt mạ^{n} de^{n} Schnätterwịịbere^{n}: Du bist e^{n} Räffla! (Die Riffel: fußbreites und etwas längeres Brett, auf halbe Länge zu schmalen Zähnen eingesägt.) Der Saamme^{n} ist tröschen^{n}, g'rönndlet (S. 315) un^{d} e^{n} Tịịḷ (teilweise) i^{n} d'Öli taa^{n} choo^{n}, das[3] (damit) mạ^{n} im Winter zum spinne^{n} e^{n} hịịteri Stüba hịịgi. (Vgl. „heiter" S. 64. Das düster, rußend und stinkend brennende Leinöllicht war in Wahrheit ein trauriges gegenüber dem aus Reps und Buchecken und erst dem spätern Petrollicht.) E^{n} chlịịnna Tịịl Saamme^{n} het mạ^{n} la^{n} mange^{n}[9] oder wụ̈ụ̈rsche^{n}[10] als Doktermitteḷ fur Lụ̈t und Guet (Mensch und Vieh). Mentsche^{n}, wa wüest si^{n} blessiert gsịị^{n}, het mạ^{n} ịị^{n} warma Flachssaamme^{n}pụ̈ntsch um der

[5] Die Hampfela = „die Hand volle", wie „der Aarvel" = „der Arm voller" oder beide Arme voll; vgl. das Äärveli und äärvele. [6] Als Einheit. [7] „Acker" ist also auch Wiese, gemäß der Grundbedeutung Feld und Flur, wovon zunächst nur Sommer um Sommer ein Stück unter den Pflug genommen wurde (S. 271). „Acker" gehört zu agere (treiben), wie zu „treiben" „Trift". (Kluge 5 f.) [8] Vgl. „Plangg" im schwz. Jd. 5, 119 f. [9] Zerreiben mit der Mange^{n}, welche sonst nur als Walzenpaar zum Durchziehen von Wäschestoff und (z. B. in Plaffeyen) von Flechtstroh, um beide glatt und geschmeidig zu machen, bekannt ist. Vgl. schwz. Jd. 4, 328. [10] Anklingend an vermüürschle^{n}: zerreiben. Zugrunde liegt wüürsche, wirsche: verletzen (namentlich ein Leibesglied); altes wirsen ist schlimmer (wirs = wirser) machen. Mhd. WB. 3, 747 f.

ann^d^er u̥u̥fg'li̥i̥t. Dem brave^n^ gru̥u̥ße^n^ Wahl̥l̥erer (Mischler) im Innerdorf, wa va'm löste^n^ Landvogt wäge^n^ 're^n^ Chli̥i̥nigghi̥i̥t mit hunn^d^ert Stri̥i̥he^n^ uf's blu̥tta Chrü̥tz ist prüglet choo^n^, hi̥i̥^n^ si̥ner Lü̥t dää^n^ Wääg d's Läbe^n^ g'rettet.

Dä^n^ g'räfflet Flachs het mḁ^n^ z'rooße^n^ (oder z'röze^n^) taa^n^. Mi het's früeijer mit der Wasserröözeri̥i̥[11] probiert, wi mit dem belgische^n^ Flachs; aber es ist nit guet choo^n^: är ist nid lü̥tera worde^n^. Jitze^n^ spri̥i̥tet mḁ^n^ d's Gspü̥ü̥st dür^ch^e^n^wägg uf der Wi̥ti, uf ere^n^ mösige^n^ un^d^ schön ăbene^n^ (ebenflächigen, wenn auch geneigten) Rooßi;[12] aber ganz dünn, süst gi^b^t's nu̥mmḁ^n^ Flätschdingle^n^ (faule Stengel). Fur daß 's der Luft nid nähmi oder dür^ch^ enann^d^ere^n^ hü̥ü̥rsti, spannet mḁ^n^ Treht[13] drü̥ber, u^nd^ li̥i̥t opp'o^ch^ no^ch^ die Stangleni, wa mḁ^n^ d'Spri̥i̥teni i^n^ der Wucha e̥s Mal dḁrmit chehrt. We^nn^ d's Gspü̥ü̥st hi̥i̥tergraaus ist, ist das es Zi̥i̥he^n^, daß si^ch^ d's Linti (der Bast) lööse^n^ wo^ll^tt. Jitz wird's a^n^ mene^n^ sunnega oder luftega Tag u̥u̥fg'noo^n^, aber wi mḁ^n^ chaa^nn^ u^nd^ maa^g^, nid meh z'Hampfele^n^.

Al̥l̥imal̥ na'm bache^n^ (Brot backen) han i^ch^ al̥s e̥s Mi̥i̥dschi müeße^n^ d'Hann^d^ i'^n^ Bachöfe^n^ ihi strecke^n^ u^nd^ va^n^ i̥i̥^n^s aan zöl̥le^n^. Han i^ch^'s möge^n^ erli̥i̥de^n^, ḁ^l^so (ungefähr) bis uf hunn^d^ert z'zöl̥le^n^, su het d'Mueter oppa acht Burdena u̥u̥ftaa^n^ u^nd^ mit dem Pfi̥ffi (Samenende) a^n^ d's hööj G'wöl̥p im Ofe^n^ z'säme^n^trückt, in e̥re^n^ Hal̥bstunn^d^ e^n^ chli̥i̥^n^ d'Zü̥ü̥g tu̥ffe^n^ (geöffnet), daß der Tampf darva^n^ chönni. Wär het vergässe^n^, z'erst hunn^d^ert z'zöl̥le^n^, däm het de^nn^ al̥b' i̥i̥nist d's Fü̥ü̥r der Flachs b'broche^n^. Speeter het mḁ^n^ mü̥ü̥ße^n^ aanfaa^n^, uf der Wi̥ti Brächhütti mache^n^. Das ist a^l^só g'gange^n^: Mi het e^n^ Gräbe^n^ u̥u̥fg'woorffe^n^, druber oppa dri̥i̥ Schueh hööj uf dri̥i̥e^n^ Si̥te^n^ schön im Senke̥l (senkrecht) e^n^ Wann^d^ bifestiget, druber Schi̥jleni aang'nägelet (die auch etwa durch Eisendrähte ersetzt werden), im Gräbe^n^ mit Stöcke^n^ g'fü̥ü̥ret u^nd^ der Flachs uber d'Schijleni g'li̥i̥t, u^nd^ uber Tag si̥^n^ de^nn^ d'Brächeri 'na cho bräche^n^. Aber we^nn^ mḁn d's Gspünst im Bachöfe^n^ het d'dörrt, su het mḁ^n^'s e^n^ Tag la^n^ úberlige^n^, un^d^ opp' am hal̥bi i̥i̥^n^s i^n^ der Nacht ist mḁ^n^ a^n^ d's bräche^n^ g'gange^n^.

Ji̥^n^ Hampfela um di ann^d^eri het ma^n^ z'erst g'chröösl̥et (unter knitterndem Geräusch, welches chroose^n^ heißt, geknickt) und mit der Brächa (welche schwerfälliger als die unterbernische gebaut ist) biarbi̥i̥tet. Währe^n^t al̥lem bräche^n^ het mḁ^n^ fü̥ü̥r u^nd^ fü̥ü̥r (à fur et mesure) d'Dingle^n^ (die steifen, verholzten Stengelteile) drü̥s g'schlingget.

---

[11] Gw. 478; vgl. schwz. Jd. 6, 1408. [12] So heißt eine Wiese zu Albligen; vgl. Lf. 364. [13] „Drähte" = Schnüre, die ja vom Seiler gedreht werden; der Draht heißt Isetraht.

Und zwar het mḁ^{n}, we^{nn} ma^{n} anere *Brächeta* am hä̦lle^{n} Tag uf der Wịti vurbịị g'gangen ist, enann^{d}ere^{n} naa^{ch} (sofort) g'merkt, wel^{ch}er Wịber-vö̦lher Guggisbärgeri sịị^{n} und wel^{ch}i *Lann^{d}'ggrichteri* (S. 5 f.): d'Guggisbärgeri hịị^{n} *fů̈rhi^{n} g'schlingget* (vorwärts, vor sich hin) und d'Lann^{d}g'richteri *hinn^{d}er ụụs*. Und bi'm schlaa^{n} hii^{n} d'Guggisbärgeri *mit de^{n} Bräche^{n}schịtere^{n} g'chlä̋felet*, d'Lann^{d}g'richteri nụmḁ^{n} *g'chnätscht*.

Das^{s} mḁ^{n} bi a̦lem däm und bi'm *G'hụ̈ụ̈rst ụụflä̋se^{n}* (Aufheben der unter die Breche geratenen verworrenen Fasern) d'Buebe^{n} und d'Manne^{n} äfḁ zum vorụụs het dur^{ch} *d'Hächla* zöge^{n}, müeße^{n} mer *apartig* fü^{r}ha^{r}stö̦lle^{n}, es glụụbti's süst niemmer. Aber e^{n} rächta Läärme^{n} het's erst de^{nn} ggää^{n}, wen^{n} e̦ntlech d's brächen ist erläbt gsịị^{n} und e^{n} jederi di *lösti* (letzte) Hampfela het i'^{n} Henn^{d}e^{n} g'häbe^{n}. De^{nn} hịị^{n} si^{ch} de^{nn} d'Brächeri ann^{d}ers ịịngstö̦llt und d's *Ho̦lerniggeli* oder d's *So̦lernịggi b'broche^{n}*. Das ist ḁ^{l}so n e^{n} Sach wi d's *Fịrabend schlaa^{n}* bi de^{n} Zimmermanne^{n}, we^{nn} si ụụfg'richtets hịị^{n}, und bi de^{n} *Tröschere^{n}* (ss: Flegeldreschern), we^{nn} si a̦lbḁ di lösti *Tenneta* (Garbenauslage auf der Tenne) *abg'schosse^{n}* hịị^{n}. Da hịị^{n} si z'erst (wie gewohnt im Takt) z'achte^{n}, de^{nn} z'viere^{n}, de^{nn} z'zweie^{n}, de^{nn} z'ịịm uf dä^{n} le̦er Läde^{n}böde^{n} g'schläge^{n}, das^{s} es schier g'chlöpft het wi n e^{n} *Kanunne^{n}schutz*. Schier ḁ^{l}so hịị^{n} 's d'Brächeri g'macht: si hịị^{n} mit enann^{d}ere^{n} ụụfzöge^{n} und de^{nn} geng z'erst viermal *sịtle̦che^{n}* (seitswärts) und dḁrnaa^{ch} vierma̦l *gräd ahi* g'schläge^{n}, daß die (leicht hin und her schiebbaren, buchenen und natürlich klingeldürren) *Bräche^{n}schịter* z'sä̋me^{n}g'fahre^{n} sịị^{n} und *g'chlä̋felet* hii^{n} *öppis schrockelechs*. Das het ge̦ng an ịị'm gmacht: *Sso̦ler-Niggi, Sso̦ler-Niggi!* brrr, brrr, brrr, brrr! tätsch, tätsch, tätsch, tätsch!

Hier inne haltend, geben wir der Frage Raum, ob denn nicht neben Flachs auch Hanf gebaut worden sei, wie im Emmental und Unterland. In der Tat lesen wir ungefähr gleichzeitig wie vom Flachszehnten, dessen der Landvogt von Schwarzenburg 1787 zehn bis zwölf Zentner nebst 80—90 Mäß Flachssamen bezog,[14] auch von „Werchzehnden" (1792). Schon der Umstand indes, daß es kein zu erwartendes Wort „Hauf"[15] (aus „Hanf") gibt und das dem Unterland entlehnte Haußẹt (aus „Hanfsaat" = Hanfsamen) als gleichbedeutend mit Hanf genommen werden kann, zeugt für die wirkliche Seltenheit des Hanfbaues im Guggisbergischen. Für solchen ist hier die Pflanze *zu n e̥s e^{m}pfintlechs Chrů̈t*, um mehr als versuchsweise, und etwa um den zeitraubenden *Jättet* zu ersparen (denn *d's Wäärch* het d's jätte^{n} nid nöötig),

[14] Eink. 133. [15] Wie Gw. 477.

sich auf eine sehr begünstigte Beunde zu wagen. Selbst auf solcher nur kümmerliche Pụder zu erlangen, welche ganz gut durch Pụdere^n (Knirpse) zöge^n (ausgezogen) werden können, muß die Hausfrau bei aller Bemühung warte^nd sịị^n oder z'erwarte^n sịị^n.[16] Fast nur zum Kinderspiel, statt als gern gesehenes Anzeichen der Zitegi (Reife), dient dann das stụụbe^n der Fịmela (der männlichen Stengel).[17] Den Abgang selbstgebauten Wäärchs[18] ersetzte sich aber vormals das Bauernhaus durch Zukauf, während jetzt der Umtausch des gebrochenen Gespinnsts gegen Garn in mechanischen Spinnereien (z. B. in Rüderswil) pröfitlecher gefunden wird. Gegenwärtig wie vormals aber schätzt man um seiner Dauerhaftigkeit willen wärhigs Garn und Tuech, sonderlich währhegi Li^nlache^n und Hömm^dleni, sogar die wärhegi Brust auf Männerhemden. Eine solche Brust wurde namentlich dann mit Stolz getragen, wenn eine oder die Tochter des Hauses dem Vater, dem Vetter oder dem „Vetter" den Strụụß (das Blüemli) aufgestickt hatte, oder das Denkemein.

Noch einmal einen Blick auf den Brächhütte^nplatzg, auf welchem allerdings die g'wänete^n Brächeri sich augenfällig als gẹng dünner g'seejt erweisen. Sorgfältig haben die Gewohnten die Samenenden der Stengel: die Pfụ̈ffeni (S. 405) oder den Grinn^d oder die Saamerịị, sowie die Wurzel-Enden: d'Wụ̈ụ̈rzi drụ̈s g'wärchet, usa g'chnätschet und als Möderich Hüterknaben für Zwick (Schmitze) an die Peitsche überlassen. Die schaffen dafür auch die Dingle^n beiseite als treffliche Streu auf beeiste Wege, als Füllsel zwischen Stụ̈be^nhölse^n (Zimmerdecke) und oberem Böde^n usw. Bueben aber, oder „Chlöbe^n" gebrochenen Wergs wandern (wo es überhaupt solches zu brechen gibt), je zu dreien zu n ere^n Trụ̈tscha g'flächtet (geflochten), nach dem nämlichen Speicher, in welchem auch Wickel um Wickel, d. i. je drei Hampfeli gebrochenen Flachses, (ọppa fụ̈fz'g Flachsbuschle^n zu 25 Hampfele^n) vorläufig untergebracht werden. Hier warten — oder warteten — sie auf die Arbeit der Hechel.

Ạḷḷi Sunne^nglitze^n (Augenblicke hellen Sonnenscheins) ist mạ^n ga^n rịịstle^n. D'Mueter ist zum Hächẹlstuehḷ zụ̈hi ga^n hächle^n. Aber was nid a^n der Sunna het chönne^n g'chächlet wärde^n, het mạ^n uf ^dem Ofe^n g'wärmt un^d im Staḷḷ dür^ch d'Hächla zöge^n. Va^n mene^n

[16] Verdrehte Fügung, an warte(nd) angelehnt. [17] Über die Verkehrung des natürlichen Geschlechts: Lf. 362. [18] Wäärch = Werg, ein Wort mit „Werk" (Kluge 400), gehört ebenso zum „Wirken" von Gewändern (Luther in Joh. 19, 22), wie Flachs zum „Flechten" (Kluge 138) von Netzen.

Buschel het es füüf Chlöbleni Riisten g'gään, füüf Hälbleni gröbi Uspunna und zwüü und es halbs Hälbi Lüterunspunna (s. u.). — Es het aber och iigenti Hächler g'gään. B'sunnders d'Dachdecken, wa im Winter nüüt hiin z'tüen g'häben uf dem Hantwerch, sin den Pürenhüseren naach gan hächlen. Och Schülmiister hiin's also g'macht näbe'm Schuel haan und tachdecken zühi; ömel Rydegger im Ussertiil (S. 366) vor oppa achtz'g Jahren. Am Morgen am drüü ist er gägen sin Hächelstuehl zue, wa n er uf eren Iinfuehr (S. 354) het uufg'schlägen g'häben. Na'm z'Morgen-ässen ist er gan Schuel haan. Zum Schuel haan het er g'schindlet voor in der Schuelstüba, und d'Buebe hiin ihm d'Schinndelringen und d'Schinndelweggen zuhi traagen. Denn hiin si der iint Tag nüüt weder g'rächnet, der annder g'läsen, am tritten uufg'siit und g'sungen und am vierte Relegion ghäben. Äär het alli Pott uufg'ugget und denn umhi uf d's Schinndelisen ahi. Am Aabend na'm Schuelschluß ist er umhi in menen Chehr gägen sin Iinfuehrarbiit zue und het listig den Schuelbueben uf dem Wääg ihra Striihen uuftecht. Und bis um zäächni het er umhi g'hächlet — stendligen uf der chalten Iinfuehr.

Welch ein Zeitauskauf im Gegensatze gegen die Hächleti übertragener Art: Streitigkeiten und Schlägereien, die manch einem Wäärch an der Chuuchla bringen: ihn in wüesti Konflikten verwickeln! Das Wäärch ist nämlich es unschaffligs, lengs und gröbs verspinnen, obwohl seine feinsten Fasern sich an Wert mit denen des Flachses messen. Diese feinsten Fasern sind die riistegen.[19] Man spricht daher vom riistegen Haar eines Blondkopfs, vom zierlichen Roß mit den riistegen (schlanken) Beinen (S. 152). Sowohl die Flachs- wie die Wäärchriista gibt das hochgeschätzte riistig Tuech. Halbriistig (1609: halb Rystin) wurde solches linigs Tuech, wenn der Einschlag aus unspunnigem Garn bestund. (Heute besteht solcher Einschlag aus Baumwolle.) Unspunna heißen, in mißbräuchlicher Umdeutung des oberländischen Wortes „Uspunni",[20] die in der Hechel zurückbleibenden verworrnen Fasern, deren Bezeichnung Chüder man freilich nunmehr vom Unterland gelernt hat. Denn man unterscheidet zwar sowohl am Flachs- wie am Wäärchchüder bessera Chüder oder besseri Unspunna und schlächteri Unspunna (Lüterunspunna) oder Chüder im engern Sinn;

---

[19] Alte Entlehnungen von „riste", wie z. B. die altfranz. i. S. v. „Seil" führen auf die Grundbedeutung drehen (schwz. Id. 6, 1515). Da damit keine Qualität bezeichnet ist, erklärt sich die so verschiedene Bedeutung als bloße „Wäächriista" im Emmental, als das feine Faserwerk beider Gespinnste im Oberland und Guggisberg, oder gar, wie mhd. (WB. 2, 1, 729) als der auf einmal durch die Hechel gezogene Flachsbündel. [20] Gw. 477.



Brächeta.

Guggisberger Bauernhaus.

Nach dem Aquarell von Moritz, lith. von Müller.

aber versponnen werden in Guggisberg beide Sorten, wenn nicht sogar (für Aschentücher u. dgl.) auch der Möderich. Zum Seiler wandert bloß der mit den Händen abgestreifte (g'rịịtlet), sehr grobe und wie Späne aussehende: g'speenet Bast der ausgereiften Hanfsamenstengel: des Mäschẹl (šš, im Emmental: š).[21]

Gröbiänisch, wie man vormals auf Blöuwen, Plöuwen[22] auch im Schwarzenburgischen[23] den Bast von den Stengeln losklopfte, drosch man sogar uf g'schịferete" Läde" (sich abschelfernden Brettern) den Rest der Dingle" aus dem gehechelten Gespinnst. Später geschah dies mit dem Hanf auf der Rịịbi, z. B. auf dem Rịbihụ̈beli (1790), bei Guggersbach (1673) und anderwärts. Der Rịịbilohn: e" Trụ̈tscha va" drịịe" Hụ̈ụ̈fflene", befriedigte jedoch so wenig, daß z. B. „das Wärch-Ribei-Recht“ auf der Granegg 1787 in einen „Mahlhauffen“ (Mahlgang) umgewandelt wurde.[24]

Ohne solchen Mittelweg muß nun der Hanf gleich dem Flachs zur Spinnerin oder zum Spinner wandern. Letzteres wird durch Ortsnamen wie das Spinnerli[25] als auffällig dargestellt. Allein noch bei Menschengedenken spannen Knaben — gern oder ungern — an der Seite der Mutter. Noch verstehen sich darauf der alt Stoḷḷ im Winterchrụ̈t und der greise Nydegger im Spilmannswaḷd. Berufsmäßig aber übt es der einsiedlerische Jakob Schlechten: Köbẹl im Vorsạ̊ßli. Die äußerst saubere und exakte Spinn- und Webearbeit dieses auch in der persönlichen Erscheinung ansehnlichen Mannes läßt den landläufigen Spaß durchaus vergessen, das Männchen so und so schaue aus dem ungepflegten Vollbart heraus, wi n e" Mụụs us e̥me" U"spunne"häḷbi („us eme" Chụ̈derbäḷḷi“).[26]

Das Häḷbi ist der Kloben, welcher zum Verspinnen a'" Chụụhẹlstäcke" b'bunnᵈe" chunnt. Frauen, welche d's Güegi aanchunnt, sich als Virtuosinnen auszuweisen, verschlingge" d's Häḷbi, lịịre" (wickeln) der Chụụhẹl- oder Chụụchle"stäcke" drịị" und spinne" z'ịị'r Hannᵈ: bloß mit der Linken. Solch gelegentliches Übermütchen ist ein Ausfluß des Frohmuts, den noch recht manche Guggisbergerin — sogar eine jüngere Großratstocher — am gemütlich schnurrenden Spinnrad sich bewahrt. „D's Gụ̈ụ̈rbeli“ (wenn nicht wie im Oberland „der Gụ̈ụ̈rbe"“) wird dasselbe denn auch traulich benannt. Der Freiburger nennt es das Rụụßi, welche Bezeichnung dagegen gleichbedeutend ist mit Aantraagi (Anträgli).[27] Bei aller Emsigkeit wird aber das Spinnrad auch mit äußerster Sorgfalt behandelt. Es gibt

---

[21] Aus „masculus“: Lf. 362. [22] Vgl. Gw. 478. [23] RGU. 153; SB. O 753. [24] SB. R 61. [25] Vgl. Lf. 370. [26] Lf. 369. [27] Gw. 475; Lf. 372.

daher zierlich gebaute Räder aus Jahren wie 1793 noch in vollster Leistungsfähigkeit zu sehen. Man weiß eben: kein Gürbenmacher mehr, wie z. B. der 1657 lebende Peter Wyß, oder der Verfertiger des außerordentlich zierlichen Spinnrades in der Wirtschaft Gambach könnte es heute ersetzen oder auch nur von bedeutenden Schäden heilen. In kleinern Verlegenheiten weiß die Spinnerin selber Rat. Sogar den Güürbensiiten stellt sie eigenhändig her. Vom Schlächter holt sie sich den nötigen Schafdarm oder noch lieber Giistaarm, macht ihn mittelst einer Zwiebel (Zibela) linnda (geschmeidig), bewahrt ihn durch geschicktes tröchnen davor, daß er sperrig wird, und spinnt ihn zur gebrauchsfähigen Saite. Nur zum Wollespinnen (S. 411) taugt der täärmig Siiten nicht, sondern bloß der fädig, welcher weniger starch zieht (sich spannt).

Im Frühjahr aber heißt's im Bauernhaus: Ich muas deich mins Gürbeli dännen tuen; es chann jitz umhi fur n es Halbjahr lüijen (ruhen). Denn jetzt ruft das dussen wärhen alle Kräfte ins Feld, bis Emd und Kartoffeln eingebracht sind und das Getreide gedroschen ist.

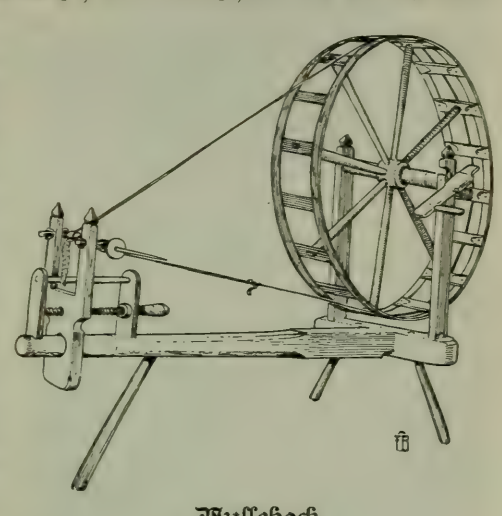
Aber na'm tröschen ist d's spinnen umhi los g'gangen. Wär nid in d's Holz ist, het der Gürben fürha g'noon. Die Tifigeren (Gewandtern) hiin Riisten aang'lüt und di anderen Unspunna. Allz het pressiert, dass man oppa zwü- bis drühunndert Ööll riistigs Tuech uberchömi, es Stücki Zwülha (Zwillich) und noch unspunnigs Tuech, und va'r Lüterunspunna Ziehenfüeter'gen (Unterseiten von Deckbettanzügen) und Wäärchtigfürtech (Alltagsschürzen). En Spinnera het es Tags zwü Tuusig Haspelumgeng mögen (der Zellhaspel[28] het sie zöllt), en Tiil noch meh. En Umgang macht annderthalba Meter. Darfüür hiin si aber och am füüfi uufg'häben (sich vom Schlaf erhoben) und bis z'Nacht am eindlefi oder bis z'Mitternacht g'spunnen. Nüüsti (gleichwohl) hiin si am Fritig z'Nacht noch Düürchsitz g'häben. D'Naachbürenlüt sin baald hie baald dert in di gruußi Stüba (Wohnstube) gan spinnen und hiin g'sungen und bbrichtet darzue, fur minnder schleepferig z'wärden. Einist het doch der Schlaf Spinnerhans[29] ubernoon. Är ist uf den Ofen gan schnaarchlen, het mit den Armen umg'schlägen und g'rüeft: Trineli! Trineli! Trini het sin Gürben und Chuuchla an d'Henn d g'noon und ist üsi und hiim.

Darfüür het man denn am Samstig na'm Firabendlüten der Siiten ahig'liit, Sunntig g'macht (oder g'samstiget: das Haus in sonntäglichen Stand gestellt) und nähig'schlaaffen.

[28] Lf. 375. [29] Personennamen ohne Artikel: S. 284.

Leute mit kleinem oder keinem Heimwesen spannen früher fast das ganze Jahr und ernährten sich damit, indem sie nach Verarbeiten eigenen Gespinnsts frönnd i Riista hii n aang'noo n oder aber uf Taglohn si n ga n spinne n. Sie giengen i' n Spinnet i n d's Lann d g'richt (S. 5) oder i n d's Friber s piet. So verdiente eine Taglöhnerin z. B. im Jahr 1810 während 98 Tagen 5 Kronen und 21 Batzen.[30] (Im Tag 22½ Rappen unseres Geldes.) In Magglingen (über Biel) spann Eine um zwanzig Rappen im Tag von vier Uhr morgens bis eilf Uhr nachts.

Wie oft im Tag häufte sich da Hü̥beli um Hü̥beli auf der Spindel! Und was für Garn het das g'gää n! Das Guggisberger Handgespinnst war weit und breit berühmt, namentlich gegenüber dem máschine n-g'spunnene n Garn, welches im Tuch gern Schlitze hinterläßt: d's Tuech tuet si ch haue n, es gi b t a l so Schlän-ze n. In dem tadellosen Handgarn gibt es keine Tru̥l-lere n (überdicke und zerfaserte Stellen), die an ein borstigs Ferkel erinnern, neben allzu dünnen, welche beide dem Spotte rufen:



Wullebock.

An ii'm Ort wi n es Häärli,
Am annere wi n es Fäärli.

Im Gebiet des Ryffenmatter Schafscheids (S. 519 ff.) trägt man selbstverständlich auch keinen Hü̥delrupf aus Wollfäden, die in irgend einer Lumpe n riißi aus abgelegten Gewändern gezupft werden. Da behält man justi Wulla (echte, gute Wolle) für eigenen Bedarf. Ja, früher verpflanzte Guggisberg eine bescheidene Wollindustrie sogar nach dem Simmental. So starb 1738 in Erlenbach ein Wollenkämmer Hans Zwahlen aus Guggisberg.[31] Auf wulligs Garn und Zeug versteht man sich auch heute trefflich. So weiß man, daß die durch die Chaarta gegangene (gekardete) Wolle, am Gürbe n gspunne n, sterher u n d fester treejt chunnt (gedreht wird), als die am Wulle n bock (s. Abb.)

[30] Moos. [31] SB. K 249.

gesponnene. Die 1 cm breite Bandsaite desselben und die keineswegs leichte Kunst, den Wollfaden bloß an der äußersten Spitze der halbfrei umgetriebenen Spilla zu drehen, ergeben ein lockeres (lüggers) Garn, das zwar im Stricken wenig ausgibt (nid wit luuft), aber außerordentlich geschmeidige und warme Strümpfe liefert. Um das Strickgarn herzustellen, werden (ähnlich wie beim zwirneⁿ: bei der Herstellung des Zwiirns oder des zwiirneteⁿ Fädeⁿ) vier gesponnene Wollfäden uber enannᵈereⁿ glaaⁿ (im Emmental: z'sämeⁿ glaaⁿ). Damit aber das Garn dabei nicht chruusli (sich kräusle), keine Chrüsela oder Schnüdera sehen lasse, hat die Spinnerin dabei die Vorsicht geübt, auf je zwei rächt Fädeⁿ zwe lingg z'spinneⁿ, indem sie für letztere das Rad des Wollbocks linksum trieb.

Im Guggisbergischen blühte seiner Zeit auch eine ganz beträchtliche Seidenspinnerei und -weberei, wovon noch heute der Name des Sideⁿhuus bei Niedereichi und seines einstigen Bewohners: des Sideⁿhuus-Urli († um 1880) redet. Die übermächtige Konkurrenz der Nord- und Ostschweiz ertötete aber auch diese Hausindustrie.[32]

Im Ustag hiiⁿ di eermereⁿ Lüt d's linig Garn iⁿ d'Buuhi g'gääⁿ; d'Bureⁿ hiiⁿ sälber b'buuhet (gebäucht). Mi het d'Strangeⁿ g'netzt, in eⁿ Büchti (ein Bottich) exakt iiⁿtischet (SS: eingeschichtet), Äscheⁿtüeher drüber g'spriitet, Äscha drüf taaⁿ uⁿᵈ chochigs Wasser uuf-g'schüttet, unnᵈeⁿ üsa g'laaⁿ, umhi chochig g'macht im Chessi uⁿᵈ uuf-g'schüttet. Aˡso het man's nüün Mal g'macht (wie beim Bäuchen der Wäsche). Darnaaᶜʰ het maⁿ d'Luuga verbuuhet, oppa füüf Äscherriheⁿ verbuuhet, d'Strangeⁿ es paar Mal annᵈers tischet, gob frischi Äscha drüf taaⁿ (bevor man usw.). Siⁿ d'Strangeⁿ wiißgälb g'siⁿ, het maⁿ si i'ⁿ Brünneⁿ (in den Brunnen) taaⁿ uⁿᵈ g'wässeret uⁿᵈ aⁿ Stangi g'heicht. Di halbtrocheneⁿ Strangeⁿ het maⁿ müeßeⁿ flüppeⁿ (zuckwiis streckeⁿ), für daß sie nit sperʳig chömi.

Behufs Verwebens kommt ein Strangeⁿ nach dem andern auf die (immer wagrecht laufende) Garnwinnᵈa, um hier mittelst der Spuelera als Zettel und Einschlag verteilt zu werden; für ersteren wird es auf etwa fußlange Spueleⁿ g'spuelet, für letztern auf etwa 1 dm lange Spüeleni g'spüelenet.[33] Welche Geduldproben bietet dieses Geschäft, wenn wieder einmal eⁿ Strangeⁿ verhüürstet ist, wenⁿ es hüürstet! Das giᵇt z'eⁿtrifeleⁿ! (Verknotungen und Wirrnisse, auch in übertragenem Sinn, zu lösen.) Da kommt auf erfahrnes Finden des richtigen Faden-Endes: des Troom, alles an. Übertragen

[32] Vgl. Gw. 478. [33] Einläßliches über die hierzu nötigen Berechnungen Lf. 381 f.; Gw. 480.

heißt es auch von lang ersehnten Kindern: We"" d's Tröömli näha ist, su si" si de"" da. Weh aber, wenn durch ungeduldig hastendes zieh" am lätze" Troom, oder indem man gar verschiedene Trömer hervorzerrt, das Wirrsal unheilbar wird!

Die nicht in wenige Worte zu fassenden Erörterungen über Zetti und über Traagi stehen in „Lützelflüh";[34] ebendort ist über aantreeije" (aa"trääije") zu lesen, sowie über die Geduldproben des Webens, welche ihr gutes Teil zu dem bernischen: Mier wii" de"" ggugge"! Nymma" nit g'sprengt![35] beigetragen haben mögen. Dies um so mehr, da noch vor einem halben Jahrhundert fast allz sälber g'wäbe"[36] het. Nur bei besondern Verumständungen, namentlich wo eine recht gruußi Wifta (das ist auch eine große Zahl oder Menge irgendwelcher Dinge) zu bewältigen war, ist der immerhin noch seltene Wäber (daher der Geschlechtsname), etwas häufiger d'Wäbera uf d'Stöör choo". Für Töchter wohlhabender Bauern war es ein Ehrenpunkt, den Erträg jener drüü Määs Leinsamen (S. 403) bis zum



Berta Zbinden.

ziichne" der Wäsche selber zu verarbeiten und so va" chliinnem uuf allmählich eine stattliche Aussteuer z'säme"z'bringe". Weniger bemittelte Familien dagegen hii" ihra Mülchli veräſſe" (aus ihrem kleinen Molkereiertrag den Nahrungsbedarf bestritten) u"d us G'spünst u"d Garn u"d Tuech ihra Ziisli g'macht (ihre Abgaben und Gültbriefschulldi berichtigt). Jene Bedächtigkeit schloß also die Emsigkeit nicht etwa aus, sondern vielmehr ein, wie übrigens schon der noch bewußte Gebrauch von „weben" im Ursinn[37] es bestätigt. Beispielsweise chunnt z'g'wäbne" Füeße", wer sehr rasch einhergeht.

---

[34] 381—4. [35] So in guggisbergischer Fassung. [36] Dem Unterbernischen entlehnt: g'wobe". Vgl. Gw. 479. [37] Gw. 480.

Bedächtig und regsam zugleich, wie die Spinne (Spinnela) ihre Wụbber, Spinnelenwụbber wåbt (bemerke: ich wåben, du wäbst, er wäbt, älter aber: wụ̊bt, vgl. modern emmentalisches „ich wịben, du wịbst, är wịbt, mir wåben" usw.), gehen die Wåber und Wåberĕna zu Werke. Jetzt in diesem, jetzt in jenem ịịnöden (alles heimeligen Komforts baaren) Wåbgäden oder Wåbchåḷḷer aus alter Zeit verläßt wieder ein stattliches Wụbb oder Stücki Tuech den Wåbstuehḷ. Zusehends windet am Garnbụụm die Troola (Welle) sich ab und auf dem Winndeḷbụụm (Tuechstäcken) auf. In Spiel und Lied aber spiegelt sich die Heiterkeit, mit welcher man sich auch über die Einförmigkeit des Webens, wie die des Spinnens hinüberhilft. An anderer Stelle (S. 492) bringen wir das Kinderspielliedchen Wịbis Wåbis Wupp; hier schalten wir als Ersatz erst noch zu erforschender weiterer Guggisberger-Reime dies Saaner-Weberliedchen ein:

Wehr di munter, linigs Wüppli,
Der wullig Tuech ist no nit g'macht!
D's Stini Choli söll na wäbe —
Mer hiin ihm no ke Schlichti (S. 261) bbraacht!
Drum munter zugesetzt,
Drum munter zugesetzt![38]

Und was für Tuch ward und wird da gewoben! D'Burenwịịber sin wahr Chünstleri gsiin. Si hiin noch Bettzweelli (Bettumhänge),[39] mit Bluemmen ịịngschlägen, und Tischlachen mit Löfflen und Gäblen im G'wääb g'macht. Ömel Rumpf's Ölsi z'Chaḷchstetten (nach 1760) het das denn z'g'rächtem loos g'håben! Aber mịịstens hịịn sie uf rücken g'håben (vorwärts gedrängt), für rächt viiḷ Zwụ̊schäftigs z'wåben, áḷso Tuech; und Drụ̊schäftigs: Zwüḷha, und Vierschäftigs: Bettziehenbletter (Oberseiten von Deckbettanzügen). Us dem rịịstigen Tuech hịịn si vur hunndert Jahren noch vierzähen Bätzen g'lööst, die aḷti Ööḷḷ zu 55 Santimeter g'rächnet. „Jitz güḷtet eṣ nit meh, wi aḷba", het schon d'Größmuetter g'chlagt. Länger behielt der Zwillich seine lohnenden Preise, weil er von Hausierern aus dem Flach-

[38] Von Hedwig Dietzi-Bion Herrn Dr. Otto von Greyerz, und durch ihn uns mitgeteilt. [39] Aus ahd. dwahan (waschen: Graff 5, 267) und mhd. twahe, twuoc, twuogen, getwagen (WB. 3, 157), später zwahen, auch twân, bildete sich die dwahilla, twehele, zwehle, zwehel, Zwähela, Zweella. Das bedeutete in alter Sprache zunächst das Tuch zum Waschen und Abtrocknen der Finger als der füüftschinggege Gabla (S. 379) nach dem Essen, dann auch das Mundtuch: die Serviette (mlat. entlehnt toalia, älter fz. touaille, woher toilette), auch das Tischtuch als eigens fein gewobenes Zwäheli, und hier also den ebenfalls feinen Bettumhang (vgl. Hostettlers Zeichnung S. 391).

land: einem Zwŭ̦lcheⁿsämi und Konsorten fleißig aufgekauft wurde. Wär si̦ⁿs Gä̦ltli mit wåbeⁿ het müeßeⁿ macheⁿ, het drum brav Zwü̦lha g'wåbeⁿ. Die dem Webstuhl enthobene Troola wurde abgewunden und genau auf die alte Elle b'bletteret, so daß jedes Blatt zwei Ellen aufzeigte und beim Verkaufen nur die Ellen gezählt zu werden brauchten. Das war bald geschehen, und der in guten Zeiten geforderte Preis von 13 bis 14 Batzen wurde nach kurzem obligatem mårteⁿ gerne bezahlt.

Bloß für den Handel waren selbstverständlich die Seidenstoffe berechnet, die so gglimpfig oder glimpflech (geschmeidig) den Webstuhl verließen, um dann als Ballkleid der Stadtdame vor Dicki z'gstäbeⁿ und u̦si z'staaⁿ („z'bockeⁿ“)[40] und knitterig zu rauschen: z'chrü̦ü̦speleⁿ.

Guettuehig dagegen, und damit besser wĕder·ang'sehrt, das will sagen: „kostbarer“ als in selbstgewobenem Ha̦bli̦i̦n, kleidet sich heute am Sonntag der habliche Guggisberger, bei dem es nicht zu heißen braucht: das griift iⁿ d's Guettuech, weⁿⁿ mḁⁿ nid lengs het! „Kostbar“ (chöstlech) ist freilich dieses sehr haltbare Guettuech (ganz wollener Stoff) lediglich im Sinne des Spruchs: was nü̦ü̦t chostet, ist nüüt wårt. Als wirklich guets Tuech ließ man dasselbe aus selbstproduzierter Wolle in Bern weben. Luxuriös war bloß etwa der zu Blü̦ü̦sch (peluche) verarbeitete Wollstoff für Kragen und Ärmelbelag. Für luftig leichtes und doch zeej's Frauengewand liebte man den Zeffi̦i̦r (Zephyr). Dem gegenteiligen Absehen auf Unverwüstlichkeit diente die Tü̦ü̦fe̦lssterchi, sowie die der Äberhut[41] ähnliche Sti̦ⁿzwü̦lha. Jene ist ha̦bli̦i̦nartig und gleicht in Dauerhaftigkeit dem vierschäftigeⁿ Ha̦bli̦i̦n, dessen leinener Zettel durch vier G'schirʳflŭ̦gleⁿ geht. Solcher Halblein kann nicht gewendet (g'chehrt) werden, wie bei halb abgetragenen Gewändern aus gewöhnlichem Ha̦bli̦i̦n (mit zweischäftigem Leinenzettel) durchgehends geschieht. Am rascheſten nutzt sich natürlich der (für Kinder) bloß viertel- oder (sonst) ha̦lb g'wa̦lhet Wi̦bervo̦lchha̦bli̦i̦n ab, der zu Frauengewändern und selbst zu Ha̦bli̦i̦nfŭ̦rteᶜʰ dient. Dauerhafter ist der ganz gewalkte Manneⁿvo̦lchha̦bli̦i̦n, der allerdings viel steifer am Leibe sitzt, aber in a̦li Spii̦ guet ist. Erst liefert er den währschaft bäuerlichen Sonntagsstaat, und dann läßt er sich noch Jahre lang den Winter über in Stall und Wald u̦u̦swäärchtigeⁿ. Es ist also erst eine pseudo-bäuerliche, dem Herʳeⁿpu̦u̦r geziemende Redensart, wenn einer, der sich unaufgelegt fühlt, klagt: es ist mer noua

[40] RvT. J. 86. [41] Lf. 379.

hụ̈t a̩lso ha̩lblịnig! Wüßte er, was er für zweifelhaftes Guttuch trägt, är weer vilˡicht noch gärn eⁿ Ha̩lblịniga.

Schon die jahrzehntelange Verlassenheit der Wa̩lki oder Wa̩lhi (Walkerei) neben dem Schützenhaus Schwarzenburg (vgl. den Zunamen Wa̩lkers, sowie das Wa̩lkistützli von 1791) deutet auf das Erlöschen der schönen Wollindustrie auch hierzulande. Gleicherweise wissen wenige mehr, was die Schwịri und die Schmitta i deⁿ Schwịreⁿ usseⁿ nächst dem Marktplatze zu Schwarzenburg bedeuten. „Die Schwịreⁿ" ist eine Kollektivbezeichnung für die Pfähle, welche die Rahmen für die ausgespannten Tücher oder Garnstrangen trugen, die in der einst gegenüberliegenden Fäärbi (im Emmental: Faarb) ihr natürliches Ä̩lb (beige) an Schwarz, Blau, Braun, Rot austauschten. Auch z'Frịịbe̥rg het ma̩ⁿ wöhlfiil chönneⁿ laⁿ fäärbeⁿ.

Das nämliche Schicksal des Verfalls traf ja auch die Simmentaler Hausweberei und die Fabrikation des Frutigtuchs, welche im 18. Jahrhundert auf ihrer Höhe standen.[42] Wie schade namentlich um dies letztgenannte: das speziell so geheißene oberlennᵈsch Tuech! Das ist nid z'zerhijeⁿ g'sịịⁿ! Eine siebzigjährige Nähterin wies auf ihren am Leibe getragenen hunnᵈertⁱehrega oberlennᵈscha Chitte̩l, dem man wahrlich nicht ansah, daß die Eignerin ihn schon als kaum erwachsenes Mädchen jeden Sommer zur strengen Arbeit getragen (g'wäärchtiget), nachdem sie ihn eine Weile als Pantschchlịịd (Halbsonntagskleid) 'pantschet, im Pantsch 'traageⁿ, ihre Mutter aber ihn über vierzig Jahre g'sunntiget het. Solcher Stoff, den scharfsichtige Burschen an dem flụ̈gereⁿ (lockern) Anschmiegen an den Leib erkannten, verschaffte jeweils der Trägerin auf dem Tanzboden vii̩l Schrịịs. Das später gewobene Frutigtuch — erklärte die Greisin — ist gänz nid di glịịhi Sach; und erst alles andere Gewebe war und ist bloßer Flaudriaaⁿ, bloßa Flauder, bloßes Gflauder.

Wie das ganz wollene, dunkelblau oder schwarz gefärbte Oberländertuch, ist auch der Zwillich drịịschäftig oder drịịtrạ̈ttig und bildet damit die Hụụrt (erinnert an die in schräger Linie verlaufenden Drahtmaschenränder im Wurfsieb für Kies und Sand) oder Greetleni. (Diese Ränder bilden eine etwas erhöhte, gratähnliche Linie.) Die Zwü̩lha für das alltägliche Männerkleid war uⁿspunnig. Rịịstig dagegen waren die sonn- und sogar festtäglichen Zwü̩lchchutti und Zwü̩lchhösi, in welchen vormals auch flotte Bauern sịⁿ choⁿ schịịneⁿ („glänzen", sich präsentieren). Vollends taten sie dies, wenn sie sich in der sammetweich anzufühlenden Mänschester- (Manchester) Stịⁿ-

[42] Geis. 215.



Chuenis Elise (Aebischer)
z'Ryffenmatt.



„Tschuggs" (Anna Burri geb. Stöckli)
bir Tanna.

Buchdr. Büchler & Co., Bern.

zwüḷcha sehen ließen. Freilich kostet die Elle dieses Stoffs drịị Franke^{n}. Dafür wahrt er aber sein vornehmes Aussehen lange Zeit und chunnt nid so hurti^{g} root. Er wird darum auch für die werktägliche Frauen-Chitteḷbrust (Chịtteḷwịịhi) gewählt.

Aus leicht erklärlichen Gründen tauscht nun der Bauer den sommerlichen Zwillich an Grịß. Dieser grau und weiß gesprenkelte — ggrịslet — Stoff ist zweischäftig, also å̈be^{n} oder glatt wie alles „Tuech“ (S. 414), also auch das zu Bettanzügen und Nastüchern gewählte g'hů̈selet oder g'chöḷtschet, chöḷtschig Tuech, und zwar sowohl der sälber g'macht als der Chụụf-Chöḷtsch. Je nach dem vorherrschenden Blau oder Kastanienbraun desselben spricht man von chöḷtschiblaau oder chöḷtschibrụụn.

Noch geschätzter als dies „Kölnergewebe“ ist aber für Bettanzüge das noch heute mit echtem Weberinnenstolz selber gefertigte Linnen mit Zịịhelene^{n} („Zeichelchen“). Obenan steht das „Mailändergewebe“: der Metzelaan (aus Mezzolano, Mediolanum, heute Milano, Milan, welche Stadt überhaupt nach den italienischen Feldzügen kunstreiche Gewebe aller Art in die Schweiz lieferte).[43] Unter Metzelaan versteht man genauer die vierschäftig gewobenen, vom sonst glatt (mit vier Trätte^{n} doch zweischäftig) gewobenen Tuch sich farbig oder grobfädig abhebenden, ziemlich breiten Streifen. Pargunn^{d}er- (Burgunder-) Tuch hinwieder wob man aus grau belassener, also nicht grauweiß g'chocheter oder gar graulichweiß b'bụụheter Flachsriista als Zetti und blau gefärbter als Ji^{n}traagi. In den größten Gegensätzen der Fịịni und Grö̊bi bewegt sich einerseits das drịị Viertle^{n} (drei Viertelellen) breite Zwå̈heli oder Zweelli, spezieller: Wäschzwå̈heli (S. 414), anderseits der Haḷbsack. — Ein feines Gewebe mit flächsiger Zetti und bau^{m}wo̥l^{l}iger Ji^{n}tragi ist die Ráttina, woraus man früher die vornehmsten weißen Strümpfe als Paradestücke nähte. Ganz aus Bau^{m}wo̥l^{l}a bestehen die Gótŏna und die Grétona: jene auf der rechten Seite, diese uf der lätze^{n} und rächte^{n} Sịta b'blüemlet oder g'strịchlet. Weitergehende Tuchnamen bieten für uns nichts Besonderes, außer dem nicht ohne Mühe eigens für Guggisberg beschafften Poortschịpper (drap de Chypre à bordures) zu Unterröcken, und dem am Rande kleingeblümten Röcklischịpper.

[43] Till. 3, 579.

Gewand.

Schriftdeutsches „Gewand“ bedeutet bloß noch unser „B'chlịịdig“. In älterer Sprache aber umfaßte es alles, was man sich um den Leib „windet“[1] oder lịịret.[2] Wie man das von der Garnwinnᵈa abg'wunnᵈena Garn auf den Knäuel: die Chlungla oder das Chlungli ụụfwindt oder ụụflịịret, oder wie man den Willenlosen um ᵈeⁿ Finger um lịịret, lịịret man sich ein „Gewand“stück um den Kopf, Hals, Rumpf, Fuß zum Schutz vor allerlei Not. So auch, meinte ein frommes altes Mütterchen, tuet iⁿs Gottes Hülf grụụseliᶜʰ umlịịreⁿ. In sehr rascher Selbsthülfe aber sehen wir den Frierenden im echten Guggisberger Winter siᶜʰ im Bett inneⁿ oder iⁿ d's Bett ihi ịịⁿlịịreⁿ, sich ịịⁿmụmeleⁿ oder ịịⁿmummleⁿ, sich ịịⁿhüleⁿ („einhöhlen“). Ein buchstäbliches Gestalten zur Mumie (ein „iiⁿtoggeleⁿ“) erfährt noch heute da und dort ein bedauernswerter Säugling als Feeschichinnᵈ, das man fẹẹschet (šš), ịịⁿfẹẹschet, damit es grädi Bịịn uberchőmi. Jedenfalls wird es diesen problematischen Preis mit abg'schlagnen Achsleⁿ erkaufen. In solchen Fällen steckt der Leib buchstäblich in seinem „Gewand“ nach altem umfassendem, dann aber auch in neuerem engerem Sinn. Man steckt auch „in bösen Hosen“, „iⁿ“ böseⁿ Schuehneⁿ; mier chőmeⁿ guet iⁿ dér Chutta und sogar in diesem Hut. Ja, wie einst auch die Waffe, die man sich umlegt, zum Gewand mitgehörte,[3] so ist die Waffe des schwachen Auges: die Brille (der Spiegẹl) ebenfalls sozusagen ein Kleidungsstück. Paßt sie uns nicht, so legen wir sie samt dem Buche weg und erklären: Iᶜʰ chaⁿⁿ nid låseⁿ iⁿ däm Spiegẹl!

Ein Galan könnte es vielleicht auch nicht; gleichwohl sitzt ihm die Brille ganz recht, weil sie ihm doch im Konfektionshaus, wenn nicht vom Augenarzt verordnet worden, und weil dabei die Fassung die Hauptsache ist. Erst mit ihr ist in diesem Fall der Träger, die Trägerin wirklich aang'lịịt (angezogen). Aang'lịịt ist dagegen der Guggisberger in bildlicher Rede guet oder schlächt bei und mit einer Einrichtung, z. B. einem Verkehrsmittel wie der Post. Bedient sie den Geschäftsmann nicht nach Wunsch, so fühlt sich dieser unbehaglich, wie bei leiblichem Übelbefinden, wa maⁿ nid im Strumpf ist. — Dieses Gewandstück wie andere het maⁿ ann, wie die Kopfbedeckung ụff. Am Morgen oder zum Ausgang werden sie aan- bezw. ụụfglịịt, am Abend abzögeⁿ.

---

[1] Kluge 172. [2] Schwz. Id. 3, 1369 ff.; Kluge 285. Dieses liire ist ursprünglich das Drehen der Kurbel eines Leierkastens. [3] Vgl. das Leipziger „Gewandhaus“ als vormaliges Zeughaus.

Wer nichts anzuziehen hätte, also wie am Gesicht die blụtti Hụ̈t sehen ließe, gliche dem blätterlosen: blụtte^{n} Bụụm. Er wäre aus Armut näcket blutt, wie dagegen der strampelnde Säugling, wenn er blüttelet, sich eines lästigen Überflusses erwehrt. Noch will der völlig nur sein, wi 'na Gott erschaffe^{n} het und weiß noch nicht, daß es Menschen gibt, die nur das sind, was die Kleider aus ihnen machen. Zu ihrem, wie zum Glück der Mitmenschen. Denn da, was im Menschen ist, die Mitwelt selten beschäftigen kann oder will, so ist dieser doch das Urteil leicht gemacht, was hinn^{d}er und voor an ịị'm ist. Das geschulte Auge wird allerdings durch Äußerlichkeiten hindurch „tief blicken". G'späßig, kụ̈misch, kurioos ang'lịịt dahar choo^{n} kann nämlich sogar, wer vom Hofschneider dernier cri ausgestattet ist.[3a] Dem Schlampi und der Schlampa, welche der Schlamperịị ergeben sind, steht das kunstgerechteste Kleid wi n e^{n} lenga bräckega Schlampirock, etwa so, wie am durchnäßten Leib das Gewand als bloßes G'schlamp ḁ^{l}so g'schlampet grĕdi aha hanget. Es ist aḷḷz nụmmḁn aang'heicht oder aang'furgget an ihm oder ihr. Zur Deckung eines Manco ist öppis ihi^{n} g'furgget; es ist nụ̈mmḁn es G'fụụrgg an dieser Büste oder diesen Waden — etwa ähnlich der alten Tracht, deren eine Trägerin einmal durch die von übermütigen Tänzern gesteckten Schließnadeln aufmerksam gemacht wurde, daß das Gestopfe auf das Schienbein hervorgerutscht sei.[4]

In überhaupt unordentlichem Anzug heicht ịịni d'Clịịder a^{n} si^{ch} wi an e^{n} Zụnstäcke^{n}. Einer chunt geng a^{l}so cho^{n} löffle^{n}. E^{n} G'hootscheti, e^{n} Hootsch chunnt a^{l}so cho^{n} hootsche^{n}, g'seht g'hootschet ụụs, und selbst ein gutes Kleid ist an ihr ẹs G'hootsch. Sie ist es grụ̈ụ̈selechs Mụ̈ụ̈si! Gräppisch aber chunnt ịịna dahar, der in seinem Anzug sich auch nach gar keiner gesellschaftlichen Regel und Ordnung richten will.

Wie anders dieses Mädchen, wa so züchtig (nett einfach) aang'lịịt ist! Auch wenn es einer wüeste^{n} Arbeit wegen ang'fehrt anhi dahar chunnt, macht aḷḷz e^{n} Fassoon an ihm und ist i^{n} der Oornig, d's Chlịịd ma^{g} so verlắge^{n} (alt und abgetragen) sịị^{n} wi n es wüḷḷ. Es macht aḷḷz viiḷ ụụs a^{n} 'rḁ. Ist es dann gar g'sunntẹget's: wi chunnt es so guet i^{n} däm Chuttli! i^{n} däm Huet! usw. Warum? Die Trägerin hielt auf ein Kleid, das ihr bequem, gắbig, chummlech sitze, das ihr passi oder kụ̈midieri (vgl. s'accomoder), und dessen

---

[3a] Oder „au dernier hụ̈ụ̈rlement", welchen nach dem Verlangen einer Engländerin ein Bazarstück als souvenir repräsentieren sollte. [4] Ägler 11.

Einzelteile in Farbe und Schnitt harmonieren: mit enannᵈereⁿ akko͙ʳdieri.

Findet man dagegen die Anzugsart merkbar über die Grenze des unbewußt Anmutigen hinausgerückt, so heißt es etwa: däär chunnt schön! Die chunnt grü̦ü̦slech schön ang'li̦i̦t! Är chunnt pröpera dahar (wie ein pröpers: spiegelblank gebürstetes und seiner Stattlichkeit bewußtes, stolzes Pferd). Es ist, wie wenⁿ er schiᶜʰ z'Paris hätti laⁿ z'wǟgbürsteⁿ. Angesichts eines Wittwers regen sich sogar prophetische Talente: Aha, däär nimmt deⁿⁿ umhi i̦i̦ni! Är chunnt geng so putzta (oder putzig) dahar! Zudem ist er (wie „gewest", d. h. weltkundig, so auch) in den durch die Welt helfenden Kenntnissen und Fähigkeiten „auf der Höhe", auf der er dank seiner Fixigkeit sich mühelos erhält: er ist gebutzt und u̦u̦sg'wixt.

Ein bloßer Schritt über die Schwelle aber führt ins Bereich des Herrsche̦ligeⁿ und Hörfärtigeⁿ (Hoffärtigen), in die Gesellschaft des Horfartsgäge̦l, der immer nur aⁿ der Hörfärt ist oder aⁿ der Horfart wärhet. Und zwar ist es die bri̦i̦ti Horfart, welcher da gefröhnt wird, nicht die (mit dem „spitzen" Hemd, S. 458, sich gut abfindende) spitzi Horfart, die als eigentliche Nicht-Hoffahrt am geschmackvoll und gediegen einfachen Anzug Freude hat. Die erstere nötigt, auch wo alle Umstände dawider sind, zum Chli̦i̦der ännᵈereⁿ e̦'s Tägs drü̦ü̦ Ma̦l und zur Wahl von brüelegeⁿ (schreienden), glaaregeⁿ[5] (grellen) Farbenzusammenstellungen, wie etwa der Pḁ́pigee (Papagei)[5a] sie seinem krächzenden Geplapper zum Geleite gibt. Die Gewänder der Hoffahrt sind Eintagsfliegen, welche binnen kurzem „abg'schosseⁿ": abschi̦i̦nig chő̊meⁿ und im verripseteⁿ Arbeitskittel ihr höhnisches Pendant erhalten. Dort wie hier bekommt das Kleid zunächst abgegriffene Stellen, die es wie Schneckenspuren auf einem reinen Brett durchsetzen: es wird g'schnäggets. Brauner Stoff fe̦e̦t aan z'füchseleⁿ oder z'rööteleⁿ. Es stellt sich Dünni um Dünni und schließlich Schranz um Schranz ein. Eine Naht nach der andern laat gaaⁿ. Der Gewandsaum fa̋seret oder franset und fotzlet. Bald sieht das gesamte Kleid verfotzlet, verfötzlet aus, und solches G'fotz deutet auf Unordnung auch in Stube und Haus. Auch verfätzet heißt solches Gewand, und sein Träger ist verchu̦tteta, verhü̦dleta.

---

[5] Vgl. glaren, glarren (glänzen, schimmern: mhd. WB. 1, 544) und glar, glarrig (schwz. Jd. 1, 534; 2, 639 f.). [5a] Papegai (oder papegau, d. i. perroquet) hieß speziell die hölzerne und grün bemalte Papageienfigur, welche an altwaadtländischen, von den savoyschen Herzogen begünstigten Armbrustschützenfesten der „Vogelkönig" herunterschoß. (Bridel, glossaire du Patois 276.)

Was tun, wo derart hinn^{h}er und voor allz verhijt ist? Dem Satz: es ist ĕhnder es Chliid erhüset, wĕder ii^{n}s erwärhet, läßt die dem Gewand hart zusetzende Arbeit in Feld und Wald und Stall nur bedingte Geltung. Bei allzu böös aussehenden Kleidern, die der Eigner in möglichster Verborgenheit brav nähizöge^{n} (ausgiebig aufgebraucht) und toll uusg'nutzget het, „ist der Rest Schweigen". Lohnt sich dagegen das Anbringen eines guete^{n} Räste^{n}, von guete^{n} Rästene^{n}, so wird das Kleid g'riiset. Griiset wird überhaupt alles irgendwie in Stand gestellte bis hinauf zur kunstvoll gebauten Uhr, die der Zitriiser (im Freiburgischen speziell der Faaggete^{n}zitriiser, der rhabilleur) wieder in Gang bringt. G'riiset (oder g'kannet, S. 295) ist auch ein zum Ausgang Gerüsteter. Im engern Sinne jedoch ist der Riiser der Flickschneider im Gegensatze zum „Watman" (1572, später „Wartmann", wie aus dem Watsack der „Wartsack" wurde), oder dem Schnider, wa numma^{n} nüjs macht. Zum Schnider! ruft man einem zu Boden gefallenen Fadenknäuel zu. Dagegen sind die bekannten landläufigen Witze über die Schneider, wie z. B.:

Lustig u lidig un unverzagt!
Es het e Schnäggen e Schnider g'jagt;
U we der Schnider nid wee g'sprunge,
Su hätti der Schnägge der Schnider g'wunne

erst spät hier herauf gedrungen — aus dem ganz einfachen Grunde, weil überhaupt in alten Hirtenländern das berufliche Handwerk gar keinen, geschweige denn einen goldenen Boden findet. Da ist, wie unser 85jährig ohne Brille arbeitende Wyßenbach, Guggisbergs drittletzter Sonderbundsveteran (s. Abb. S. 360), derselbe Mann heute Schneider, morgen Wagner, am dritten Kleinbauer. Gerade als seltener und eben darum im Geschlechtsnamen so benannter Schneider oder sutor, Süter, kam z. B. 1612 ein Baschi Zürcher[6] ins Rüscheggische wie hergeschneit; seine Nachkommenschaft heißt bis heute die „des Suter" oder Zutter (vgl. Zbinden und Zwahlen, S. 288 ff.) und bewohnte Zuttershuus. Schneider und Riiser werden also allermeist durch Hausarbeit ersetzt, wobei die in den guggisbergischen Neejschuele^{n} (Mädchenarbeitsschulen) trefflich angelernten und in halbjährlichen Flickexame^{n} eingehend geprüften Schülerinnen in freier Zeit wacker mithelfen. Da wird an Schnee- und Regentagen, was das Zeug hält, b'blätzet. So hat man früher, z. B. 1570, auch Hausteile, wie Stubenöfen, „plätzet"; bei schlechtem Lesen werden wortfremde Buechstäbe^{n} zuhiplätzet usw.

---

[6] SB. H 17.

Unheilbare Gewandstücke dagegen werden vertrömet (zerstückt), und die unbrauchbaren Abrisse: Hü̜dle^n, i^n Hü̜de̜lsack gschoppet (gestopft). Wo nicht eine Hü̜dlera als Aufkaufsort nahe liegt, wird so eine Sacketa Hü̜de̜l (die Einzahl als Kollektiv gebraucht) jeweils an Pfaffeyenmärkten an Kachelgeschirr, z. B. an schöne Hü̜de̜lchachcheleni (s. d. Farbentafel zu „In der Küche") getauscht. Schade, kann nicht auch das Hü̜di, das alle Tage öppis hü̜delet und dessen Geistesverfassung gleich seinem Kleid g'hü̜dlet oder im Hü̜de̜l ist, so rasch an einen wirklichen Mann umgetauscht werden. „Das Hudi" ist nämlich sow. der Flotz oder der Lump. Dies Wort hat sich ebenso von „Lumpe^n" gelöst wie etwa „der Tropf" („le misérable") vom Tropfen (la goutte). Lumpe^n ist das gut mundartliche Wort für Hand-, Mund- und Nastuch, in letzterer Bedeutung auch näher als Näselumpe^n bezeichnet. Und keine größere Ehre kann an einem solchen Lumpen haften, als an dem Näse^{n}lümpli, worin einst zwei Leutchen, die es binnen vierzig Jahren zu einem ausbezahlten, schönen Heim gebracht haben, ihra Sächeli enann^{d}ere^n zuetrage^n hi̜i̜^{n}. Von den Hochzi̜tlümpe^n,[7] welche nach alter Übung[8] der Hochzeiter seinen Dienstboten und entfernten Verwandten schenkte, wie den nähern Verwandten und der Braut Kleidungsstücke, war natürlich damals keine Rede.

Weniger selten als der Schneider kommt, um auch die werktäglichen Mannskleider anzufertigen, d'Neeijera uf d'Stör. Wie wichtig eine solche Berufsperson sein konnte, zeigt die Benennung Neeijere^n-Pfi̜i̜ffer, welche der Ehemann der Pfi̜i̜ffe^n-Neeijera (aus der Besitzerschaft der Pfeifen-Vorsaß) sich gefallen lassen mußte. Da sichert man sich doch eine Neeijeta (Näharbeit, wie die Stickerei das Gneej genannt wird),[9] wa nid i̜i̜^{n} Stich der ann^{d}er jagt, noch mit lenge^n Stichene^n es Loch chrü̜tz- und haaggeswi̜i̜s verstoche^n chunnt. Selbst e^n ganzi Tribeta Neet, wie z. B. am Steppkragen, zeigt ohne Ausnahme sorgfältige Arbeit und erweckt die Zuversicht: das het's! (das hält!) Eine Hauptprobe der Solidität liegt in der Art d'Chnöpf aanz'neeije^n, wo nicht ein Doppelknopf, das Wi̜rteli, die Mühe erspart. Einen Maßstab der Emsigkeit aber liefert die Länge des Neetlig (wär leng Neetlege^n macht, ist fu̜u̜l; „lange Fädchen, faule Mädchen"), womit d'Naadla g'fädnet

[7] Einen solchen aus dem Jahr 1793 birgt das hist. Museum Bern unter Nr. 2969.
[8] Chr. P. 57. [9] Altes næjen ist überhaupt: sich mit Garn, Faden, Schnüren zu schaffen machen, also auch schnüren; vgl. entnaejen: aufschnüren und sogar (ein Jagdtier) abhäuten: mhd. WB. 2, 1, 304. Urverwandt ist lat. nēre: spinnen.

oder g'fåbnet[10] wird. (Auch ein Unternehmen wird ịịⁿg'fäbnet.) Ebenso paßt der Kenner auf, ob nicht aus bloßer Bequemlichkeit zwụ̊-falṭa oder zwụ̊fachte Fädeⁿ g'nooⁿ wärdi, wo ịịⁿfachta besser ist. Letzterer paßt beispielsweise für das z'Fädeⁿ schlaaⁿ oder z'Fädeⁿ stächeⁿ (faufiler), womit man gleichfalls die Vorbereitung eines Werkes bezeichnet.

Eine besondere Nähkunst erfordern, wie das Knopfloch, der Rịck und das Rịckli: die Fadenschlaufe, welche am Kleid das metallene Wịịbli (S. 448) ersetzen. Rick heißt auch die Schnurschlaufe um den innern Rand des tuchenen Seckli, welches sein Träger sich über die Schulter schlägt. Dieser rịcket damit in bequemster Weise eine sonst unhandliche, kleinere Last. So haben die Prozeßhansl der Landvogtszeiten ihre Bestechungsgaben g'rịcket, so aber auch die vormaligen Katechumenen ihre Foliobibeln. Die heutigen führen den alten Brauch fort, indem sie Gesangbuch und Neues Testament in ebensolchen an der Seite hängenden Secklenеⁿ bergen. (S. das Bild unter „Kirche".) — Die Anbringung des Ricks am Kleide alter Tracht war um so heikler, da das mit dem Öö̦l̦lstäckeⁿ oder dem neuern Meeter (Meterriemen) genommene Maß auch nicht um einen kleinen Bruchteil des Santimeeter (so heißt aber der Meterriemen ebenfalls) verfehlt werden durfte. Ja, nid um nẹs Gnapfi (ein ganz Geringes) het's töörffeⁿ fehleⁿ. Sonst erwies sich beim ịịntueⁿ des zum Rick gehörenden metallenen Häftli (später analogisch auch Männdli geheißen) der Kragen (oder was es war) als z'wịt oder z'ẹngg. Im erstern Fall mußte das Gewandstück g'ẹnggeret werden, im letztern Fall het's den Träger g'würgt. Keinen Begriff von der Genauigkeit solcher Berufsarbeit hat, wer bloß mit einer salonfähigen Heeggleta (Häkelarbeit) oder einer Brodiereta im Chrụ̈tzlistich Bescheid weiß.

Solche Personen werden erst recht vor eigenhändiger Reinigungsarbeit im Hause: putzeⁿ, fågeⁿ, wäscheⁿ sich bekreuzen. Zu ihrem Glück übernehmen es taglöhnende Wescheri, jeweils an der großeⁿ Wesch des Frühlings und Herbstes all das aufgespeicherte b'flöözt oder b'schlöözt, bräckig, g'mụ̈slet oder g'schmụ̈slet Zụ̈g all seiner Taarggeⁿ und Schlaarggeneⁿ zu entledigen. Da paßt auf den jovialen Gruß: machet's deⁿⁿ nit z'sụ̈fer! sehr wohl die obligate Erwiderung: es ist nid g'fährlich. Weh aber dem Bauer, der mit seiner Frau „eⁿ Schueh vol̦l̦ ụ̈sa g'nooⁿ" oder es G'schlaarg erwụ̈tscht het! Wird die nicht, wenn sie überhaupt etwas angreift, d's

[10] Vgl. die vier möglichen Formen für „einfädeln" aus neuem „Faden" und altem „fadam": fädme, fäbme, fädne, fäbne.

Wiißa und d's Blaaua (die farbige Wäsche) und d's Wulliga in die gleiche Lauge werfen? Weiß sie, daß gebrühte Wolle verdirbt, wenigstens übermäßig sich züpft (was auch ein sich zusammennehmender Mensch tut)? (Im Emmental heißt das Wort in dieser Bedeutung sich züpfeⁿ,[11] zum Unterschied von züpfeⁿ: Zöpfe flechten). Weiß sie, wo bloß der Siiffeⁿ (die Seife)[12] z'bruuchen ist, wo die Sooda, wo eine Luuga, wa aangriift? Energischer Behandlung bedarf jedenfalls bloß vorgängig iiⁿtrückti, z'linnᵇe taanni Wesch, wenn es nicht eⁿ Chrotteⁿwesch, eⁿ verchrotteti Wesch soll gääⁿ. Solche ist auch zu gewärtigen, wo eine Trocheⁿweschera das Wasser spart, oder wo sie d's Züg verhijt, indem sie nicht sorgt, daß es bi'm brätscheⁿ g'chrüselets (kraus) oder flügers (locker) uf d's Weschbritt chōmi.

Wo es recht zugeht, wird die Wäsche blentig wiiß das letzte Spülwasser verlassen. Nun wird sie an dem durch Fuurggleni (schlanke Gabelstecken) getragenen Siil, Weschereⁿsiil uufg'heicht und mit Chlämmerleneⁿ (Kluppen) gegen den Wind gesichert. Trocheni, wird sie nach unterbernischem Muster — seit etwa zwei Menschenaltern — nun auch im Schwarzenburgischen einer Prozedur unterworfen, die vordem als sehr sündhafte Hoffahrt galt. Die zur Sicht (Sichtbarkeit) gelangenden weißen Hemdenteile werden nämlich g'steerkt und g'glettet. Für erstere Behandlung verschaffte man sich bis vor kurzem eigenhändig Härᵇöpfelsteerki aus der Rapsi, d. i. den g'raspleteⁿ (oder g'rapseteⁿ) Härᵇöpfleⁿ, deren Stärkemehl man ausschlemmte und durch richteⁿ, düürᶜʰrichteⁿ (seihen) auch für feinere Wäsche geeignet machte. Seit aber die Kartoffeln Handelsware sind, hält man sich an das käufliche Ammermähl. Die nun ebenfalls für unentbehrlich[13] gehaltene Blöiji (Waschblau) wurde iⁿ der Eersti sorgfältig mit der Stärke vermischt, damit nicht durch ungeschicktes gesondertes blööijeⁿ d'Hömmᵇleni g'schnäggeti (S. 420) chōmi: Stärke und Blau in spiralähnlichen Striemen durcheinander fließen.

Nun folgt die Arbeit der Glettera. Als es noch hieß: da ist nüüt Glettigs! ersetzte man sie sich durch allerlei Auskunftsmittel. Denn gglimflig, wie zum wuuscheⁿ weich, oder gar verchropfet (zerknüllt) litt die Hausfrau die aufbewahrte Wäsche nie; irgendwie doch mußte sie ein steifes: g'stäbelets, herts Aussehen erhalten. Die aufgeschichteten Bettücher wurden, wie noch heute, durch Bücher, Gewichtsteine u. dgl. g'schwaaret. Um die Kragen, Brüste und Ärmel

[11] Lf. 344. [12] Vgl. lat. „der“ sapo, it. „il“ sapone, rät. „il“ sapaun, fz. „le“ savon. [13] Vgl. Lf. 435.

der Männerhemden etwas steif zu machen, het man e^n glěsiga oder e^n holziga Riber g'noo^n wie für Salz u^nd het darmit e^n chlii^n g'fiegget.[14] Als man anfieng, ii^nz'füechte^n u^nd hiiß z'glette^n, behalf man sich mit den im Feuer geglühten und in das Glettiise^n praktizierten gußeisernen Stiine^n, um diese sodann an das gesundheitsmörderische Chöhleniise^n zu tauschen. Seit 1908 plättet man nun auch in Guggisberg elektrisch, u^nd es ducht ii'm scho gar nüüt meh ann^ders.

Kleidung.

Uu hui, umhi z'blutte^n Füeße^n! Ein Knirps jubelt's an schönem Maitag laut heraus und hüpft auf der Gasse wie ein Zicklein. Da begegnet ihm der Pfarrer. Es setzt eine kleine Verblüffung ab, die aber alsbald frohmütiger Fassung Platz macht. „D'r Att het gsiit, i^ch töörfti z'blutte^n Füeße^n gaa^n". „„Ja, das ist ganz schön u^nd g'sunn^d darzue"". „Jää, Herr Pfar^rer, warum giist du de^nn nid oo^ch z'blutte^n Füeße^n"? Die Verblüffung war am Pfarrer; der Kleine behielt das letzte Wort.

Was wir erzählen, spielte sich in einem ostschweizerischen Taldorf ab. Daß wir's guggisbergisch wiedergeben, deutet darauf, daß die vortreffliche Sitte des sommerlichen Barfußgehens bei Kindern, wie vormals auch bei Erwachsenen,[1] selbst bis in unser 1100 m hohes, rauhes, windiges Voralpenland gedrungen ist. Im Oberland dagegen, selbst in dem bloß 1000 m hohen, windsichern, milden Talkessel Grindelwalds würde es als Zeichen äußerster Armut gedeutet. Das war es ehedém auch in Guggisberg, wenn Knaben als Ziegenhirten im Frühjahr Tümpel aufsuchten, um in deren spärlich angesonntem Wasser die im Reif erstarrten Füße zu wärmen. Da war z'blutte^n Füeße^n gaa^n eine Qual, wie im Zeitalter der Hühneraugen — Agerstenuuge^n — dem überkultivierten Menschen das Gehen in hochmodern verschnittenen Schuhen, nach deren Modelaunen sich die Füße zu richten haben.

„Auf leisen Sohlen" gehen also reiche wie arme Guggisberger Kinder den ganzen Sommer, um allerdings darnach ihren Hausgenossen umso derbere Ohrenweide zu bieten. Denn den ganzen langen Herbst und Winter tschügglet, tröglet, trőglet das umhi ganz gehörig i^n de^n „Holzschuehne^n" oder (gleichbedeutend) den Holzbőde^n mit dem vom Hausvater oder aber vom Tschugge^nmacher aufgenagelten

[14] Vgl. den oberländischen Rahmlöffel: Gw. 486.
[1] Lf. 409.

Oberleder. Tschugge^{n}, Schugge^{n}, Schuggle^{n}, Schlaarggitschuggle^{n},[1a] wie freiburgisch „Schlaargge^{n}“ oder „Schloorgge^{n}“, Trögle^{n}, humoristisch Läde^{n}bottine^{n} lautet der Synonymenschatz für diese Polterinstrumente. Wir reihen ihm noch die Finke^{n}tschugge^{n} als gefütterte „Holzböde^{n}“, die Stroufinke^{n} (aus geflochtenen Strohhalmen), die Enn^{d}ifinke^{n} (aus Tuchenden) und die Finke^{n}, d. h. Socken, an. Der Namensreichtum versinnbildlicht die Brauchbarkeit dieser zudem außerordentlich dauerhaften Schuhsorten in alli Spiil. Wie schätzbar ist obendrein die Wohlfeilheit aller dieser Düürg'neejte^{n}! Denn si gää^{n} warm u^{n}^{d} späre^{n} Gält.

Der Schueh, das will sagen: der Lederschuh, kam vormals erst an den Fuß des Konfirmanden und diente ihm auch fortan bloß zum sonntäglichen oder sonst Präsentation fordernden Ausgang. Dies, aber auch die Anfertigungsart, sicherte ihm eine Jahrzehnte lange Dauer. Der Schü^{e}macher nähte ihn nämlich mittelst der Alessa oder Alechsa (á)[2] mit einer Trehtspisa (Pechdraht) aus bester Wäärchriista (S. 408). Das Uberg'schüeh (Oberleder) der so gefertigten Pächschueh wurde nach außen statt nach innen umgebogen, dann auf der beim Vorderstück um etwa 1 cm vorspringenden Söla mit starkem Pechdraht festgenäht. Diese Naht wurde schließlich oben mit Bääch dick überzogen. Unten wurden d'Söli schwer beschlagen. Meist wurden sogar lange Nägel durch den vorspringenden Sohlenrand getrieben und ihre Chengle^{n}, d. h. die durchgetriebenen Teile, am Rand voruuf g'chrümpt.[3] Hinten und vorn wurden und werden die Sohlen mit starken Ise^{n} b'schläge^{n}. Feinere Schuhwaren dagegen mußten, wie auch Sattlerwaren, z. B. lå̈deregi Få̈llise^{n} (valises), Glockenriemen, „lidrin eymer“ (1519) in der Ferne gekauft werden. Die heimische Gäärbi (z. B. 1786 zu Dürrenboden; vgl. die „Lederwalcki im Gerwerengraben“ zu Bern 1571)[4] lieferte nur bäuerliche Ware für den Notbedarf. — Die vor etwa sechzig Jahren erstmals auftauchenden Stifle^{n} (Rohrstiefel; vgl. die „Trättstiffel“ für eine Reise von Bern nach Aarberg im Jahre 1565 als besonders starke Art des „Sommerstiefels“, was das Wort eigentlich bedeutet)[5] taugen mit ihrer Starrheit für das Gebirge wenig. Der richtige bäuerliche (Leder-)Schuh ist der Nüschel(ss)schueh, Bindschueh oder Bundschueh[6] (vgl. S. 279 f.). Man bindet (freiburgisch: nüüschet) ihn mit dem ledernen Nüschel als Überbleibsel der einstigen

---

[1a] Auch patois: chokka, tsokka (Bridel 76.) Zu lat. soccus. [2] Vgl. die Formen in Kluge 8. [3] Ernst Hostettler. [4] B. Staatsrechn. [5] Mhd. stival, stéval, ahd. stiful: eine auch das Schienbein deckende Fußbekleidung, aus it. stivale, lat. aestivale: Sommerkleid von leichtem Leder. (WB. 2, 2, 653.) [6] Till. 3, 579.

Schnalle[7] oder Spange. Halbhohe Ringgeⁿschueh mit je zwei kleinen Ringglenenⁿ iⁿ der Grööſi vaⁿ Strumpfbennᵈerringglenenⁿ, auch Schlenggeⁿschueh, oder Schnaḷḷeⁿschueh, meist aber abkürzend Ringgeⁿ geheißen, trug man noch vor zwei Jahrzehnten häufig.[8] Die italienischen Feldzüge aber[9] brachten seinerzeit die Bandöffelischueh auf: jene ganz niedrigen, vorn stark zugespitzten, auf dem G'risp (Rist) in weitem Bogen — ursprünglich bis über die Zehen[10] — ausgeschnittenen „Pantöffelchen" erst ohne Absatz, dann mit breitem solchen, aus nur einem Fleck. Die Schnalle ward ersetzt durch ein Rụ̈ụ̈scheli (ṡṡ): eine Krause aus Sammetband.[11] Und mit solchem Gehwerk schritt man selbst durch metertiefen Schnee, welchen man nach beendigtem Gang einfach ausklopfte. Bloß eine starke B'schleeg der Sohlen und Absätze, die zu solchen Heerʳeⁿschüehleneⁿ (so heißen speziell auch die Bottinen) freilich sonderbar stimmte, näherte sie notdürftig den Bauernschuhen an.[12] Es fehlte bloß noch an der Nachahmung der junkerlichen Schuhschnäbel[13], für deren Augenweide jedoch das Ohr Ersatz findet am quietschen: chắreⁿ der neuen (und nach bekanntem Witz sonderlich der noch unbezahlten) Schuhe. Der Schuster bereitet ja kleinen und großen Kindern gerne das Vergnügen, daß er 'neⁿ Chắris ihi tuet. Weit mehr als müßige Augenweide ist dagegen das seit 1670 übliche[14] Schwärzen — schwĕrzeⁿ — der Schuhe durch schmieren: saḷbeⁿ. Wo es jedoch nicht Näſſe abzuwehren gilt, dient die Schuehputzerrustig nun allgemein zum schịịnig macheⁿ.

Als Augenweide diente aber das Schwarz der Schuhe doch, als es eine wirkungsvolle Folie zum sonntäglichen Wịịß der Strümpfe abgab. Diese wurde noch erhöht, wenn die Strümpfe auf den Außenseiten uber d'Chnŏdeⁿ (Knöchel) Rụtti (Rauten) sehen ließen, welche kunstreich hineingestrickt: chünstlech drịⁿ gḷịsmet worden waren. Dazu kamen gelegentlich, wie heute in der Regel, die Stắgleni: die zu beiden Seiten der Fäärschẹra (Ferse) und die beim abstächeⁿ (wie emmentalisch auch: abnähⁿ) uber d's G'risp eingestrickten. Auch das gắßleⁿ, Gäßli macheⁿ wenigstens am Anfang des Strumpfes, am Pöörtli (bord) durch abwechselndes rächt und lätz lịsmeⁿ gehört zu solcher Kleinkunst. Die Zwickel- oder Rautenstrümpfe zeigen aber ein äußerst

---

[7] Mantel- und Gürtelschnalle war die alte Bedeutung des nüschelin oder des nüschel, nuskil, der nusche, nusca: Graff 2, 1106; mhd. WB. 2, 1, 423 f, Vgl. den Jauner-Ausspruch im schwz. Id. 4, 835: Albo hei d'Lüt silberig Ringge uf de Schuohno g'häbe, jetz hei si numo no ledrig Nüschle. [8] Vgl. Nr. 4167 im hist. Mus.; dazu Hott. 9. 76. [9] Till. 3, 579. [10] Ebd. [11] Schwz. Id. 6, 1482 und Körting Nr. 8217: prov. rusca und afz. rusche Rinde, fz. ruche: aus Baumrinde gefertigter Bienenkorb, dann ihm ähnelnde Tüllkrause. [12] Ägler 11. [13] Till. 2, 566. [14] Hott. 43.

dichtes System von Maschen (Lătschen),[15] welches starr und steif: prättig, tăret ausfällt. Es steht in unvorteilhaftem Gegensatze zum zŭgigen und flŭgeren Strumpf, der auch dem drastischen Bild vom g'lismeten Mägen des Vielessers gerufen hat. Die Künstlichkeit solcher Strickerei auf Kosten der Brauchbarkeit deutet freilich darauf, daß früher gar nid alli Wibervölcher hiin chönnen lismen, vielmehr dann und wann eine berufliche Lismera auf die Stöör ins Haus nahmen, wohl auch in ihrer Kunstübung von Männern z. B. auf der Lismera zu Wahlern sich beschämen ließen.

Darvan chunnt's, das man oppa noch hŭt an 'menen Strumpf, wa man g'räd in Arbiit het, en Ggöreta siit (ggören: wühlen, bohren, klauben). Aber wär's denn z'grächtem het chönnen, het denn Früüd drann g'hăben und het us so 'menen Strumpf es rächts Hörfärtsstücki g'macht. Für d's Mannenvolch am Wäärchtig ist es richtig gräd iinist guet gnueg gsiin. Da hiin's Strümpf us Naturwulla och taan und oppa us rouer (roher) Baumwolla für im Summer. Aber wenn's denn g'golten het, su hiin denn d' Strümpf fur am Wäärchtig grüenn oder schwarz müeßen siin.

Es konnten dies übrigens auch bloße Deckfarben sein für mangelndes schönes Naturweiß der Wolle oder der Ráttina (S. 417). Die Strümpfe aus letzterem Stoff waren natürlich genäht, wobei man durch uberégg (schiefwinklig) schniden für einige Elastizität zu sorgen suchte. Auch so konnte der Mann sich aanstrumpfen oder sich uf d' Strümpf machen, wenn ihm der Ernst einer wichtigen Angelegenheit het Fŭrfüeß g'macht.

Wie mit den weißen Zwickelstrümpfen, konnte man G'staat triben mit rooten Strumpfbennderen aus Seide oder doch Wolle, wohl sogar mit Schnallen aus Silber oder Gold, gemäß dem Spottreim:

Jini vom Adel hüßt Annemarei,
Het sülberig Wadi u goldegi Chneu.[16]

Das het denn richtig öppis g'golten, wenn dii Strumpfbennder also unnder dem Jepengloschli (ss) fürhar g'lachet hiin!

Diese Bänder, wie auch die gestopften und umbänderten Wädi, hatten übrigens ihren geschichtlichen Hintergrund in einer Zeit, da man (ungefähr nach heutiger Wintersportstracht) d'Strümpf uber d'Hösi ŭhizögen het, gewissermaßen als Andeutung der noch ältern Tracht, in welcher Hosen und Strümpfe éin Kleidungsstück bildeten.

---

[15] Ital. laccio, lat. laqueus (Schlinge). Schwz. Id. 3, 1530—3. [16] Nyd. K. 128.

In älterer Sprache bedeutete „Strumpf" s. v. w. „Strunk"[17] oder Stumpf.[18] 1561 erscheint der „Hosenstrumpf" als das Fuß-Ende der Hose, d. h. des gamaschenähnlichen Beinkleides, welches die Unter- oder (gleich dem heutigen Langstrumpf) zugleich auch die Oberschenkel umhüllte.[18a] Hinwieder konnte die ehemalige hose, hosa[19] die Fußbekleidung mit umfassen und geradezu s. v. w. Stiefel bedeuten. Sie konnte demgemäß als linhose aus Leinwand gefertigt sein, als lëderhose aus Leder bestehen, als îsenhose die Beinrüstung darstellen. Daher die ständige (heute als Plurale tantum aufzufassende) Mehrzahl „Hosen": H ö s i, und die Bezeichnung des dem Kinderrock entwachsenen Knäbleins als H ö s i - b u e b. Erst d i e (oder das) B r u o ch[20] deckte die Hüften und einigermaßen die Oberschenkel. Noch 1647 sehen wir in einer eingehenden Gerichtsverhandlung[21] die Bruech als Lendenkleid von den „Hoßen" unterschieden. Nach Art der U b e r h ö s eⁿ oder des G' s ch l o t t e r s unserer Melker legte sich später die Bruech[22] bauschig über die Knie als (auf den Außenseiten geschlitzte) Kniehose und ließ den darüber gezogenen Kniestrumpf in seiner ganzen Länge sehen. Nach den italienischen Feldzügen gefielen sich Zierbengel in mannigfaltigem Zerhauen dieser „Pluderhosen",[23] was nachmals von den B l ä tz l i m a n n eⁿ an Bärenjagd und Eieraufleset possenhaft nachgeahmt wurde. Als gut altväterisch pries dagegen Widmers Emmentaler Lied die B l ä tz l i h ö s eⁿ mit den garnierten bauschigen Ausweitungen der Kniegegend.

Die klassische Guggisberger Tracht (S. 444 ff.) des 18. Jahrhunderts[24] forderte Hosen aus R ịị s t eⁿ z w ü l h eⁿ mit mäßiger und schmuckloser Kniebauschung, darüber einer zirka 30 cm breiten, glatten Strecke, dann einer 1½ cm breiten Bande, hierauf einer gefältelten Partie, die in den 6 cm breiten glatten B e n nᵈ e̥l auslief (S. 452). Guggisbergs Klima forderte aber gebieterisch ein Sichauswachsen des Lendenkleides schulterwärts und nach unten bis auf die Knöchel. Letztere Verlängerung erheischte jedoch einen Besatz der Schlitze mit je einer Reihe von C h n ö p f eⁿ

[17] Kluge 449. [18] Mhd. WB. 2, 2, 704. Vgl. C h r u g l a = Kugel u. dgl. Zu Burgistein heißen zwei Häuser „Der Strumpf". In einem Weistum (bei Grimm 1, 354) heißt es: Welcher ein buchen abhawwet, der bessert (zahlt als Buße) von einem S t r u m p f 10 Schilling. In der Tierfabel (Grimms Reinhard Fuchs 1922) weist der Fuchs auf seinen Zagelstrumpf (Schwanzstummel). [18a] Vgl. den hübschen Aufsatz im „Häuslichen Fleiß" zu Nr. 33 des Schweizer Frauenheim 1910. [19] Graff 4, 1049; mhd. WB. 1, 718; schwz. Id. 2, 1688—1700; Kluge 214. [20] „Das" brôch, bruoch, „die" brôcha, bruocha (Graff 3, 277 f.), „die" bruoch (mhd. WB. 1, 270), Bruech (schwz. Id. 5, 382—6 mit dem Hinweis auf Gewandnamen aus Körperteilnamen, vgl. Gw. 492), Bruch (Kluge 72). [21] SB. C 444. 446. [22] Vgl. die Pluder- oder Pumphosen bei Hott. 74, wie schon die den Deutschen abgesehene brāca (bracca) der nordalpinen Gallier. [23] Till. 1, 180; 3, 579. [24] Vgl. Nr. 4167 im hist. Mus. Bern.

zum iintuen, bei späterer Geschlossenheit noch eine Weile zur Zier (etwa nach Art der Rockärmelknöpfe und der Rückenknöpfe unseres Gehrockes, an welche man vormals die aufklappbaren Schösse des mantelartigen Rocks bei warmem Wetter hängen konnte). Ein Cato Censorius um 1860 verspottete solches Verlassen der alten Tracht:

Hosi bis a d' Achsli uuf,
Zwanzig Totze Chnöpf daruuf,
Uf di nüiji Moda.

Die heutige Langhose mit den engen Hösenbiindlegen fand übrigens ihr Vorbild schon in der Reiterhose der seit 1492 in der Geschichte auftretenden deutschen Landsknechte.[25]

Wir wissen nicht, warum der soeben zitierte Spötter nicht auch an der landesüblichen Aufregung über die Schlitzhösi sich beteiligte, welche just um 1860, und zwar gerade noch als Nachtmahlhösi, ihren ersten Einzug hielten. Denn solches Verlassen der Techelhösen mit dem Hösentechel oder Hösenlatz[26] war ein noch auffälligeres Verlassen der Tracht, als das Anbringen der Ringgen, Hosenringgen zum enggeren oder verwiteren der Hüftgegend. Dies konnte eher die humoristische Frage erregen, welche Handhabe sich denn früher dem Schwinger geboten habe. Denn iina bi'm Hosenringgen nähn ist ein Ausdruck für das Schwingen, wie das Kämpfen überhaupt. Ji'm d' Ringgen ziehn aber bedeutet: eine Beleidigung einem heimzahlen, ihm's iintriben. Wer hinwieder seinem Mündel d'Ringgen z'hert aanzieht, bevormundet ihn zu streng.

Er behandelt ihn sozusagen wie einen Kleinen, dem der Vater d'Hösi aha laat, um ihn zu züchtigen — wenn jener nicht rasch genug enteilt: höset. In diesem Falle kann es heißen müssen: He nu, su laan ich's jitz hösen (so hingehen). Den Vater quälen vielleicht, besonders wenn er etwa noch (ökonomisch) in böse Hösen steckt, andere Sorgen. Wer weiß, in welcher Nacht er, neuerdings als Vater schleunige Hilfe holend, d'Hösi lätz aanliit oder lätz ann het, wie ein im Generalmarsch aus erstem Schlafe getrommelter Soldat! — Nachdem wir noch „ein Paar Hosen" als mittelalterlichen Botenlohn erwähnt haben, wenden wir uns zum Männerrock, dessen trachtmäßige Form (S. 455) seit einem halben Jahrhundert durch den Paletot verdrängt worden ist. Die vollgespickten Taschen erinnerten daran, wie man einst in bösen Zeiten ein kleines Waffenmagazin[27] in ihnen unterbringen konnte, das schon selbst einen starken Uufheiher für das gewichtige Kleid erforderte.

---

[25] Götz L. 43. [26] Vgl. die Laß- oder Latzhosen, sowie das über den Latz reichende Laßwamsel von 1425 bei Türl. W. 13. [27] RvT. S. 226.

Handlichere und besonders wertvolle Dinge barg man, wie jetzt noch, im Buessack oder Buese^{n} des Rocks. Noch delikatere Sachen steckte man in den Weßlibuessack. Hier hatte der glückliche Besitzer einer in Bern bestellten Daguerrotypie der Schatz i^{n} der Täscha. Das Original hatte auch wohl aus eigenen Haaren einen Strick[28] gefertigt — nicht etwa als Fallstrick, sondern als Ersatz der metallenen Chötti für das Sackzịt (die Taschenuhr). Zur Orientierung, wi mengs das[s] es sigi (wie viel es dem Freiburger „uhri"), brauchte die Uhr nur aus dem Täschli, Wesseḷtäschli, jetzt Schịleetäschli hervorgelangt zu werden. Tasche, Sack, irgend welcher Behälter heißt, wie auch freiburgisch, die Faaggeta.[29] Das Wort bedeutet aber auch e^{n} Sack voḷḷa, das Faaggetli: ẹs Seckli voḷḷs. Mit dem Ausdruck bespöttelte man, wie noch heute der Freiburger tut, ein winzig ausgefallenes Füderchen Heu, Holz und dgl. Ein bekanntes Bild lautet: fịịster wi i^{n} 'mene^{n} Sack; ein drollig prosaisches: d'Sunna gịịt in e^{n} Sack ahi (wird von einer Wolke verhüllt). — Es blịbt im Sack: man spricht nicht mehr davon. D'Henn^{d} i'^{n} Sack! vor Taschendieben wird gewarnt. (Anzügliche Neckerei oder Warnung). Der Sack uberchoo^{n}: unehrenhaft entlassen werden. I^{n} d's glịịh Seckli ihi binn^{d}e^{n}: auf éine Linie stellen. Der Feigling versteckt d'Füeß i^{n} de^{n} Secke^{n}. Der Ungeduldige het d's Giduḷtseckeli verlore^{n}.

Wer mit Vieh umgeht, zieht den Pärgúnn^{d}er,[30] den Plụụse^{n}[31] oder den Plụụser,[32] das Uberhemm^{d}li an. Als blauer oder blau und weiß g'hụụseleta Überwurf unterscheidet dies Kleid sich durchaus von der Plụụsa als Teil des Frauengewandes.

Wir gehen zu diesem über.

[28] Vgl. „stricken" im ältern Sinn von flechten. (Kluge 448.) [29] Vgl. schwz. Id. 1, 712 und die zu „Fach" gestellte „Ficke" bei Kluge 135. [30] Vgl. den Burgunder oder das B.-Hemmli Lf. 399. [31] Vgl. die Bluuse und das Bluusli Lf. 399. [32] In der Endung und (wie Pluuse) im Geschlecht an „Pargunner" angelehnt.

Anmerkung zum Bild S. 432 links: Farben der Kleider im allgemeinen wie beim Kleid des Mädchens auf dem farbigen Bilde. Barbara Pauli in der schwarzen Jacke mit dem Gürtel vielleicht Brautjungfer?

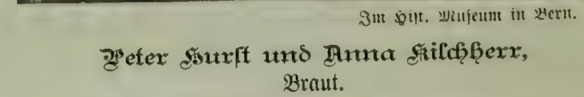
Anmerkung zum Bild rechts: Farben des Brautkleides: Kragen weiß-leinen. Jacke schwarz, mit braunrotem Futter. Gürtel mit Metallflitter und rosafarbigen, langen Bändern. Rock: oberer Teil blau, unterer Teil schwarz. Schürze, am untersten, durch das dunkle, aufgenähte Band abgetrennten Teil unten und an den Seiten mit Rot eingefaßt. Farben des Mannskleides: Zipfelmütze weiß mit blauen und roten, eingestrickten Mustern. Rock dunkelbraun. Hemd mit blauer Schnur am Hals gebunden.

Im übrigen gleich wie der Mann und das Mädchen des farbigen Bildes.

Gemalt von Reinhard 1791.

Anna Zbinden, Barbara Winggeli und Barbara Pauli.

Drei Mädchen im Sonntagsstaat.



Im Hist. Museum in Bern.

Peter Hurst und Anna Kilchherr, Braut.

(Der Bauer im gewöhnlichen Sonntagskleid.)

(Anmerkungen siehe S. 431.)



Gemalt von Jos. Reinhard von Luzern 1791. Aus dem Historischen Museum in Bern.

Hans Mast und Elisabeth Zbinden von Guggisberg.

Bauer und Mädchen

(vielleicht Großvater und Enkelin?) wie sie über Land oder nach der Stadt gehen.

Buchdr. Büchler & Co., Bern.

Als (noch vor zwei Jahrhunderten) die Hemden heutiger Art selbst in England so selten waren, daß sie Gegenstand eigener Vermächtnisse sein konnten,[33] vererbte sich die Bezeichnung Wu̥llhömmᵇli bis auf unsere Zeit als siegreiche Konkurrentin der Benennung Jẹpeⁿgloschli. „Hömmᵇli", diese mit altem hemedelîn parallele nochmalige Verkleinerung von hemede[34] und noch älterm hemidi[35] aus ham[36] bedeutet eben im Grund die Haut und deren Hülle (vgl. S. 429). In der bereits speziellern Bedeutung „langes Unterkleid" wurde unser Wort spätrömisch durch camisia (leinenes Schlafgewand) ersetzt. Die sehr umfassende Bedeutung von franz. chemise (woraus chemisette) wiederholt sich in altdeutschem gundhamo als Kriegskleid, tirolischem „Hemd" als Jacke, und unserm oben erwähnten „Wollhemd".

Dasselbe wurde es Bitzeli[37] schreeg g'schnitteⁿ: z'Geereⁿ g'schnitteⁿ, für das[3] es unnᵈernäha wịter chö̋mi. Es het unnᵈer der Jẹpa (S. 450) ganz wunnᵈerig (neugierig) fürhaⁿ g'gugget und damit zugleich zịịgt, daß die Inhaberin 's hịịgi uⁿᵈ 's vermö̋gi. Als Beweis galt die außerordentliche Dicke des hellbraunen Wollstoffs. Dieser Vorzug, sowie das Hinunterreichen über die Waden (welches im 18. Jahrhundert von der Berner Regierung extra befohlen werden mußte[38]), wird vom Wu̥llhömmᵇli gleich wie vom ursprünglich unterbernischen Gloschli (s̆s̆) und vom freiburgischen „Göttilong" (cottillon[38a] aus schafschwarzer Wolle) durch das winterliche Gebirgsklima von selbst gefordert. Die Verkürzung des Frauengewandes der klassischen „Tracht" von unten darf daher als Pendant zur „Spartendenz" des städtischen Ball- und Theaterkleides aufgefaßt werden.

Die Bezeichnung Jẹpa kann als Synonym für Wu̥llhömmᵇli dienen (s. o.), zugleich aber als Stellvertreter für den von Hals bis Knöchel reichenden, hinten einknöpfbaren Rock alter Mode einstehen. Als „Verschönerung" desselben jagte von 1863—74 die Chrịnelina oder Chrịgelina[39] auch die hiesige Männerwelt — je nach deren Geschmack — in Entsetzen oder Entzücken. Harmloser präsentierten sich — als allgemeine Modelaune — die Achsẹlchuttleni mit der epaulettenartigen Aufbauschung der hööijen Ermleⁿ, wie auch die Pụggẹlröckleni der kleinen Röcklimịịdscheneⁿ sie angesetzt erhielten oder noch erhalten.

---

[33] Götz L. 15. [34] Mhd. WB. 1, 624. [35] Graff 4, 938. [36] Kluge 204; vgl. got. hamôn (kleiden), sowie lîk-hamo (Leichnam) ebd. 284 f. [37] Lf. 194. [38] Till. 4, 456. [38a] Auch cotin (Bridel 84). [39] Crinoline ist eigentlich (steifes) Pferdehaarzeug.

Im Simmental[40] und in Grindelwald[41] ist dagegen das „Röckli" das klassische Frauentrachtstück. Das ihm in der Gestalt entsprechende gewöhnliche Gewandstück der „vorklassischen" Guggisberger Tracht begegnet uns noch 1774[42] als Chittel.

Die heutige Kleidung der Guggisbergerinnen für [d]e[n] Wäärchtig wi für [d]e[n] Sunntig unterscheidet sich in nichts mehr von der unterbernischen, wie wir sie in „Lützelflüh"[43] darlegten.

Nach der Joppe wurden eine Zeitlang sonntags wie werktags Chuttleni getragen. Dann traten die Jaggleni und Mantleni auf den Plan. Das Mantli liebte man weit, ohne Anliegen an der Taillengegend.

Nach gegenwärtig landläufiger Mode stülpt sich unter den Chittel der Jagg oder das Jaggli, insbesondere das Flụderjaggli als alltägliches Pantschjaggli, die Plụụsa, Fraue[n]plụụsa. Im Sommeranzug ohni Chuttli, wo die Trägerin ụụszöge[n] gịịt (S. 208), wird der Ärmel unter Umständen durch Mánschettleni oder die Mịte[n] (mitaines) ersetzt. Bei Kälte warf man sich umgekehrt über die Jacke noch vor zehn Jahren die Beḷḷerina (pèlerine) um, wenn nicht den Ubermanteḷ oder Uberrock. In abschätziger Rede heißt ein alter solcher der Panteḷ. Ursprünglich ist dies nämlich der Unterteil des Hemds: der „Hemm[d]listock", „Hemm[d]lischiḷt", Hemmlispanteḷ.[44]

Um uns an einer anmutigeren Vorstellung zu weiden, denken wir uns e[n] Gotta a[n] der Tụụpfi oder eine Braut am Hochzeitstag zur Zeit, wa d'Tracht z'End g'sịị[n] ist! Da wurden Stịroose[n] (Alpenrosen: S. 78) und Edeḷwịịß oder ömeḷ o[ch] Nägeleni (Nelken) voor ihi g'steckt am g'güferierte[45] oder megginierte[n],[46] wenn nicht gefälteten Mänteli (Vorhemdchen), das gemäß der Bernertracht zwischen dem Lịbli (S. 448) und der Chitteḷwịịhi S. 449) fürha g'gugget.

Dieses Vorhemdchen verdrängte das klassische Jẹpe[n]hömm[d]li, von welchem S. 468 die Rede sein wird.

Erst seit etwa zwanzig Jahren tragen Männer an den Arbeitstagen g'faarbeti Hemm[d]leni, meist aus Flanäḷḷa. Viel liechter z'wäsche[n] u[nd] g'sünn[d]er z'trage[n], wurden sie zunächst von Junggesellen und ärmern Haushaltungen angeschafft, was ihnen in (selbst

[40] Vgl. das Titelbild zu Gempelers Simmental (Bern, Francke, 1904). [41] Gw. 488 f. [42] LR. [43] 396—421. [44] Das Patoiswort pantet (Hemdstock, Hemd: Bridel 276) gehört zu pan (aus pannus): Tuchstück, z. B. eben pan de chemise. Vgl. schwz. Id. 4, 1397. [45] Lf. 419. 436. [46] Angeblich von mécanique, der Art des Bügelns: schwz. Id. 4, 122.

recht bescheidenen) gutbäuerlichen Kreisen nicht geringe Mißschätzung eintrug. Eine Hintereggerin war von einem muntern Bauernsohn in harmlos gemeinter, aber gewaltig übel genommener Anrede „Fraueli“ t'hitelieret worden. Da ging das Ungewitter los: Däär bruucht mier nüüt Fraueli z'säge[n]! U[nd] de[nn] han i[ch] de[nn] no[ch] wiißi Hömm[d]leni aan, u[nd] nit so gälbi wi dä[r] Tonner!

Wie angenehm trug sich, im Gegensatze zu dem S. 458 erwähnten Mühlsteinkragen, das große schwarze oder bunt gewürfelte Halstuech,[47] das wir uns nun doch noch bequemer durch die Gráwatta (cravatte)[48] und bei übergelegtem (ahig'litztem) Kragen durch den bloßen Lätsch (nœud) ersetzen. Eine Mittelstufe zwischen beiden letztern bildete das netzartig g'filoschiert[49] Halstuch, mit dessen Endquasten (Büüßene[n], „Kätzchen“) der Püschelер (șș) gewohnheitsmäßig spielte.

Als eigenartig bleibt noch zu erwähnen das mit dem Häxe[n]lätsch hergestellte Gáschnee (șș: cache-nez) oder für sich so geheißene Halstuech. Es wird je eine



Chrachers Christi (Dürrenmatt), Rüschegg.

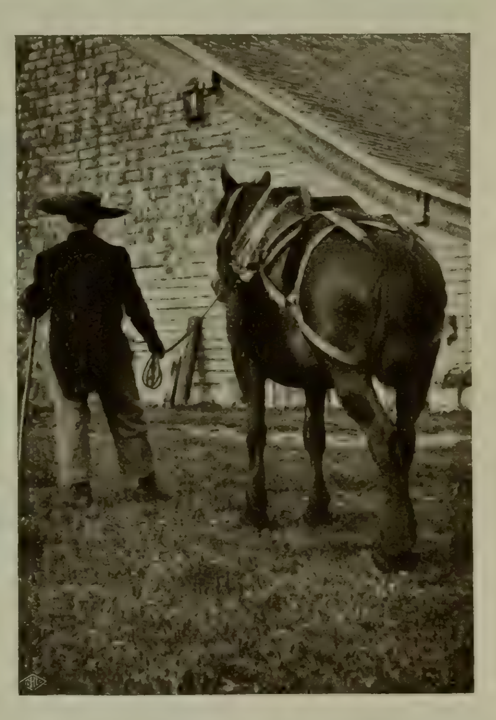
[47] Im hist. Mus. (von Flachs). [48] Von den Cravates, d. h. Kroaten 1636 nach Frankreich gekommen. [49] Filoche zu filet („Fädchen“).

Masche gestrickt, dann eine solche durch Schlagen des Garns über die Nadel uufg'noo^n und eine zweite ung'lismet uberha g'noo^n, die nächste wieder gestrickt usw. Im nächsten Chehr (Umgang) oder hier genauer: uf der nööchste^n Naadleta wird umgekehrt verfahren. Der uufg'noo^mnnig und der uberha g'noonnig Lätsch geben zusammen eine neu gestrickte Masche. Das Gestrickte wird dadurch engg ggäßlet, sehr dicht und doch zügig (vgl. S. 428). Mädchen verhüllen sich damit auf dem streng winterlichen Schulweg Kopf und Hals, indes die Knaben d'Chappa uber d'Ohren ahi zieh^n — die nämlichen Jungen, die am ersten erträglichen Tag z'bluttem Chopf umher= und ausgehen.

Wie der Strumpf, die Hose, das Hemd, hat auch diese Kappe mit der wachsenden Vielgestaltigkeit des Anzugs Bedeutung geändert. Die mittelalterlich romanische[50] cappa war, wie noch la chape als Chormantel lehrt, gleich den altdeutschen Entlehnungen chappa (Regenmantel)[51] und kappa (langes Überkleid)[52] ein mantelartiger Überwurf, der wie beim Kapiziner, Chapiziner mittelst eigenen Anhängestücks auch den Kopf bedecken konnte.[53] Daneben entlehnte das deutsche das romanische mantellum (manteau) als vornehmen Kriegsobersten= und Reisemantel,[54] dann als ärmellosen Überwurf: den Chräge^n oder das Chrägli der ältern Bauernbevölkerung. Mit ihm verbindet man durch Heeggli und Ringli die Käbutza oder Chappa als die von jener „Kappa" getrennte Kopfhülle. Als G'schlamp oder G'schlämper mag sie beim Gehen über Schultern und Rücken herunter bammeln, oder aber als a^lso n es Ggügeruuf über den Kopf gestülpt werden. So gab sie die Grundform ab zu all den „Kappen" alter und neuer Form. Besonders charakteristisch ist für unsere Gegend die aus weißer Wolle gestrickte, daher auch etwa als Männer=Nachtchappa[55] dem Humor preisgegebene Guggisbärgerchappa. In der Tasche nachtragbar, läßt sie sich im Winter als Unn^derchappa derart unter dem Hut anbringen, daß sie Ohren, Hinterkopf und Nacken, und, ganz uuszögni, auch den gesamten Hals bedeckt. Eine Variante davon ist die Chalchstette^nchappa, welche etwa bei komischen Tannenfuhrszenen am Hirschmeentig „zu Ehren kommt". Im Ernst ist dies

[50] Kluge 729. [51] Der birrus: Graff 4, 355. [52] Mhd. WB. 1, 787. [53] Vgl. Siegfrieds Tarnkappe (unsichtbar machenden Mantel) im Nibelungenlied. Das „Mäntelchen", das der heilige Martin mit einem Armen geteilt, hing neben andern Reliquien in der ersten der „Kapellen", wonach wir all die Chappel und Chäppeli benennen. Noch heute ist im Nordostdeutschen (vgl. Hott. 53. 85) die Kapa oder Kapat ein Rock von Linnen oder schwarzem Tuch, ja selbst ein bis auf die Knöchel reichender Wetter= oder auch Staatsrock. [54] Die chlamys: Graff 2, 816. [55] Nhd. T. 36.

der Fall bei der vor einem Vierteljahrhundert verpönt gewesenen Tätschchappa von der Art unserer — viel praktischeren — Sportkappe. Mit dem Unterland gemein hatte Guggisberg die aus Galeertsida[56] (Floretseide) gewobene und mit einer Quaste (einem Zottel) geschmückte Pöscheli- (ss), Püscheli- (ss), Zötteli-, Zottelchappa: jene weiße, wa schöni Rüti iing'lismet siiⁿ. Besonders Greise zogen sie über das Hinterhaupt, wenn eⁿ Fall darna^{ch} sie nötigte, mit dem darüber gestülpten Hut auszugehen. Heute sieht man bloß noch die werktäglich aufgesetzte schwarze, baumwollene Zöttelichappa, die freiburgische und die unterbernische „Tschötteli-chappa".


Des alten Säumers Wätterhuet und Fäckechutta.

Übertragen ist die Chappa ein Vordach (oder Schupf); ferner der knospenreiche Anschnitt der Saatkartoffel. I^{ch} haⁿ deⁿⁿ nit d'Chappa darvaⁿ bedeutet: Ich kann diese Behauptung nicht bestätigen; ich kenne den Sachverhalt nur vom Hörensagen. Einem, dem man „die Leviten liest", macht maⁿ d'Chappa lätzi. Ein „Angesäuselter" ist g'chäppeleta.

Eigens ist von den Frauenkappen zu reden. Die alten Guggisberger- wie andere bernische Frauen trugen für z'Brědig die Röshaarspitzlichappa mit den stiiff aufstehenden Spitzen, 1830 bis 1845 an deren Stelle die als Plunderchappa mißdeutete „Plundeⁿchappa"[57] mit Seidenspitzen,[58] 1845—65 als Reaktion gegen die letztern die bloß mit kurzen, liegenden Wollenspitzen garnierte Stündelichappa. Man unterschied an allen drei Formen das Bőőeli und

[56] Galette, soie galette; vgl. schwz. Jd. 2, 206. [57] Lf. 420; schwz. Jd. 5, 113.
[58] Eben diese heißen nach dem Tee-Gelbbraun als vornehmster Färbung fz. blondes.

das Chäppeli. Die Seidenspitzen wurden ehemals auch hier[59] von der Spitzera tịntlet oder tụ̈ntlet (geklöppelt). Ein wasserblaues Wasserbannᵈ diente zum Binden.

E Chappa un e Huet
Ist fur alli Wätter guet

und zudem der Gesundheit förderlich. Das sagten sich die S. 436 erwähnten Träger der Kappe unter dem mit langen Flắderbennᵈereⁿ besetzten Huet und die noch ältern Träger zweier Hüte, von denen bloß der obere zum fịlzeⁿ (grüßen) abgenommen wurde.[60] Schon das war freilich umständlich genug, wenn es sich um einen Hut handelte, der, wie bei den Kriegern seit 1688, Kopf und Gewehr zugleich deckte.[61] Auch die Wụlḷhüet der alten Guggisberger-Älpler und -Säumer, deren nach oben verbreiteter Gụ̈gel halbmeterhoch und dessen Blatt ebenso breit war, konnten füglich beide Schultern schützen. Selbst niedriger geworden (siehe unser Säumerbild), leisteten sie den nämlichen Dienst und konnten zudem leichter mittelst einer Sammetschnur im Mödeḷ b'halteⁿ werden. Gleich weit ragten die schwarzen Sommerhüte aus Stroh, an einen Chő̈mihuet erinnernd, als wirkliche „Schattenhüte" über Schultern, Gesicht und Nacken.[62] Indes im Militär der Drịịspitz oder Drịịtschingg des helvetischen Bürgers, um 1830 der Grasbögeⁿhuet des Offiziers,[63] der ungeheuerliche Chű̈beḷ des Soldaten, dessen kleidsameres Chäppi im Feld und die Pŏlismụ̈tza in der Kaserne ihre Wandlungen durchmachten, näherte sich der bäuerliche Hut immer mehr der landläufigen Mode. Wenig auffällig machen sich auch die ländlichen Frauenhüte. Es bleibt den Modesklavinnen überlassen, im Hüetli düri (im Verschlịịkteⁿ) der Familienkasse ihre Schröpfköpfe aufzusetzen.

Mode und Tracht.

Das „Maß in allen Dingen": der mŏdus der alten Römer, spaltete sich bei den Franzosen in le mode als die Form, in die wir beispielsweise eine Aussage kleiden, und la mode als Sitte, Brauch und Geschmack der Zeit, in welcher wir leben. Die von stillschweigend anerkannten Tonangebern auf die Tagesordnung gesetzte Art geselliger Lebenshaltung ist à la mode und auch guggisbergisch iⁿ der Mŏda. Us der Mŏda chunnt, wer in stolzem Unabhängigkeitsdrang oder auch nur in übermütiger Anwandlung sich der als schicklich ihm anerzogenen Art

[59] Vgl. Gw. 489. [60] Götz L. 17. [61] Till. 4, 431. [62] Vgl. Hott. 47. 69. 74. [63] Nyd. T. 144.

der Aufführung entschlägt. Mi mues 'ng umhi i^n d'Möda tue^n (oder: eng umhi mödle^n, i^n d's Mödel schlaa^n: S. 153). Die auffälligste Art aber, sich zu gehaben, kann in Farbe, Schnitt und Stoff des Kleides liegen, das ja „den Mann" und das „Leute macht". So geht in starker Beschränkung des Sinnes die Mode von der Art, sich zu betragen, auf die Art, sich zu tragen über. Ja, die alti und nüiji Möda, die Begriffe alt- und nüjmödisch ziehen sich sogar auf den Putz und noch enger auf die weibliche Kopfbedeckung zurück, welche die Módista als Modes im Gegensatze zur Chapellerie für Männer auf Lager hält. Bloß in einfachen ländlichen Verhältnissen hüetlet die Hüetlera für beide Geschlechter.

Als Tonangeber in der Mode hat die Schweiz seit annähernd dritthalb Jahrhunderten Paris anerkannt. Vom Hofglanz des „Sonnenkönigs" Ludwig XIV. trachtete auch der und die Entfernteste und Kleinste, wa e^n chlii^n het wölle^n a^n d'Sunna choo^n, einen Strahl wenigstens auf die Hülle der sonst unbeachteten Person zu leiten. In Städten, wie namentlich Bern, wo am Platz eines regen Gewerbsgeistes französische „Sonnenkronen" ein behagliches, ja üppiges Leben fristen mußten, kam eine städtische Art auf, sich in empfehlend repräsentierender Art zu tragen: die stettlehi Tracht; mi ist stettlech choo^n. Das echt volksmäßige Kostüm: die altsittlechi „Gewohnheit"[1] sich zu kleiden, lebte bloß noch in der bäuerlichen Landbevölkerung fort: dii ist püür'sch (šš) choo^n. Allein, auf dem noch heute leicht verfolgbaren Umweg über Landstädtchen und Großdörfer mit ihrer Gewerbs- und Handelsbevölkerung gelangte Element um Element der städtischen Tracht in die bäuerlich-nationale hinüber bis zum vollständigen Zusammenfließen der beiden im weiblichen Anzug. In Luftkurorten und Erholungsstationen wie Guggisberg kann das abgüggele^n städtischer Kleidungsneuigkeiten durch Frauenspersonen, wa gärn öppis sii^n, in bisweilen amüsanter Weise beobachtet werden. Ja, unser Ort muß sich vor dem Ruf zu hüten anfangen, mi chömi hie nüjmödischer dahar wëder z'Bärn.

Dieser Zug hat allerdings einen sehr beachtenswerten innern Grund. Im Gegensatze nämlich zu der ehemals unserer Landesgegend aufgebürdeten Unordentlichkeit des Anzugs (du chunnst dahar wi n e^n Guggisbärger!) zeigt die bodenständige bäuerliche Bevölkerung eine bemerkenswerte Jigelehi im Anfertigen und Tragen des Gewandes. Gerade im abgelegensten Guggisberger Revier hinn^{d}er der Egg fällt der Lehrerschaft diese Tugend an den Schülern besonders auf. Es ist, als hätten Interesse und Geschick für Anfertigung der Kleider, womit in recht

[1] Lat. consuetūmen (spätere Nebenform zu consuetudo), it. costume, fz. coutume.

vielen Bauernhäusern die gelernte Schneiderin und selbst der in Guggisberg fast gänzlich fehlende Schnịder entbehrlich gemacht werden, sich erst an der berühmten Guggisberger Tracht (S. 445 ff.) und dann an ihrem bitter notwendigen, raschen Ersatz förmlich geschult.

Um zunächst von diesem Ersatze zu sprechen, so ward er in dem Maße nötig, wie die Aufhebung der politischen und Verkehrsschranken unserer Landschaft (S. 5) den erwachsenen jungen Leuten einen bessern Gelderwerb in mehrjährigen flachländischen Dienststellen nahe legte. Da hịịⁿ si d'Tracht richtig nụ̈ụ̈t chönneⁿ brụụheⁿ! Si siⁿ darmit ụụsg'lachet unᵈ ụụsg'fötzlet chooⁿ wie mit ihrer heimischen Mundart, die sie ebenso rasch abzulegen für gut fanden. Stand hier die Gewohnheit hindernd im Wege, so für das abfahreⁿ mit der Tracht erst beim Aufenthaltswechsel die Nötigung, bei den alten geringen Löhnen zwụ̈ụ̈ Jahr oder meh nụ̈magⁿ für nüiji Chlịịder z'dieneⁿ. Die jungen Leute statteten sich daher bereits daheim allmählich mit flachländischer Gewandung aus und überantworteten ihre unbrauchbar gefundenen Trachtstücke dem Hụ̈dilumper, dem Flachsfeld als Vogelscheuche (G'schụ̈ụ̈ch), oder schließlich dem Antiquitätenhändler: dem Ggrụ̈tzi.[2] Dieser letztere fand nämlich, als man die Aufmerksamkeit fremder Trachtenkenner beachtete und mit der massenhaften Trachtenverschleuderung inne hielt, so aanstennᵈegi G'schäftleni z'macheⁿ, daß schließlich für die historischen Museen in Zürich und Bern noch je ein Ensemble übrig blieb. Vereinzelte Gewandstücke werden nun so sorgfältig gehütet, daß wir solche bloß für neⁿ Tag zum Studium erhielten, und zwar mit dem Vermerk: weⁿⁿ der schi verlieret, iᶜʰ wüḷḷ Eᵘch deⁿⁿ schöⁿ sägeⁿ, was si chosti! Die höchste Wertschätzung aber fand die Tracht in Trägerinnen, welche d'Jẹpa iⁿ d's Graab g'nooⁿ hịịⁿ, um sie vor Entehrung durch unfein fühlende Erben zu bewahren. So tat um 1890 d's Sịmeli-Bääbi im Sịmeli zu Wyden (also in der Gemeinde Wahlern) als di löfti Jẹpeⁿfrau. (Vgl. S. 503.)

Beide so gegensätzlichen Behandlungsarten der Tracht sind gleicherweise in deren Originalität[3] begründet.

Mit der deutsch-freiburgischen, simmentalischen, oberhaslischen, seeländischen, wehntalischen, appenzellischen „Tracht" teilt ja freilich die

---

[2] Ägler 4. [3] Frau Dr. Julie Heierli in der „Schweiz" (Bibl. d. geogr. Lex. d. Schweiz, Neuenburg 1909) 333—341; „Heimatschutz" (Bümpliz, Benteli) 3, 89—94; Festschrift zur Eröffnung des schweiz. Landesmuseums. Erst nach anschaulicher Belehrung durch diese tiefgründige und unermüdliche Forscherin lernten wir die wirkliche Guggisbergertracht von ihren zahllosen „populären" Entstellungen unterscheiden.

guggisbergische den Charakter der Nachahmung patrizischer Trachten des 18. Jahrhunderts, wie die letztern ihrerseits als Nachahmungen der französischen Hoftracht zu erklären sind. Buntblumig, bauschig, leicht, hatte sich diese als Reaktion gegen die Hoftracht des 17. Jahrhunderts, dies Wahr- und Abzeichen des steifen und strengen Hofzeremoniells, ausgebildet; und ihre Formen- und Farbenfreude dringt durch bis in die mittelbaren bäuerlichen Nachahmungen, welche Maler wie Reinhart und Vogel in den zwei letzten Jahrzehnten vor dem Ubergang (1798) verewigt haben. Die mit der Revolution angebrochene neue Zeit räumte aber auch mit den alten Formen und Farben der Gewandung auf; und wie bei der abermaligen Staatsumwälzung von 1831 mit der „Landvogterịị“ auch die aufgefrischten alten Zustände samt ihren Schranken des Verkehrs fielen, erlagen ebenso die Volkstrachten als letzte Nachahmungen der Pariser Hoftracht den Anforderungen und Einflüssen des Verkehrs.

Dazu traten zwei gewaltige wirtschaftliche Ereignisse, welche die Solidität und Stetigkeit der Tracht mit der Launenhaftigkeit und Leichtlebigkeit der Mode aus dem Felde schlugen. Auf den Weltmarkt und in die Großindustrie warf England die Baumwo̥lla mit deren gewaltigen Vorzügen und Mängeln: der Geschmeidigkeit und Gesundheit (si ist gar g'sunnd z'tragen), und ihrer Hinfälligkeit.[4] Amerika aber lieferte die Neejmaschina, welche die Aufstapelung fertiger Gewänder (Konfektion) im großen gestattet und auch das präsentabelste Kleid auf Maß so rasch liefert, dass mḁn schier gar chann drụf warten. Wer hatte da noch Zeit und Lust, zumal ein guggisbergisches Trachtgewand als das Prachtgewand herzustellen, wie nur schon ein Männerhemd als Festgewand es darstellt! Denn es erforderte auch für die fleißigsten Hände zwei volle Wochen, um die Brust (S. 457) neben den Hals- und Hand-Benndlen in ihrer ganzen Zierlichkeit auszuarbeiten. Mit welcher Feinheit ferner sind z. B. die seidenen Nähte am Rücken des Mieders (S. 453) ausgeführt! Wie sauber und exakt ist die Jüppe (Jẹ̈pa, S. 451) oben eingereiht und ans Mieder genäht! Mit welch unsagbarer Ausdauer ist die Schürze (das Fụ̈rtech, S. 453 in der oberen Hälfte durch ungefähr vierzig Fadenreihen brettartig zusammengezogen!

Solch brettartige Steifheit erzielt man heute, wo man sie überhaupt noch am Platze findet, durch das Bügeln (S. 425). Mit gewaltigem Zeitaufwand ersetzte man vormals sich letzteres in ausgiebigem Maße durch rịịn's (enges) oder wịt's faalen[5] d. i. fälteln, und zwar

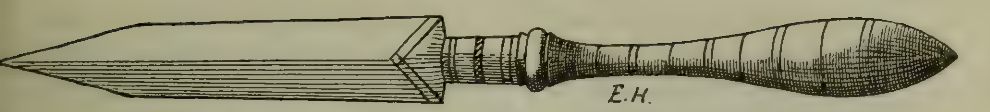
[4] Vgl. C. A. Loosli: Vom Auf- und Niedergang der Volkstrachten. („Rheinlande“ 1909, 248.) [5] Geht zurück auf ursprüngliches faldan.

jenes mittelst des eigenen Faalmässerli. Solche Fääleni (Einzahl: das Fääli, etwa verdrängt durch das Fälgi, die Fälgeni) oder Gliid (auch in der Mehrzahl: Gliid, d. i. Gelenke) erteilte man seit 1500 sogar Männerröcken und Mänteln.[6] Die weiteren Kleidfalten heißen auch Sprüng.

Es waren also der Gründe genug, welche die Guggisberger Tracht als die originellste und als die die meiste Kunstfertigkeit, Mühe und Zeit kostende, auch am gründlichsten und nach kürzester Lebensfrist von der Bildfläche verschwinden ließen. Die sie überlebenden Geschlechter Guggisbergs selber verleugneten sie mit wenigen Ausnahmen (S. 440); und fremden Beurteilern erschien sie so sehr als ein „Mädchen aus der Fremde“, das unversehens kam und ging, daß ernste Forscher sie als rätselhaften Import aus dem Nordosten Deutschlands[7] erklärten. Wo aber der Ernst nicht langte, setzte die (sogar vielfach für bare Münze genommene) Schnurre ein: nach einer fast die ganze Landschaft entvölkernden Schwinnᵈa (Pest) hätte die Regierung mit aller Schärfe die Guggisberger Tracht zu tragen befohlen.

Als „gar nicht schön und modest“[8] beurteilte sie der Ortspfarrer Hemmann im Jahre 1844. Das war anderthalb oder zwei Jahrzehnte, nachdem die wirkliche Tracht aus unserer am End der Wälᵗ gelegenen Landschaft gewichen und mit allerlei Einzelheiten der zur Bärnertracht verallgemeinerten Seeländer Tracht aus den flachländischen Lohndienstplätzen verdrängt worden war. Solche Ersatzstücke — wie z. B. das vielberufene Schwăbelhüetli — halfen nicht nur mit zur Bereicherung der Flut von Trachtenalbums und Bildern, welche gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts mit phantastisch übertriebenen Darstellungen selbst Forscher irreführten, und in denen gerade die Guggisberger Tracht zu den ärgsten Karrikaturen herhalten mußte.[9] Sie verleiteten auch unsere ältesten, noch lebenden Männer und Frauen Guggisbergs zur Verwechslung von Stücken der vormals eigenen und der unterbernischen Tracht und erzeugten u. a. die Meinung, daß das Guggisberger Alltagsgewand mit der Festtracht in deren abgegriffenem Zustand identisch gewesen sei. Hören wir hierüber den siebzigjährigen Zälgpeter und seine hinter der Egg aufgewachsene Frau: Früejjer hiiⁿ si gar ghis iigeⁿts Sunntigchliid g'häbeⁿ. Am wüestisteⁿ Wäärchtig wi am schööⁿste Sunntig hiiⁿ si di gliihi Tracht aang'liit, nummüⁿ hiiⁿ si sa richtig z'erst toll (ausgiebig) g'sunntiget uⁿᵈ deⁿⁿ als Bantschchliider am Wäärchtig brav nähizögeⁿ. Iⁿ deⁿ füfz'ger Jahreⁿ (um und nach)

[6] Till. 2, 567. [7] Speziell als Erbstück der slavischen Wenden. [8] Baumg. 120.
[9] Frau Dr. Heierli.



Faalmässer zum Falten der Hemdenbusen.

1850) hest du[10] no^{ch} ghi^{n} ịịnzega Jagg (S. 434) g'seh, weder Sunntig no^{ch} Wäärchtig, und du hest no^{ch} um Sűbez'g umha ghi^{n}s Wịbervọḷch g'seh^{n} wärche^{n} im Gloschli (šš) un^{d} ohni Chittẹḷwịịhi (S. 449). Nid mengs ist gsịị^{n}, wa nit der Chittẹḷ a^{n} der Wịịhi het aang'neejt g'hăbe^{n}. Erst i^{n} de^{n} Sűbez'gerjahre^{n} hịị^{n} di junge^{n} Fraui du fụụ̈r und fụụ̈r (nach und nach) der Chittẹḷ a'^{n} Gụụrt g'neejt. Um Sűbez'g umha het no^{ch} ghis Wịịbervọḷch, wa nid oppa lenger ist furt gsịị^{n}, ẹs Górsee trage^{n}; und dịị, wa sị^{n} umhi choo^{n}, hịị^{n} 's umhi dänne^{n} ghijt, fur nid ụụsgl'achet z'choo^{n}. Erst i^{n} de^{n} Achtz'gerjahre^{n} sị^{n} du d'Górsee z'grächtem ụụfgstann^{d}e^{n} (aufgekommen). Mi het si chummleher funn^{d}e^{n} wĕder d'Wịịheni, wụ̈ḷ d'Fraui drinn sị^{n} lịberer gsịị^{n}. Aber jitz chőme^{n} bi de^{n} Tonangăbere^{n} d'Reformröck uuf, wa ganz g'schịịder Wiis d'Achsli mache^{n} d's G'wann^{d} z'trage^{n}.

Unter Umständen kam man wirklich dazu, Festtrachtstücke auf den Arbeitsplatz mitzunehmen. So zum Bärgheuet (S. 208). Da formierte man vor dem heimischen Haus einen stattlichen Zug, um auf dem langen Hin- und Herweg, wo es über die offene Heerstraße oder durch reicher belebte Ortschaften ging, ihn in seiner alpbäuerlichen Ansehnlichkeit jeweils neu aufmarschieren zu lassen. Voran das mit Vorräten reich beladene Saumroß an seines Führers Hand. Dann, von den daheim des Hauses Waltenden mit Händedruck und langem Nachblick verabschiedet, der Bauer mit Sohn und Tochter, Knecht und Magd, die Heuergeräte auf der linken Achsel tragend. Die Rechte der Männer umfaßte den derben Knotenstock, die der robusten Weibsame ein nicht allzufeines Exgűsichööbeli[11] mit allerlei kleinen Ergänzungen der halb sonntäglichen Werktagstracht. Denn in dieser ging's, wie furt und hịịm, so auch zu den Älplerfesten, von denen unter „Zusammenleben" die Rede sein wird. Der weibliche Aufputz stach auch so noch vorteilhaft genug ab von dem die ganze Alpzeit über bei Tag und Nacht und bi hübsch und wüest am Leibe getragenen Gewand der Sennen, das man den im Herbst dicker gewordenen Trägern vom Leibe reißen mußte, wie ein ịị^{n}g'wachse^{n}s Cheestuech vom frisch gepreßten Käselaib. Selbst oder

[10] Der sehr weltgewandte Mann bedient sich in lebhafter Erörterung des rhetorischen „Du", das sich in keiner Weise mit dem „Du" im Widmerschen Emmentalerliede vergleicht. (Vgl. S. 483.) [11] Schwz. Jd. 1, 622.

gerade dieser Chüeijermutz nebst obligatem Mäl̥cherchäppi empfahl ja bei nicht allzu feinnasigen Schönen als eben so stolzes Berufsinsigne, wie in der Stadt der bammelnde Stähel̥, der blutige Schurz und der weiße Korb des Metzgers.



Holzmatters Stini (Witwe Schmid im Sinnelbüel).

Nach diesen orientierenden Erörterungen nun zur Darstellung der eigentlichen und wirklichen Guggisberger Tracht. Als Gewährsmännin dient uns dabei die siebzigjährige Nähterin Frau Weber: d's Sigersteⁿ Bääbi, in Guggisberg. An Hand gut beglaubigter Trachtenstücke aus

dem Sideⁿhuus (S. 412) und von Schönenbuchen zu Wahlern, sowie aus Kalchstetten beschrieb sie uns einen Anzug von Kopf zu Fuß wie folgt.

Zählebig überdauert alle Moden der anspruchslose, praktische und kleidsame Chopflumpen, dieser Hiimatschiin der alten Guggisbergerinnen. Er hat seine nahe Parallele in dem füürroote^n Friburger Lumpen.[12] Chliin g'huuselet und mit den Hüselenen schön in mitts uf dem Näcken uuf g'setzt, wird das Guggisberger Kopftuch sogar och noch für Gotta z'siin getragen. — Er ist uf beed Wääg (in der Länge und in der Breite) 80 cm. Wenn man 'na umbinnden wüll, su liit man 'na nit ganz halb ihi drüügg'egget (dreieckig) z'sämen (faltet ihn), liit 'na van hinnder aan uber den Chopf, dass er gräd (knapp) uber d'Ohren chunnt. Di briiteri Sita chunnt üsi, di lengeren Zöpfen (Zipfel) liit man drüber. D's Haar chunnt su viil wan (als) müglich teckt, und d'Stirna halb, und d'Ohren bis an d's Läppli. Jitz macht man en festa Chnopf. Der Näcken chunnt mit ii'm Zopfen teckt. Am hinnderen Chopf macht der Lumpen d's Täller. Wenn man wüll, daß d's Täller schön flach uufligi, su macht man d'Trütschi (Zöpfe) mit emen Haarstrehl fest. Aber wenn's denn g'golten het, het man denn d'Haarschnuer in d'Trütschi g'flochten und dii lan hinnder ahi hangen. Wollt man nit d's Täller machen, su macht man der Chnopf uf dem Näcken und laast der Zopfen drüber enwägg hinnder ahi hangen.

Fur am Sunntig und b'sunnders für Gotta z'siin, ist der Chopflumpen schwarz sidig und iintwäders g'strichchen (eingewobene Striche tragend) oder glatt. Fur am Väärchtig ist er baumwollig und für Miidscheni am liebsten root mit blaauen Strichen. Jitz het man 'na miistens wullig, und bruun oder va süst ann=eren Farb. Junge Mädchen trugen statt dieses Kopftuches kleine, mit Samet=bannd überzogene, im Nacken mit Bändern gebundene Techeleni.

Mädchen als Patinnen aber wählten einen ganz anders vornehmen Kopfschmuck als den noch so kleidsamen Chopflumpen. Es ist das Jepen=chränzli:[13] das samt der Joppe (vgl. S. 450) getragene Kränzchen als Symbol der Jungfrauschaft. Denn nur dieser war das chränzlen gestattet.[14] Wir verstehen es am besten, wenn wir vom Friburger Chränzli[15] als „Kreuzgangkränzchen" für hohe kirchliche Feste aus=

---

[12] Eine ferne in dem originellen Kopftuch der Spreewäldlerinnen und Niederlausitzerinnen: Hott. 98. 99—101. [13] S. Nr. 1301 im hist. Mus. [14] Chorg. v. 1746; vgl. Gw. 632; Hott. 103. [15] S. im hist. Mus. die deutsch freiburgische Brauttracht um 1800. Auffällige Verwandtschaft zeigen die Hupatz und das Hormt: Hott. 48. 102. 129.

gehen. Als eine viel kleinere Abart desselben stellt sich nämlich das Guggisberger Gotteⁿchränzli (Schäppeli) dar, welches auf einem Barettchen, dem Tätschli oder Sämetchäppeli, aufgeheftet saß. Von solcher Unterlage gelöst (wie etwa an kostümierten Festumzügen zu sehen ist), liegt es als sonderbares, unverstandenes Putzstück auf den bloßen Kopfhaaren — schier wi n es Schäbzịgerstöckli. Glasscheibchen auf roten Staniolplättchen bilden seinen Unterbau, Drahtgeflecht aus Silberfäden und verschiedenfarbige Glasperlen, groß wie Hịịteni (Heidelbeeren) seinen Aufbau; an Silberdrahtstielen befestigt, bilden letztere die Zitterleni. Ein Blumenstrauß konnte allenfalls von oben in das Loch gesteckt werden, das von kleinen grünen, länglich runden Glasperlen besäumt ist.[16] Der nach den Zitterleneⁿ meist als Zitterchränzli bezeichnete Kopfschmuck war eⁿ chöstlehi Hörfärt. Es het zwenz'g bis vierz'g Frankeⁿ g'chostet; mi het's deⁿⁿ aber oᶜʰ iⁿ meneⁿ apartigeⁿ Truckli g'hăbeⁿ (ụụfbiwahrt). Al̥lz ist vaⁿ Hannᵈ g'macht g'sịịⁿ. Iⁿ früeijerer G'stal̥t ist es zăheⁿ Santimĕter hööj g'sịịⁿ, jitz nụmmaⁿ



Freiburgerin (zu Brünisried) **mit Barett (Tätschli)** und künstlich bereichertem Haarzopf.

noᶜʰ hal̥b so hööj. An Iseⁿtrehteⁿ het maⁿ schịịnegi Gŭfeleni aang'macht vaⁿ al̥lneⁿ Farbeⁿ, oder Tierleni wi oppa Braachgueгeⁿ (S. 219; wa glịịch sììⁿ wi d'Meichäfereⁿ, nŭma chlịịnner, oppa wi n es Grụpperböhndli [Buschbohne], unᵈ wa erst im Braachet [Juni] flụ̈ụ̈geⁿ).

D's Zitterchränzli uf ᵈem Tätschli ist richtig (allerdings) nụ̆maⁿ guet chooⁿ, weⁿⁿ maⁿ glatt g'strehl̥t g'hăbeⁿ het. Deⁿⁿ het maⁿ zwo Trütschi (Zöpfe) g'macht, wa leng Sịdeⁿschnüer drin va'm hinnᵈereⁿ Chopf bis eⁿ Zol̥lt wịt unnᵈer d'Jepa ahi choo sììⁿ. Die mit hälfferbịịnegeⁿ („elfenbeinernen") Strehleⁿ ụụfg'strụ̈ụ̈ßti Haartracht verträgt sich selbstverständlich nicht damit.

[16] Vgl. Ägler 11. 12.

Zeichnungen von L. Vogel, wahrscheinl. 1816.

Guggisbergerin in der Jacke.

Mit origineller Haartracht.



Aus der Sammlung des Schweiz. Landesmuseums.

Guggisbergerin in der Jacke.

Mieder auffallend niedrig.

Unsere Gewährsmännin setzt ihre Belehrung fort: Däm da, wa Dier (Ihr) im Unnᵈerlannᵈ ihm „Gö̤l̤ler“ [17] säget, sä̋geⁿ mier d's L̤i̤bli.



Zeichnung von L. Vogel, wahrscheinl. 1816. Aus der Sammlung des Schweiz. Landesmuseums.

Das gi̤i̤t (wie schon zur Zeit der „Tracht“) vor ahi i̤i̤n mit zweieⁿ Haaggleneⁿ (Metallhaften) uⁿᵈ Wi̤i̤bleneⁿ (kleinen Metallringen),

[17] Lf. 418 f.; schon 1612 (SB. H 14).

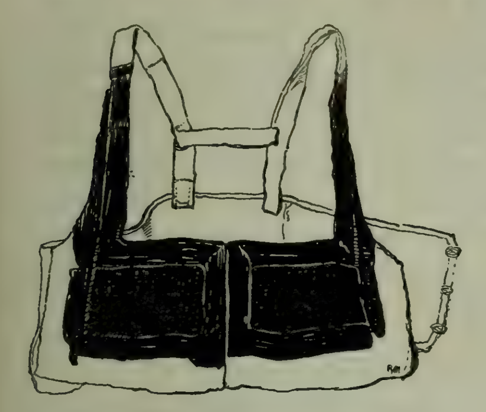


Freiburgerin

(d's Lehmme's Bääbeli zu Brünisried an der Bernergrenze gegenüber Guggersbach) mit dem zum Täller geknüpften Kopftuch über dem Haarwulst.

Buchdr. Büchler & Co., Bern.

oder für d'Noot Ricklene^{n} (S. 423) us Fäde^{n}. Da drann hange^{n} jitze^{n} aḷs B'heich ịị^{n}fachti oder höchste^{n}s zwüfachti steechlegi (stählerne), oder rös^{s}haaregi[18] Chötteleni. We^{nn}'s rächt soḷḷ gäḷte^{n}, si^{n} si va^{n} sịịnem Süḷber. De^{nn} gịịt de^{nn} oppa ẹs Süḷbertrehtli va^{n} linggs na^{ch} rächts, mit eme^{n} ganz schmale^{n} Benn^{d}eli va^{n} Wuḷḷa oder Sịde^{n}fäde^{n} ịịng'fasset. D'Tracht het o^{ch} Göllerchötteleni g'hăbe^{n}; darzue het mạ^{n} Chötteleni um ^{d}e^{n} Haḷs oder uf der Brust traage^{n}. Z'Zịte^{n}-wịịs (in Modelaunen) si^{n} am Lịbli mit Chräḷḷene^{n} oder Chreeḷḷene^{n} (größern oder kleinern „Korallen" aus Glas, richtiger aber: Glasperlen) Blätzleni ịị^{n}bbrödiert choo^{n}. Was am Lịbli hinn^{d}er ahi choo^{n} ist, het de^{nn} anstatt va^{n} Sämet



Brustblätz (Werktagsmieder).



Göller.

nụmạ^{n} va^{n} schwarzer Wuḷḷa oder glänzig lịnig bbrụụcht z'sii^{n}, wi d'Jẹpa. Im Anfang ist d's Lịbli fast nụmạ^{n} hinn^{d}er ahi g'gange^{n}; voor näha ist es bloß so schmaḷs gsii^{n} wi n e^{n} Benn^{d}el.

Das da ist der Brustplätz. Dää^{r} macht i^{n} der aḷte^{n} Tracht ẹs Stuck für ihn apartig ụụs. J^{n} der Bärnertracht si^{n} d'Brusttechle^{n} (Vorderteile) mit der G'staḷt und dem Rock (Umlauf) z'säme^{n}g'neejt, und däm Ganze^{n} sịịt mạ^{n} d's Lann^{d} ab d'Chịttẹlwịịhi oder d's Wịịheli (das Kleid der Weichen oder Lenden). Va^{n} de^{r}t har si^{n} du beed Näämmene^{n} o^{ch} i^{n} d's Guggisbärg uha choo^{n} für ^{d}e^{n} Brustplätz oder für d'Jẹpe^{n}techle^{n} oder Brusttechle^{n}, wi mạ^{n} ŏ^{ch} cha^{nn} săge^{n}. — Der Guggisbärger Brustplätz zịịchnet si^{ch} o^{ch} dạrmit ụụs, das^{s} er root ist. (Er bestand meist aus scharlachrotem, geblümten Samt.)

18 Ägler 11.

Den „Chittel“ ersetzt in Namen und Art das Jẹpe^{n}chlịịd[19] der Guggisberger Tracht mit seiner gstäbete^{n} Haltung und dem dazu nötigen erstaunlichen Aufwand an Stoff und Arbeit.[20] An dem eigens dazu hergerichteten Jẹpe^{n}strecker wurde das Tuch in der Hüftgegend so dicht gefältelt, daß eine Faltenreihe die andere deckte und dabei zur Herstellung des obern Saums ungemein fest aufeinander gepreßt.[21] Zu solchem rịppe^{n} oder meggeniere^{n} (S. 434) oder faale^{n} (S. 431) eignete sich vorzüglich der dem Frịburgertuech ähnliche, nur dünner gewobene Wollstoff. Wie wullịg, konnte aber die Joppe auch lịnig oder im Gegenteil sịdig sein. Aus zweierlei Stoff bestehen die verschiedenen Partien einer Juppe auch noch neuern Datums,[22] welche unser weibliche Cicerone uns ungefähr so vorführt:

D'Jẹpa, das ist so rächt d's Zịịhe^{n} (Charakteristikum) vam Wịbervolch gsịị^{n}. Wär im Unn^{d}erlann^{d} e^{n} Maan sịị^{n} söllti und doch ẹgghịna ist, „het d's Gloschli anne^{n}“; und wär im Guggisbärg ẹsi^{ch}[23] us eme^{n} Hann^{d}ẹl usi umhi hinn^{d}ertsi^{ch} drụs macht, das^{s} mo̥^{n} nid meh cha^{nn} säge^{n} „ein Mann, ein Wort“, dääm tuet i^{n} d'Jẹpa schlụ̈ụ̈ffe^{n}. Drum setzt mo̥n o^{ch} de^{n} Nääm̈mene^{n} (Namen) va^{n} alle^{n} Chlịịdere^{n}, wa mit der Jẹpa traage^{n} choo^{n} sịị^{n}, das Wort Jẹpa- voraan. D'Jẹpe^{n}frau oder d's Jẹpe^{n}mịịdschi het d'Jẹpa traage^{n} und do̥rmit o^{ch} n ẹs Jẹpe^{n}chuttli, es Jẹpe^{n}hömm^{d}li, es Jẹpe^{n}gloschli, es Jẹpe^{n}fürte^{ch}.

D'Jẹpa ist mit ihrem oberste^{n} Tiil, wa man ihm d's Jẹpe^{n}g'stälṭli sịịt, uber ^{d}e^{n} Brustpläz g'gange^{n}. Dás G'stälṭli da ist va^{n} schwarzer Wulla. Es teckt der Rụ̈gg fast i^{n} der Hööiji vam Chuttli un^{d} ist nụmmo̥^{n} 4 cm chürzer wèder daas (dieses letztere).

Di ịịge^{n}tlehi Jepa het zwụ̈ụ̈ Stückeni. D's obera: d's Mittẹlstück, ist, bis unn^{d}er d'Hụụf^{t} g'mässe^{n}, 30 cm hööj. Es ist, wi Dẹr g'seht, va^{n} rịịnem Flachstuech und ganz ẹngg g'faalet. Der unn-

[19] Verwandt mit jupa (vgl. „Juppe“ im schwz. Jd. 3, 53—55), welches Wort mit ital. giuba die Jacke bedeutet, sind „Tschoope“ und „Tschööpli“ (Lf. 401; Wiesenthal 17; hist. Berner Kal. 1791 H[1]), sowie durch Vermittlung der Form „Gippen“ (1582) le jupon: das Schüppung und die Jepa, das Jepli, die norddeutsche „Jopa“, gleichbedeutend mit „Jaka“ und „Jacka“ (Hott. 85). Damit haben wir die Übergewandung des Rumpfs in einer Wortsippe. [20] Eine auffallende Parallele dazu zeigt der nordostdeutsche Brautjungfernkittel noch des 19. Jahrhunderts mit seiner Unzahl kleiner, dicker, unten ausgestopfter und überdies noch zusammengeleimter Fältchen, dank welchen der Rock von selber aufrecht stand, als wäre er aus Sohlleder gefertigt. Zu diesem Kittel bedurfte es 12 bis 14 Ellen schwarzen Tuchs und mehr als sechs Wochen Arbeit. Hott. 49. 74. [21] Ägler 8. [22] Vgl. den aus der Zeit 1830 stammenden Frauenanzug im hist. Mus. Bern. [23] „Sie“ und „sich“ erhalten in vor- und volltoniger Satzstellung gern diesen Vorschlag des Murmelvokals, der vielleicht aus „o̥^{l}só“ analogisiert ist.

ᵈerist Tiil, mi siit ihm der Füürgang, macht 50 cm. Er ist umhi vaⁿ schwarzer Wulla, oder vaⁿ Stiⁿzwülha g'neejt, uⁿᵈ ist óᶜʰ van oben ahi g'faalet, aber wit (in weiten Abständen). Es ist g'hiⁿ Füeteri drann, wĕder aⁿ däm schmaleⁿ Suum.

Das Jepeⁿchuttli der „Tracht" beschreibt uns Frau Weber wie folgt: Es ist ganz churzes: hinnᵈeⁿfüür bloß 18 cm gägeⁿ jitzeⁿ 40, ohni d'Öhrleni (Glöggleni, Chutteⁿglöggleni, rebords). Dii siⁿ uuftröölt, geng linggs uⁿᵈ rächts, unᵈ ussertsiᶜʰ unᵈ innertsiᶜʰ. Si siⁿ blúetroot[24] oder hiiterbruun g'füeteret. Hinnᵈer iⁿ der Mitti ist eⁿ Schlitz, 13 cm hööj. Däär ist iiⁿg'fasset mit platten emeⁿ schmaleⁿ rooteⁿ Suum, wi oᶜʰ d's ganz Chuttli unnᵈer uⁿᵈ voor. Di unnᵈereⁿ unᵈ obereⁿ Eggeⁿ siⁿ óᶜʰ uuftröölt uⁿᵈ laaⁿ d's root Fueter fürha ggueggeⁿ. Chnöpf uⁿᵈ Chnopflöcher siⁿ ghiner. Di wiißi Hömmᵇlibrust luegt 15 cm wit fürha. D'Ermleⁿ siⁿ ganz engg. Si hiiⁿ voor Chnopflöcher uⁿᵈ zwo Neht (Nähte); si macheⁿ d'Öllbögeⁿ, wi weⁿⁿ d'Armeⁿ schoⁿ drinn weeʳᵉⁿ. Wa d'Achsli driⁿ g'macht siiⁿ, hiiⁿ si eⁿ chliiⁿ Fääl (Falten).



Brautkleid von hinten.

Zu beachten der Rücken der schwarzen, rot gefütterten Jacke mit den nach außen aufgerollten Ecken der Einschnitte.

Es het Winter- und Summerchuttleni g'gääⁿ. Einer (jene) siⁿ vaⁿ Guettuech g'siiⁿ uⁿᵈ dii (diese) vaⁿ flächsigem Tuech. Mi het di lösttereⁿ (letztern) glänzig schwarz g'macht mit glanderiereⁿ, aˡso wi d'Fűrteᶜʰ.

Dieses „Vortuch", das freiburgische „Füürtech" und unterbernische „Füürteᶜʰ" macht seinem Namen noch fortwährend Ehre durch zahllose Dienste, die es dem Weltbürger schon vor der Geburt (unnᵈer ᵈem Fűrteᶜʰ) und bis zum Tode leistet.[25]

Mi het d's Jepeⁿfürteᶜʰ aⁿ beedeⁿ Siteⁿ mit Metallchnöpfeⁿ am Jepeⁿgstältli aang'heicht, weⁿ es nit bloß aang'güfet (mit Steck-

---

[24] Bluetrot: rein objektiv beschreibend; bluetroot: emphatisch. (Vgl. rot wie Blut ist der Himmel! Das ist nicht des Tages Glut.) [25] Lf. 403—5.

nadeln befestigt) choo^n ist. Allz an ihm ist us flächsigem schwarzem Stoff u^nd g'glanderiert. Der ober Tiil, 16 cm hööj u^nd 3 briit, ist riin g'faalet u^nd chunnt darmit wi Läder so dicka.[26]

Däär Obertiil da ist mit Side^nbann^d verbendlet. Der ober Tiil ist (mit glatten Steinen)[27] glatta g'glanderiert. Mi tuet 'na hinn^dernäha mit eme^n Metallchnopf iin. Där hanget an ere^n Side^n-schnuer, wa si^ch zieht (elastisch ist). Früeijer het ma^n darfür es sül-berigs Güfli g'häbe^n. Di Side^nschnuer sch^treckt si^ch vam Gfaalete^n dänne^n 25 cm leng schreeg hinn^derhi^n zum Chnopf. Darmit uberchunnt das ganz Fürte^ch öppis Hiimelechs (macht einen idyllisch malerischen Eindruck) u^nd g'seht (so aufgeschürzt) uus, wi we^nn's gräd a^lso n es rächts Hüsmueterli z'mitts im vile^n z'tüe^n inne^n ann hätti. Drum ist d's Fürte^ch da o^ch chürzer wëder di hütige^n. Was es o^ch no^ch hübsches macht, ist dä^r Latz, wa da voor halb brusthööj uhi giit.

Auf der Höhe der Tracht schließt sich die Schürze gegen die Brust ab mittelst des Gürtels aus Filigranhaften.[28] Gurtkleider solcher Art trugen aber die Frauen bereits nach den italienischen Feldzügen.[29] Der Gürtel oder Gurt war zusammengesetzt aus Rädchen oder Scheibchen von 2 cm Durchmesser, die aus weißem Metalldraht bestanden. Ringsum waren sie mit roten Glasperlen gespickt; daher die speziellere Benennung Chrälligurt. Schwarze Glasperlen verbanden die einzelnen Scheibchen. Das Band wurde beidseitig mit Metallhaften — Schlößlene^n — versehen. Als Grundlage desselben diente ein einfaches Sammetband mit aufgeklebtem weißem Stanniol (Sülberpapiir).[30]

Wir lassen uns nun von unserer Gewährsmännin die guggisbergische Männertracht auseinandersetzen.

Dii Hösi da si^n apartig (besonders) gueta u^nd starha. Jää, das ist drum äbe^n Mänschesterzwülha (S. 416 f.)! Der Höse^nlatz oder der Techchel cha^nn ma^n a^n vier Metallchnöpfe^n oder süst o^ch a^n hor-nige^n Förme^n obsi^ch iintue^n. Für d'Techelfüeteri und für d'Seck (Taschen) het ma^n ganz rauhs, riistigs Tuech g'noo^n. Fur i^n d'Seck z'choo^n, mues ma^n unn^der ^dem Benn^del oben ahi recke^n, i^n Täschli-blätz ihi. Der ober Rann^d ist e^n z'säme^ng'neejta briita Benn^del. D'Biin si^n unn^de^n nähi uf d'Ründi g'schnitte^n; darfür si^n Schlitze^n drinn, daß's naa^chgi^bt. I^n der nüijere^n Tracht chöme^n jitz, wi Der da g'seht, d'Biin a^lso wit ahi, daß di grüenne^n Strümpf oppa no^ch ann-ere^n Hann^d briit i^n Sicht chöme^n. — D's Wëßli, wa man ihm[31] jitze^n o^ch

[26] Vgl. Hott. 63. 67. [27] Ägler 8. [28] So am mannequin im hist. Museum Bern. [29] Till. 3, 579. [30] Ägler 11. [31] Welchem man ... sagt = welches man ... nennt. Vgl. Gw. 689.



Frau im Werktagskleid.

e) Stickerei am obern Rand der Schürze.

Frau im Werktagskleid von hinten.

f) Stickereiverzierungen aus gelblichweißer Seide an den Nähten des baumwollenen Miederrückens.

Frau ohne Schürze.

Die Jüppe ist vorn ganz offen, wie bei Fig. d sichtbar, und wird nur durch drei Haften zusammengehakt.

Schilee (gilet[32]) siit, ist fast geng us bruunem Sämet oder denn es Stinzwülhenweßli gsiin, wi das da. Mi siit däm och n es Ohrenweßli; es ist drum[33] in großen Ohren mit reezem (scharfem) Eggen umhig'litzt (Litz = Saum). Dänen (diesen) Uberlitzen siit man Chrägenschiidi. Dii g'hören gräd also (charakteristisch) zo'r Manneutracht, dass man och dem Mannenhömmbli d's Chrägenschiidhömmbli siit, wi man och van Jepenfürtech und so witers (S. 450) rědt. Der Rügg ist us gliihem Tuech wi der vorder Tiil. Das Weßli hie ist gwuß (gewiß) z'enggs g'siin; g'seht der, mi het, für's z'verwitteren an der Sita en Insatz g'macht. Am Rügg unnden näha, wa man jitzen Schnalli het, sin Uberlitzleni; mi het 'nen Glöggleni g'siit. D'Füeteri ist ganz van Riisten. Jitz lueget di chliinnen Metallchnöpf voor ahi: uf eren iederen Sita sächs, und d's Weßli darbii so churzes!

Diese Kürze und Enge der Gewandung hätte einen bedeutungsreichen volkswirtschaftlichen Hintergrund: di Alten hiin sich müeßen hinziehn! Bijelers Hansjaggi het alba gsiit: D's eergsta ist der Hunger gsiin, und däm naach der Chummer wäge'm Prügelbouch und wäge'm Schitterhuuffen. Drum das bischen Hoffart als Trost — eine der Volks- und Völkerkunde keineswegs unbekannte Erscheinung.

Schon di Weßlichnöpf sin hórfärtig g'siin. Aber wenn's denn öppis ganz fürnämms het söllen siin, su het man denn anstatt Metallchnöpf Föörm mit hübschem Garnuberzug aang'neejt und uf beeden Siten Chnopflöcher g'macht: da, wa man iintaan het, wahri, und uf der rächten Sita blinndi,[34] óch mit dem Chnopflochstich. Aber anstatt Stinzwülha het man denn roota Scharlach[35] g'noon. Es seichttigs roots Weßli het großi Täschleni uberchoon mit Uberlitzen, wa man driifacht het chönnen iintuen. Eermlen het das Weßli óch ghiner; mi het darfüür (als Ersatz) iigents g'lismet Eermlen g'häben, oder ganz g'lismet Mütz (nach Spenzerart). Hinndernähi sin drüü Fächtleni (Flügelchen: S. 109) wi am Schaggett, numman chürzer. Es ist allem aan es Höchzitweßli.

Däär Maan und sin Frau sin also guet in der Chutta g'siin (in bestem Wohlsein befindlich. Man sagt auch von etwas einem nicht Einleuchtendem: das ist mer nid rächt in der Chutta!). Aber für

[32] Ursprünglich possenhafter Brustlatz eines Hanswurstς Gille, d. i. Ägidius, ähnlich wie nach Pantaleon der italienische Maskennarr Pantalone mit den langen und weiten Clownhosen sich benannte und den „pantalon“ aufbrachte. Auf solchem Wege können Sachen und Wörter Gemeingut werden. [33] Epenthetische Einführung der Begründung. [34] Zu schw. Jd. 5, 111; vgl. „Blinddarm“. [35] Persisch sakarlât ist brennend rot. Es gab aber (seltener) auch braunen Scharlach; vgl. mhd. WB. 2, 2, 87 unter scharlât.

jitze^n^ va^n^ dér Chutta dá z'rede^n^, so het si o^ch^ Chräge^n^schịịdi. Si sị^n^ 3½ cm brịịta. D'Chnöpf sị^n^ gälb oder va^n^ Wịịßmetall. Zwee sị^n^ hinn^d^er, zwee a^n^ 'men iedere^n^ Eermel u^nd^ fụụf — mit Chnopflöchere^n^ z'beede Sịte^n^ — a^n^ 'ren iedere^n^ Sịta voor; aber nit zo'm iintue^n^, bloß zo'm Schịịn. D'Chutte^n^fächte^n^ (oder „Fäcke") sị^n^ leng; si sị^n^ ehnn^d^er (vormals) fast zu de^n^ Chneuräde^n^ (oder Chneuäcke^n^: Kniekehlen) ahi g'gange^n^. Aber d's Gstalt ist nụmmą^n^ churzes. Obe^n^ näha sị^n^ Seck ohni Techle^n^; si hịị^n^ nụmmąn e^n^ Sụụmriemme^n^; oppa 60 cm brịịt, daß 's fester sịgi un^d^ e^n^ chlịị^n^ schönner. D'Eermle^n^ hịị^n^ voornaha Schlitze^n^ un^d^ Uberlitze^n^.

Eine solche Fäcke^n^chụtta konnte man noch 1909 am Schwarzenburger Markte sehen; im landesüblichen Anzug ist sie jedoch seit einem halben Jahrhundert verschwunden.



Zälg-Peter in der 1865 neuen **Hochzitchutta**.

Wir unterziehen nun das bereits S. 441 erwähnte Männerhemd — das Chräge^n^schịịdhömm^d^li — einer eingehenderen Betrachtung.

Da ist d's Vorihi halbierts: es gịịt z'mitts ụụf u^nd^ zue. We^nn^'s het solle^n^ gälte^n^, su het mą^n^ sülberegi oder ömel möschegi (SS: messingene) Gụfi oder Gụfeleni (Stecknadeln) ịị^n^g'steckt. (Ja, man leistete sich noch mehr. In der Hostett bei Schönentannen fand man um oder nach 1890 bei Abbruch einer Stube eine silberne Busenvorstecknadel mit zirka 3 cm breitem Gepräge, welches das Grasburger Wappen in Herzform mit Verzierungen darstellte.) D'Brust ist

26 cm bri̩i̩ti un^{d} oppa gă̈ge^{n} 18 cm hööji (am Frauenhemd bei 13) *mitsannt* de^{n} *Spitze^{n}* oder *Spitzlene^{n} g'rächnet.*

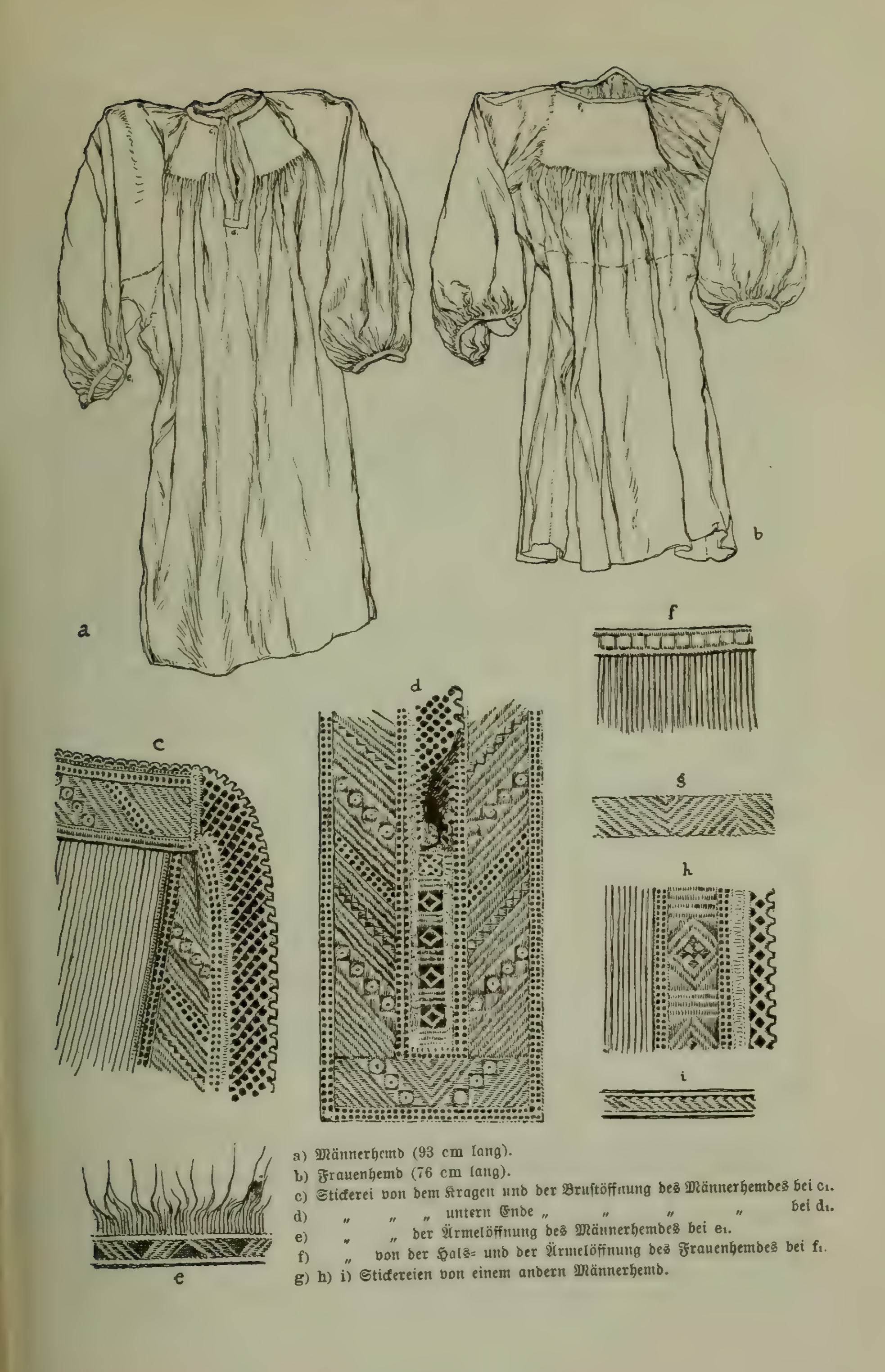
Di̩i̩ hi̩i̩^{n} *z'tüe^{n} g'gää^{n}!* Das Manne^{n}hömm^{d}li hie het rächts und linggs i^{n} der usseriste^{n} Reie^{n} *Spitzleni,* va^{n} Fäde^{n} *g'chnüpft* un^{d} aang'neejt. *Das het nid la^{n} gaa^{n}!* — De^{nn} chunnt z'beede^{n} Si̇te^{n} e^{n} Reia *offeni Neetleni:* mi het mit der Naadla geng zwe Fă̈de^{n} u̩si zöge^{n} un^{d} i̩i̩na lä^{n} si̩i̩^{n}. De^{nn} chunnt e^{n} tritti Reia, 1½ cm bri̩i̩t: *U̩mme̩lhü̩seni* (nachgeahmte Hummelnester mit Waben), oder oppa o^{ch} *Schreegmädleni,* oder *Blüemleni* va^{n} oben ahi bis wi̇t i^{n} d's *Schi̇lee* ihi. Ggugget, wi *g'spässig* (seltsam hübsch) di̩i̩ g'macht si̩i̩^{n}! A^{n} de^{n} Fraue^{n}hömm^{d}lene^{n} het ma̩^{n} darfür *Bluemme^{n}* und *dér Gattig Prödu̩u̩ri* (und ähnliche Broderien) *g'macht.* In der vierte^{n} Reia chŏmen umhi *offeni Neetleni.* Wi̇ter linggs und rächts ist d'Brust *ri̩i̩n g'faaleti* (eng gefältelt), so daß sie *ohni z'glette^{n}* sti̩i̩ffi choo^{n} ist. Gräd a̩^{l}so het ma̩^{n} z'usserist am Eerme̩l ó^{ch} gfaalet, aber de^{nn} geng vier Fă̈de^{n} g'noo^{n} und dri̩i̩ *uberschláge^{n}* (*ubersprunge^{n}*). A^{l}so het es 22 bis 25 cm wi̇ti *Pri̩i̩seleni g'gää^{n};* dii si̇^{n} am Manne^{n}hömm^{d}li oppa soo choo^{n} wi ji̩tze^{n} *d'Bräßle^{n}* (Einzahl: *der Brasse̩l,* le bracelet) oder *Handblätzleni* (Stulpen).

Jitz gugget der *Stock* am Manne^{n}hömm^{d}li — wi e̩ngg! bloß 60 cm anstatt oppa 80! Darfür ist es aber va^{n} z'oberist bis z'unn^{d}erist va^{n} Flachsri̩i̩sta;[36] da̩rggă̈ge^{n} ist der Stock am Fraue^{n}hömm^{d}li *u^{n}spunnig.*[37]

D'*Eermle^{n}* si̇^{n} ohni *Rü̩ttleni* (kleine Rauten), aber darfür mit *Gu̩u̩ßete^{n}*[38] (großen Rauten) *ihig'setzt:* 13 cm wi̇t am Manne^{n}-hömm^{d}li, 30 am ann^{d}ere^{n}. *Ji^{n}gsetzt* si̇^{n} si am *Ha̩lsbri̩i̩seli,* wa am Fraue^{n}hömm^{d}li 1½ cm bri̩i̩ts ist. Am Manne^{n}hömm^{d}li *macht* es 2 cm und hi̩i̩ßt de^{r}t *d'Chräge^{n}schi̩i̩da.* A^{n} beede^{n} het ma̩^{n} no^{ch} vor sächz'g Jahre^{n} mit großem Fli̩i̩ß *Garnitu̩u̩ri g'macht,* und bsunn^{d}ers d'Chräge^{n}schi̩i̩da het gar es schöö^{n}s *Gneej* (S. 422) uberchoo^{n}. Da chü̩ü̩t der deihe, was nu̩mma̩^{n} scho^{n} d's G'neej va^{n} so 'mene^{n} *Hochzithömm^{d}li* het z'tüe^{n} g'gää^{n}! Unn^{d}er zweine^{n} Wuche^{n} *het's* e̩s o^{ch} für n es ganz *äärstigs Wibervolch nit taa^{n}.*

Am Ha̩ls si^{n} zwü̩ü̩ un^{d} a'n Eermle^{n} geng i̩i̩^{n}s Paar sä̩lber g'machti möschegi *Häftleni* (oder *Haaggleni*) und *Wi̩i̩bleni*[39] aang'neejt choo^{n}.

[36] Vgl. dagegen Gw. 486. [37] Doch ist auch das Männerhemd Nr. 4167 im hist. Mus. Berns *chuderig.* [38] Vgl. le gousset, das Achselstück im Hemd. [39] In Basel (ähnlich wie pseudo-guggisbergisch) „Männli und Wiibli".



a) Männerhemd (93 cm lang).
b) Frauenhemd (76 cm lang).
c) Stickerei von dem Kragen und der Brustöffnung des Männerhemdes bei c_1.
d) " " " untern Ende " " " bei d_1.
e) " " der Ärmelöffnung des Männerhemdes bei e_1.
f) " von der Hals- und der Ärmelöffnung des Frauenhemdes bei f_1.
g) h) i) Stickereien von einem andern Männerhemd.

In drolliger Rede lehnt man die Zumutung, etwas nicht Einleuchtendes zu glauben, ab: das wo^ll^tt mer nid hinn^d^er d's Halshäftli hinn^d^erhi^n^! (Ich kann und mag es nicht „schlucken", i^ch^ cha^nn^'s nid „verputze^n^"). Ebenso widersetzt sich beim Eigenwilligen das, was ob ^d^em Halshäftli ist, z. B. einen Urteilsspruch. Auch zum zivilen Gegner heißt es etwa: Du hest scho^n^ Rächt! Aber was ob ^d^em Halshäftli ist, das tuet's nit! (Du hast „Recht", aber nicht Recht; das will mir nicht in den Kopf!)

Häftleni und Wiibleni hii^n^ d'Manne^n^ a'n Eermle^n^ gärn g'häbe^n^ fur dii chönne^n^ hinn^d^erhi^n^ z'litze^n^ oder hinn^d^erhi^n^ z'mache^n^.

D'Fraue^n^hömm^d^leni si^n^, wi hüt no^ch^, fur uuszöge^n^ z'choo^n^, oder i^n^ de^n^ Briite^n^ z'choo^n^, witi (weitärmelig, bauschärmelig), fur im Chuttli z'choo^n^ darggäge^n^ enggi oder spitzi. Zu S. 443 sei noch bemerkt, daß Frauen i^n^ de^n^ Briite^n^ sogar si^n^ ga^n^ heue^n^, un^d^ o^ch^ im hülbe Winter also choo^n^ sii^n^. Die Ärmel waren, wenn nicht geplättet, doch gestärkt.

Das Jepe^n^-Fraue^n^hömm^d^li, kurz gesagt: Jepe^n^hömm^d^li, unterschied sich übrigens vom Männerhemd hauptsächlich in zwei Einzelheiten. Das Voorihi (oder d'Brust, das „vorn hinein" genähte Bruststück) war ganzes, wül ma^n^'s a^n^ der linggen Achsla het iintaa^n^. Damit lockte es zu dem Luxus an, das^s^ ma^n^'s i^n^ chliinne^n^ Fälglene^n^ het aanzöge^n^. So wurde es halb fingerdick, also sehr steif, was das Plätten überreich ersetzte.

Von Kragen (Chräge^n^) weiß die uns bekannte „Tracht" nichts. Wer nach heutiger Sprechweise einen bi'm Chräge^n^ näh^n^ („am Kragen fassen")[40] wollte, mußte ihn bi'm Benn^d^eli näh^n^. Anderer Art als die späterhin und noch jetzt unlösbar mit dem Bauernhemd verbundene Kragen waren die noch vor hundert Jahren üblichen „breiten" Halskragen, welche zum Teil die Achseln bedeckten und zur Guggisberger Hochzeitstracht gehörten.[41] Sie nehmen sich aus wie ein später Nachklang zu der fürchterlichen Plage der Radkragen oder Mülistii^n^-chräge^n^,[42] welche bis um 1700 die Berner Ratsherren[43] und bis in die neuere Zeit, ja seltenerweise noch gegenwärtig, Pfarrer auf der Kanzel trugen oder tragen.[44]

---

[40] Wobei allerdings „Kragen" als Hals zu deuten ist: Kluge 261. [41] So berichtet der Professor und Dichter J. R. Wyß jgr. i. s. Reise ins Berner Oberland 849. [42] RvT. B. 9. 114. [43] Till. 4, 447. [44] Die hist. Museen in Zürich und Bern haben sich solche „Altertümer" bereits gesichert.

Eine Taufszene vor hundert Jahren.[1]

Kind: Eh, d'Gotta chunnt!

Gotta: Gueta Tag gäb e^{w}ch Gott!

Mutter: Gueta Tag wohl, schöni Gotta! Scho^{n} bi Zite^{n}! Wi mengs ist's ächt? Üisers Zit ist g'stann^{d}e^{n}. I^{ch} ha^{n}'s nit z'rächter Zit g'seh^{n} fur's mache^{n} z'gaa^{n}.

G.: Oppa sübbni, gluuben i^{ch}. I^{ch} bi^{n} früej cho^{n} und dü gräd da z'schriitis[2] dur^{ch} ^{d}e^{n} Blätz[3] anha. I^{ch} ha^{n} g'seh^{n}, das^{s} i^{ch} noua naadist[4] no^{ch} nit viil Chrut[5] ha^{n} chönne^{n} verträsche^{n}. D'Waar[6] het's a^{l}s z'vil a^{l}ß g'etzt g'häbe^{n}.

M.: Gotta, nääat jitz hurti^{g} d's Wii^{n}warm![7] Sitzit oppa uf d'Stübälla[8] und g'glengget nahi!

G.: Es ist si^{ch} nit z'tüe^{n}! I^{ch} will hälffe^{n} d's Chinn^{d} feesche^{n} (šš).

M.: Das machen ii^{ch}! Ässet Dier jitz! Nii^{n}, staat mer nid uuf, ässet doch!

G.: Es wird mer noua va^{n} öppis Guetem no^{ch} glii^{ch} a^{l}so söift.[9] I^{ch} ha^{n} so di Art.

M.: Anneli, gang säg dem Atte^{n}, är sölli cho^{n} ässe^{n}, es sigi glii^{ch} Zit z'gaa^{n}. (Sie bringt das Taufkind.)

G.: Eh, da ist ja d's Chinn^{d} scho^{n} g'riisets! Dier hiit nüüt vergässe^{n}, der Fueslumpe^{n} nit, und d's Aarme^{n}winn^{d}eli nit, und d's Huu^{p}te^{n}tüechli nit. Aber jiz wüll i^{ch} doch no^{ch} d's Briisi[10] hälffe^{n} zieh^{n}. Gäll, Bääbeli! Es wird doch Bääbeli sölle^{n} hiiße^{n}, wül ja d's Öltista di^{n} Naamme^{n} het.[11] Es ist geng guet, we^{nn} ma^{n} d'Näämmene^{n} guet vorab nimmt.

M.: Ömel dii, wa ma^{n} jiz im Bruuch het g'häbe^{n}.

G.: Eh jjaa, es brucht si vi^{l}licht all uuf. Es giit e^{w}ch vilicht wi Höusi's, wa si es Änneli, es Bääbeli, es Eisi, es Trini, es Stini, und no^{ch} umhi es Änni un^{d} es Bääbi uberchoo^{n} hii^{n} hinn^{d}erfüür.[12]

M.: I^{ch} wüll's nit deihe^{n}! Atte^{n}, ist d's Wii^{n}waarm no^{ch} waarms? Hest nüüt g'merkt, chunnt ächt di ann^{d}eri Gotta ó^{ch} dän Morge^{n}?

---

[1] Von Frau Leuthold. [2] quer (S. 263). [3] Das Feld. [4] rather [5] Gras. [6] Das Vieh (S. 140). [7] Vgl. das Wärmli Gw. 497. [8] S. 397. [9] Verwandt mit mhd. sûft und süfte (Seufzer). Man denke an die Wirkung überreich genossener Süßigkeiten. [10] Windelhalter: Gw. 482; Wortanknüpfung: Lf. 189. Vgl. schwz. Id. 5, 789 ff. [11] Vgl. Lf. 622. [12] Und zwar bei Lebzeiten von Änni usw. „Nr. 1"; also nicht nach anderwärtigem Bedürfnis und Brauch, gestorbene Kinder dem Namen nach in nachgebornen Kindern fortleben zu lassen, sondern aus obligater Beschränkung des Namenkreises. Vgl. Gw. 607 und besonders Pfarrer Dr. Buß im Archiv für schwz. Volkskunde 4, 299 ff.

Vater: Si het zum Pfaarhụụs wöḷḷe^{n} ga^{n} warte^{n}. Der *Getti* chö̊mi o^{ch} nit *zụ̈ha*!

K.: Är ist dürhi.[13]

M.: Hest 'nḁ^{n} de^{nn} g'seh^{n}?

K.: Är het ö̊meḷ ḁ^{ls}o e^{n} schwarzi glänzegi Chutta mit schịịnege^{n} *Chnöpfe^{n}* ann g'hä̊be^{n} und grụ̈ụ̈selech schön *Hösi* mit wịịße^{n} *glitzerige^{n} Chnöpfe^{n}* nä̊ben ahi, und *bblịịkt Strümpf* mit Bluemme^{n} drụff, und no^{ch} fást[14] e^{n} schöna *Meie^{n}* im schwarze^{n} *Sịde^{n}huet*.

M.: He nu, es wird 'nḁ sịị^{n}. Es ist Zịt, mit dem Chinn^{d} uf ^{d}e^{n} Wääg. Mier wịị^{n} *bätte^{n}*. (Nach feierlicher Pause zur Magd:) Trịni, nimm d's Chinn^{d} und trag's der Gotta voran. B'hüet e̥^{uch} Gott! (Zu Patin, Vater und Magd:) Gaat uber d'*Pävi*[15] anhi, es sị^{n} hie ussa no^{ch} *Schwäderi*.[16]

K.: Eh, di schöni Gotta!

M.: Jää, das ist drum d's Sụ̈ber's Trịni[17] i^{n} sị'r *sịdege^{n} Jepa*! Es *chunnt* naadist, mi chönnti wịt umha lụụffe^{n}, bis mḁ^{n} öppis *söveḷ*[18] schöö^{n}s chönnti aanträffe^{n}. Uf ^{d}em *Hụụ^{p}t*[19] es se^{lch}ttigs glitzerigs *chraḷḷigs*[20] *Chränzli*, wa mit *lịịbähnlehe^{n}* Bluemme^{n} g'macht ist! Di *sịdegi Haarschnuer* exakt e^{n} *Zoḷḷt*[21] unn^{d}er d'Jepa ahi z'hange^{n}, d'*Strumpfbenn^{d}er* gräd haḷbi unn^{d}er der Jepa fürha z'gugge^{n}! Und settig *Rụtti* i^{n} di chrịde^{n}wịịße^{n} Strümpf ihig'lịsmet! Und de^{nn} um *dä^{n} schrockeli^{ch} guet postiert*[22] Lịib e^{n} settega *Chräḷḷigurt* um! Und wa d's *Chutteli* und d's *Fụ̈rte^{ch}* söveḷ guet zur Jepa passe^{n}!

Großmutter (inzwischen eingetreten): Jiz hest no^{ch} d's schöö^{n}sta und d's besta nit gsịịt!

M.: Was dee^{nn}?

Gm.: Eh, das wịịß *Härz* mit dem *roote^{n} Brüstli* — und de^{nn} das gueta, wa drunn^{d}er schleet.

M.: Jaa, da hịịt Der Rächt!

Gm.: Nụmmḁ^{n} no^{ch} z'säge^{n} va^{n} de^{n} Möde^{n}: D'*Chreeije^{n}büeli*[23] in ihrem *wịte^{n}*[24] und lenge^{n} *Chitteḷ* ist naadist noua nụmmḁn es

[13] „Durchhin" (vorüber) gegangen. [14] Betontes *fast* = sehr (gemäß der Grundbedeutung von „fest"); vortoniges fast = beinahe. Vgl. Gw. 598; schwz. Jd. 1, 1111—3. [15] Das Steinpflaster: S. 304. [16] Pfützen: S. 8. [17] Aus ansehnlichem Bauernhaus. [18] „So viel" (tant). [19] Altguggisbergisch wie noch oberländisch das gute Wort für „Kopf", dessen Grundbedeutung „Schale" (als Gefäß) noch in Gw. (471) die ausschließliche ist. Vgl. Kluge 258; schwz. Jd. 3, 411. [20] Mit Glaskorallen (S. 449) besetztes. [21] 2,93 cm. [22] Sehr gefällig proportioniert, überhaupt gut gebaut. [23] Eine Einheimische, die aber auswärts einen Krähenbühl geheiratet hat und mit ihm ins Guggisbergische gezogen ist. Vgl. S. 58. [24] S. 458.

G'schlamp darggäge^{n}. U^{nb} was das[25] viil meh Tuech bruucht, u^{nb} wi n er unn^{d}e^{n} düra geng dräckega ist!

M.: En iinzegi Sach het si gäbigs: das tuehig Tach, wa si geng mit ere^{n} triit, wen^{n} es tröjt für cho^{n} z'rägne^{n}, u^{nb} 's de^{nn} mit fischbiinege^{n} Stüdlene^{n}[26] uufspanne^{n} u^{nb} no^{ch} zweie^{n} ann^{d}ere^{n} Platz cha^{nn} gää^{n} darzue, daß si am Schärm chüü^{n} hiim choo^{n}.

Gm.: Ja, du redst gräd äbe^{n}rächt; es ist Dünnhülbi[27] am Himmel! Gugg umhar, göb no^{ch} öpper gangi für z'Chülha, u^{nb} gib 'ne^{n} di zwüü wiißiste^{n} Tischlache^{n}, si sölli si de^{n} Gotte^{n} vur der Chülha gugge^{n} z'gää^{n}.[28] Deich, we^{nn}'s möchti z'Räge^{n} bräche^{n}![29]

M.: Ja, brëziis! Froh bin i^{ch}, müü^{n} si ömel no^{ch} choo^{n},[30] wen^{n} i^{ch} scho^{n} fást lang am Morge^{n} ha^{n} müeße^{n} Füür schlaa^{n}, göb Schwumm[31] u^{nb} Speen bbrönnt hii^{n}.[32]

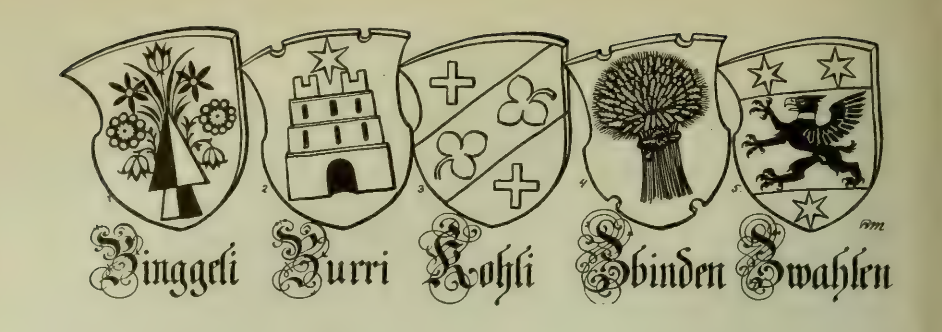
[25] Vermeintlich; S. 450. [26] „Säulchen". [27] Leichtes Gewölk, das Regen ankündigt (S. 63). [28] Vgl. Hott. 57. Für den Werktag genügte die Schürze. (Lf. 404.) [29] Nicht erst im „Wolkenbruch" entlassen Wolken Regen oder Schnee, so daß es (altguggisbergisch) zu R. oder Sch. bricht. [30] Rechtzeitig anlangen (hier also vor dem Regen in die Kirche). [31] Zunder. [32] Gottlob kamen sie früh genug an, obschon (wie die starke Luftfeuchtigkeit anzeigt) der Regen nicht mehr lang auf sich warten läßt.



Chränzli (Kopfschmuck der Braut und der Patin).

Auf einem Ring aus Meerrohr von zirka 4—5 cm Durchmesser ist ein Drahtgestell befestigt, das mit Flittergold überzogen ist. An dem Gestell befestigt stehen zarte, zirka 2—3 cm lange, versilberte Kupferdrahtfederchen wie Blumenstiele schwankend in die Höhe und tragen je 2—4 versilberte Kupferscheiben von 8 mm oder gelbe, grüne, blaue und rote Glasperlen verschiedener Art. Dazwischen sind noch einige viereckige, mit Drahtfiligran eingefaßte und mit rotbemaltem Flittergold unterlegte Glasstücke unregelmäßig verstreut. Eine Krone aus grünen, auf Draht gezogenen kleinen Glasperlen, etwa 3 cm weit, bildet den obersten Abschluß. Sie ist hier so geformt ‾\/‾\/‾, ein anderes „Chränzli" zeigt ein Krönchen aus aneinandergereihten Schleifen aus kleinen, runden, grünen, auf Draht gezogene Glasperlen.

Das Ganze ist auf das schwarzsamtene „Schäpeli" befestigt und etwa 7 cm hoch und 7 cm weit. Das schwarze Samtband geht um den Hinterkopf und wird unter den Zöpfen eingehakt.



Zusammenleben.

Im Familienkreis.[1]

Echt patriarchalisch steht an der Spitze der guggisbergischen Famịlla, Fämịli oder Hụ̈shaltig, zu welcher das ganze G'sindẹl (Gesinde, nicht etwa „Gesindel")[2] oder Volk (vollck: 1554) mitgehört, der Vatter, besser: d'r Att, üsa Att. Man respektiert ihn als d'r Att (den Vater) und damit als den ganz selbstverständlich lebenslänglichen Eigner von Haus und Heim: Alles ist d's Atte^{n}, gehört dem Atte^{n}; und als Gebieter in Haus und Feld kann er täglich wer weiß wie oft angerufen werden: Atta, wa bist? (Im ältern Emmentalischen[3] ist „der" als Artikel mit „Att" zusammengewachsen: Drätti chunnt, üsa Drätti, der Drätti! Das ist Drättis Sach. Gang rüef Drättin! Es ist doch guet, das^{s} ma^{n} gäng no^{ch} so Drättine^{n} het!)[4]

Ganz ehrerbietig[5] heißt der Vater auch der Ọlter, und „der alt Schlegel" (1585) klingt einfach wie das Gegenstück zu der Jung oder das „jgr." im Handelsstil.[6]

Dagegen entspricht dem „Att" kein „Müeti" oder „Mueti", sondern auch im intimsten Wortsinn[7] bloß d'Mueter. Gä d'Mueter luege^{n} heißt heimkehren. Selbst und gerade recht von der in der Hinterstube freiwillig, weil verwitwet zur Ruhe gesetzten hinn^{d}ere^{n} Mueter (vgl. S. 287) des Sohnes oder der Sohnsfrau kann es in verehrungsvollem Andenken heißen: ǖsi Mueter het albạ g'sịịt: ...

Den patriarchalischen Titel von Vater und Mutter trägt also in unserm Beispiel S. 381 ff. das von den Enkeln als Grösatt oder

[1] Die Kranzleiste zeigt Wappen von fünf der bedeutendsten Geschlechter von Guggisberg, Zbinden z. B. schon 1356 vorkommend. Wappen 1 ebenso wie die Schriftzeichen von einem Sack (1878), Wappen 2 und 3 von Öfen, 4 von einer Wappenzeichnung im Besitz der Familie Zbinden, Nr. 5 von einer Schliffscheibe im histor. Museum in Bern. [2] Kluge 171. [3] Lf. 531. [4] Vgl. la t-ante aus ta ante (anita, the aunt); le l'-en-demain, le l-oisir (oisif), le l-ierre (hedera) und dgl. [5] Wie Lf. 530 und Gw.; vgl. „die Eltern". [6] Vgl. S. 279. [7] Wie z. B. bei RvT. G 115 f.

Grösätti, der sịne^n Sächzge^n nit meh fehle^n wirt, und als Grösmueter, welche ebenfalls e^n Sächzger ist, bezeichnete Ehepaar. Der altdeutsche ano aber, dessen allgemeine Bedeutung „Ahne“, „Vorahne“ [8] sich im Mittelalter auf den Großvater [9] spezialisiert hat, rückt im Guggisbergischen zum Äniatt (ä), Änigrösatt oder Urgroßvater [10] auf. Die Frau desselben ist die Urgrösmueter oder Änimueter (ä), seine Urenkel sind Änisühn und allenfalls Änitächteri. Daß diese Vorfahren eine lebende Doppelreihe von vier arbeitstüchtigen und keineswegs lebenssatten Generationen ausmachen können, zeigt in schönstem Beispiel die Posthalterfamilie Zwahlen in Guggisberg. Daneben ist es eine erhebende geschichtliche Erinnerung, wie im zweiten Vilmergerkrieg Großvater, Vater und Suhn aus dem Schwarzenburgischen Seite an Seite fochten. [11]

Mit dem Freiburgischen, welches z. B. 1484 das Geschlecht „Techtermann“ (1533: „Tächtermann“) aufweist, und mit dem Konolfingischen teilt auch das Schwarzenburgische die Wortform



[8] Als avus: Graff 1, 282. [9] Vgl. ane, an, ene im mhd. WB. 1, 37; F. 8, 71 (1354) und den „Ehni“ in Schillers Tell. [10] Mhd. aber-ane gegenüber dem allgemeinen Vorahn als alter-ane = atavus (attae-avus): WB. 1, 38.

Tächter.[12] Bei der Benennung Chinn^d^, Kind, bemerke man dreierlei: daß auch die Mehrzahl Chinn^d^ (zürch. Chinde^n^) lautet und die Form Chinder trotz ihrem Alter[13] als Fremdwort erscheint; daß in „Chinn^d^" kein Geschlechtsunterschied ausgedrückt liegt (wie z. B. im zürch. Chind = Mädchen[13a] und etwa in altdeutscher wie noch heutiger Hervorhebung des schönen und minneclichen Kindes); daß endlich gemäß der Grundbedeutung des Herkommens[14] die Bezeichnung Chinn^d^ gleich wie Bueb und Mịịdschi eine viel längere Lebenszeit umfaßt, als „Kind". Wie noch eine Mutter erwachsener Töchter ihres Vaters Mịịdschi nnd der längst in schöner Stellung lebende Sohn seines Vaters Bueb bleibt, so konnten im Mittelalter das kint, der zum Knappen erwachsene Knabe und der Junker als junkherre eine und dieselbe Person bedeuten.[15] „Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen", sagt der Volksspruch, und im Schwarzenburgischen heißt es: di chlịịnne^n^ staa^n^ ịị'm uf ^d^e^n^ Fues, di groß e^n^ äfạ de^nn^ uf d's Härz. Letzteres zumal dann, wenn Eltern a^n^ mene^n^ artige^n^ Toggeli hịị^n^ der När^r^e^n^ gfrässe^n^, und das verhätschelte Mämmi unversehens zum Tyrannen des Hauses erwächst.



Burri's Robert.

[11] Leuth. [12] Wie bei „Brüeder" (schwz. Jd. 5, 413) ist in „Tächter" die Mehrzahl- in die Einzahlform vorgedrungen; das damit vorausgesetzte „Tachter" aber ist zu beurteilen als vermeintliche Herstellung des a aus o, wie z. B. in Tahe, ahd. tâht statt „Docht", wie in „van" statt „von", „wa" statt „wo" eine wirkliche solche vorliegt. [13] Mhd. WB. 1, 317. [13a] Und umgekehrt im waadtländisch-freiburgischen einfant als Knabe. (Bridel 132.) [14] Kluge 242. [15] Mhd. WB. 1, 817.

Zu dem bekannten französischen, auch unterbernisch bäuerlichen und im 18. Jahrhundert [16] stadtbernischen Zweikindersystem mit der Vorbeugung des uberchinnᵈet choonⁿ, stellen sich in Gegensatz nicht bloß die alten und neuen Proletarier, sondern gleicherweise Älplerfamilien, wa d'Chinnᵈ schoⁿ früej gar wohl chüüⁿ bruuheⁿ. Das „müeßeⁿ Chinnᵈ haaⁿ“ verwandelt sich zumal bei gesunden und arbeitstüchtigen Bauersleuten des Gebirgs in die Ehre, als „khindbar“ (1577) [17] und als „mit Wyb und Kind begaabet“ (1617) vollwertig dazustehen. So ist eⁿ ganzi Zwiiseleta Chinnᵈ oder eⁿ Tribeta, eⁿ Rieschela, eⁿ Tschuura, eⁿ Moordstschuura Chinnᵈ, deren Anwachsen etwa gar durch Zweiligeⁿ beschleunigt wird, in der Regel ein ohne Ironie empfangener Segen. Allerdings kennt man auch in Guggisberg den Sarkasmus: mier chüüⁿ vorᵈ em Sägeⁿ Gottes äsa nid meh zum Tisch; und man kann das Wort redeⁿ oder ze'm Wort haaⁿ (die Redensart gebrauchen): G'schehjji nüüt Bösers, wëder alli Jahr eⁿ Chindbetti uⁿᵈ ghiⁿs Chinnᵈ! Allein gleich echt ist jenes Wort: Zwölf Chindbettena han iᶜʰ g'häbeⁿ uⁿᵈ haⁿ alli Mal g'juᶜʰzet; uⁿᵈ darnaaᶜʰ han iᶜʰ füüf Jahr mit driineⁿ Sünisviibereⁿ g'hüset. Es soll mer das öpper nähi macheⁿ!



Chueni's Änni (Burri geb. Äbischer).

Durch Brueder und Schwester, Stüfatt und Stüfmueter, Stüfchinnᵈ, Stüfbrueder und -schwester (als welche es in einer Guggisbergerfamilie bis füⁿfer Sorteⁿ Chinnᵈ geben kann), G'schwüstri oder G'schwüsterti Chinnᵈ, G'schwüsteret Chinnᵈ oder zu annᵈereⁿ Chinnᵈeⁿ (deren Eltern g'schwüsteret Chinnᵈ siiⁿ), erweitert sich die Enge der Verwandtschaft bis zu einer solchen bloß noᶜʰ iⁿ deⁿ Zeeijen usseⁿ, oder vaⁿ süübeⁿ Suppen es Bröchli, oder vaⁿ hunnᵈert Uferten eⁿ Füra.

[16] Till. 5, 328. [17] RM.

Da läßt sich immer weniger vermeiden, daß ein Glied der großen Sippe fernen Verwandten naa^ch g'schleet und ihrem angestammten Geist sich entfremdet: wie ein Vogel va'm Näst g'schleet. In alten Hirtenländern ist dies freilich ein selteneres Vorkommnis als anderwärts, weil dort der Einfluß des Familiengeistes außerordentlich weit reicht. Das spiegelt sich darin, daß die Gliedschaft der Sippe weit sorgfältiger unterschieden wird als etwa mit der Bezeichnung e^n nooha oder ein entfernter Vetter, e^n noohi oder eine entfernte Bäsa. Vollends wird die Verwandtschaft genauer unterschieden und benannt als im modernen Schriftdeutsch. Zwar entspricht kein „Neffe" dem Niechteli (der kleinen Nichte), dessen Grundform selber auch erst eine neue Entlehnung[18] ist; dagegen legt sich der Oheim oder Onkel („Unggle^n") auseinander als d's Väters Brueder und d's Mueters Brueder.[19] Die „Tante" oder „Base" (das „bäslin" 1560) ist entweder d's Vaters oder d's Mueters Schwester. Noch umständlicher fixiert man die Einzelfälle entfernterer Grade des Verwandtenkreises, in älterer Sprache: der „Fründschaft", der „Fründe" — mit denen man g'fründet ist, d. h. noch ein klein wenig verwandt, sonst aber vielleicht gar nicht fründ.[20]



Berta Zwahlen (17jährig).

Denn „wi verwandter wi verdammter" ist nicht ein Spruch von gestern. Zarter und zugleich fester als die ererbten, sind der Natur

---

[18] Aus ndd. nicht. [19] Es gibt häufige Beispiele dieses Genitivs! Die Wortgruppe kommt gleichsam wie eine eingeklammerte Größe unter den Genitiv als Exponenten. [20] Bemerke die Schwebe zwischen Adjektiv und Substantiv, wie gleicherweise in „feind", gemäß der ahd. Bildungsweise und Bedeutung fri-unt (lieb-end), fî-ant (hassend).

der Sache gemäß die frei gewählten Verwandtschaftsbande, wenn einmal die Illusionen der nüchternen Überlegung Platz gemacht haben. Zwischen *Schwe^{b}eratt* oder *Schwåher*, *Schwaager* (Bruder zur Frau oder Ehemann der Schwester) und *Schwi̊gersuhn* oder *Tächtermaan* in spe kann es zu Auseinandersetzungen kommen, deren Schlußerklärung vielleicht lautet: *Nimm mier-aa^{n} ịịni mit e̥me^{n} Ggaagge^{n}-schnäbel,* aber *picke^{n} laan i^{ch} mi^{ch}* nit! Der eingeheiratete Tochtermann seinerseits, der nicht von vornherein sich die richtige Stellung zu wahren weiß, kann wie die wirkliche Sohnsfrau, mit der er sich sarkastisch gleichstellt, das Gewicht des Satzes zu fühlen bekommen: *gä^{n} Sṻniswịịb sịị^{n} — ga^{n} Straaff abtue^{n}!*

Weniger häufig werden Gegenschwägerinnen: *G'schwiji* („Geschweyen" 1588, 1782, „Geschwygen" 1544)[21] miteinander in *giechtigi* Berührung geraten.

Der bejahrte Pflegling, welcher zum *ụụsgụụme^{n}* bis in den Tod *si^{ch} ubergää^{n} het*, macht den Übergang von den verwandten zu den zugewandten Familiengliedern. Da ist zunächst denkwürdig, wie entschieden noch die heutige Volkssprache auf die alte direkte Zugehörigkeit der Angestellten zur Familie hinweist. An wie viele „Gedinge" knüpft sich heute das *dinge^{n}* eines Dienstboten durch die *Mịịsterlṻt* und das *aanstaa^{n}* (der Dienstantritt) des erstern! Dieser *Chnächteschinter*, der *d'Dienste^{n} uberbrụụcht*, *sö^{u}tti chönne^{n} Chnächte^{n} seeije^{n}*, um den allmonatlichen Wechsel auszuhalten. Diese Nachfahrin einer städtischen Bürgersfrau, die vor zweihundert Jahren in eitler Nachäfferei Vornehmer sich zwei bis zehn Mägde hielt,[22] rackert sich an Arbeit ohne Dienstboten zu Tode, weil sie gelernt hat: *Wi meh Lṻt, wi meh z'tüe^{n}.* Aber auch das Schwarzenburgeramt bietet, wie das Emmental,[23] gegensätzliche Exempel. Der *Chnächt* Johannes Schrack zu Vorbetsried hat 56 Jahre im gleichen Bauernhaus *g'chnächtet*, und er soll in seinem Leben niemals unzufrieden gewesen sein. Vor unsern Augen arbeitet seit Jahren ein junges Ehepaar mit zwei Kindern als Oberknecht und *Jumpfrau* (Magd) bei der kinderlosen jungen Pächtersfamilie, in deren Schoß jene Kleinen so gut wie eigene behandelt werden. So haben zwei Geschwister zwei Elternpaare. Das ist ein großer Schritt zur Verwirklichung des sehr zeitgemäßen Vorschlages,[24] Dienstbotenehepaaren und ihren Kindern Gelegenheit zu eigener Arbeit und Nebenerwerb auf dem von ihnen bedienten Bauerngut zu verschaffen.

---

[21] RGU. 188. Neben mhd. „die" gë-swîe (Schwägerin) gab es auch den geswîe, geswige, ahd. ga-swîo als den Gatten der Schwester, überhaupt als Verschwägerten. [22] Till. 5, 428. [23] Vgl. Lf. 526 ff. [24] Emment.-Blatt 1908, 95 nach d. Ldw. Zeitschr.

Wie in Guggisberg auch Handlanger und Tä^s^w^a^ner zu den Dienste^n (Dienstboten)[25] gehören,[26] und z. B. der für z'heue^n ddinget oder aang'noo^n Bursche, der doch nur täglöhnet, Heuchnächt genannt wird, so gehen auch die Bezeichnungen für Dienstboten und Familienglieder der Grundbedeutung nach ineinander über. Denken wir nur an den Bedeutungskreis des Titels Jungfrau! Die mittelalterliche junc-vrouwe war ebenso die „junge Dame",[27] speziell das Edelfräulein, wie der junc-herre, der „junge Herr", aus dem Edelknaben zum „Junker" erwuchs. Es kam also bei dem Ehrentitel der sozielle, nicht der Zivilstand in Frage: wie die mittelalterliche vrouwe als „Herrin" auch ledig sein konnte und als verheiratete ausdrücklich mit „êvrouwe, Ehefrau" bezeichnet werden mußte, so konnte umgekehrt die junc-vrouwe sehr wohl verheiratet sein,[28] etwa so, wie heute das niedrige städtische „Meitli" eine Frau oder Witwe sein kann. Das Hauptmoment der Bedeutung verlegte sich allerdings mit der Zeit auf das Ledigsein[29] und ging durch die Benennung der alte^n Jumpfera als respektabler Matrone über auf die Jungfer oder Jumpfer N. N., welcher echt bernische Titel unverbrauchter und zweifellos ehrerbietiger klingt, als das nur zu



Grabers Fritz (Zwahlen).

[25] Mhd. „der" dienest bedeutet den Diener und die Dienerschaft, „die" dieneste ist die Dienerin, und „das" (später mhd. vorherrschend „der") dienest ist der (zu leistende) Dienst. WB. 1, 371. [26] So ist auch engl. hired servant (gedungener Diener) sow. Taglöhner. [27] Bemerke die Parallele von „Frau", vrouwe, frouwa als „Herrin" neben dem bloß noch in „Frondienst, Fronleichnam" u. a. erhaltenen „vrô" (mhd. WB. 3, 419; Kluge 152) und der „domina" (donna, dame) neben dem bloß noch in Don erhaltenen „dominus". (Kluge 147; vgl. mhd. WB. 3, 424; Brid. 118.) [28] Mhd. WB. 3, 423 ff. [29] Schwz. Jd. 1, 1246 f.

begriffsreiche Fräjläin der Ostschweiz. Die letzte Entwicklungsstufe des Worts galt der „Jungfrau“ (1652, 1809, 1880 u. ö.) oder Jumpfrau oder Jumpfera, auch dem noch jungen und schwachen Jumpfräuli, Jumpfräueli als Magd.

Wie merkwürdig die stückweise parallele Geschichte des letztern Wortes! Der nämliche Wortstamm, der in dem bekannten irischen Mac (Sohn, Knabe, Jüngling) steckt, bildete das gleichbedeutende germanische magus und daneben i. S. v. „Jungfrau“: magaths, magad, maget, Magd mit dem ausdrücklichen Inbegriff der Integrität.[30] Im Gefolge der vrouwe oder juncvrouwe aber war die maget eine Dienerin, „di umme lôn dinet und umme kost“; die „dirne“ (d. i. Dienende,[31] bei Luther dagegen:[32] hoch ehrenhafte Jungfrau) ihrerseits „dienet umme sust oder uffe genâde“.[33] Die Verkleinerungsform zu maget: das magedîn, megetîn, megdîn, meidîn, „Meiti“ erzeugte aus sich die neuen: magetlîn, megetlin, Mägdlein, meitlîn, Meitli mit der Wiederholung der Bedeutungsentwicklung von der Tochter des bäuerlichen Hauses zu der (vielleicht auch verheirateten) städtischen „Stütze der Hausfrau“ und zum „Abwäschmeitli“ des Gasthofs. Doch konkurriert heute mit dieser Bezeichnung die des Abwäschmịịdschi, wie mit dem schon höher stehenden „Chindeⁿmeitli“ das Chinnᵈeⁿmịịtschi, worunter aber auch — erst spaßhaft[34] und schließlich im Ernst[35] — ein Knabe oder ein invalider Mann (als Chindshirt) verstanden werden kann. Sonst ist Mịịdschi und erst recht Mịịdschli (fillette) die bewußt deminutive und kosende Nebenform zu Mịịteli.



Grabers Marie (Zwahlen).

Wie dem umfassenden Bedeutungskreis dieser weiblichen Titel die

[30] Mhd. WB. 2, 1, 1 f.; vgl. schwz. Id. 4, 77 ff. [31] Kluge 94. [32] Z. B. Rebekka (1. Mos. 24, 14 ff.); Ruth (2, 5). [33] Hermann von Fritslar in Pfeiffers Mystikern 112, 9. [34] RvT. L 229. [35] So im Emmental.

alt soziele Stellung des Weibes zugrunde liegt, so die überall, wo Not am Mann, energisch Hand anlegende Männlichkeit dem Titel „Knecht". Er umfaßt alle Entwicklungsgrade zwischen dem Knaben und dem Knappen: den Jüngling, den Burschen, den Mann, den Held, den Ritter. Mundartliches Chnächt und englisches knight (Ritter) ist ein und dasselbe Wort.[36] Das erwahrt auch ohne Sprachkunde mittelst Treue und Bravheit der Knecht, wenn er einmal zu guete^n^ Lű̈te^n^ e^n^ Platz funn^d^e^n^ het, bei solchen uf ẹmẹne^n^ guete Platzg ist.

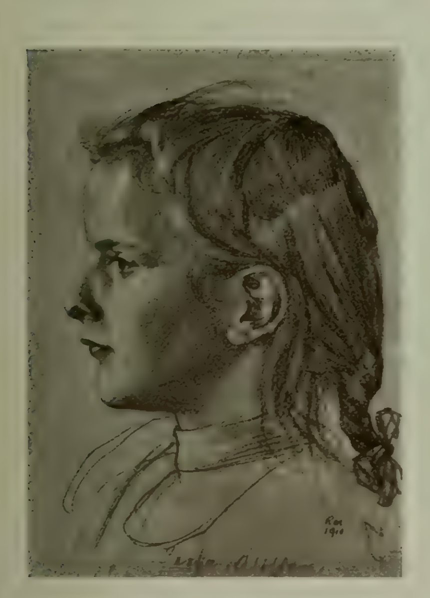
Wo aber die Mundart vom „Schneiderknecht" und gar vom Schrịberchnächt oder Schrịberbueb redet, tritt die technische Sprache ein, indem sie von dem „Angestellten" des Beamten und dem G'sel̦l̦ (G'söl̦l̦) des Handwerksmeisters redet. Ehemals, z. B. 1485, haben „geselen" auch Taglöhnerdienste (wie am Bau der Grasburg) verrichtet. Als Handlanger war auch ein „einfaltiger gsell" (1682) zu brauchen, und ein „armer gsell" (1554)[37] war wohl solchen Verdienstes froh. „Ein wandernder Geselle" aber, wie wir solchen noch 1678 als Liebhaber und Heiratskandidaten seinem „Meitli" gegenüber gestellt sehen,[38] leitet schon mit seiner Grundbedeutung des „Hausgenossen"[39] über zum „guten Kamerad" und zum Burschen, welche beide die bekannte Wandlung aus der kollektiven zur individuellen Bedeutung durchgemacht haben. Wie aus der italienischen camerata (Stubengenossenschaft) der Stubengenosse (camarade, Kamerad),[40] ebenso aus dem „Frauenzimmer" als Frauengemach die es bewohnende Frauengesellschaft (z. B. bei Lessing) und schließlich die Frauensperson geworden ist; wie es eine ebensolche als Wịbervol̦ch und Wịbervöl̦chli und parallel eine Mannsperson als Manne^n^vol̦ch gibt: so ging aus dem mittelalterlichen Gemeinschaftshaus der Studenten[41] und der hier im Konvikt zusammenlebenden Burschenschaft der Bursche: der Pụrsch hervor.[42] Unter dem Nachklang des alten kollektiven Sinns sagt man noch heute: die Stadtpụụrst (übermütige Sonntagsbummler) oder di jungi Pụụrsch (šš) hị̈^n^ („haben" das und

---

[36] Bedeutungsvoll heißt darum auch der zumal im Leiden große Messias des Jesaja (53) der „Knecht Gottes" im ganzen Bedeutungsumfang des äbed Jahwäh. [37] RGU. 274. [38] Wie mhd. WB. 2, 2, 29. [39] Zu got. saljan (einkehren und verweilen) gehört der sal als Wohnsitz, Haus, Halle, Saal; der Hausgenosse aber ist der selle oder ge-selle, ahd. gasello, „ga-sal-jo". [40] „Wenn dein Gatte schlau ist, sei ihm Kamerädin; wenn er dumm ist, sei ihm Freundin und Beraterin." Das neunte Ehefrauengebot der Rumänenkönigin Carmen Sylva. [41] Wie solches noch heute z. B. in Leyden besteht. [42] Gr. byrsa ist Haut, Leder, mlat. bursa Lederbeutel, Tasche, ahd. burissa Netz („cassidile": Graff 3, 206), fz. bourse Börse, im heutigen Doppelsinn, wie mhd. burse (bis ins 15. Jhd.: Kluge 79) mit dem speziellen Sinn der Studenten-Genossenschaft. 1519 hießen „Purßen" Schlafräume für je vier Mann im Pilgerschiff. (Ziegler 18.)

das verübt). Der ganze Satz schwebt zwischen Ein- und Mehrzahl; die Satzaussage folgt der letztern und das Subjekt der erstern,[43] aber in deren kollektiv weib licher Fügung:[44] Wer durch Heirat aus der Junggesellenschaft ausscheidet, chunnt us der Pụụrſt. Gerade eine Fügung letzterer Art aber, in der kein Adjektiv die Zahlbiegung gleichsam auf die Dezimalwage setzt, führt zu Sätzen wie: di Pụụrſch oder Pụụrſt macht (oder







Aus der Familie Äbischer (Hiiders).

[43] Vgl. fz. la plupart sont ..., engl. people say ... u. dgl. [44] Vgl. gr. neania die Jugendschaft = der Jüngling; lat. agricola die Landmannskraft = der Landmann; fz. la recrue der (militärische) Zuwachs = der Rekrut der Rĕgeṛụ̈t.

mache^n") aber lang! (Die mit einer Verrichtung betrauten Kinder bleiben wieder lange aus.) Der Schritt zum „Burschen" in individueller Fassung vollzieht sich mittelst der Sprachbildung (der) Püürstel und (das) Pu̦u̦rstli. E^n flotta, nätta Pu̦u̦rste̦l ist das Ideal des rechten Mädchens, es schöns Pu̦u̦rstli war die Lust eines napoleonischen Werbers: „Schöni Bürstleni han i^{ch} g'fange^n, i^n der Nacht bis drei".[45]

Das pu̦u̦ße^n (knellen mit Daumen und Mittelfinger) und der Näse^{n}pu̦u̦ß (Nasenstüber), das booße^n oder pooße^n der Dinkelgarben (Abschlagen der Ähren mit dem Flegel vor dem Ausdreschen des Strohs) und der Amboß (ana-bôz) der Schmiede sind spärliche Reste einer einst reichen Wortsippe,[46] zu welcher die Benennung des Böß, Pöß, Pössel mitgehört. E^n guetmüetega Boß ist un bon gaillard, e̥s Bossi oder Possi s. v. w. e̥s ti̦figs Buebi, e̥s Bößli, ein Spaßmacher.[47] „Junge Bossen" hießen im 16. Jahrhundert mutwillige Lehrlinge,[48] welche allezeit aufgelegt waren, einen „Possen" zu spielen und Possen zu reißen.[49]

Während „Boß" noch vielfältig als Geschlechtsname erhalten ist (vgl. „Possen stiftochterman" 1533),[50] macht „Bueb" einen großen Teil der Entwicklungsreihe von „Mädchen" und „Jungfrau" durch. Das Intime, welches von der Bezeichnung mi̦^{n} Bueb[51] auf den Büebe̦l, das Büebli und Buebli übergegangen ist, erscheint freilich bereits 1465 im Eigennamen erstarrt: „einer von dem Pfad, heiße Bübly".[52] Aber auch in der plastisch bleibenden Benennung kann der abschätzige Gefühlswert das Übergewicht erhalten. Schon 1613 heißt es: N. N. soll ein Bub (Taugenichts, loser Bube, Lotterbube) syn.[53] Als „Guet gnue^s", als Gegenstück zum „Mädchen für alles" und zum Aschenbrödel steht auf der Alp der Bueb unter dem Knecht, wie dieser unter dem Sennen,[54] und als Verdingknabe figuriert er wie anderwärts[55] auf dem Bauernhof. Der Treiberuf an Pferde: hu̦u̦, Buebe^n! (aus gelegentlichem Spaß zur Gewohnheit erwachsen) ist das unterste Glied der Ent-

---

[45] Nyd. K. 37. Über die parallele Geschichte von grindelwaldnischem „Purß" und „Pursch" vgl. Gw. 657. [46] Mhd. (WB. 1, 190 f. 230) biuzen, bôz, buzzen, gebozzen: stoßen, schlagen; der biuz und bûz: Schlag, Schmiß; bôzen, biez, wozu engl. beat: stoßen, schlagen, neben schwachem bôzen (vgl. schîben und bôzen Kegel „schieben": sie mit der kugelförmigen schîbe bewerfen); das bôz und böz (vgl. Schoos und Schoß, Schloos und Schloß): Schlag, Stoß; der bôze: Bündel kurzen Strohs, Heus, geriffelten Flachses, der knodebôze, kleiner, dicker Kerl usw. Vgl. besonders den bairischen pôß: „Knecht, der gemeine Arbeiten verrichtet (Schmeller 1, 298). [47] Vgl. schwz. Id. 4, 1730 f. [48] Till. 3, 554. [49] Da „Posse" früher auch zierendes Beiwerk an Kunstsachen bedeutete, stellt Grimm (WB. 2, 261 f.) auch dies Wort zu obiger Gruppe (boßeln: meißeln). [50] RGU. 198. [51] Lf. 423 f. [52] StAF. [53] Landvogt Keßler. [54] Nyd. K. 109. [55] Lf. 524 f.

wicklungsreihe. In deren Lücken eintretend, erscheinen 1533 die „Knaben auf dem Bül" als Gutseigentümer [56] und ein ander Mal „ein lediger und bemittleter Knab" als Pächter.



Der leng Gasser.

Der Knabe wird zum Mann: zum Maan, der die Gründe zur Klage vermindern helfen soll: mi het ghịner Manneⁿ. (Wie es auch „keine Frauen mehr" geben soll.) In einer Zeit freilich, wo an Stelle der kriegerischen und politischen die wirtschaftlichen Kämpfe getreten sind,

[56] RGU. 206.

kann sehr wohl auch das Manndli, der Mändel, das Männdeli, das Manndschi wie der Mänoo seinen Mann stellen, wenn er nur allzeit als Mann auf dem Posten sich finden läßt.

Am gewöhnlichsten allerdings bedeutet „Maan“ den Ehemann, und aus dieser Bedeutung zweigt sich — es gluubti's ghi^n Mentsch ohne strikte Beweise — Möntsch im Sinn „von Ehegatte“ ab. So erscheinen 1756 ein Mann und eine Frau als „Ehementschen“. Insbesondere war vormals das Möntsch die Ehegattin. So, ist das jitz di^ns Möntsch? lautete altguggisbergisch ein sehr freundliches Kompliment an einen neuen Ehemann. Das ist ja rächt es hübsches Möntsch! Nit so n es liids, wüest's Möntsch, wie der N. N. aangstöllt oder aangheicht (geheiratet) het! Die Antwort konnte etwa lauten: Eh nu^n, i^ch ha^n du fur mi^n's Hüswäse^n äben o^ch n es Möntsch müeße haa^n, un^d i^ch ha^n's guet 'bbriicht; mi^ns Möntsch ist mer luubs, d's sälb ist wahr! — Bloß literarisch begegnet uns „das Mensch“ auch als ledige Weibsperson, aber zunächst in ganz ehrenhaftem Sinn. So 1781: „Barbara Hüßler, ein lediges Mensch, 65 Jahre alt“. Von einer andern heißt es 1661: „Diß Möntschlin ist von Ehrlichen (ehrsamen) Elteren har erboren und eines guten Lümbdens.“ [57] (Heute sagt man: sie het es guets — nid es schlächts — Lob.) Die Benennung berührte den Umstand nicht, daß mit dieser Person nachmals öppis ann^ders gsii^n ist. Gerade Nachreden oder Befunde solcher Art brachten freilich dem Wort allmählich die heutige Bedeutung; [58] (vgl. d's Lügaaiji [„anlässiges Mensch“]). An den Platz der „Männin“ trat daher „die Herrin“: die Frau (S. 469). Är het d's Schatters Christe^ns Meiji für 'ne^n Frau g'hăbe^n: zur „Hausfrau“ (1660), zur „Ewirtin“ (1533), zum „Wyb“. Die reale Bedeutung der „Herrin“ spricht sich in dem vielleicht ganz stillen und doch anerkannten Einfluß aus, den sie über ihren Tod hinaus auf häusliche Sitte und Denkart übt. Ja, was von solchem als geistiger Erbschaft gesagt wird, kann sogar auf den wieder verheirateten Mann als den Erben übergetragen werden. So heißt es etwa von einem Mann mit streng konservativen Grundsätzen: Är ist drum no^ch iina va^n ^der öltere^n Frau! — Mit solchem äär (er) und ääs (es) sprechen übrigens Ehegatten über einander vor Drittpersonen, wenn sie nicht die auch bei letztern übliche Benennung vorziehen: Wäber ist furt, Änni ist dahiimme^n. (Im Freiburgischen ehrt (ihrzt) die Frau den Mann, während er sie dutzt.)

[57] Chorg. [58] Vgl. mhd (WB. 2, 1, 49) mennisch = menschlich (Graff 2, 753), und „der“ und „das“ mennische, mensche, mensch; schwz. Id. 4, 336 ff.; Lf. 646.

Zur Verweisung der lịdige" Weibsperson in das Grịtzimoos[59] und der Bezeichnung des alten Hagestolz als Chụtter (Täuberich) ist hier nichts weiter nachzutragen. Notierenswerter erscheint der Schwur jener Wittwa am Sarg ihres Gatten, lebenslang um ihn Trauer zu tragen.[60] Auch ist zu vermerken, wie ehemals die Wiederverheiratung eines Wittligs ihm als Schande angerechnet wurde, und wie ein durch die Umstände zu nüi= jem Hụ̈raat[61] Genö tigter si^ch desse" grụ̈ụ̈selech g'schämt het. Das schließt nicht aus, daß umgekehrt e" geebi oder gäbegi (der Werbung werte) Wittwa, e" g'freuti Wittfrau, es g'lu= stigs (d. h. Wohlge= fallen erregendes, aber allerdings auch brụ̈ụ̈= scheligs) ịinnäh= migs Wittfraueli nach legaler Trauerzeit durch einen G'lustbitz (begehrenswerten Bur= schen) si^ch guet laat tröste", und daß ein zweimal „Verlassener" (Hinn^berlaßna) die dritte Heirat rechtfer= tigt: So lang ụ̈sa Herrgott nimmt, nimen i^ch oo^ch. — Die letztern Fälle sprechen aber nicht etwa gegen die immer neu bestätigte Beobachtung, daß rein landwirtschaftliche Be= zirke die kleinste, rein gewerbliche die höchste Heiratsziffer aufweisen. Es wird hier das ärztliche Urteil, daß bei der langsamen Reife, die unser



Aspers Jäggel (Joh. Jak. Bahnd).

[59] Den Morast bei Vilmergen: Till. 5, 75; vgl. schwz. Jd. 4, 470; Gw. 281. [60] Wiederverheiratung der Witwen war bei manchen germanischen Stämmen verboten; bei keinem begünstigt. Schröd. 69. [61] „Der" oder „die" hîrât, (hîw-rât) bedeutet ja eigent= lich: seinem Haus (vgl. got. heiwa-frauja, Haus=Herr: Mc. 14, 14) Raat tue, es „berathen".

Klima mit sich bringt, das dreißigste, für Mädchen das fünfundzwanzigste Altersjahr die richtige untere Grenze des Heiratsalters sei, noch nid uber d'Achsla g'worffen (geringschätzig aufgenommen). Hierzu sagen auch die immer schwierigern wirtschaftlichen Verhältnisse ihr Wort und lassen das Heiraten um jeden Preis mit dem Tadel und dem Spott belegen: Es n ieders Brambereli wollt och n en Maan haa. Wenn's nụmag hőselet, göb wị n ẹs pfőselet.

Ha 's o so g'macht, wi anner Lüt,
Ha Hochzit g'häbe z'rächter Zit:
Mi Frau ist sibezäächni gsii,
Un i exakt su alt wi sii.

Nur zögernd wird also die richtige Bauerntochter dem Bevorzugten, wa jiz mag choon (der seine Rivalen überholt), gestatten, daß er mehr und mehr vor der Welt Augen zue 'rạ chunnt (sie in Gegenwart der Ihrigen besucht) und sich mit der Frage vertraut machen: Was sịiten ich ächt (que répondrais-je), wenn ẹr mich fraagti? oder: wenn ẹr mich hụụschti? Würde ich ihm der Abschlag gään? Die vom richtigen Bauernsohn doppelt reiflich überlegte Frage wird gewagt, und 's ist nid nịin gsịin. Der Zịfiler (Standesbeamte) ersetzt mittelst Aufgebots im „Truckli" das ehemals kirchliche verchünten, und nun wird fụụrg'fahren oder furtg'fahren: g'hochzịtet, in d's leng Jahr 'dinget. Dabei wird (nach Göthes Sinn) bei Reich wie Arm mit dem Hoochzịt ghịs großes Wǻsen g'macht. Der reichste Guggisberger führte um 1880 am Vormittag eines sehr schönen Frühlingstages seine ausgezeichnete Gattin heim und het am Nachmittag mit ẹren Mist zerschlägen (S. 220). Die nämliche Einfachheit können hienach die drei Brüder Stoll zu Eisengruben bewahrt haben, welche am 30. März 1811 mit einander zur Trauung nach Wahlern schritten.

Um so anstößiger nahm sich auch im Schwarzenburgischen, bis zur faktischen Abschaffung in Form empfindlicher Schlägerei-Bußen durch den Gerichtspräsidenten Flückiger, das feindliche trößlen, der Zűgẹl chären aus. Die spöttischen Ausdrücke gründen sich darauf, daß vorsorgliche Eltern ihren Mädchen unter deren Mithilfe schon von der Schulzeit an trößlen: zu ihrem einstigen Trossẹl oder doch Trösseli (Aussteuer) Stück um Stück zusammenlegen. Wenn nun ein Hoochzịter der Jungmannschaft seines Orts den Abschiedstrunk oder die Letzi in Form von Spịis und Bbrönnts nur unbefriedigend oder gar nicht leistete, so karrikierte eine fürchterliche Katzenmusik die Fuhr des Trossels nach des neuen Ehemanns Haus. Auch längere, versteckte Feindschaft, wie dann erst eine befleckte Vergangenheit der jungen Eheleute konnte bewirken,

das^{s} ma^{n} het di lengi Giisla fürhag'noo^{n}, d. h. jene Katzenmusik veranstaltet.

Voraan a^{n} der Trosselfuehr si^{n} zwee g'gange^{n}, wa d's Ehpaar vorg'stöllt hii^{n}. Dii hii^{n} b'brüelet und gg'raauet. Darnaa^{ch} ist der Trossel choo^{n}. Di grööste^{n} Zügeltriheli (S. 197) het ma^{n} g'schüttlet, mit de^{n} grööste^{n} Giisle^{n} het ma^{n} g'chlöpft, und dür^{ch} alt Brönnhäfe^{n}techle^{n} het ma^{n} darzue pfüdet und g'moore^{n}giiget. (Letz-



Lutermatt-Dengeli's Christe († 1910).

teres vollzog man so, daß man umgestülpte Backmulden auf einem Brett hin und her zog; es ist das ehemals emmentalische „Muelte^{n} chratze^{n}." Sonst ist dies das Losscheuern haften gebliebener Teigreste mit dem Muelte^{n}schürer.)

Um wie vieles sinnvoller ist z. B. der aargauische „Stumpe^{n}löset"! Der dorffremde Bräutigam muß sich bei der ihm Weg und Steg versperrenden Jungmannschaft von der Strafe des Frevels loskaufen, daß er seine Braut vom Stamm oder „Stumpe^{n}" ihres bisherigen Ortsverbandes loslöst. Es ist ja begreiflich, daß man reiche Erbinnen ungern üsi laat, ungern zusieht, wie Vermögen verhüratet (durch

Heirat entfremdet) werden durch z'såme^{n}heihe^n mit auswärtigen Familien. Da kommt so ein Fremder und pflückt die den Einheimischen unerreichbar gewachsene oder ohne Ausrede vom Vorurteil sauer gefundene Traube! Er kommt, sieht und siegt: wịịbet si^{ch} ịịn, macht e^n gueti Partịị oder Partei (Partie), stöḷḷt 's guet aan, sitzt schön ịịn und het e̥s schö^{n}s Låbe^n.

Wenn nur nicht dieser Triumph sich als ein Pyrrhussieg erweist! Das ist möglich — das cha^n's gää^n — wenn vor dem, was si het, das, was si ist, im Hintergrund verschwindet. Dann muß vielleicht schon die Justiz dḁrvor sịị^n, daß die im Sack g'chụụfti Chatz verschleppt oder um ene^n Bịre^{n}stịịl (S. 321) verhandelt und in der Freude über ein gutes Geschäft ihr no^{ch} der Tschụgge^n naa^{ch}-g'schlẹngget chö̋mi. Ein wirklicher Versuch der Art wurde 1610 in Schwarzenburg unternommen, allerdings nur in der Weinlaune, die aber der Richter bloß als mildernden Umstand gelten ließ.[62]

Zwei Schwarzenburger haben im Wirtshaus Sich In ein Thrunk Inngelaßen, In dem Anderes Zyßet nach Langem gewärdtem Zäch vnnder anderem syner Frauwen, die sonst ein vnmanierig vnd zänckisch Wyb Ist, Mit deren Man bißhar vil zethun gehept, gedacht und nach anderem gebruchten gelächter vmb die Sälbige mit einem vß dem Guggispärg, Uli Zuther genampt, einen Märith gethroffen, also dz der Sälbig Imme darum 100 cronnen versprochen, doch Imme die person nit zugesteldt. Als ich (Landvogt Hans Spätig) deßin berichtet, hab ich nit vnderlaßen khönnden, obwol Sölliches Inn Schimpflicher (spaßhafter) wyß beschähen, wie es Sich erfindt, vnnd aber den Satzungen zewider, gedachten Zyßet gevänclich ynnzüchen zelaßen. Beide Beteiligte wurden vom Berner Rath wegen Gspött, Grempel und Märit zu 24 Stunden Gefangenschaft verurteilt und mußten sitzen bleiben, bis Buße und Kosten bezahlt waren. Dann wurden sie noch g'chooret (vor Chorgericht genommen). — Es fehlte aber auch nicht am Gegenstück eines ernsthaft versuchten Brautverkaufs,[63] ganz nach altem Brauch um einen bestimmten Preis (ein Wittum, eine Meta, einen Muntschatz).[64] Ein Peter Binggeli beredete 1596 einen Simon Gasser, er möge ihm sieben Rinder Vorsaß in Walenhütten verehren, wogegen er ihm seine Stieftochter Anna Kohli als Ehefrau versprach. Strafe: ein Pfund Buße.

Was ist hiergegen die lebenslange Strafe einer unglücklichen Ehe als eines Wuche^{n}chrụ̈tz! Wo nicht (um von der „bessern Hälfte" zu schweigen), der Ehemann seine Frau in fröhlichem Humor d's ann^{d}er

[62] SB. J 449. 453; RM. 6. und 19. März. [63] SB. J 441; RM. 13. Feb. 1596. [64] Schröd. 67.

Doppel nennen mag! Denn wenn Gott iina wollt straaffe", su nimmt er ihm der Siin" oder gi^b^t ihm es bööſ's Möntſch.

Bi geng der plaaget Hansli gſii
Su lang i läbe, ſu lang i bi.
Mi's Glück, das geebi e Waage voll,
I wüßti nit, wi n i 's lade ſoll.

Wie weit beſſer wäre da ſchließlich, ſie ſchiideti, als daß ſie beſtändig tatſächlich e" Blätz nähi g'ſchiide" ſii" (auf dem Weg zur Scheidung ſtehen)! Beſonders, wenn es etwa in der Runde herum vieldeutig heißt: Däär iſt o^ch^ z'alta für 'ne" ſöttegi Frau z'verſorge". — Ein gutes Vorbeugungsmittel gegen vorzeitige Entfremdung bietet aber ein alt hergebrachter Brauch im Schwarzenburgiſchen, welcher mit der lebenslangen Verfügung des Vaters oder Großvaters über Haus und Hof in Verbindung ſteht. Es iſt das jahrelange Verbleiben neu verheirateter Töchter im Elternhauſe, wo ſie einſtweilen nötiger ſind und ſich beſſer an ihrem Platze fühlen, als an der Seite des Ehemannes, der bei Lebzeiten ſeines Vaters bloß als e" beſſera Chnächt in ſeinem künftigen Heim figuriert. Eine Frau zog erſt zu ihrem Mann, als ihre älteſte Tochter ſich verheiratete und ſie ſelbſt nun doch lieber als Hausmutter, denn als Schwiegermutter ſchalten wollte.



Balmers Urlis Ninnerlaßni.
(Witwe Äbiſcher.)

Geselligkeitsformen.

Damit, daß der Ehemann in freier Zeit zu den Eltern seiner Frau und dieser selbst, die noch bei jenen wohnt, z'Chü̦lt[1] lu̦u̦ft, erwahrt dieser so viel verhandelte Ausdruck seinen Ursinn. So auch chü̦ltet das Älplerpersonal an der Kessigrube und verlängert wohl seine Chü̦lt-aabenᵈeⁿ bei Singen und Plaudern bis zur Geisterstunde.[2] Anderseits chü̦lteⁿ „umb Kiltenszeit" (1656), d. h. im Winter, sorgenbedrängte Eltern mit strenger Arbeit bis in die späte Nacht hinein. Aber auch der abnehmende Mond chü̦ltet: er erscheint immer später, weil er nach einer Vorstellung, die der Verse eines Hebel würdig wäre, anderwärts zu tun hat. Daß und wie öppis Chü̦lterrustigs das Wort anders versteht, ist in „Lützelflüh"[3] hinlänglich erörtert. Die Qualität des auch so weithin in Deutschland verbreiteten Brauchs, dessen es übrigens bekanntlich gar nicht bedarf, um Mädchen zu Fall zu bringen, hängt hauptsächlich von zwei Seiten ab. Einerseits unterscheidet sich vom buebigeⁿ, buebeligeⁿ oder schirscheⁿ Mädchen, das auf jede Nachtbrĕdig und jedes aanhoscheⁿ (š̌š̌) u̦u̦ftuet, e̥s Offeⁿs oder e̥s U̦u̦f-tü̦ü̦feli macht, um Erdenferne die ehrenhafte Tochter, die gerade bei diesem Brauch ihren hoheitsvoll unantastbaren, stählernen Charakter bewährt und bewahrt und sich die für ihre Zukunft so wichtige Personenkenntnis erwirbt. So sichert sie sich die Möglichkeit einer gründlich erwogenen Achtungsehe, welche sich zur Neigungsheirat verhält wie zum bewimpelten Schnellsegler das Lastschiff, das dank seinem Tiefgang durch keinen Pu̦tsch (choc, Unglücksfall) aus seinem Kurs geworfen wird. Zwischen beiden Gesinnungsarten steht das Mittelgut, das, um einen Leichtgläubigen am Bennᵈeli, NaseⁿBennᵈeli, am Schnüerli, am Trehtli z'füehreⁿ, schätzelisch mit ihm sichʰ begiᵇt, abgiᵇt, um ihn bei erster Gelegenheit brutalen Nachtbuebeⁿ, wa de̥s umha fi̦i̦rsteⁿ, zum u̦u̦snähʰ, zum brünneⁿtrŏ̈gleⁿ oder tünkleⁿ preiszugeben. Anderseits kommt es auf die Disziplin des Nachtbubenführers[4] unter seinem Trupp an, in welchem Maß das buehleⁿ dem Alkohol (S. 321) gelte, der in dummen Bengelstreichen seine Au̦slösung sucht und etwa mit Verhandlungen vor dem Richter seine Wirkungsweise abschließt. Nirgends wie hier tritt der veredelnde Einfluß des bäuerlichen Vereinslebens zutage. Die nämliche Beobachtung gilt auch für jedes zum Liecht gaaⁿ, jeden Aabeⁿᵇsitz, jedes dorfeⁿ.

Der letztere Ausdruck findet sich nicht so häufig wie in Grindelwald.

---

[1] Kilt = Abend: Kluge 242. [2] Nyd. K. 4. [3] 556—8; vgl. das „Gädelisteigen" bei Spazier 393. [4] Nyd. T. 33 f.; JG. Käs.



Am Sonntag Nachmittag.

Wer sich auf der Straße trifft und plaudernd stehen bleibt, wird von Vorübergehenden etwa angeredet: Hiịt ẹr eⁿ Stennᵈliputz? Oder nicht so studentisch: Hiịt ẹr ẹs guets Reetli z'säameⁿ? Die Antwort mag lauten: O ja, es giịt. Leuten, die ihre Arbeit und den Wert ihrer Zeit kennen, ist wenig daran gelegen, die Chlappernäster und Verleumdungsherde ihres Bezirks auch noch um ihr Haus und dessen Nachbarschaft zu vermehren. Das „dorfeⁿ" geschieht da bloß auf direkten Anlaß und auch so noch unter Vorwand: zu meneⁿ schönen Exgüsi. Solche Wisita, solches Wisitli, Wisiteli wird dann auch wohl mit dem ungeheuchelt freundlichen Erstaunen empfangen: Eⁿ Sältsạma (Seltener)! eⁿ Sältsạmi! ẹs Sältsạms! Da mues mạⁿ ja eⁿ Stuụd umschlaaⁿ (einen Pfeiler; im Unterland: mi mues ẹs Chrütz aⁿ d'Tịli macheⁿ, weⁿⁿ du chunnst! Die vergessene Grundbedeutung ist wohl ein drollig aufgespielter Schrecken über den Besuch, mit welchem böse Geister ins Haus gefahren seien. Die müsse man mit mit dem Kreuz an der Decke beschwören oder mittelst Umstürzen eines Pfeilers als ihres Unterschlupfs unschädlich machen. Vgl. den Neckgruß: Chunnt nüüt Bessers naha?) Das klingt wohl anders, als wenn es angesichts eines lästig häufigen Besuchs, wa iị'm d'Stäga abtrappet oder abluụft (durch schonungsloses Treten vorschnell abnutzt), oder wa zühi g'hijt, heißt: Da hiịⁿ mer umhi üsers täglich Brot! Da chunnt er aber choⁿ zücha plätscheⁿ! Weⁿⁿ d'Tüür giịt, su ist gʷuß äär da! Da fehlt bloß noch, daß man iịna furt hiịßt (wegweist) oder ihm gar d'Tüür vur der Näsa zueschleet.

Namentlich unter Hausgenossen und Nachbarn — bi'm Nächpuụr, bi'r Nächpüreⁿfrau,[5] iⁿ der Nächpürschaft — ist weises Abmessen der Besuche eine recht eigentliche diplomatische Kunst. D'Nächpüreⁿ siịⁿ am wöhlsteⁿ z'frịdeⁿ, weⁿⁿ si nit geng z'säameⁿluụffeⁿ: so lautet das ABC dieser Kunst. Jedenfalls ist der goldene Grundsatz, mehr zu bieten als zu empfangen, das beste Mittel, siᶜʰ z'äwärtiereⁿ (sich „wert" zu machen, sich zu empfehlen).[6] Das Beste tut allerdings das liebe Glück. Es läßt unter Tausenden zwei Fründeⁿ oder zwei Freundinnen: G'spịli (die Gspịla, Gespielin), wa 's z'säameⁿ chüịüⁿ, zu einer Chundsạmi (Freundschaft) sich zusammenfinden, die an idealem Wert ungezählte Ehen übertrifft. Loser ist das Band der G'nösschaft, welche nicht einmal wie die „Genossenschaft" bestimmte Erwerbsziele verfolgt, sondern richtiger als eine „Gesellschaft" gedeutet wird, die sich zufällig für kurze Zeit zusammengefunden hat. Führte mich der Zufall mit

[5] Bemerke die Wortrhythmik. [6] Mit solchem „avertir" vgl. etwa guttannerisches „zitiere" (Zeit einräumen, Frist gewähren), „Schenii haa" (sich genieren) u. dgl.

jemand die gleiche Straße, so han i G'nößchaft g'häbe"; und war die Begleitung kurzweilig, so haben wir in munterm Geplauder g'gnöschaftet. Eben hier kann das urfrische Naturell, des geisttötenden Formenzwangs entledigt, auch wieder einmal zu seinem Rechte kommen und den Satz zur Geltung bringen: „Der Mentsch ist ohni Maniere" iige"tlech am wöhlste".[7] Es ist ja klar, daß nach Wegfall der brutalen Zumutung, mi sigi so tumm, an die Aufrichtigkeit der Komplimente zu glauben, nun die wirkliche Artigkeit freien Spielraum gewinnt. Diese hat denn auch, gegenüber den andressierten Pensionsmanieren welscher Schnellbleichen,[8] den herrlichen Vorzug, sich als unmittelbaren Ausfluß natürlicher Herzensgüte geben zu dürfen. Hat der noch nicht in gemütlosen Manieren verknöcherte und verbildete Fremde sich so viel Vorurteilslosigkeit, Empfänglichkeit und Elastizität des Geistes bewahrt, daß er sich in das Geistesleben einer Jahrhunderte alten Hirtenbevölkerung hineindenken kann, so wird ihm, wie im Oberland und Emmental, auch in manch einem traulichen Guggisbergerkreise der Faustsche Jubel entfahren: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!" Wir denken in diesem Augenblick an einen ganz kleinen Kreis urchigster Guggisberger und Rüschegger, Wahlerer und Albliger, bei denen der Seelenabdruck der oft ungeahnten Mühen und Sorgen des Ackerbauers sich mit dem natürlichen Frohsinn und dem degagierten Wesen des Älplers zu einer vielleicht breitspurigern, bedächtigern, vorsichtigern, wohl auch verschlossenen, wenn nicht gar mürrisch abweisenden Umgangsart legiert hat, die aber an den vollsaftigen Nußkern in herber grüner Schale erinnert.

Wie es der Dutzendware unter den in die moderne Kultur hineingewachsenen Menschen versagt bleibt, von solcher Schale zum Kerne durch- und vorzudringen, so stoßen sich „gebildete" Städter an gewissen Anredearten, die mit der natürlichen, der ersten Scheu vor Fremden entledigten Offenheit des ländlichen Berners untrennbar verwachsen erscheinen. Selbst sprachgelehrte Ostschweizer können das Dier oder „Diir" (Ihr)[9] der höflichen Anrede, bei welcher doch selbst der Franzose verblieben ist, nit verputze" und stellen sich auf éine Linie mit Spießbürgern, die den Berner um des Fortkommens willen nötigen, sein Idiom mit dem abscheulichen Flitter von „händ Si" und „wänd Si" oder gar den lächerlichen Bastardformen „hei Si" und „wei Si"[10] aufzuputzen. Unbekümmert hierum, fährt der urchige Berner mit seinem „ihrzen" (vousoyer) gegen Höher-

[7] RvT. J. 8. [8] Baumg. Damit vgl., was Spazier (133) 1790 über die Eintönigkeit der bernisch-patrizischen Familienzirkel und die Roheit der „gebildeten" Engländer sagt. [9] Das Vorschlags-d ist bekanntlich aus der Frageform „bis-t du? hast du? willst du? = wüll-t du? u. dgl. abstrahiert und auf das Ihr (vous) übertragen. Vgl. tuuffe (öffnen) S. 359. [10] Haben Sie? wollen Sie? Lustig spottet darüber O. v. Greyerz in dem Lustspiel

stehende ebenso unbefangen fort, wie er seinesgleichen dutzt: im Verkehr mit Standesgenossen tụtzt (das „Du“ anwendet)[10a] und Gegenrecht anbietet: Sǟg mier ó^{ch} so, i^{ch} ha^{n} nụ̆mạ̊^{n} ịị^{n}s Hömm^{b}li ann! Ja im Eifer einer belangreichen Erörterung mit einer Person, welcher er sonst den Reverenz[11] mit aller Gebührlichkeit erweist, kann gerade der grundgescheidte Guggisberger so aus der Rolle fallen und halḅlị̇nig rĕde^{n},[12] daß er das Dier erst typisch oder sentenziös, dann persönlich vertraulich mit Dụụ mischt oder ablöst.

Analog steht es mit der Anrede Heer, Herr.[13] Auch der ihrer gewürdigte Guggisberger lehnt sie mit der Erklärung ab: i^{ch} ha^{n} der Heer (dahịim) unn^{d}er ^{d}em Stuehḷ glaa^{n}. Mit solcher Bescheidenheit verbindet er aber auch beißenden Spott über angemaßte oder vorgetäuschte Vornehmheit. Auf der untersten Stufe der Achtungswürdigkeit steht ihm der Drịịviertẹlheer; denn die Dürftigkeit desselben sticht auch gar zu grell durch das Unharmonische zwischen herrenmäßigem Gehaben und dem Habitus, der eher auf einen immerhin bessern Halbheer schließen lassen würde: einen Menschen, dessen Stand und Beruf nicht aus der Kleidungs-, Ernährungs- und Umgangsart erschlossen werden darf oder kann. Übrigens ist nach gepfeffertem Witz auch der „ganze Herr“ doch nur ein halber Herr, der Bauer dagegen kann ein ganzer sein. Denn der Herr möge versuchen, auch nur eine Stunde lang — als „Herr der Situation“ in jeder Lage — zu melken, zu pflügen, zu hacken! Der Heer mache^{n} kann dagegen der Bauer, wé^{nn} 's ist (zu jeglicher Stunde, aber allerdings auch uf sị^{n} Art).

Von solchen Gesichtspunkten aus will das folgende kleine Repertoir von Artigkeiten beurteilt sein.

Es pöpperlet neuer (jemand).[14] Etwas stärker popplet öpper.[15] Mit rŏle wohl gar, oder mit runde^{n} (lärmen, poltern) kündet ein schon am Schritt Erkannter sich an. Jedem wird Antwort g'gää^{n}: I^{n} d'Stụ̆ba! Zum letztern heißt es wohl statt dessen: Nụ̆mạ̊n iha, da ist nụ̈ụ̈t Chlopfigs! oder: I^{n} d'Stụba cho^{n} chlopfe^{n}!

Der Eintretende grüßt, wenn er ein alter Guggisberger ist: E^{n} gueta Tag gǟb i^{wch} Gott! oder: E^{n} gueten Aabend gǟb i^{wch} Gott! Die Antwort lautete ehemals: Groß a Dank! Der modern

„Hei Sie, Wei Sie, Cheu Sie“, und bitter Dürrenmatt in einem Titelgedicht der B. Volksztg. (03, 60 f.). [10a]

[11] Spazier 408. [12] Im Emmental: Halbliin mache. Der Halblein ist halb Wolle und halb Lein, wie das „Messing“ halb Kupfer und halb Zinn. [13] Vgl. Gw. 542. [14] (Ich) ne weiz wër (vgl. neue^{n}, sow. nachgerade, und das mit dem Längenbergstrich gemeinsame noue^{n}: das giit noue lut!). [15] Mit „neuer“ gleichbedeutendes et-wër. Vgl. etwa = öppa und oppa sowie etwas = öppis.

Erzogene, welcher schon als Kleiner gewöhnt worden, d's Handschi z'recken und der guet Tag oder d's guet Taageli z'gää,[16] wünscht wie anderwärts Gueta Tag! gueten Aabe^nd! An der Verteilung dieser beiden Grüße auf den Vor- und den Nachmittag läßt sich bis heute der Freiburger genügen. Der Guggisberger beschränkt sie auf den Frühmorgen und den Abend und schiebt dazwischen, wie der Unterberner, sein Gott grüeß e^w ch! Eine allfällige Grußbestellung — e^n Grueß (uuf-) gää^n — erwidert der Guggisberger mit: He nu^n, i^ch laa^n si de^nn ó^ch umhi grüeße^n! Der Freiburger antwortet: Ebéą (eh bien), mir laa^n si de^nn wohl grüeze^n![17] Wer soldatische Gewohnheiten als chic und einfach lieb gewonnen hat und wohl gar mit dem Wiener Salutierverein sympathisiert, grüßt mit Sálüü! und ersetzt auch auf der Straße durch salütiere^n das oft so lästige filze^n, das ja selbst und gerade einem Oberamtmann von Ernst so verhaßt war. Die Verabschiedung geschieht tags über mit Adieę! oder mit dem „so herzigen Schweizergruß" [18] B'hüet e^wch (di^ch) Gott! bhüet Gott! Am Abend besteht dieses b'hüete^n in dem Wunsch: guet Nacht! Den Grußformeln wird wohl ein passender Zusatz beigegeben. Beschäftigte werden bewillkommt: sit er äärstig? und verabschiedet: sit de^nn nit z'äärstig! Oder es heißt beim Weggehen: blibet g'sunt! Die Angeredeten entgegnen — ebchöme^n —: sälber oo^ch! Sehr gewöhnlich hört man wie anderwärts: wi giit's? oder: was läbst? Antwort: Ho, es mues 's so tue^n! vielleicht mit der Erweiterung: bis 's besser chunnt!

Dem Eintretenden wird ein Stuhl hergerückt: Sitz! sitzet! oder natürlich nach unterbernischem Muster nun auch: hock! hockit! hockit e^n chlii^n aab! (Der rächt Guggisbärger „hocket" nie.) Der Höfliche lehnt ab: I^ch staa^n lenger. Die Einladung wird wiederholt: Wiit er so guet sii^n u^nd sitze^n? Der Besuch gilt aber vielleicht einer rasch zu erledigenden Angelegenheit. Daher die Erklärung: I^ch cha^nn mi^ch nit suumme^n! Nüüt für unguet, das^s i^ch n e^wch a^lso ihifalle^n oder e^wch überfalle^n! (Daß ich so unerwartet und vielleicht unerwünscht komme. Vgl.: Das Züg — diese Eröffnung, dieser Vorschlag oder dgl. — überfallt mi^ch!) Die Angelegenheit wird erledigt, und es heißt: Chömet (no^ch) meh zue n i^ns! E^ine s ann^dere^n Mals! Chömet iinist z'Abe^ndsitz cho^n tubacke^n! oder: cho^n rüüke^n oder: rüükle^n! oder: cho^n pfiifflíziere^n! Zumal echte alte Guggisbärgerpfiiffi laden ihre Besitzer ein, ihrem iinzege^n Laster zu fröhnen.

[16] Vgl. ital.: (egli) mi „da" il buon giorno. [17] Vgl. zürch. grüeze, Gruez, wie büeze = büßen (besser machen) usw. [18] Spazier 420.

Bueben, wiit er Brot? Antwort: Mier-aan (meinetwegen)! oder: ’s ist gliich („gleichgültig“). Das bedeutet aber in Wahrheit: Gärn! grüüseli^ch gärn! Die nämliche Zurückhaltung liegt in der Annahme einer angebotenen Erfrischung: So wil^l ich jitz so unverschamt siin! oder: so nimen ich jitz di Unverschamti und nimen! Damit wird das zeremoniöse nöötlich tuen vor der Hand abgebrochen. Es kehrt jedoch wieder im zögernden Zulangen, zu welchem aufgemuntert wird: Nääd doch! Da, wa das ist, ist noch meh! Ein Einwand aber, wie oft wir schon zu Gaste gewesen, kann einem empfindlichen O, söövli[19] hiin mer nooch! rufen.

Das altguggisbergische und noch freiburgische touhen (danken) kleidete sich sonst in die Formel: Douch hiiget z’hunderttuusig Mälen; oder: Ich sägen denn äfa schrockelich fast Douch! oder: Vergält euch’s (der lieb) Gott frii z’tuusig Mälen! oder: Douch hiiget (ayez), der lieb Gott soll (oder wöll) n euch’s vergälten! Oder noch zeremoniöser: Der Heer vergält euch’s! Är wiis, was es erliden maag. Die langen Sätze klingen jedoch heute mehr oder weniger bettelmäßig und werden durch den wärmern Akzent ersetzt, der ein kurzes Dank hiiget! Dank hiigist! begleitet. Um so wortreicher wird, wenn ein Anlaß da ist, der Dank an Menschen durch den solennen Spruch ersetzt: Ich danken Gott, dass ich’s haan und dass ich’s maag und daß’s mer wohl tuet. Humoristischer wird wohl auch gedankt: Merßi, wenn’s g’scheicht ist! Der leise Hintergedanke, daß letzteres vielleicht doch nicht der Fall sein könnte, versteckt sich hinter der Einladung: chöömet ’s denn chon iinziehn! Die Revanche wird in Aussicht gestellt: es chann’s schön gään! der Dank aber abgelehnt: (Du hest) nüüt z’danken![20] Eine erwiesene Gefälligkeit ist gärn g’schehn! g’scheht gärn!

Wie glatt und ohne Gefühl irgend welcher Beschwer erledigen sich solche kurze Artigkeiten! Ein anderes war es bis unlängst mit der leidigen Sitte des Zutrinkens. Wie das protzige „Pröst!“ eines corpsier sich bis in den Mund eines städtischen Aufwaschmädels verirrt hat, so gerierte sich einst der Nährstand zur Verhüllung seiner Existenzsorgen als Nachäffer des Lehr-, wie zuvor dieser des Wehrstandes. Schweizerbauern, durch die deutsche Kapitalflucht während des dreißigjährigen Krieges wie über Nacht reich geworden, fingen auch an, einander aus silbernen Bechern einen Ganzen, einen Halben, eine Quart vorzutrinken

---

[19] „Sovielchen“: die ähnlich wie „weengeli“ (weniglein, un petit peu) diminuierte Wortgruppe „so viel“ = söövel. Beides vertritt auch einfaches „so“: Söövel oder söövli en groß a Huuffen! [20] Vgl. pas de quoi! niente! don’t mention it!

und „nachzusteigen".[21] Als dann Keller und Kannen mit unsanfter Raschheit sich wieder leerten, reduzierte sich das Vortrinken zum Zutrinken an den ins Wirtshaus eintretenden guten Bekannten: He, chūm! ẹs gịlt dẹr! Iᶜʰ bringeⁿ dẹr's! Tue mẹr B'schịịd! Der Rufende führte das Glas an die Lippen und reichte es dem neuen Gast, der zuvor anscheinend abgewehrt hatte: nūma rüeijig! dann aber wenigstens am Rand nippte. Vielleicht spielte dieser aber den Schwerenöter: mit einem Zuge het er Bschịịd 'taaⁿ bis z'unnᵈerist iⁿ d's Glaas. Mit dem Bedeuten: iᶜʰ gönneⁿ dẹr's! schenkte ihm der den Noblen Spielende das Glas neu und übervoll ein. Mit solcher Art, 's nöbẹl z'gääⁿ, bei deren Anblick dem so schwer und sauer sich abmühenden Weinbergarbeiter sich das Herz im Leibe krampft, wird der Tänzerin von ihrem Kavalier Ehr aantaaⁿ. Wie bald ist ja der Kellnerin für 'na nüiji Fläscha g'chlopfet! Auch während des ruhigen Sitzens wiederholt sich in altmodisch gewohnter G'nōschaft je und je das bringeⁿ durch Zutrinken eines Schlucks, wenn nicht sogar bei jedem solchen durch pūtscheⁿ (anstoßen) mit oder ohne „G'sundhịịt!" Gsundhịịt ạlleⁿ Lịdigeⁿ uⁿᵈ mir z'erst! ruft etwa einer zur Unterbrechung dieser steifen Zeremonie. Damit sollen der langsame Trōfeler und der duckmäuserische Tịịhi, desgleichen die Tiiha, wa nūmạⁿ so tịịhet, aufgemuntert werden, siᶜʰ z'wịịggeⁿ, siᶜʰ z'rüehreⁿ; dem Unwohlsein Simulierenden, welcher Fántast trịbt oder sonstwie sich g'späſſig (befremdlich, seltsam) aufführt, will der G'spaßmacher nebenbei d'Fūgen ụụstrịbeⁿ. Wer gegenteils mit plaschạldereⁿ (vor- und überlaut schwatzen), mit polterndem būgereⁿ (vgl. bougre!) und brūggereⁿ (S. 304) oder mürrischem mụggleⁿ, brụ̄meleⁿ sich unangenehm macht, wird nicht allzusanft g'schwụ̄ụ̄ggt.

Einem Nießenden wird noch hie und da zugerufen: Häḷf der Gott iⁿ Himel uhi! oder kürzer: Häḷf der Gott! Diese Aussprüche, der Pestzeit entstammend, werden aber meist ersetzt durch das: G'sundhịịt! kurz nach der Pestzeit. — Merßi! sagt darauf der Nießende.

Vergnügungen.

„Es Einer bringen und sie zum Tanz führen" ist ein gut einheitlicher „technischer" Ausdruck. Welche Rolle der Tanz auch südlich des Schwarzwassers spielt, zeigen schon eine Reihe Übertragungen. Sieben

[21] Das „adelig zechen" ahmten die Landsknechte und durch diese die Landleute nach (Götz L. 15). Hans Sachs meinte: Da die Landsknechte unter „Gesegen's Gott" einander Ganze und Halbe zutranken, konnte der lauernde Teufel in keinen fahren.

Kinder einer Familie: vier Knaben und drei Mädchen, bilden driị Tanzeti und eⁿ Gịiger. Wegen Steuern hat Einer eⁿ Tanz g'häbeⁿ mit der G'miin. Der Kern der Sache, von dem wir sprechen wollten und auf den wir nach Abschweifungen zurückkommen, ist der ịigeⁿtlich Tanz. Der Tanz im eigentlichen Sinn dagegen führt mancherlei Nebenbezeichnungen. Nicht etwa nach den Tanzgattungen. Im 'Trück, G'stenn^d, G'steck, G'stụ̈rch, G'stürchẹl, G'stürm, in der Dicketa, Rämsleta oder Rǟbleta, Zäbleta, im Gstungg, im Stenn^dlipụtz (Ansammlung, vgl. S. 481) eines ländlichen Tanzsaales räglet und rǟblet das so unentwirrbar durcheinander, daß auch bei kunstgerechter Musik etwa von Mózuka oder gar Bọlka keine Rede sein kann. Jeder Dreitakt wird drum als Wạlzer, fast jeder Zwei- und Viertakt kurzweg als Schottisch gedeutet. Warum auch nicht, wenn sogar in der „gebildeten" Residenz schon zweihundert Jahre vor Fortweisung der fremden (welschen) Tanzmeister (1693) der sittsame Gumptanz beim sanften Spiel der Schalmeien, Sackpfeifen und kleinen Pauken wilden Lauf- und Springtänzen zu Feldtrommel und Querpfeife (Schwǟgẹlpfịiffa, alt swigala, zum schwǟgleⁿ) weichen mußte![1] Geschah dies in der Stadt, so wundern wir uns nicht zu hören, daß noch vor einem halben Jahrhundert in Gurnigel und Schwefelberg Heereⁿvọlch (Kurgäste) und Pureⁿvọlch dür^{ch} enann^dereⁿ tanzet het und ohne weiteres Aufsehen feinere Tänzer und Tänzerinnen durch ungeschlachte zu Fall gebracht werden konnten. Was Wunder also, wenn auch die späten Nachahmer der Stadtbräuche den Galopp als Hopser vergröbern, und daß „ich habe getanzt" schwarzenburgisch heißt: i^{ch} han ịiⁿs g'hopset! Auch von einer sonst ganz einwandfreien, des kunstreichen Figụ̈ụ̈rlens kundigen Tänzerin heißt es: si het ụụfg'mịizt[2] oder ụụfg'schmịizt. Ebenso ist der häusliche Tanz zur Handharmonika eine Fǟgeta, Fịsleta, Fieggeta; mi fiegget iⁿ der Stuben umha, bis d'Schueh dụ̈ụ̈r^{ch}g'fiegget sịiⁿ. Was dabei der Zimmerboden verwehrt, läßt der öffentliche Tanzboden gewähren. Der vom Wein erregte Tänzer, der schon als Schrịißer das zum Tanz geladene Mädchen schrịißt (reißt) und ihm die Ehre eines recht häufig wiederholten Schrịis erweist, läßt in richtigem „Ebenmaß der Gegensätze" das Ungestüm der Arme sich auch in dem der Beine und der Kehle auslösen. Was wäre ein Tanz ohne G'stungg und G'stampf, ohne recht väterländisches chnụ̈tscheⁿ und chlopfeⁿ des Bodens! Wem aber das denn doch z'wüest taaⁿ ist, führt eine feinere Kraftprobe vor, indem er eine recht korpulente Tänzerịn da umha trüllẹt wi n eⁿ

[1] Till. 2, 568. [2] Mhd. meizen: hauen, schlagen.

Huurlibueb oder Zwirbel (Brummkreisel). Daß er die Weinlaune auch ins Leben des Berufs und Geschäfts hinübertrage, hier ziellos des umha zwirbli und sich als e^n rächta Zwirbel, e^n ungattleha Zwirbel der Kritik aussetze, ist damit noch keineswegs gesagt.

Um den Lärm zu übertönen und zu beherrschen, braucht es natürlich zum uufmache^n eine recht laute Musik: e^n tolli Müsig (wie aber auch das Spielpersonal heißt). Sie darf sich nicht la^n d'rüsbringe^n (aus dem Konzept bringen) und verstööre^n. Süst ist di ganzi Müsig (bildlich auch sow.: alles) nichts wert und verdient, das^s ma^n 'ra der Batzen umhi hüüschi (Ss). Mag si am Ende wohl gar gigaarsche^n oder Saagi fiele^n! nur nicht leise düderle^n, wie man etwas vor sich hinsingt. Veraltet ist darum für Tanz und Marsch die zwar schrill, aber dünnklingende Pfiiffa, deren Handhabung scheinbar so leicht zu lernen war, wie das sorg- und gedankenlose Pfeifen mit den Lippen. Dieses dient in bekannter Weise als Ausdruck der Gleichgültigkeit. Was wir gering schätzen, weisen wir mit der Rede ab: (i^ch) pfiif' druuf! i^ch pfiif druuf! i^ch wil^l e^wch pfiife^n! i^ch hätt ihm baal^d drüf pfiffe^n oder pfiiffet![3] Für sich genügt auch nicht ein klarneete^n noch ein blaase^n auf der Flöte oder dgl. Besser schon tuet's der freiburgische „Uuf- u^nd Zue-Cheib" oder der „Langnauerbalg"[4]: d'Handhaarpfa (Handharmonika). Als Privatvergnügen in der Stube hinwieder erscheinen unzertrennlich tanze^n u^nd mü^lgiige^n mit der Mü^lgiiga (Mundharmonika, der freiburgischen „Schnur^re^nmusig"). Die öffentliche Tanzmusik dagegen fordert ihre Rahmen in der Giiga (Violine) und Paßgiiga (der freiburgischen „Trumpfsüra"), ohne die Mittelglieder der Bratsche und des Cello, das seinen herrlichen Bariton hier nur verschwenden würde. Als Rahmen der Musik müssen beide Geigen Rhythmik und Harmonie fest in Egi (é) haa^n. Es heißt drum auch von zwei Geistesrichtungen, Ansichten, Forderungen u. dgl., die nicht zusammenstimmen: das giiget nit z'säme^n! Mit dem Bewußtsein, denn doch etwas Rechtes zu können, besteigen denn auch Giiger, die sonst im Leben nicht viel gelten[5]: etwa Väter eines Giiger-Christeli oder Giiger-Köbel, den Giigerstuehl. Da leiten ihrer Drei oder Vier eine hundertköpfige Menge ebenso „spielend", wie der Schwimmlehrer auch den gewaltigsten Menschenkoloß am kleinen Finger über Wasser hält. Auch sie müssen sich freilich doch dem Zeitgeschmack anschmiegen. Denn si giige^n nid meh wi alba u^nd tanze^n nid meh wi alba! Zu des Paßgiigers „gsung, gsung,

[3] Mischkonjugation wie in Gw. S. 654. [4] RvT. G 171. [5] SB. M 310 (1685)

wart noch n eⁿ Rung!“[6] Hiiⁿ si alba g'giget: siiⁿ süferlich, siiⁿ süferlich, daß niemmer fall, daß niemmer fall! Jetz giit's, botz Sackermänt, fidirallalla, fidirallalla! (Die Neuzeit ist raschlebiger geworden.) Daß dagegen die Alten das Alltagsleben ernster aufgefaßt hätten, wird mit dem Sprüchlein behauptet:

Mit der Rütthoua, nid mit dem Giigeboge
Hii mier üser Chinnᵈ erzoge!

Z'Tanzsunntig gaaⁿ wurde ehedem verschiedene Male (z. B. 1481 und 1635) verboten — mit dem gleichen Mißerfolg, wie etwa das Rauchen oder das Tragen luxuriöser Gewänder. Gerade die Stadtberner tanzten bei jeder Gelegenheit; wenn's sein mußte, in den Wäldern.[7] Eine weisere Gesetzgebung schränkte das Tanzen auf die bekannten Tage ein, wie z. B. den Wiiⁿmanattanzsunntig oder den Meisunntig (den dritten Sonntag nach Ostern, der auch, wenn er schon in den April fällt, Maisonntag heißt).

Daneben gibt es eigens bewilligte Tänze, die einem ersten oder zweiten „Akt“ mit oder ohne Programm rufen. Man lese nur im Amtsanzeiger alle die Spinneti und Lismeti, Ggaffetriiheti und Niidleti, die Nuß- und Chösti- (Kastanien-) Chnütscheti oder -Äsjeti (diese auch daheim am Neujahr und an Sonntag Nachmittagen), die Süübrägel-Aabenᵈeⁿ, Lämmlipfäffer, Rehpfäfferschießet, die Züpfen- und andere Ramseti oder Rams-Aabenᵈeⁿ, die Weggliässeteⁿ und Grännereteⁿ, die Bäreⁿjagdi, Fröscheⁿfuehri, den Gänseköpfet, den Springwettrennet, den Sackgumpet und Tanneⁿchläberet, und zum Beschluß das Garteⁿfest hier, das Waldfest dort. Es ist, als strebte ihre Zahl danach, das gute Halbtausend der von Fischart[8] aufgezählten Volksbelustigungen und Gesellschaftsspiele zu erreichen. Wir notieren achtungsvoll die von Regierungsstatthalter Kohli einberufene Versammlung von Wirten, Gemeinderäten und Großräten, durch welche angesichts eines Fehljahres wie 1910 unziemlichen Belustigungen der Riegel geschoben werden soll.

Den Höhepunkt solcher bildete vormals die Fásnacht. Ihr letzter Rest, die Tanneⁿfuehr oder Tanneⁿcharʳeta am Hirschmeentig, mit der Hauptperson des Gálöör oder Gálööri ist auch hier verschwunden. Sie mußten sich von selber ausleben, nachdem (z. B. 1664) obrigkeitliche Verbote der „Verbuzungen, Fastnachtspiele, Kirchweihen“ usw. noch das letzte Öl ins verglimmende Feuer gegossen. Daß sie bloß diese Wirkung hatten, sah die Regierung selber ein, da sie

---

[6] RvT. J. 88. [7] Till. 3, 582; 4, 460. [8] Im Gargantua, der Neubearbeitung von Rabelais' „Gargantua und Pantagruel“.

im gleichen Jahr 1693 die (städtischen) Schlitteⁿfahrti mit Mahl und Tanz verbot, die damals noch glänzenden Umzüge und Spiele der Fastnachtszeit aber — gemeinsam mit Freiburg — bloß der Wachsamkeit der Chorgerichte unterstellte.[9] Anlaß zu wenigstens diesem Einschreiten gaben die zur Gügelfuehr[10] ausartenden Mummereien und Spässe, welche zumal der Hans Wurst,[11] der Pájjaß,[12] der Fátzikuß[13] zum Besten gab. Als ihr Geleit konnten gelten: einerseits das Mädchen, welches den genasführten Bewerber (vgl. S. 480) umhafüehrt oder wie einen Hampelmann treetlet: am Traat oder am Treetli füehrt. Anderseits ist es der kecke Junge, der Gaben sammelnd jetzt chlätteret: die Chlätteri, d. i. Castagnetten in Bewegung setzt (vgl. einem chlütterleⁿ: schmeichelnd zureden), jetzt die laute Fäsnachttschädera (vgl. eine Angelegenheit läⁿ tschädereⁿ: ihr den Lauf lassen) ins Spiel setzt. Ein dritter „Geleitsmann" schlug etwa Burzelbaum: är het übergʼmacht oder dʼs Gügeli gʼschᵗützt (gʼstützt).

Es führt uns dies auf das Kapitel des Spiels, das wir in einem spätern Bande einläßlicher behandeln zu können hoffen. Die Mundart redet hier von vertööreⁿ oder vertöörleⁿ (kindlich unterhalten); von gganggleⁿ (tändeln) und der Gganggel macheⁿ, insbesondere mit dem Geld nur spielend ggänggeleⁿ, dʼs Gält verggänggeleⁿ, wie der Ggänggelimaan anvertraute Gemeindesachen vertändelt.[14] Der deutschen Grundform dieser Lehnsippe nähern sich freiburgisches „gginggeleⁿ" (spielen) und guggisbergisches Gginggeli macheⁿ (d. i. in der Kindersprache: musizieren). Das Gginggi und Gginggeli bedeuten ein Buechziiheli (kleine, wohlfeile Malerei), aber auch ein schnippisches Weib (ein „Gätzi"). Ein weiteres Glied dieser Bedeutungsreihe ist gʼvätterleⁿ,[15] Gvätterlis macheⁿ mit Gʼvätter- oder Gʼvätterlizüg, dem Gʼvätterligʼschirʳ, der Gʼvätterlirustig. Als solches Spielzeug ist vor allem genügend bekannt das Bääbi oder dʼs Titti, der Tittel (die Puppe). Wir erwähnen ferner das Pfüdi (das emmentalische „Pfüüri"):[16] ein Röhrchen aus Löwenzahn, Bärlapp, aus der Rinde der Weide (des Pfiiffeⁿholz) u. dgl., worauf Kinder an einem zusammengedrückten Ende schnarrende

[9] Till. 4, 461. [10] Sow. Gaukelfuhr: schwz. Id. 1, 972. [11] Des Falstaff-artigen „Hans", dem alles „Wurst" ist, der alles unter dem Gesichtspunkt des Eßbaren beurteilt. Die Verdunkelung dieser Personifikation brachte die Betonung „Hanswurst". [12] Ursprünglich der neapolitanische bajázzo oder pajazzo, der als Possenreißer (ähnlich dem Clown) in sackähnlich umhängendem Gewand (vgl. ital. pagliazzo, fz. paillasse: Strohlager und Strohsack) einhergeht. [13] Der sein Gesicht (facies, la face) verzerrt, oder auch der „Faxen" macht; mit „burschikos" altklassischer Endung. [14] Vgl. Quincail-caillerie, quincaille: „Klingelkram" (Heyse), von holl. klinken (klingen). [15] Lf. 614. [16] Vgl. Gw. 345 u. ö.

Töne erzeugen: pfụ̈de". Wie bei solchem Kinderspiel „nichts herausschaut", so auch nichts bei einem mißlungenen Unternehmen, von dem man sagt: ẹs het mẹr 'pfụ̈det.

Als Spiele mit passiver Bewegung können wir ebenfalls meist bloß erwähnen: Z'zweie" Riịbe" spịle". Stäckli ụụf, Stäckli aab. Die Brụ̈̊melisuppa (im Seeland: Zịbele"suppa): das Sitzen zwischen den allmählich fest zusammengedrehten und plötzlich zum Abwinden frei gelassenen Tragseilen des Rịtiplampli oder der Rịịti (Seilschaukel), auf welcher sonst ein Kind oder deren zwei rịte" oder wịder u"d fụ̈ụ̈r (hin und her) plampe". Das „rite"" erinnert an Spiel und Lied des Rịtịrößli.[17] Die Balkenschaukel dagegen heißt die Gịgampfi; sie dient zum gịgampfe" auf und ab.



Eine Kinder-Kalesche.

Eine wunderliche Verquickung des Ritirößliliedes mit andersartigen Fragmenten haben wir in „Grindelwald"[18] mitgeteilt. Eine guggisbergische Variante lautet:

Riti riti Rößli,
Z'Bärn stüt es Schlößli;
Z'Früberg ist es Tubehuus,
D'Tuubi guggen oben uus.[19]

Hier folgt[20] eine immerhin nicht unanmutige Verquickung mit Wịbis Wåbis Wụpp, zu dessen Worten man die Ärmchen des aufs Knie genommenen Kindes im Takte jetzt kreuzweise übereinander schlingt, jetzt zurückbiegt, um das Sichkreuzen und Sichöffnen der Zettelfäden in den Geschirrflügeln nachzuahmen:

---

[17] Vgl. das „Ryti-Rößli-Lied" als Sammlungsprobe von Gertrud Züricher (Bern, Francke, 1906) und der nämlichen Bearbeiterin „KL". (Lf. XII.) [18] 561. [19] Ohne Fortsetzung. [20] Von Ernst Hostettler aufgesetzt. Ähnlich lautet das im Emmental eingestutzt überlieferte Wibi Wäbi Wupp.

Wibis Wäbis Wupp!
D's Wäber'sch Chinn si alli näcket blutt.
Si sitze hinner em Öfeli
U blätzen ira Höseli.
Du chunnt es wißes Chätzeli
U nimmt nen ira Blätzeli
U giit mit uber d's Büümli uuf
Un änen ab i d's Wirtshuus.

Wenn chunnt es ächt umhi?
D's anner Jahr im Summer,
We di roten Öpfle riisen.[21]
Si riisen uf e Lade.
D's Müeti ist ga Bade,
U d'r Ätti ist ga Solothurn
U chuuft der Mueter Chirscheturn[22]
Für n e halba Bätze
U macht der Seckel lätza.

Huus, Hoof, g'sittleti g'sattleti Roß!
Es stiigt en alti Frau i d's Hüennerhuus
U list di g'chippete g'chappete Häneli druus.

Holz,
Bolz,
Fahr i d's Holz,
Chälbli zieh der Riemme!
Im Oberlann ist niemmer.
Im Unnerlann ist Vogelsang.
Alta Maan, wi läbst su lang!
Ha g'miint, du sigist g'storbe,
Itz bist no z'löst en alta Chindlifrässer worde.[23]

Gehen und Laufen wird erfordert in dem altbekannten Ringelireien;[24] ferner im tschiggle n, d's Tschiggi mache n oder gää n mit dem ständigen Du bist Tschiggi! und

B'botte, g'schlosse, d'Tüür ist zue,
Rigel für u P'hunkt!

Gelenkigkeit wird auch erzielt im Versteckigs (zürcherisch: Verbärgis) mache n, etwa in Verbindung mit dem schwarze n Maan, vor dem es gilt, uusz'riiße n u nd z'flieh n.

An die Glücksspiele Großer erinnern Knabenvergnügungen wie märmele n mit Spielkügelchen (kluckern, 1732 den Stadtknaben auf der Plattform verboten); stöckle n u nd blättle n (mit geschicktem Wurf mittelst einer Stein- oder Eisenplatte Knöpfe in bestimmter Lage von

[21] fallen. [22] Verdunkeltes „Chirschisturm“: Lf. 507. [23] Variante: Chüechlifrässer. [24] KL.

einem Klötzchen fallen machen): das ähnliche, schon an das Billardspiel gemahnende schụpfe". Dagegen bedeutet hier der Würffel, das Würffeli nicht bloß den Spielwürfel, sondern auch den mittelst umgewickelter Schnur aus der Fassung geschleuderten hölzernen Brummkreisel (Hụrlibueb S. 488).[25] Nicht am „würfeln" als Glücksspiel, wohl aber am bekannten d's Nụ̈ụ̈ni zieh" und d's Zwölfi zieh" als Vorschule des auch hier und dort beliebten Schachspiels (des alten „schachzablen" am „Zäbelbrätt"[26]) beteiligen sich auch Schüler.

Dagegen überlassen sie das Spiiḷ im mundartlich beschränkten Sinn: das Kartenspiel, mit Recht den Erwachsenen, die ihre Zeit für nichts Besseres zu brauchen wissen, oft genug aber ob dem spịle" ernste Angelegenheiten verpassen, welche „auf dem Spiele stehen". Denn wie unversehens kann ẹs Spiiḷ (eine Ungelegenheit) ẹs unbeliebigs Spiiḷ (ein mißbeliebiges Geschäft) bringen, mit dessen Abwicklung der Betroffene Spiil (Verdruß und Mühsal) hat! Gut darum, wenn nicht ein unehrlicher Spieler seinem Partner, wohl aber der ehrliche Gewerbsmann den äußern Einflüssen auf sein Geschäft i" d's Spiiḷ ggugget: mit gründlicher Einsicht und Energie arbeitet. (In ähnlich ernster Übertragung heißt ịị'm ụụftrümpfe": ihm eine Verpflichtung einschärfen.) Dann mögen die das Hirn so wohltätig schonenden Ersätze des städtischen Variété: beetle", ramse", pịnoggle" — das Rams, der Pịnoggel —, der schwarz Peter jäge" (durch Buebe" u^nd Mịịdscheni) und der etwas kompliziertere Jäß, das jasse" dafür einstehen, daṣ^s mạ" nụ̈ụ̈t Tümmers macht.

Durch ihren Beruf zu Stubenhockern gemachte Arbeiter werden immerhin ihre beste Ausspannung im Regen und Recken ihrer Glieder suchen. Was ist vorzüglicher, als durch vernünftig abgemessenes Marschieren und Steigen „sich den Rost aus den Gelenken zu schaffen"[27] und in Wind und Wetter si^ch e" chlịị" brav la" ụụsz'lufte"? Wer sich dessen nicht getraut, spielt doch im Freien mit Seinesgleichen — noch besser wäre zuweilen mit Kind und Kegel — mit Kugel und Kegel. Das chrụ̈gle" (nach bestimmten Zielen die Eisenkugel werfen) ist nun freilich in den Hintergrund getreten vor dem chĕgle": dem Kegelspiel. Da freilich eine Chĕgleta zweckwidrig ausarten kann, wurde 1580 das Kegelspiel in Bern verboten, was allerdings die an und für sich so vorzügliche Leibesübung wenig beeinträchtigte.

Eine ähnliche Verurteilung erfuhr ja seiner Zeit auch die edelste Gymnastik: das schwinge" um der Karrikaturen willen, die diese hohe

[25] Zum schwz. Id. 4, 932. [26] Tautologie: schon Zabel = table, tabula bedeutet „Brett". [27] Anatomie-Professor und Bergsteiger Äby.

Kunst ins Rohe und Gefährliche herunterzerren können. Man denke an das Handtrücke mit Aufgebot aller Kraft, das heeggle" (Ziehen am gebogenen Mittelfinger) und halb spassige, halb ernste Manieren, die Kräfte zu messen: z'rüüke". 1611 klagte das Chorgericht Schwarzenburg vor dem Berner Rat:[28] Es ist uns fürkhommen, wie dz gemeine Volck, als Sönn, Dienstkhnächt allhie zu Schwarzenburg und Lange Zyth behär an Wienacht abendt an dz orth da mann Geist: und Wäldtliches Rächten ufhürdt begänn (?), alda ein gemeinnen Zulouff und Schwinget bis Vngfahr zu Miternacht begibt, In dem sy sich gagenn ein anderen die stercke probieren und erzeigen, und ein söllliches fürnämmen, dz wöllicher den anderenn zeboden ringet der hierum berümpt, und darnäben den glouben haben, der sich ann söllichem abendt erübeth, er des Jars dest frächer (mannhafter) und gesünder. Und nitt allein dz sy ann söllichem aberglauben sich bereden Laßen. Hiermit werden, wie dann hieuor beschächen, ethliche ann Iren glideren erlempt, verränkt, und (ist) Bluthruns ergangen, und denzmallen ergadt ouch ein sölliches üppiges schryen, Schweeren, bochßlen, und anderen Lychtuertigen wäßen. Wie ouch andere je vß dem Fryburg dahin khommendt. Harumm schonn ethliche gestrafft. Der Berner Rath ließ von den drei Kantzlen (des Amts) solches „Schwingen und Dringen" bei zehn Pfund Buße verbieten.[29]

Das Fläschi bödige" war wohl auch hier der Haupttrumpf, während kunstgerechtes bödige" des Gegners, si^ch óbe" drụ̈f laa" und obenụụs schwinge" das treffendste Bild auch für geistige Sieghaftigkeit abgibt. Das Ideal echter Schwingkunst ist dem Schwarzenburger für alle Zeit nahe gelegt durch die Hansuelera: ein Gütchen bei der Waldgasse, das dem Schwingerkönig Hans Ueli Beer von Trub (1827—1907, gestorben im Staat Washington) gehörte.[30]

Seiner Erniedrigung wird jeder Schwinget am wirksamsten enthoben durch Eingliederung in die bedeutungsreichen Älplerfeste. Von solchen ist ja auch jene Erprobung von Kraft und Mut, Gewandtheit und Geistesgegenwart einst ausgegangen, unter gleichzeitiger stolzer Fernhaltung feig-brutaler Schlägereien.[31] Als Älplerfeste feiert das Schwarzenburgische: die Alpstụ̈beta[32] und den Bärgdorfet[33] oder Bärgdorf. Dieser findet z. B. an der Schịba am letzten Julisonntag

[28] SB. D 285. [29] RM. 301 v. 19. Dez. [30] Das Emment.-Blatt v. 15. Juni 1907 brachte einen glänzenden, von urchigen Emmentaler Sprachproben durchspickten Leitartikel über Beer. Das nämliche Blatt veröffentlichte im „Alpenhorn" aus der „Schwingerzeitung" Artikel von Dr. Fritz Trösch in Biglen über Schwingerveteranen wie Hans Salzmann von Eggiwil (1844—1904), Peter Bächler von Trub (geb. 1826), den kleinen Seltenbach-Jöggel und den großen Waldibueb. [31] Ryd. K. 118; Chr. 66. [32] Ryd. K. 80. [33] Ebd.

statt, in der Wäleⁿhütta am 2. August. Z'Lågerheuetsunntig geht man am zweiten August-Sonntag an den Schwåfelbärg.[34] Dieses Fest bildet überhaupt im Gebiet der Egg die Parallele zur Fri-burger Chůlbi, insbesondere zur Badchülbi am schwarzeⁿ See am letzten Sonntag und Montag des Juli. Da werden Ställe und Feuerhaus, Milch- und Käsgaden gleich der Stube gründlich gereinigt — den Gästen zulieb, welche zum Entgelt dem Rahm so gründlich zu-sprechen, daß der Lågerheuetchees mit mathematischer Sicherheit vom Händler uusg'schuubet chunnt.

Kunstübungen.

Was ein richtiger Älpler ist, liebt auch dramatische Spiele; und zwar sind sie ihm je gediegener, je lieber. Das beweist Schillers Tell, der im Urnerland und im Lötschental (zu Altdorf und zu Wyler) regel-mäßig seine Schar dankbarer Hörer findet und 1863 durch die Schüler des Lehrers Tschanz auch zu Guggisberg und Ryffenmatt uf der Witi (im Freien) aufgeführt wurde. Im Nieder-Simmental aber spielten 1647 neun- bis sechszehnjährige Knaben den „Tobias" von Martin Leenherr.[1] Es nimmt sich dies aus wie ein ländlicher Nachklang zu den Fastnacht-spielen an der Kreuzgasse in Bern, für deren Vorwürfe man in naiver Schaulust die ernstesten biblischen Stoffe gerade gut genug fand. Der Gegenüberstellung von Papst und Christus (1522) reihte man, wie den betrunkenen Noah (1546) und den Goliath (1535 und 55), so auch Josef und Potiphars Weib (1538), Jakob und Josef (1538), den verlornen Sohn (1534 bis 37) an. Der „Commediant" Simon Martin durfte 1585 das jüngste Gericht und die Ufferstendnus der Todten halten und von jedem Zuseher einen Crützer nemmen. Im Jahr zuvor durfte der Commedeant und Gouggler drei oder vier Tag den rychen man und armen Lazarus spielen. Ebenso 1591 die von Mülheim, aber „inn aller Zucht"! Von wegen ergerlichen spils von der Geburt Christi ward 1592 der Predikant Hanns Wirtz von Büren bis Sambstag jn gefangenschaft gelegt und mußte alle Exemplare des Spiels verbrennen. Es ist also für jene Zeit nichts Auffälliges, wenn solche Einführungen in die Bibel-kunde mit den (1598) bis auf hundert Pfund subventionierten Spielen „auf den Eidgenössischen Pundt" und der (1554) mit zwanzig Pfund unterstützten Studentenvorstellung von Aristophanes Plutos sich mit Vor-führungen wie den folgenden ins gleiche Publikum teilten. Einem gouggler

[34] Ebd. 102—106 f.
[1] Till. 4, 462.

gab man 1523, 1540, 1583 so und so viel. Einem der vor minen herenn sprüng thet 8 β (1513). Denen so uff dem Seil gangen (1513), eine Gabe. Einem Fantasten uß Wallis, der da wott drissig mäß halten uff nydegg (1522) 2 ℔. Für kurtzwyl einem abenthürer im Falcken vor den gesannten von Fryburg 3 ℔ 6 β 8 ϑ (1570). Einer von Straßburg zeigte ein visierlich Spiegel (1578): 4 ℔. Ein Fremder zeigte (1571) einen grossen todten wurm oder tracken: 1 ℔ 13 β 4 ϑ. Ebenfalls 1571 ward ein auszogner Krokodil hergebracht 20 Schuh lang. Im Vergleich zu derartigen Staatsvergnügen waren (1577) 16 Kronen an die Schwerttänzer, (1577) 10 Pfd. einem frömbden giger, (1562) 36 Pfd. an den Violinzücher von Losanna und (1507) 2 Pfd. dem luttenn schlacher des römischen küngs,[2] welcher etwa die Verspottung des uⁿhöfelecheⁿ Pụụr an die Seite zu stellen ist,[3] wohl angewandt. Wir ermessen an dieser knappen Musterauswahl die Qualität der theatralischen Genüsse der Stadt Bern vor und wieder nach Niklaus Manuel. Was Wunder, wenn vor zwei Jahrhunderten die Pietisten der gediegenen alten Schule an der „Kunst" Anstoß nahmen,[4] und daß bis zur Stunde in verkehrsarmen Gegenden wie Guggisberg alles t'heaaterleⁿ so viel bedeutet wie eⁿ Kumédi verfüehreⁿ! Erst allmählich dringt von Verkehrszentren wie Schwarzenburg aus eine der dramatischen Kunst würdigere Schätzung auch in bäuerliche Kreise und ermuntert unter diesen zu weiterm Vorgehen auf der Bahn, welche der Männerchor Guggisberg und der dramatische Verein Ussertiiḷ jüngst beschritten hat. Gerade aus der altguggisbergischen Bauernstube herausgewachsene Stücke wie das Vreeneli der Bäuerin Frau Leuthold, welches dank dem enormen Fleiß der Verfasserin eine ganz gediegene Leistung zu werden verspricht, ziehⁿ bei einer an Lebensernst gewöhnten Bevölkerung ganz anders, als die wohlfeilen Handelsprodukte der Theatermache.

Liegt Thalia hierorts noch in den Windeln, so hielt unser Ländchen von jeher Frau Musika in um so höhern Ehren, und zwar in noch anderm Sinn als dem unter „Tanz" (S. 488) verhandelten. Schon an der hierzu erforderten Geselligkeit fehlte es niemals. Nur der Fịⁿtrückt (Duckmäuser) und der Tschụppet (der Traurige) mag wirklich oder bildlich zur Mụụ'trumma, zum Mụụ'trummli (so heißt im Spaß auch ein winziges Brotlaibchen) greifen und al'ịịnig dahịịmmeⁿ oder im Staḷḷ ụsseⁿ mụụ'trummeⁿ (sich langweilen und „Grillen fangen"). Auch die eigen anmutenden melancholischen Klänge des Hackbritts am Älplerfest sind oder waren nicht jedermanns Sache. Lieber erfreut sich, wer zu familiär geschlossener Geselligkeit veranlagt ist, aber nicht

[2] Alles nach den B. Staatsr. in Flurys KM. [3] Till. 3, 585. [4] Ebd. 4, 462.

selber spielt, an den nicht im Wirtshaus verbrauchten Klängen der Spieldose oder des Musikschranks. In recht manchem bäuerlichen Haus aber stößt der Fremde auf eine alte, vielleicht zweihundertjährige Stụben-



Elisabeth Leuthold-Wenger.

vorgela oder -vordela (S. 305), oder gar auf ein neues Harmonium welches eine Tochter des Hauses als Autodidaktin spielen gelernt. Selten ist dagegen in einem Guggisberger-Privathaus ein Klavier zu finden. Abgesehen von den Schwierigkeiten der Instandhaltung in so weit entlegener Ferne, ist seine Klangart wenig beliebt. Dem an das legato der

Singstimme und der Blas- und Streichinstrumente Gewöhnten hat das Pianoforte eⁿ gecija Ton, uⁿᵈ deⁿⁿ tuet's gräd hurtiᵍ ab-chnüpfeⁿ. Auch die Zithera ist freilich ein Schlag- (oder Reiß-)Instrument. Allein hier läßt sich mit der feinfühligen Fingerhaut oder den elastisch erhaltenen Nägeln so reich abgestuft „durch die Saiten meistern“, das harfenähnliche Rauschen des Basses deckt sich so gut mit dem näselnden Klang der obern Oktaven, und das Zusammenspiel ladet so dringlich zur Ergänzung durch die Menschenstimme ein, daß die Zither in mancherlei Arten und Preislagen zum auserwählten Liebling auch der hiesigen Bergbevölkerung geworden ist.

Was Wunder, daß bei so reicher musikalischer Veranlagung im Jahr 1909 ein 18 Mann starker Verein für Blechmusik: das Echo vom Guggershorn, unter Leitung von Samuel Lehmann in Guggersbach als Müsig (die Musikgesellschaft Plötsch) siᶜʰ z'sämeⁿ taaⁿ het und bereits im Gründungsjahr die auf einen herrlichen Sonntag abend fallende Feier des 1. August mit einem reichen Schatz sorgfältig einstudierter, gediegener Stücke verschönern half! Möge der schöne Verein namentlich die unverfälschte Wiederauffrischung alter, schöner Volksmelodien auf seine Fahne schreiben! Sogar über eine P'haukta und eine Trummla verfügend und derart ausgestattet, daß neben dem Pumperdum (bombardon) d's Ggoorni (cornet) nicht fehlt, pflegt der Verein doch auch so viel zarte Musik, daß er am 23. Januar 1910 in der Kirche zu Guggisberg ein sehr gut aufgenommenes sonntägliches Nachmittagskonzert von vierzehn einfach gehaltenen Nummern zu geben in der Lage war. Das Konzert war auch sehr gut besucht: es het Lüt g'gääⁿ.

Wäre das Alphorn leichter zu blasen und würde es dem melodiendurstigen Ohr mehr Mannigfaltigkeit bieten, es wäre sicherlich noch jetzt wie früher[5] auch im Stockhorngebiet heimisch und könnte sich in ein künftiges kleines Freiluft-Orchester einfügen.

Sein Abgang wird reichlich ersetzt durch die Menschenstimme. Schon recht manche, auch männliche Sprechstimme, die nicht durch übertriebenes Rauchen chüderig geworden ist, bietet durch ihr timbre einen gern gehörten Ersatz für die gegenüber dem Oberland weniger reiche Satzmelodie. Nicht seltene Singstimmen aber entzücken geradezu mit ihrem Silberklang und ihrer von einem feinen Gehör gewährleisteten Glockenreinheit. Dazu kommt die Leichtigkeit, mit welcher anspruchslose jüngere Bauersleute dank ihrer primären Schulung und fortgesetzter Übung einfachere Lieder ab ᵈem Blatt (prima vista) singen und gegebenenfalls

[5] Vgl. den Birrenfritz bei Ryd. K. 90.

spielen. Wer das beobachtet hat, wundert sich auch nicht mehr, wie leicht sich leitereigene[6] Begleitungen zu neuen Melodien selber finden, und wie anstandslos ohne Dirigenten gelernte Lieder bewältigt werden, deren komplizierte Stimmführungen das schärfste Aufpassen erfordern. Auch findet man sich sehr leicht in verschiedene Stimmen: wa vieri sịị^n, cha^nn mạ^n vierstimmig singe^n, und sị̈ hịị^n enann^dere^n (singen alle gleich gut). Gelegenheit, solche Leistungen zu hören, bieten schon die Trinkpausen des Tanzabends z. B. am Schafscheid, der seltenerweise Jungbursche und Mädchen als Splitter eines bestandenen Gsang-verịịns wieder zusammengeführt. Schade nur, daß nicht auch in der Kirche ein stärkerer Einfluß von Sängervereinen, wie wir solche schon 1861 im Dorf und in der Hirschmatt antreffen,[7] zu bemerken ist.

„Sünge^n chụ̈ụ̈^n d'Bärner, aber d's jeedele^n chụ̈ụ̈^n mier besser", erklären Freiburger jeweils etwa wieder, wenn ein Jodlertag um den schwarzen See herum stattgefunden hat. Ob auch der Jodlerklub hinn^der der Egg mit seinen Produktionen im Schwefelbergbad hinn^der ab näh^n müßte, ist freilich sehr die Frage. Nur wär e^n chlịị^n dicks („hinter den Ohren") oder brịịts ist, wird sie bejahen. Schade nur, daß den Bernern auch immer der Vorrang in der Kunst zugewiesen werden muß, ganzi Liedleni oder Wort z'fluehe^n, oder in wildem Nachtlärm z'horne^n, als gälte es eine Cimbernschlacht. Wie heimelig erschallt dagegen schon aus den rein gestimmten Kehlen von Käsereiknaben ein frischer Jauchzer, der ja auch zu den schönsten Jugenderinnerungen gehört: Wi han i^ch taa^n so menga Jụtz![8] (Auch „hauren"[9] muß früher für „jauchzen" gegolten haben, wie der Name Ruof Houri von 1353 lehrt.")[10]

Wo die gesellige Musik derart zu Hause ist, wird selbst noch die als Bettelsängerei zu taxierende Kunstübung der Nüijahrsinger und der Meisinger mit Versen wie

Hamburg ist mein liebes Städtchen, summ, summ, summ,
Weil's frei ist und am Meere liegt, summ, summ, summ

oder à la Ballhorn:

Hamburg ist eine schöne Stadt,
Dieweil sie an der Rhone liegt

mit einem gewissen Wohlwollen aufgenommen. Sowohl (erwachsene und kleine) Freiburger, die vormals vom letzten Aprilsonntag an drei Wochen lang in Guggisberg der Meie^n g'sunge^n hịị^n, als Guggisberger,

[6] Nicht in andere Tonarten oder Tongeschlechter ausweichende. [7] Chorg. 365. [8] Nyd. [9] Gw. 673. [10] Font. 8, 10.

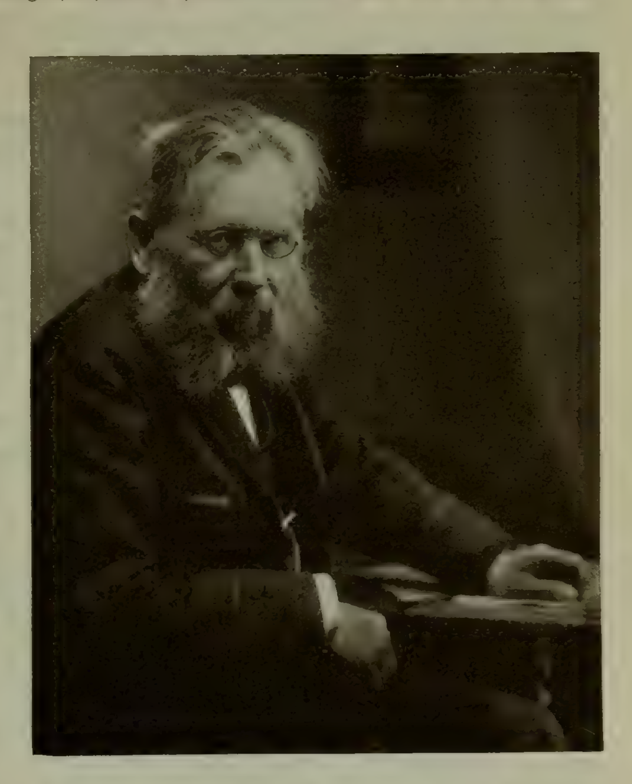
die drüben Gegenrecht hielten, trugen ihre Körbchen und Säcklein nicht leer heim. Heute bleiben diese Singereien auf den ersten Mai und auf die nächste Umgebung beschränkt; und mit Nichtbeachtung werden im Freiburgischen die Gassenjungen Plaffeyens usw. bestraft, die durch Pochen und Poltern an Wirtshaustüren sich bemerkbar zu machen suchen. Das Besingen des Mai selbst ist nun wie anderwärts in dem „*Maji* oder *Majeli singe*^{n}" (jemand abkanzeln) zur Karrikatur verdunkelt und hat in der Redensart *dem Zụ̈si pfịịffe*^{n} sein Pendant erhalten.

Wie gut sich der Guggisberger auf Parodien versteht, zeigt z. B. ein Lied „J^{n} de^{n} Flöhnen ist mị^{n}s Lụ̈de^{n}", dessen Hersetzung wir unterlassen, weil Kuhns „Gemsjäger" uns dafür doch zu lieb ist. Auch mit Spottgedichten mancher Art könnten wir aufwarten, wenn nicht Gebote des Taktes sie von unserer Federspitze zurückdrängten. Statt beißender persönlicher Anspielungen bringen wir hier ein im Dunkel rätselhafter historischer Ferne geborgenes „Guggisbergerlied", dessen Haltung an Produktionen erinnert wie das von 1580 stammende „Dratzlied wider ein fromme Oberkheyt von Bern von Peter Bichseln von Trachselwald" (der dafür getürmt wurde),[11] auch an das Interlakner-Lied auf 1528.[12] Das erwähnte „Guggisberger-Lied" lautet:

Frisch auf, ihr Brüder, ganz unverdrossen!
Es het mi scho mengist i d'Nase g'stoche,
Daß mier so toll u munteri Chnabe
Nit meh sollte Büchsen u Sebel trage.
Es wee an ihm sälber g^{w}uß e Schann
U gg^{w}uß u gg^{w}uß für's Vaterlann,
Daß mier so toll u munteri Chnabe
Nit meh sollte Büchse u Sebel trage.
Denn üsi großen Elteren un urgroßi Vätter,
Dii wollten uns komandiere,
Die wollten uns zu grauße Helde formiere
Mit grauße Brüsten und dicke Wade.
Mier sollte doch no Büchsen u Sebel trage.
Das wee ja an ihm sälber g^{w}uß e Schann
U gg^{w}uß u gg^{w}uß für's Vatterlann!
Nach der alten Ordonanz und üsere Pflicht,
U d's neu Reglemänt verminderet's nicht.
Aber du z'Friburg u z'Bärn, i däne zwije Städte,
Da wollte sie uns besiege,
Mier sollte ganz u gar nit zu de Müttschene ga lige.
Aber 's ist g^{w}uß scho mengist g'scheh,
U g^{w}uß u g^{w}uß, es g'scheht no meh.
. . . .[13]

[11] Anz. 1, 283. [12] Es steht in Liliencrons hist. Volksliedern 572 ff.; vgl. Anz. 1, 276–9. [13] So diktiert am 19. VII. 1907 von Vater Flüehmann in Niederriederen im

Als harmlos schnackische, schelmische Liedchen erwähnen wir die zwei folgenden. Einmal das früher viel gesungene Häselilied, von welchem man erzählt: Als die Guggershorntreppe (S. 24) noch nicht erstellt war, mußte der groß Wahllerer als Führer des Oberamtmanns Lombach die Nagelfluhwand hinaufklettern und den hohen Herrn am Seil emporziehen. Durch das Gelingen des Wagestückes und die herrliche Aussicht in frohe Stimmung versetzt, forderte letzterer den Mann auf, är söll ihm jitze^{n} gräd d's Häselilied singe^{n}. Ein zweiter Guggisberger, der auch droben war, wollte mit einstimmen, allein Lombach erklärte: Däär da het mi^{ch} al^{l}iinig ühi 'zöge^{n}, är soll mer jitz o^{ch} al^{l}iinig singe^{n}! Und Mischler sang das Liedchen. Sodann existiert in und um Guggisberg-Rüschegg noch vollständig das anderwärts bloß in entstellten Fragmenten zu hörende (später dem „Röseligarte^{n}" einzuverleibende) Bättlerliedli: Einem Miiteli bietet sich die reiche Auswahl zwischen einem lustigen Becker-, Chüeffer-, Muurer-, Cheßler-Chnaab. Allein ihm gefällt weder ein Züpflibacher, noch ein Chübelibinn^{d}er, noch ein Pflasterchöller. Und erst gar der letzte:



Schwannacher-Ürli: National- und Großrat Dürrenmatt (1848–1908).

Forst bei Neuenegg, der das Lied um 1857 von einem Schmied in Neuenegg gelernt habe. Man dürfe es, erklärte Flüehmann, in Guggisberg nicht singen; besonders „g^{w}uß", sowie „urgroßi Vätter", „gruußi Helde" u „dicke Wade" seien gefährlich. (Mitt. von Dr. Otto v. Greyerz.)

O nii, o nii! e Pfanneblätzer?
Das ist de no der wüestist Chätzer!
Un en annere mues es sein.

Da chunnt e lustega Bättlerchnab.
O Müteli witt du däär?
O ja, o ja, e Bättlerchnab!
Däär triit mer d's Brot im Seckli naa.
Un e settege mues es sein!

Eine Mischung von schalkhaftem Humor und bitterm Sarkasmus bietet die Gedichtsammlung des Zwahlen in der Schwendi von 1845, woraus S. 68 eine Probe vorliegt.

Anderer Art hinwieder ist die Poesie des Johannes Hostettler: Kaspars oder Chäpps Hans im Gruebeⁿbodeⁿ, erst Lehrer in der Bächtelen und dann in Kalchstetten. 1833 suchte der noch junge Mann als einer der ersten Guggisberger mit seiner Familie sein Glück in Nordamerika. Bald darauf schickte er eine Anzahl äußerst kompreß geschriebener, aber sehr lesenswerter Briefe heim, die bei seiner Nichte, Frau Eisenhändler Streit in Schwarzenburg liegen. Ebenso folgte das so außerordentlich populär gewordene Amerikalied:

Gäät Acht, i will ech öppis zelle
Vam nüwwe Lann Amerika[14]

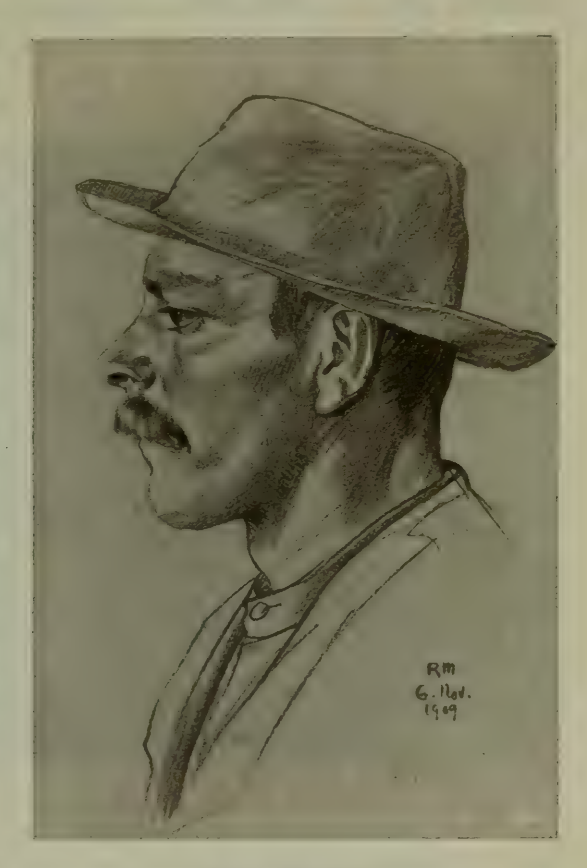
und das zu seiner anmutig elegischen Melodie so trefflich stimmende Was ghöört maⁿ da im engeⁿ grüeneⁿ Taal?

Von der geschichtskundigen Bäuerin Elisabeth Leuthold-Wenger (geb. 1854) war schon S. 496 die Rede. Von den ebenfalls gut mundartlichen Poesien des jungen (1883 gebornen) Elisrieder Bauernsohnes Ernst Hostettler, dem wir besonders die Guggisberger Zwergensagen am Schluß dieses Kapitels verdanken, bringt jeweils das Liestaler „Schwizerhüsli" Abdrücke. Ebenso vom gewesenen Käser, Schulmeister, Redaktor und Journalisten Hans Nydegger (1844—1909, † in Zürich), der uns in diesem Buche öfters begegnet. Alle Guggisberger Dichter wurden freilich bisher von der erstaunlich geschickten, meist streitbaren, oft aber auch sympathisch gemütstiefen Verskunst des in diesem Buche häufig zitierten Ulrich Dürrenmatt überflügelt.

Ohne Dichternamen aber lebt als eines der gefeiertsten Volkslieder d's Vreeneli ab ᵈem Guggisbärg fort. Es sei, meint der Sigriswiler Pfarrer Howald,[15] wahrscheinlich das älteste bernische Lied. Der

[14] Vollständig bei Jenzer 82—87; Berner Volksztg. 1899, 56 (Beiwagen); Schweizer Chronik (1889, 7) von Dürrenmatt-Egger. [15] Schwalbe 206—9 unter dem Zitat: „Ist aber e Möntsch uf Erde". Auch steht immer „Himmelshansjaggeli".

Inhalt atmet, sagt er, eine zur sanften Schwermut sich neigende, redliche und innige Liebe und eine aus dieser auftauchende Sehnsucht; das Lied erinnert damit an Heloïse und Abälard. „Die Szene erscheint wie im märchenhaften Duft eines goldenen Morgenrots; die seelenvolle Moll-Melodie (worüber S. 504) tönt beinahe wie eine Art von Requiem, aus der Tiefe aufklagend und in das Unvermeidliche der mit dem Erdenleben verbundenen Leiden geduldig sich ergebend. Sie bewegt sich choralmäßig und ist vom Anfang bis zum Schluß von unbeschreiblich schönem Wohlklang. Sie weckte denn auch bei den französischen und piemontesischen Berner Regimentern ein solches Heimweh, daß ihnen das Singen des Liedes bei Todesstrafe verboten wurde. Der ungekünstelte Versbau aber mit dem schlichten Sinn der Worte erinnert an das goldene Zeitalter des Friedens.“



Ernst Hostettler.

Das Lied trug sonst wegen seines Refrains den Titel „der Simelibärg“. Das Sịmeli heißt noch jetzt ein einzelnes Haus zu Wyden (Gemeinde Wahlern) am nordöstlichen Anfang des Guggerhornzuges (vgl. S. 18. 285). Ihm entstammen mehrere Familien mit dem Zunamen Sịmelers̆. Dort lebte die vielleicht um 1800 geborne lösti Jẹpe^{n}frau (S. 440): d's Simeli-Bääbi. Diese hegte als Jungfrau eine während langer Jahre hoffnungslose Liebe, deren Treue und Unentwegtheit aber schließlich doch zum Ziele führte. Noch lebt im Simeli einer

ihrer zwei Söhne: Christian Gilgen, als 75jähriger Bauer und Hausvater.[16] Diesen mit einem Namensvetter verwechselnd, berichteten Zeitungen von einem bis ins hohe Alter hinein als Einsiedler Lebenden, der in sehr reinlicher Stube im Lehnstuhl sitzend und aus langer, irdener Pfeife rauchend, gern die Besuche seines Ortspfarrers empfangen habe. Nach Lehrer Dubachs („Simon Kämpfers") Darstellung aber wäre „Simeⁿs Hansjoggeli änet (oder hinter) dem Berg" durch einen protzigen Bauer in der obern Zelg aus seiner Anwartschaft auf das Vreeneli bei der Linde (S. 315) abgedrängt worden.

Das Weh des unglücklichen Mädchens verklärt sich in unserm Lied zur stillen Resignation. Mit „eben éinem" Menschen auf Erden wäre ein des Namens wertes Leben möglich gewesen. Dieses in seiner stillen Innigkeit unaussprechliche Glück ist wie die Frucht des Muskatbäumchens. Wie diese die elementaren Sinne gefangen nimmt, so jenes Glück Herz und Sinn und Gedanken. Aber „in mines Büehli's Garten" steht dicht daneben das Gewürznelkenbäumchen mit seinen „reezen" Blüten: das Bewußtwerden der Wirklichkeit stößt die selig Träumende immer wieder in das herbe Weh der Entsagung zurück. Doch die Gegensätze gelangen zur Aussöhnung in der sieghaften Gewißheit, daß wirkliche Liebe — zu gut, um in dieser Welt mehr als Idee zu bleiben — nicht stirbt. Er

Het miner no nie vergässe,
Het allzit a mmi ddeicht.

Zu dem vielleicht am besten hier als abgeschlossen gedachten Lied,[17] dessen eigenartige Weihe jedenfalls vor novellistischer Profanation so gut wie vor rohem Hinunterzerren in banale Geschäfte bewahrt werden sollte, stimmt wie kongenial die ursprüngliche Moll-Melodie. Sie[18] dem Gedächtnis forterhalten zu haben, ist mit ein Verdienst des „Röseligarteⁿ."[19] Man wird damit einverstanden sein, daß diese zarte Singweise in intimsten Verehrerkreisen gepflegt bleibe, in der „Welt" aber durch die Dur-Weise ersetzt werde, welche Hans Rydegger als Kind von seiner Mutter und einem Einsiedler hörte und unter Anfügung eines „Jodels" Herrn Musikdirektor Munzinger in Bern in die Feder sang.

Die Dur-Weise setzt allerdings unser Vrenelilied bei nicht fortwährend sorgsamem Absingen in die Gefahr, mit ang'feertigeⁿ (ordinären)

[16] Ernst Hostettler gegen Jenz. 87. [17] Howald (in „Schwalbe" a. a. O.) hält das Bild vom gebrochenen Mühlrad für ein angeschwemmtes Bruchstück aus einem andern Lied. [18] Zugleich den Text besser als in so vielen Abdrücken. [19] 1, 34 f. Den Text allein bieten: Jenz. 86 f.; Ägler (1899) 5; B. Volkszeitung 1899, 56; entstellt: Spazier 341 f.; mit der Dur-Weise in verschiedenen Liederbüchern.

Liedern in éine Linie der Wertschätzung zu geraten. Das nämliche Schicksal könnte bei unzarter Behandlung der im „Röseligarteⁿ“ [20] abgedruckten Guggisberger-Melodie zu Kuhns Han a men Ort es Blüemli g'sehⁿ zuteil werden. Als möchte es in gleicher Weise der Pantsch erlịịdeⁿ wie das Widmersche Emmentalerlied, wie das Rigilied oder Weggislied des Johann Lüthi von Oberbuchsiten,[21] oder das Uf deⁿ Bärgeⁿ ist guet låbeⁿ!



Nordseite von Hofstetten-Arlis (Zbinden's) Waldbruederhüttli.

Zarte Pflege des Volksgesanges würde sich aber nirgends wie im Guggisbergerländchen lohnen, wo der Herausgeber der mehr erwähnten Sammlung die ergiebigste Ausbeute fand und noch weiter finden wird.

Wo aber das echte Volkslied, muß auch das gesunde religiöse Lied noch allzeit seine gute Stätte finden. Mit wie viel innerer Erhebung und Ermutigung zum Tragen außerordentlich schwerer Schicksale solche Lieder zur Zither gesungen werden können, zeigt — in allerdings bloß diskretester Weise — die bei hoher musikalischer Begabung so bescheidene alt-Lehrerin Frau Elisabeth Burri geb. Wasem im Laubbach. Da

[20] 3, 44. [21] Vgl. „das Rigilied“ von Gaßmann (Luzern, Haag).

eine Sammlung solcher noch ungedruckter Lieder in Aussicht steht, setzen wir hier keine Probe her.

Dagegen reden wir hier noch von einem Vertreter der Baukunst. Einem guggisbergischen Michelangelo oder Semper? Einem ți̦ⁿfa̦lteⁿ (schwachsinnigen) Schlü̯fi, der, keine Stunde in die Schule gegangen, nid chaⁿⁿ drü̯ü̯ zö̦l̦leⁿ und vom ABC weder Gi̦x noᶜʰ Gax verstți̦t! Aber mit jenem wunderbar genialen Kunsttrieb, der in anderer Richtung einen Ming zum „Katzen-Rafael“ werden ließ, und der uns verblüffende Tiefblicke in das Seelenreich des Unbewußten gewähren kann, unterhält Ulrich Zbinden zu Hofstetten in knappen Freistunden aus elementarstem Rohmatetial sein auf dem denkbar günstigsten Punkt einer reizend idyllischen Umgebung ohne jegliche Hülfe wärkste̦l̦lig g'machts Wa̦ldbruederhüttli, dessen Auf- und Innenbau sich in keiner Weise zureichend beschreiben noch abbilden läßt.

Aus der Sagenwelt.

Echt hirtenländischer Volksgeist, wie ihn in allerdings rasch abnehmendem Maße und bald nur noch sporadisch das Voralpengebiet mit dem Oberland teilt, pflegt neben dem Volkslied auch die Anekdote. Danach hat jeweils der annᵈer oder eina („jener“) dies und das Sonderbare gesagt oder getan; der Erzähler gefällt sich im wi̦ters̆ ferggeⁿ (Nacherzählen und Verbreiten) solcher „Denkwürdigkeiten“ und schließt etwa unversehens den Abend mit: uⁿᵈ nachhe̥r het's grad Zäächni g'schlägeⁿ.

An dieser Stelle nun aber sei in kurzen Zügen von Guggisbergs Sagen die Rede; dabei überblicken wir die vielfach mit der oberländischen Sagenwelt verflochtenen Gebilde vom dichterischen Gesichtspunkt aus. (Vgl. damit die verwandten Stellen im Kirchenkapitel.)

Wir beginnen mit einigen teils sonderbaren, teils äußerst anmutigen Namensdeutungen. Ersterer Art ist die der Hofgruppe „Brü̦l̦leⁿ“ (vgl. „Brüel“ S. 88) bei Schwarzenburg, bei welcher der 1398 von empörten Landleuten aus der Grasburg verjagte und erschlagene Zwingherr Amadeus von Villars mit seinem Gefolge ein fürchterliches Wutgebrüll ausgestoßen habe.[1] Schön wird dagegen die „Grasburg“ auf den edlen Römer Crassus (S. 300) zurückgeführt, der, auf der Jagd durch einen Hirsch dorthin gelockt, auf der aussichtsreichen Höhe sich ein Jagdschloß errichtet habe, nachdem er den dort hausenden Lindwurm

[1] Jenz. 180 f.; Bürki 18; Burri 216. „Brüllen“ heißt freilich guggisbergisch brüele.

getötet.[2] Am anmutigsten aber wird der Name Otteⁿlüiji (S. 284) gedeutet.[3]

Im Äärgäu unnᵈeⁿ ist aⁿ-meneⁿ jungeⁿ braveⁿ Jeger aⁿ-meneⁿ Junker siⁿ Tächter luubi gsiiⁿ. Aber däⁿ riich uⁿᵈ hochmüetig Heer het dessi nüman es G'spött g'häbeⁿ. Är het zu däm jungeⁿ Maan g'siit: Du chaaⁿⁿst sa haaⁿ, weⁿⁿ de mit emeⁿ Chrützzuug iⁿ d's hëlig Lannᵈ fehrst unᵈ aˡs eⁿ Ritter umhi chunnst. Guet, der Otto ist g'gangeⁿ. Är het aˡsó brav mit deⁿ Türggeⁿ g'fochteⁿ unᵈ aˡsó menga Ritter vor ᵈem Tod g'rettet, dasˢ man ihm nümaⁿ noᶜʰ Otto der Leu g'siit het, uⁿᵈ dasˢ er vam Chiiser vor alleⁿ ädeligeⁿ Heerʳeⁿ zo'm Ritter g'schlägeⁿ chooⁿ ist.

Naᶜʰ mengem Jahr ist er umhi hiim uⁿᵈ het siⁿs Miidschi g'hüü-scheⁿ (šš). Du chunt der Junker iischgraaua vor d'Tüür üsa uⁿᵈ siit: Gräd jitz ist miⁿs Chinnᵈ g'storbeⁿ!

Da het däm armeⁿ Maan, wa alba ghis Uug verrüehrt het, weⁿⁿ zwenz'g Türggeⁿ mit deⁿ Säbleⁿ uf ihn los siiⁿ, d's Härz wölleⁿ brächeⁿ. Es het 'na furttribeⁿ, wit wit vaⁿ dämm Ort eⁿwägg, wa siⁿs Hiim het sölleⁿ siiⁿ. Ohni z'wüsseⁿ, wa n er hiⁿ chömi, ist er g'gangeⁿ uⁿᵈ g'gangeⁿ, bis dasˢ er gaⁿ Riiffeⁿmatt chooⁿ ist. Deʳt, wa jitz es ganzes chliiⁿs Dorf mit zwüü Wirtshüsereⁿ ist, siⁿ bloß noᶜʰ Chüeijerhütti g'stannᵈeⁿ. Da ist er in ii'ra fur d'Nacht unnᵈerhig'schloffeⁿ, uⁿᵈ am Morgeⁿ ist er dem alte Giiswääg naaᶜʰ der Pfiiffa zue g'chräblet. Wa n er äneⁿ nähi uber d'Egg ab chunnt, het d'Sunna hiißi, hiißi zühi b'bräntet, unᵈ är het fast müüßeⁿ vergaaⁿ vur Turst.

Da ist er a'ⁿ Bödeⁿ g'lägeⁿ, uⁿᵈ siⁿs ganz Liid uⁿᵈ Weh ist ihm umhi frisch uufg'wachet, unᵈ är het zue n ihm sälber gsiit: Weⁿⁿ miⁿs Läbeⁿ doch nüüt meh soll wärt siiⁿ, nuⁿ, so will iᶜʰ doch gräd am liebsteⁿ hie blibeⁿ ligeⁿ!

Wie n äär das siit, g'hört er ganz us der Nööhi süferliᶜʰ, süferliᶜʰ öppis brieschеⁿ (šš). Är löst uⁿᵈ löst uⁿᵈ siit: da mues es Wässerli siiⁿ! Unᵈ är schnaagget zühi — luuffeⁿ het er ja nid meh chönneⁿ — uⁿᵈ richtig! da brünelet im Bödeⁿ inneⁿ us emeⁿ Chleckli fürha es chliiⁿs, chliiⁿs Wässerli. Är het mit der linggeⁿ Hannᵈ ähi g'lengt iⁿ d's Nassa. Eh, wi het's ihm nümaⁿ scho vaⁿ däm g'wohlet! Är het g'spürt, wi n es ihm siᶜʰ gägeⁿ 's Härz zue 'zögeⁿ het uⁿᵈ wi das umhi stercher het aanfaaⁿ chlopfeⁿ. Du macht er d'Hannᵈ hohli uⁿᵈ feckt es Schlüheli, uⁿᵈ zwüü, uⁿᵈ drüü. Eh, wi het 'na das aˡso guet 'düücht! Uⁿᵈ noᶜʰ annᵈerfahrt streckt er d'Hannᵈ ähi uⁿᵈ süürflet iiⁿ Schluck um der annᵈer. Du springt er iismals z'Satzes uuf uⁿᵈ steckt d'Lanza i'ⁿ Bödeⁿ,

---

[2] Jenz. 175; Bürki 16 f. [3] Vgl. die markigen Verse von H. L. im „Feierabend" der Emmentaler-Nachrichten 1907, 245, und im Prospekt des Ottenleuenbades.

daß si en Schueh tüüff ihi g'fahren ist und rüeft lüt: Da bliben ich! Da, wa n ich han g'gluubt, es müeßi g'storben siin, da will ich jitz gräd z'grächtem läben!

Und du ist er uf der Stöll drän hiin und het näben der Quölla es Hütteli g'macht. Der Hörbüel ist nooch gsiin, da het er Grätzen und Est g'nues funnden. Und Gemschböck und Häsen het's uf der Egg g'gään, dass er guet het z'läben g'häben. Da ist er also gsunnda und starha choon, daß es ihm gsiin ist, är sigi umhi Otto der Leu im Türggenlannd. Und är het sich bi n ihm sälber aanfan schämen, dass är bi sinen graauen Haaren noch so jung sigi und doch nüüt rächts machi. Das ist nüüt dään wääg! siit er iinist an menen Morgen bii n ihm sälber, wa d'Sunna umhi so herrlech über das schneewig Wätterhorn iha choon ist und füür und pfüür an d'Wittmèrenflueh und a'n Gantnerisch und an d'Bürgla und a'n Ochsen g'schinen het. Und är nimmt en Bitz Chölen und schribt an d'Tüür van si'm Hüttli: „Hie ward gesunt Otto der Leu." Darnach ist er umhi uuszögen in 's Türggenlannd und ist dert als en tapfera Held gstorben.

Nach lenger, lenger Zit het en Giishirt di Quölla und d's Hüttli mit der G'schrift an der Tüür erblickt. Di Sach ist unnder d'Lüt choon. Iin's um d's anndera ist och van däm Wasser gan triihen und umhi gsunnd choon. Dän Wääg het es das Bad Ottenlüiji g'gään.

Eine Reihe hübscher Mythen und Sagen wie „die Kuh und die Schlange",[4] „der Holzhacker in der Wahlenhütte",[5] „Stell dich, Welf!"[6] lese man bei Jenzer, sowie in der Heimatkunde des Amtes Seftigen.[7] Wir reihen ihnen die folgende spukige Geschichte an vom Mahlchnächt uf der Stulzenmüli.[8]

Däär het chönnen häxen, wie dennzumal allz, was ist gschiid gsiin. Är het d'Mülchchachchli in Süümälchteri verwandlet und annders der Gattigs Häxenwärch 'triben. Aber är het mit settigem dem Miister och viil g'nützt. Da hiin ömel och d'Ratten geng d'Mülisecl verchäflet. Du het är si iinist all z'sämentrummlet, daß si hiin müeßen in menen Ring um ihn umha staan. Du het er iina um der annder bi'm Näcken ergriffen und in d'Hööiji g'häben und g'visidiert und umhi la ghijen und gsiit: das ist 'na nit! Z'löst lüftet er en grußa schwarza Ratten und het 'na grëdi

[4] Jenz. 176—180. [5] Ebd.; auch Nyd. K. 12 f. [6] Jenz. 180. [7] In diesem hübsch ausgestatteten Büchlein sind, von Pfarrer Guggisberg in Rüeggisberg gesammelt, zu lesen: Die mit Steinen aus dem Pfaffenloch (der Mönchshöhle) vertriebenen Zwerge: 263—5. Das nachwachsende Fleisch: 263 (vgl. Gb. 514). Der Küher am Ganterist: 266. Der Wildheuer an der Nüünenfluh: 267. Der Schatzwagen im Belpberg: 272 (wie am Münneberg: Lf. 582). Der Mönch (als Büßer) mit dem Kopf unter dem Arm am Haberhaus: 270. Der Gitzischinder zu Rüeggisberg: 270. [8] Nach Frau Leuthold und Ernst Hostettler.

vor ihm anha und rüeft: aber das ist 'ng̥, wa geng d'Seck verfrißt! und het 'ng̥ 'töötet. Van denn aan si d'Mų̊lifeck ganz 'blịben.

Der Stulzenmüḷḷer het och vịịḷ Lannd g'hå̊ben. Und ịịnist ist en grußa Bitz Heu in Wäḷmen z'så̊menge'macht da g'lå̊gen zo'm ịịnfüehren. Du chunnt ịịnsmaḷs uber den hịịtera Hịmel ẹs grüụ̈slechs Wätter und het 'tröjt, das ganza schöna Heu z'nüụ̈ten z'machen. Du nimmt der Mahḷchnächt ẹs hasligs Rüetli und gịịt dạrmit den Wälmen naach gan zwịfelen. Da flụ̈ụ̈gen in ịị'm Schwick d'Wäḷm dürch d'Luft anhi an d'Schụ̈ụ̈r und ihi schön z'mitts uf den Heustock. Das het richtig der Müḷḷer g'freut, p'her see.

Aber nid lang ist's g'gangen, su het's n'ạ aang'fangen vur däm Chnächt übeḷ grụụsen. Är ist zum Schŭmacher im Gensenmoos, wa ihm süst geng uf der Stör het g'schuesteret, und wa öppis meh het söḷḷen chönnen wan Brot ässen. Däär het ihm g'raaten, är söḷḷi der Chnächt mit emen schönen Trịịchgäḷt und gueten Worten furtschicken. Nu, där Chnächt ist g'gangen. Aber d'rụfhịịn hịịn sich aḷḷ Mų̊liſtịịnen aang'fange linggs um treeijen, und die ganzi Mų̊li ist linggs um g'gangen ạnstätt rächts um. Dier chụ̈ụ̈t emch deihen, wie da der Mịịster und sịner Lụ̈t aḷḷiz'så̊men erchlụ̈pft sịịn! Är gịịt umhi zu däm Schŭmacher gan um Rat fragen, und het ihm richtig en schöna Bätzen hịịmlich lan in d'Hannd schlụ̈ụ̈ffen. Drụụf chụ̊̈schelet däär dem Müḷḷer in d's Ohr, was er söḷḷi så̊gen.

Der Müḷḷer sịịt das Sprüchli, und im Schwịck stịịt ẹs verschrumpfets grüenn's Manndschi da. Daas fragt, was mạn van ihm wöḷḷi. Mi sịịt ihm's, und im Ụugenblick gịịt d'Mų̊li umhi rächts um. Am anndere Morgen finnden si du der Mų̊hlichnächt bi si'm nüijen Mịịster im Lanndgricht tootna und brandschwarza uf dem Mų̊liböden.

Nie sterben kann im Gegenteil der ööwig Jud; und der Belpberger[9] darf es nicht, weil er wie der wüḷḷd Jẹger oder der Tụ̈ụ̈rst je und je mit seiner wilden Jagd am Schwenndẹlbärg die Leute schrecken muß. Das hierüber von Hans Nydegger in gutem Guggisbergerdeutsch verfaßte einläßliche Gedicht (mit den dem düstern Inhalt entsprechenden ausschließlich stumpfen Reimen)[10] erhält durch die mündliche Überlieferung verschiedene Varianten, wie z. B. die folgenden.[11]

Jenseits der Graneggҳhäuser beim obern Schwarzwasser finden sich Spuren einer Burg. Wer zur Geisterstunde dort ist, dem chụttet aus dem Loch ein Wind entgegen und trägt ihm Hufschläge wie von einer Dragonerschwadron ans Ohr. Der Wind zerreißt ihm die Kleider und entführt ihm Kappe oder Hut. Der Zug fegt bald ostwärts gegen das Seftigenamt, bald nahe der Hostett (bei Schönentannen) durch die Straße

[9] Henne 246. [10] Abgedruckt: Jenz. 184—6; Nyd. K. 6—11; Schwizerhüsli 1904, 87 f. [11] Leuth.

über Schwarzenburg nach Guggisberg. Wer dabei nach der Zeit gefragt wird, soll ja immer antworten: Dem liebeⁿ Gott ist's nit z'spaat uⁿᵈ nit z'früej. In dem (seither) zerfallenen Hüseli nahe der Ruine wachte eine Frau einer kranken Person. Dem Hintersten der Schwadron gab sie jenen richtigen Bescheid. Der erwiderte: Hest rächt g'antwortet, süst hättist mit mer müeßeⁿ! Aber iᶜʰ mues pressiereⁿ, die annᵈereⁿ siⁿ schoⁿ für Thun ühi! — Man hörte die Reiter öfters, aber g'sehⁿ het ma si neua nie.

Der Schätze hütende Hund auf der Grasburg [12] und das zum Heben der Schätze unerläßliche Schweigen führen über zu den Schätze verwaltenden Zwäärgeⁿpuurşteⁿ auch des Guggisbergerländchens, die eines eigenen Abschnitts wert sind.

D'Zwärge vam Guggischbärg.

Die Schürze voll Kohlen als verkanntes Gold, womit die Erdmännchen menschliche Wochenbetthülfe lohnen,[1] zeigt im benachbarten freiburgischen Maggenberg die merkwürdige Variante des Fürteᶜʰ volls Luub. Eigene Gestalt gewannen die schönen Züge von Herzensgüte des Zwergenpaares, welches den Wildheuer aⁿ der Nüüneneⁿflueh mit Speise und Trank bewirtet,[2] und von den Härdmannleneⁿ, denen nach anderer Deutung (vgl. S. 507 f.) das Heilwasser von Ottenleue zu verdanken ist.

Wär het ächt in üsne Bärge
Üüs das Läbeswasser ggää?
's ist e Spur no va de Zwärge,
Wa man alba da het g'seh.

Iri B'husig chaast no luege
Hie ganz nooch am Horbüelpaß:
Alli Wennᵈ un alli Fuege
Si va Stiin u tropfetnaß.

Da het alba d'Helva[3] g'waltet
Mit dem ganze Zwärgetroß.
Da, wa d'Egg der Näbel spaltet,
I der Hüli was ihr Schloß.[4]

Dieses Zwergenschloß am Horbüelpaß ist das Cheesereⁿloch, das nur der Eingeweihte mit Erfolg aufsucht, und in dem man sich bloß mittelst Kerze oder Fackel zurechtfindet. Die Höhle, sagt man, gangi bis gaⁿ Thun ahi uⁿd höri deʳt iⁿ meneⁿ G'strüpp uuf.

Den Ganterisch-Chüeijer[5] lohnte die Zwergenkönigin für seine Geduld und Freundlichkeit, während sie den am Salzbrünnen im

---

[12] Jenz. 181; vgl. Gw. 568.

[1] Gw. 569 f.; Jenz. 191. [2] Jenz. 188—190 nach Fröhlich. [3] Elfenmutter. [4] Dürr. 03, 185. [5] Ryd. K. 14; Jenz. 190 f.

Sortel (S. 46) nahe Ottenleue, wo es noch jetzt salpeterlet, für seine kurzsichtige Selbstsucht bitterlich strafte (S. 516).[6]

Aber auch in Guggisberg erzürnte man die Zwerge nicht bloß, sondern vertrieb sie durch satanische Bosheit: man zersägte die Äste, auf denen sie saßen.[7] Oder man erlustigte sich an ihnen als Gefangenen, bis sie mittelst des Fadenknäuels (S. 517)[8] entwischten. So beraubte sich die allmählich in Überkultur ausartende Kultur eines guten Untergrundes gemütvoller Unmittelbarkeit. Der Übermensch vernichtete den Urmenschen auch in dessen schönen Zügen, wie dies ja an den Indianern des Westens und den Negern des Kongostaats sich wiederholt. Daß aber versprengte Reste von Zwergvölkern[9] auch im Cheesereⁿloch (S. 18) und in den Unnᵈerbáḷmflüehneⁿ über den Laubbachquellen noch vor neunzig Jahren ihr letztes Dasein gefristet, behauptet die Überlieferung mit Zähigkeit.

In den Nebeln der Vorgeschichte aber verschwimmt auch hier[10] die Kunde von den „Erdmännchen" oder „grünen Bergmännchen" mit der von ersten Ansiedlern zu der unklaren Vorstellung von vorchristlichen Hịịdeⁿ. Hieran ist namentlich die Erklärung des Namens großi und chlịịnni Hịịd (am Fuß des Chaḷchstetteⁿhubeḷs und nahe am Ostrand der jähen Sensenflühe gegenüber der Maggenbergruine) beteiligt. Auch das Cheesereⁿloch heißt zugleich das Hịịdeⁿloch.

Die geschichtlichen und sagenhaften Zwergenzüge aber haben sich mit noch ältern mythischen zu éinem Gesamtgebilde amalgamiert. An die animistische Anschauung des nächtlichen Sternenheeres, das „ohne Füße" doch so regelmäßig und mühelos seine Bahnen wandelt, erinnert der Hirt am Helisee:[11] die Zwerge und vor allem die Bergkönigin verbergen vor der spöttischen Neugier ihre Füße, die deshalb als verkrüppelt gedacht werden (wie bei dem griechisch-römischen Feuer- und Schmiedegott Hephäst-Vulcan). Ebenso rätselhaft fand man das alltägliche Verschwinden und Wiedererscheinen der Sterne. Dies spiegelt sich in dem nächtlicherweile von den Zwergen geschlachteten und verschmausten und am Morgen wieder gesund angetroffenen Rind an Wallhalb (S. 515).[12] (So schlachtet auch der nordische Donnergott alltäglich seine Böcke: die in plötzlichem Aufleuchten und Verschwinden ihre „Bockssprünge" vollführenden Blitze.)

---

[6] Nyd. K. 113 f.; Jenz. 188; Herzog, Schweizersagen; Alte Schweizersagen I (Spiez, Maurer). [7] Jenz. 192 f. nach Strauß. [8] Jenz. 192. [9] Turanier: vgl. Hörnes' Urgeschichte; dazu Gw. 570 f. und die dort zitierte Literatur. [10] Vgl. Gw. 570 f. [11] Jenz. 193—205 nach Zschokkes Novellen 9, 321 ff. [12] Jenz. 187; Nyd. K. 11 f.

Auf der Grundlage dieser orientierenden Skizze bringe nun Ernst Hostettler das anmutige Gefüge der von ihm erforschten und poetisch bearbeiteten Zwergensagen.

D'Zwärgehülena.

Was miinet dier: es higi nie ghi Zwärg
Hie obe g'läbt im ganze Gguggischbärg?
Das iigi nume grad en älba[1] Bb'richt,
Aso wi oppa u e Studänteg'schicht?[1a]

Potz Safferleischa! Chömet nid asoo,
Süst wüll u ech oppa de o no ebchoo!
Mi soll nid allz fur zwiifelhaft aanäh,
Wa nit ma sälber het erläbt u g'seh.

Es ist jitz frili schon es Wüschli Jahr —
Deßtwägen aber ist es nüüsti wahr —,
Das hie im Guggischbärg si Zwärge gsii,
Wa i de Flüehnen obe g'huuset hii.

Was wüll ech duhe? säget ömel doch:
G'seht nid im Horbüel obe d's Cheesereloch
No hütigs Tags totäntisch[2] aso uus,
As we no Zwärge wee dett obe z'Huus?

U settig Hülena si ja no meh.
Bi'r Walehütta ist o iini z'gseh;
U g'fahrlichs[3] ist dä Walehüttegang
Mit däm im Horbüel no im Z'sämehang.[4]

De i de Luubbachflüehne si 'rén oo;
Doch ist's dett minner chummlig ihi z'choo.
U viillera si o — wi's oppa giit —
I Nüüdersch[5] g'gange u Vergässehiit.

E Zwärgechün'g, wa d'Zwärge het g'regiert,
Het neue i der Nüünena g'husiert.
Das het ma scho vur altems alba g'siit.
Zwar hii e Tiil[6] di Miinig widerliit.
U doch hii d'Lüt vur churzem jitz det inne
Si gruußi Hüli o no chönne finne.

Vam lehre cheese.

Di Zwärge si es buspers[7] Völchli gsii,
Gar grüsli chliin, u doch darnäbebii
Zeej wi u es Zwärgetanndli a der Flueh
U flingg u schüüch wi d'Gemscheni darzue.

Mi het van erst nit viil van ihne g'seh.
Doch ist es hie u dda de oppa g'scheh,
We i de Flüehne Lüt verirret sii,
Daß Zwärge a-si[8] trenkt u g'spise hii.

Erst speeter anhi hii si, wi ma g'höört,
Du afa meh mit üsem Volch vurchehrt.
Mi bb'richtet no va menger schöne Tat;
U viil z'verdouhe het ma ihrem Rat.

Jitz[9] d's cheese — wi ma oppa dick[10] het g'höört —
Hii diser Lüt o va de Zwärge g'lehrt.
Denn si no nid aso Cheesjude g'sii,
Wa vürnähm 'taa u schrockli g'loge hii.

---

[1] Albern, kindisch, närrisch, eigentlich: bezaubert, verwirrt, gelähmt von den Elben (den Urgestalten der Zwerge, vgl. Gw. 564). Schwz. Jd. 1, 186: älb, älbisch. [1a] Phantasierte Erzählung jeglicher Art (besonders Roman). [2] Vgl. S. 398. [3] Es ist „Gefahr" da, daß ich mich täusche; was ich sage, ist nicht zuverlässig wahr, jedoch wahrscheinlich; vgl. „wär wiis!" (Schwz. Jd. 1, 884.) [4] Der Kamm der Egg wäre danach durchhöhlt. Vgl. die Sage von der Höhle in der Nünenen (S. 19). [5] Vgl. G'nüder (schwz. Jd. 4, 677) mit G'müder (4, 90) und G'mulder (4, 212), Gmolder, Gmülder (Gw. 114): zermahlenes Abfallzeug; vgl. aber auch d's Füür vernüdere (durch Zerwühlen des Brennstoffes verderben): Lf. 73. Wegen des Weßfall-s vgl. „z'Schriitis" usw. S. 263. [6] Ein Teil (= einige) haben ...; vgl. la plupart ont ... [7] Munter; vgl. schwz. Jd. 4, 1776. [8] Vgl. S. 450. [9] Nennen wir („z. B.") für „jetzt" bloß. [10] Dicht = häufig.

Doch we d'Lüt o der Chees no nit hii b'chönnt,
Hii si' ne[11] de der Ouhe nit vurgönnt.
Viillochtig hii si d'Mülch o z'dicke g'liit,
Wi si zu menger Spiis am beste giit.

U het b'im wölle[12] öppa d'Mülch la gaa,[13]
Hii si das G'chries[14] de alba z'fule[15] taa
U nahi g'salze, u de schier aso
E gueta fula Ziger[16] uberchoo.

De wül no viil va G'wüld u Fisch hii g'läbt,
Si si o minner a der Mutta[17] g'chläbt.
Mi g'höört no oppa, wi si mit dem Vih
Va Wiid zu Wiid desumha 'zoge sii.
Häröpfle[18] hii si denn no ghinner gsetzt,
U nie im Acherchlee e Sichla g'wetzt.

Zur sälbe Zit, wa iinist o n e Maa
Fur etlich Taga furt uf d'Jagd wollt gaa,
Stöllt äär du aan e guet bikannta Zwärg,
Fur ihm si's G'vicht z'besorge uf em Bärg.

Wi giit es du? Chuum het däär Abschiid g'noo,
Ist du n e förchterlicha Schneesturm choo;
U G'weechti het es g'gää, hööj wi n es Huus.
Da cha dä Zwärg du nit zu'r Hüli uus.
U wül du niemer rächt het g'seh zum Vih,
Ist das däm Hirt e gruußa Schade gsii.

Wa däär du umhi z'rugg chunnt va der Jagd,
Giit äär zum Zwärg, u het si Schade g'chlagt,
Däär het es du o 'dduuret b'sunnerbar,
Daß daas su lätz ist g'gange mit der Waar.

Glii anhi siit er ömel du zum Hirt:
Daß dier der Schade nit no grüüßer wird,
Wüll i di jitz de aangends öppis lehre,
Wa dier der Schade wird zum Nutze chehre.

Am Tag darnaa, scho früej bi'm Morgeroot
Schleet du der Zwärg dem Hirt es Gitzi z'toot.
Va'm Gitzimage setzt er Chaslabb[19] aan
U lehrt du cheese dä erstuunet Maan.

Däär het va denn das cheese ubernoo
U ghis Padänt uf das Vurfahre g'noo.
So hii d'Lüt g'cheeset glii zu Bärg u Taal;
Z'erst z'Guggischbärg, u du im Emitaal.
Va dett ist du der Chees i Hannel choo
Un het der jitzig Naamen uberchoo.

Der Zauberschlussel.

Arm, ehrbar Lüt, wa vürschi[20] o va'm Läbe
Nit viil, as Chummer u Vertruus hi g'häbe,
Hii dickist Hülf va Zwärge uberchoo,
Daß si zu ihra Mues u Vbroot si choo.

„Ji'm Manndli, wa de Zwärge o het g'chlagt,
Är higi lang am Hungertuech scho g'nagt,
D'Frau sigi chrank u d'Chinn no chliinn u chrouch,[21]
Un eghis Bitzli Brot meh uf em Bouch,
De umhi d'Stuba mangti g'riiset z'choo,
D'Wenn haali[22] schrockli u der Hölsen[23] oo —
Däm hii si du e Zauberschlussel g'gää
U gsiit, är chönni jeda Tag ga näh
Es g'wüsses Gältstuck an es g'wüsses Ort,
Wa mögi g'lengge grad für d's täglich Brot.
Doch hii si ihm no scharpfi Wiisig g'gää,
Nid meh, as jeda Tag iis Gältstuck z'näh.

Das ist däm Manndli grüsli g'holffe gsii.
A sine Lüte ist du d'Noot vurbii.
Si Frau ist umhi uufchoo us em Bett,
Un alli hii sich oordli b'chüferet.[24]

---

[11] Ihnen = sich selbst. [12] Sieden. [13] Wenn die Milch gerann. [14] Ein Gemengsel wie Chriesimues, Quark. [15] gähren. [16] S. 178. [17] Scholle. [18] Erdäpfel. [19] Käselab: S. 180. [20] S. 252. [21] Schwach, nicht widerstandsfähig, hinfällig. [22] Die Wände hölte, sind nicht senkrecht. [23] Die Zimmerdecke (S. 346). [24] Erholt.

Jitz iinist het du ömel o dä Maa
Ga Friiberg anhi z'Märit wölle gaa.
U wa n er d's Gält het g'riicht am Tag darvor,
Wit i de Flüehne, hinn'r em Zwärgetoor,
Da deicht er du, morn chönn er de nit choo,
U het zwüü Stückleni va'm Huuffe g'noo.

Dä Lappi! hätt er doch no oppa 'ddeicht,
Das äär darmit der Brotchorb dänna
heicht!
Na'm Märit, wa n er umhi wollt ga riihe,
Chan äär das Tor du ömel nit meh
bb'riihe.[25]

Der Zwärge Guettati u der Lüte Udouch.

We's vürschi[26] d'Lüt o het
vuranhi[27] g'gää —
Wi das ja hurti neuerem[28] cha g'scheh —,
Daß si am Aabe erst spaat hiim choo sii,
Ist d'Sach im Stall de scho vurrichtet gsii,
U d's Fueter g'kannet für am Morge z'gää;
Doch va de Zwärge het ma nüüt meh
g'seh.

Zur Summerschzit, we zitig's Gwächs
ist g'sii
U d'Zwärge schweeri Wätter g'förchte[29]
hii,
Hii si de Lüte dickist[30] i der Nacht
Das zitig G'wächs in ihra Hüser 'bbracht.

U süst hii si no aller Gattig meh
De Lüte 'taa,[31] we niemmer si het g'seh.
U dür-ewägg, wa d'Zwärge g'holffe hii,
Ist tarewägg[32] der Säge topplet gsii.

Lohn,[33] het ma g'wüßt, daß si eghina
wii,
U daß si's doch de schrockeli gärn hii,
We d'Lüt o umhi oppa hie u dda
Zum Douch 'ne neuis hii zum Gfalle 'taa.

Doch d'Lüt, we's ihne giit, so wi si wii,
Si deihe chuum a die, wa g'holffe hii
Zu ihra Glück. Mi nimmt e gueti Gaab,
U nahi schüttlet ma der Gäber aab.

D'Lüt hii du vürschi d'Zwärge nüüt meh
g'schetzt
U dick no a-si 'plaaget u verletzt.[34]

Da ist es z'Rüffematt o Moda gsii:
We d'Zwärge oppa neuis g'holffe hii,
Hii d'Lüt de dickist ene póört[35] zum
Douch
Es Näpfli Nidla uf em Brünnebouch.
De hii de d'Zwärge scho di sälbi Nacht
Das Nidelnäpfli süferlich uusg'macht.

Jitz het du iinist o n e wüesta Maa
An Statt[36] der Nidla Dräck i d's Näpfli taa.
Druuf si di Zwärge nie meh zue n ihm choo,
Un i si'm Stall het d's Glück du geej[37]
abg'noo.

Däär het du g'lehrt, das mier zu jeder Zit
Süü achten o di chliinne, g'ringe Lüt,
U nie us Hochmuet wäge tumme Sache
Vertruus un Eerger ene anhimache.

---

[25] Vgl. Gw. 566. [26] Wie [20]. [27] „Es het mi vuranhi ggää = I ha mi verspeetet. Es hat mich etwas aufgehalten; vgl. S. 256. [28] S. 483. [29] Das ursprünglich starke (Kluge 154) „fürchten" blieb es mhd. noch in Zusammensetzungen (WB. 3, 386) und sporadisch wie hier (vgl. auch schwz. Id. 1, 993) im Simplex. [30] Aus dick-is, vgl. öf-ter-s. [31] Prägnant: Gutes. [32] „Dar" neben „durch" en wëg = über den Weg hin: überall. [33] Status absolutus: was den Lohn betrifft („quant à" la récompense), so wußte man, daß ... [34] Bemerke das Lehnwort, das als solches nicht „vurletzt" lautet. [35] Hingestellt auf das Bänklein über dem Brunnen (S. 308). In bööre, pööre steckt zugleich der Sinn: es auf eine Probe ankommen lassen. So auch böört („beizt") man eine Lockspeise, und dem zum Ziehen eines bedeutungsvoll entscheidenden Loses Bestimmten werden zwei Lose 'pöört. [36] Noch die alte Wortgruppe „an Statt", nicht anstatt. [37] Jäh.

Mi wiis oo, das es sit der sälbe Zit
Jitz z'Riiffematt eghiner Obstbüüm git,[38]
Wül d'Lüt a Linne d'Est vursaaget hii,
Uf däne d'Zwärge ubernachtet sii,
We si si va de Bärgen aha choo
Ga Riiffematt, fur Salz[39] cho z'uberchoo.[40]

E mißlungena G'spaß.

De d's Unnerbalm ist o n es Büürli g'sii,
Däm d'Zwärga dickist scho z'wägg'holffe hii,
Där aber nüüsti nie het taan e Chrouch,[41]
Fur ihne umhi neuis z'tüe zum Douch.
Ja, iinist hii du d'Zwärge noch vurnoo,
Daß si van ihm uusg'lachet sigi choo.

Jitz hii si du däm Püürli iinist z'Nacht
So sübe chliinni Nägeleni 'bbraacht
U g'siit: wen äär de ouhi, söll er ja
Dii unne-drii i d's Ouhechübli schlaa;
Es wärdi de no viil meh Ouhe gää,
Wi n är mit gruußer Früüd de wärdi g'seh.

Däm Püürli het das aber nid pressiert.
Är het däm Züg no besser naag'studiert
U het scho ddeicht, dä iigenützig Maa,
Si chönnti de no Fuge in 'ne haa.
Was iina sälber neuerem cha tue,
Das truwwet äär o anner Lüte zue.

Jitz d's erst Mal, wa n es du zum ouhe giit,
Macht äär'sch du nit, wi's d'Zwärge ihm hii g'siit.
I d's Chriishoutütschi[42] ihi tuet dä Maa
Du siner chliinne Nägeleni schlaa;
U's het na du scho grüsli Wunner g'noo,
Wi ächt das Züg de wärdi usa choo.

Chuum si di Nagle dett iing'schlage gsii,
Su walplet du das Dütschi har u hii;
Jitz d's unner-obe ghijt es wi i m Schwick
U troolet furt im erste Uugeplick.

Das Büürli ggugget no dem Tütschi nahi,
Wi 's giit u giit det gäge'm Luubbach ahi;
U 's het na du no grüsli g'lächeret,
Das äär di Zwärge ubertütschlet[43] het.

D'Zwärgemetzg im Walhalb.

Es annersch Büürli het de o n es Mal
Es Chuehli aha g'füehrt va'm Sübetaal.[44]
U wa n er'sch gäge Walhalb zue het 'bbraacht,
Da het es schützli obe-nider g'macht.
Im Walhalb, da ist d'Hütta leeri gsii,
Wül d'Chüeijer scho si hiim gsii mit dem Vih.

Är stöllt si Chueh dett ihi in e Stall
U deicht: das höört de oppa wohl es Mal!
U wen es de no lang so grüsli macht,
Su bliben i hie obe ubernacht.
Am Morge früej bin i de besser zwääg,
As mit der Chueh bi Nacht uf schlächtem Wääg.

U richtig, wa du d's Wätter naag'laa het,
Da het es du scho äärstig g'aabenet.[45]
Är gugget du no usi zu der Chueh
U tuet o d'Türena no besser zue.

---

[38] Wirklicher Grund: außerordentliche Rauheit der Ortschaft, welche von der langgestreckten, ostwärts verlaufenden „Schlucht" den Ostwind auffängt und westwärts an das „Biisefäld" weiter gibt. Mit Naturübeln aber als Strafe für Frevel an den Zwergen vgl. Gw. 573 ff. [39] Vgl. S. 182. [40] Bemerke die Tonabstufung: 1. im plastischen „choo" = gekommen, 2. in der Zusammensetzung „uberchoo" = bekommen, 3. cho = ga. [41] Vgl. „Rank" (S. 212) und emmentalisch: e Wawch („Wank") tue. Vgl. auch das gewundene schmale Krauchtal. [42] Wedeletütschi: S. 102. [43] Mit dem Tütschi „ubertütschet": vgl. S. 103. [44] Als Route ist gedacht: Oberwil, Morgeten (am Ochsen), Gantrisch-Chummli, Schwefelberg, Grönegg, Walhalb. [45] Vgl. „aben" und „abenden" im schwz. Jd. 1, 34. 38.

Druf hii im Füürhuus[46] het fur uber d'Nacht
Är du es tüechtigs Lischehuli g'macht.
Nid lang ist's g'gange, bis er g'schlaaffe het,
Grad wi n e Prinz im beste Fädrebett.

Du oppa so na driine Stunne druuf,
Da weckt ne du e gruußa Läärmen uuf;
U wa n er schi het us em Huli g'lüpft,
Da ist das Manndli schrockeli erchlüpft!

Z'ringsum ist d'Chuchi volli Zwärge gsii,
Wa i der Nacht si's Chuehli g'metzget hii.
Är g'seht no grad, wi iina het darvaa
A gruußa Bitz i d's Chessi ubertaa.
Dii hii da g'chochet, g'schmaust u g'jubiliert,
U hii si vur ihm numa nüüt g'schiniert.

U du, wa n äär da us si'm Lischebett
Vurwänt[47] masliidig däm zueggugget het,
Da chunnt zu ihm e Zwärg, wa het
g'senndiert,[48]
U het ihm o n e Bitz aanpresidiert.[49]

Är nimmt es Bitzli du us Friid u Rueh[50]
Un ißt darvaa; doch het er hurti g'nue.
Är hätti wääger[51] lieber ung'schiniert
'ne mit dem Stäcke Senf darzue g'serwiert.

Glii druuf hii d'Zwärge aanfaa
z'sämeruumme
U hii si nid meh[52] lenger wölle suumme.
Äär aber, wül es geng no Nacht ist gsii,
Het uf si'r Lischa g'nüütet[53] no e chlii.

Am Morge früej, su baal es 'taget het,
Ist äär du usa us si'm Lischebett.
U wa n er ist fur d'Hütta usi choo,
Da het's na doch du ömel Wunner g'noo,
Wa si di Nacht si's Chuehli g'metzget hii,
Das niena meh ist Bluet am Bode g'sii.

Druuf, wa n er uber d'Pavi[54] anhi wott,
Da brüelet du, si'r gruuße Angst zum Spott,
Das iinzig Chuehli dinne i si'm Stall
Us Lengiziti nach em Sübetaal.

Dier chüüt ech deihe, wi daas Früüd het g'gää.
Wa n äär si's Stuck[55] het läbigs umhi g'seh!
U d's Chuehli, ducht na, figi nid bös z'wääg.
Är nimmt's du fürha, gugget's dür ewägg.

Am lingge Hinnerbacke fehlt du dett
Es Bitzli Fliisch — su viil äär g'gässe het
Di sälbi Nacht va'm fiißte Zwärgemahl.
Süst ist es g'sunn u zwäg gsi uberaal.[56]

Der Salzbrünnen im Sortel.

Im Soortel oben ist, wi d'Lüt hii gsiit,
Der best Salzbrünne g'lüffe wit u briit.
Däär wee no iigetlich de Zwärge g'sii,
Wül sii dä Brünne zuhag'riiset hii.
Doch hii si d'Zuba dett dem Chüeijer
g'laa
U numa hie u dda de g'riicht darvaa.

Däm Chüeijer ist däär d'sunner'sch
wäge'm Vih
E gruußa, grüseleha Nutze g'sii.
Är het geng g'häbe va der schööfte Waar,
Su hübschi, fiißti, glatt u fiin im Haar.
U gueti Mülch hii alba d'Chüeh dett g'gää!
U de as vil[57] aß oppa d's halba[58] meh.

[46] Herdraum: S. 362; Gw. 415 f. 459 f. [47] Sehr (fz. fervemment, lat. ferventer). [48] S. 168. [49] „An-presentiert". [50] Lehnform für: va Friid u Ruew's t'wäge. [51] Wahrhaftig. „Wääger" ist Komparativ von mhd. weege, ahd. wâgi (mit Gewicht, Übergewicht); mhd. WB. 3, 647; Graff 1, 665. [52] „Meh" ist abgeflacht wie im emmentalischen „nümme". [53] „Nüüten", „schluunen", schlummern. [54] S. 304. [55] S. 141. [56] Vgl. Jenz. 187 f. Zu der Kuhschlachtung gehört sonst noch der Zug von der durch die Zwerge selbst nach allen Regeln der topographischen Anatomie vollzogenen Wiederzusammensetzung des Tieres, an welchem bloß das vom plumpen menschlichen Eigner verzehrte Stück der Muskulatur fehlt. Vgl. Henne-Am Rhyn, die deutsche Volkssage. [57] „So viel als", nahezu. [58] Das Doppelte.

Dä Chüeijer het de gärn zu aller Zit
Zum Brünne g'laa no anner Chüeijerschlüt
Mit ihrer Waar, we si dahar si choo,
Fur o vam Soortelsäge z'uberchoo.

Mengs ziligs[59] Tierli, wa dett g'suffe het,
Das het si hurti alba b'chüferet,
Dä Brünne het de o ne Tschuura[60] g'gää,
Das mengs Senntum darva het chönne näh.

So ist das g'gange zimli lengi Zit,
Bis das es dett en Ännerig du git.
E Chüeijer nämlich ist i Soortel choo,
Wa allz ganz annersch du het vur ihn g'noo.

Däär het du niemmer meh zum Brünne g'laa,
Das äär der Nutze iinzig chönni haa.
U wi n ihm dickist d'Lüt aang'häbe hii,
Su ist er nüüsti nit z'erbb'richte gsii.

Jitz wa di Zwärge das du hii vurnoo,
Su het äär grad si Lohn o uberchoo:
Si stölle du däm Brünne d'Quölla aab.
Du ist dä Chüeijer sälber o schabaab.
Mit nahigrabe het er nüüt meh g'wunne;
Är het di gueti Quölla nie meh funne.

Drufhi hii d'Lüt no dickist z'säme g'siit:
Däm ist es g'gange, wi n es viilne giit,
Wa erst de hinnernahi d'Sach iing'seh.
Es ist de miistes z'spaat u nützt nüüt meh.[61]

Vam Fadechlungli z'Riiffematt.

Glii druuf hii d'Riiffematter ömel oo
Am Horbüel chönne Zwärge uberchoo.[62]
Zwü jungi Lütleni si's nöija gsii,
Wa d'Gfahr nit g'merkt u z'säme ggoulet hii.[63]

Das Päärli hii si wölle mit ne näh,
Fur de va ihne[64] diß un eis z'vurnäh.
Du cha 'nen iis etwütsche. U darnaa
Rüeft ääs no z'rugg si'm Kameräädli naa:

We 's dier nit g'lingt, fur ihne o z'etflieh,
Verraat 'ne ömel di drii Sache nie:
Für waas dem Haber si's Biichöörndli[65] ist,
D'Guldgruebe, wa de hie im Lendli wiist,
U wa der Soortelbrünne z'finne wee.
Das tue 'ne ömel wääger nie aangää!

Daas het es du versproche, hiimlechs z'haa,
U giit du däne gruuße Manne naa,
Wa ihns ga Riiffematt hii ahi 'bbraacht
Un i Vurwahrig g'häbe Tag u Nacht.

Doch nit, das ääs het müeße Mangel haa:
Mi het a gar nüüt an-ihm's fehle laa.

Das Zwärgli het du ihne mengi Nacht
Aag'nähm vurchüürzt u chuurzi Ziti g'macht.
Äs het de gar mengs chönne un erzöllt,
Wa d'Lüt as vil aß uf e Chopf het g'stöllt.
Doch was es het vursproche, hiimlechs z'haa,
Va däm het ääs nüüt über d'Zunga g'laa.

So wee du z'Riiffematt bi lengem noo
D'Lüt völlig guuhi[66] uber 's Zwärgli choo.
Doch däm ist settigs Wäse notti glii
Du afa chünn's[67] u fast[68] erliidet gsii.
Es het si g'sehnet na der frije Luft
U nach em Horbüel mit si'r Fölsekluft.

Jitz ii Chültaabe sii, wi süster oo,
E Rieschelta[69] Lüt zum Zwärgli choo.
Da bb'richtet ääs, äs wölli ihne jitz
No ziige ganz e b'sunneriga Witz.

---

[59] Schmächtiges (S. 248). [60] Wasserstrahl (S. 308). [61] Jenz. 188; Herzog, Schweizersagen, u. a. Vgl. S. 46. [62] „Überkommen" hier in der Grundbedeutung: unterkriegen (overcome) und in seine Gewalt bringen. [63] Sich tändelnd herumgebalgt; vgl. schwz. Jd. 2, 207. 214: gaule, goole; im Emmental: ggawle. Vgl. der Ggööl: närrischer Mensch. [64] Von beiden: constructio ad sensum. [65] „Beikörnchen": der am Vegetationspunkt des Weißhaferkorns wuchernde zweite Austrieb. [66] Närrisch (S. 137). [67] „Chünds": bekannt, und nachgerade nur zu bekannt uud zu geläufig. [68] Betontes fast: sehr. [69] Menge.

Doch müeße sii no, für dä Flouse[70] z'g'seh
Es flächsigs Fadechlungli an=ihm gää;
U no es Pfeister mangti offe z'sii. —
Di Forderig ist glii erfüllti gsii.

Chuum het es d's Fadechlungli i der Hann,
Su ist der Fade g'chnüpft a d'Pfeisterwann;
U ob d'Lüt hii bigriffe, was soll gaa,
Ist ääs zum Pfeister usi u darvaa.
Dem Fade naa ist ääs d's durahi g'rütscht,
U niemmer het's du nahi meh erwütscht.

Das si du va de löste Zwärge gsii,
Wa d'Riiffematter g'seh u g'häbe hii.
Mi het va denn aan sälte iina g'seh,
U speeter=anhi gar eghina meh.

Doch mit de Zwärge ist us memgem Huus
O 'zoge — d's Glück u Gottes Säge druus.
D'Lüt hii meh Ungfööl g'häbe du drufhii.
Nid, daß ne's d'Zwärge anhi=gwüüset hii![71]
Di Straaff, si ist va oben aha choo,
Wül d'Lüt di Zwärge z'weng i Schutz hii g'noo.

Was Gott zum G'setz het g'macht, das laat si nie
Va Aflikaate linggs u rächts vurzieh.
U na si'm G'setz u Wülle süü mier ja
O chliinni, g'ringi Lüt fur Brüeder haa.
Wär das Gibot nit schetzt u nüüt drum tuet,
Däm giit es äbe de o sälte guet.

[70] Also „der Flausen", entsprechend „dem" Flaus (Wollbüschel) am Flausrock und „dem" zugrunde liegenden floscului (Blümchen, Obstbutzen, Redeblume) ohne reellen Wert. „Der Flousen" ist ein lustiger Streich, wie nhd. „Flausen" Vorspiegelungen bedeuten.
[71] Angewünscht: vgl. Lf. 601.



Echte Guggisberger Pfeife.

Handel und Wandel.

Am Schafscheid.

Atte, tüet ech hurti kanne!
Gugget, d'Schaafschiidlüt gaa schoo;
Un e gruußa Troppe van 'ne
G'seht man unnen=uha choo.
Mier wii afa hübschli gaa;
Dier müüt üüs de geng no naa.

Chärfritig und Oostri und Schaafschiid: das seien, erklärte ein Mädchen im Konfirmationsunterricht, die drii hööjsten Tägen im Jahr. An des erstern Platz stellt ein launig sich heruntersetzender Mann das Neujahr, wenn er kundgibt: Ich wäschen mich es Jahrs drü Mal: am Nüijahr, an Oosteren und am Schaafschiid. Das sind der Marksteine doch noch drei; aber wie, wenn selbst die Natur nur einen, und zwar den letzten, als solchen anerkennt? Am Schaafschiid wärden d'Schaafschiidbiri und d'Nuß zitega (sind die Haselnüsse reif), und na'm Schaafschiid chunnt ghis Eemd mehr dürrs. Solche Pünktlichkeit der Zeitrechnung lernt aber der Mensch der Natur ab. Irgend ein Ereignis fiel oder fällt auf den und den Tag vur oder nach dem Schaafschiid. Am Schaafschiid selbst werden alte Gläubiger befriedigt und neue Schulden kreditiert, unbezahlbare Rechnungen aber mit dem Mund und gelegentlich mit der Hand beglichen, werden Dienstverträge auf ein Jahr geschlossen und wird — in d's leng Jahr ddinget.

Die Rolle des Entsieglers lang gehüteter Geheimnisse spielt der Stoff, in welchem „Wahrheit liegt". Diesem so freigebig wie am Taufschmaus, wo leer Fläschi uufg'heicht chömen, g'wiirtshuuseten Miidschi schmilzt Schicht um Schicht der mit großem oder kleinem Ernste die Brust panzernden Eisrinde. Dem Eifersüchtigen aber fährt es heiß in die Fingerspitzen, und Riiffenmatter=Zuunstäcken haben in

Jahren wie 1778 und 1780 unter tǻfeleⁿ und wanzeⁿ (prügeln, vgl. S. 128 f.) Händel ausgefochten, die zu ruinierenden Bußen und langjähriger Landesverweisung führten.[1] Aber noch bis vor einem Menschenalter waren die Schafscheide Tage, die von den Besonnenern mit unheimlichen Vorahnungen erwartet wurden: was giᵇt's ächt hü̦ü̦r umhi am Schaafschi̦i̦d? Was wohl gar für tötliche Streiche oder Steinwürfe?[2] Schlägereien brutalster Art brachten die Regierung nach allerlei einschränkenden Maßregeln[3] auf den Punkt, das verhängnisvolle Volksfest auf den Aussterbeetat zu setzen, als die Segnungen der Volksschule und eines sittenveredelnden Vereinslebens sich fühlbar zu machen begannen.[4] Die Leidenschaftsausbrüche fanden harmlosere Auslösung in dem mehr oder weniger stürmischen Schri̦i̦s: der Aufforderung zum Mitmachen an dem seit etwa 1870 üblichen Schaafschi̦i̦dtanz und dem etwas überenergisch einsetzenden, sonst aber wenigstens bis zum Abend recht anmutigen Zwischengesange. Auch der Weinverbrauch muß, trotz Überfüllung der beiden Ryffenmatter-Wirtschaften und der Schies-hütta, stark abgenommen haben. Am Schafscheid von 1828 verbrauchte bloß der Guggisbergerwirt sechs Saum Wein zu 6 bis 14 Batzen. Dazu verkauften noch vier andere Wein, und für Essen und Trinken siⁿ meh wẹder zwǖtu̦u̦sig Chroni (zu Fr. 3. 70) dru̦ff g'gangeⁿ.[5] Das war die Antwort des Reformationsfestjahres auf die obrigkeitlichen Verbote von „Überfluſ und Üppigkeit“ (1671),[6] „ja allen Weinausschanks überhaupt“ (1664).[7] Wie Knaben ohne solchen sich einen urfröhlichen Tagesschluß bereiten können, beweisen das chlättereⁿ mit den Chlättereⁿ (hölzernen Castagnetten) und das Peitschenkonzert: das chlöpfen im Viert'hakt mit geflochtenen Lederpeitschen.

Das ist die Guggisbärger-Chü̦l̦bi (1713: Killbe). Also „Kirchweih?“ Aber vom Schafscheid wollten wir ja sprechen! Der ließe sich allerdings Jahr um Jahr je am ẹrsteⁿ Herbstmänet-Donnstig vom späten Vormittag weg bis in den folgenden Morgen hinein mitmachen, ohne daß man von der Bedeutung des Namens eine Ahnung bekäme. Wer wissen will, was der Schafscheid im Grund ist, muß spätestens früh um die acht Uhr sich auf dem Ri̦iffeⁿmatthoof eingefunden haben.

Da überblickt er dicht unter dem alten Tätschhu̦u̦s bi'r Tanna vier Pferche: Chrǒ̈meⁿ von je 13 m Länge und Breite; am fünften westlich der beiden Wirtschaften ist er ahnungslos vorbeigegangen. Der 87jährige Schaaffääre̥chmaan Wyßenbach auf der Fluh (S. 360),

[1] SB. F Ende; 1. Juni 1780. [2] Chr. 13. [3] Chr. 58. [4] Vgl. Chr. 103. [5] Chr. P. 53. [6] SB. J 113. [7] Ebd. 111.



Schaafschiid.

der in seinem Leben bei elf Tausenden solcher Verschläge errichtet, hat auch diese wieder darg'macht und sie mittelst Aufschriften an den Eingängen den Besetzern zugewiesen: Schumacher vom Kisirig (va'm Chịịsẹrig, von der Kaiseregg); Schwibenegg (Schweibenegg) Nr. 2 Ammann; Schiterwang, Nr. 3 Hostet'ler; Nr. 4 vom Walalb (Walalp) Berg. Der fünfte Verschlag wird etwa die vom Gantristplateau, vom Ochsen, von Alpiglen aufzunehmen haben, oder sonstwie von den Hirten — auch us dem Sűbentaal — aanddingeti oder anngnoommeni Schaaf. Wir wollen uns darüber erkundigen; da, horch! Peitschengeknall, Treiberrufe, Lockstimmen, Geschell, Geplärr. Wir schauen nach dem nahen Schwantenbuech. Da überblickt das Auge ein langsam dahin fließendes Gewoge bewegter Köpfe, wandelnder Leiber; endlich hebt sich Vließ um Vließ von dem stattlich langen und die ganze Straßenbreite besetzenden Zuge ab. In grell abstechendem Gemisch unterscheiden sich Schwarz, Weiß, Grau, Braun, Tschägget. Unsern Blick fesselt ein wundervoll schneeweißer, zottiger, großer Schafbock. Hinter ihm marschieren kleinere, kleine, kleinste, alle aber stark bewollt und sichtlich gut genährt. Wie zur Heerschau jetzt defiliert eine vielleicht fünfhundertköpfige Schar an uns vorüber. Voran schreitet, die Blicke stramm und sicher auf sein Ziel gerichtet, ein stämmiger Schuljunge. Hinter ihm jagt ein wetterfester Treiber: huß! huß! tschụ̈! tsụ̈! Määh! blääh! antwortet es in heiserm Tenor, in gurgelndem Baß; aber vorn lockt eine Stimme: Hoo, hắli, hắli, lụ̈lụ̈ lụ̈ lụ̈! Ein vieljähriger Freiwilliger hält als Polizist die Gasse frei: Furt da! aḷḷz furt! So führt der junge gute Hirt die Schafe zum rechten Tụ̈rli ein. Er kennt es noch vom fäärnderigen Mal her, wenn nicht gar vom vorderieeregen: van vórfäärn. Der Torhüter paßt scharf auf das Eintreten des ersten und letzten Wollenträgers und sperrt sofort den Zugang ab, indem er den Zụụnring anlegt. Nur Eigentümer um Eigentümer wird eingelassen, wenn ein solcher nicht die Schranken zu übersteigen vorzieht. Mit scharfem Blick überschaut jeder die etwa zweihundertköpfige Schar eines Pferchs, die immer wieder mit sch! sch! aus den Ecken nach der Mitte getrieben wird. Er untersucht am Hals je eines ins Auge gefaßten Tiers das angehängte Brịttli, das Tắfeli, die Beigla,[8] den Brannd oder das Brănndli mit den aufgebrannten Namensinitialen. Öfters trägt ein Schaf auch noch ein geheimes Ohrzịịhen, wenn nicht auf Rücken oder Stirn einen Farbstreifen. Von verunglückten Weidetieren bringt der Hirt am Schịịd das Brittli und die Ohren. Glücklich zum schịịden, d. h. zum Zuscheiden an die Eigentümer gelangte Schafe dagegen werden am Tụ̈rli

---

[8] Gw. 547.

vom Hirt, der sein Kontroll-Büechli nicht aus der Hand läßt, dem Eigner zugestellt. Dieser händigt dafür dem Hirten das Sömmerungsgeld von zwo Franke[n] vam Stuck ein und empfängt den vom Viehinspektor des Abgabeorts ausgestellten, vom Inspektor des Annahmeorts zu erneuernden Schịịn. Nicht immer willig trennen sich die an neuen Hälsige[n] oft zu sechsen oder mehr abgeführten Tiere von ihrer Herde, mit der sie einen Sommer lang so viel Leid und Freude geteilt. Für die jungen Lammleni aber, die jetzt endlich den Mühsalen der stundenlangen Talfahrt und dem Gedränge des Pferchs enthoben sind und nun an der Mutter sich satt saugen konnten, ist vorab eins und alles: Ruew! Wie tot strecken sie sich hin, und bei keiner sonst so gerne hingenommenen Liebkosung tüe[n] si drum. Das einzige, was das einen Augenblick halb geöffnete Auge zu sagen scheint, ist: La[ß] mi[ch] sịị[n]!

Gewiß hatten auch Führer und Treiber auf dem schlechten Heimweg Erbarmen mit den wehlich blöckenden Kleinen und trugen sie streckenweis auf den Armen; allein e̥s ist ihra gar me̥ngs gsịị[n], die sich in die Gunst eines „guten Hirten“ teilen mußten.

So die Schaafschịịde[n] von 1908 bis 1910. Derjenige von 1910 umfaßte etwa 1300, der von 1909 bloß etwas über 800 Tiere. Ein Jahr zuvor waren es etwa 1000, zwei zuvor: 1200, noch zwischen 1870 und 1880 ihrer 5000.[9] Da reihten sich denn auch e̥s Totze[n] Chrö̋me[n] an einander, den ganzen Hof erfüllend, und alle waren g'stacket u[nd] g'stungget vo̥l̥l, wie heute die fünf es bloß zu zwei Dritteln sind.

Allerdings kommen nicht alle gesömmerten Schafe an den Scheid. Einige werden von den Hirten zurückbehalten und erst vor Wintereintritt den Eignern z'Huus u[nd] z'Hịịm bbracht. Zudem findet — seit etwa zwanzig Jahren — jeweils am Tage vor dem Ryffenmatterein Plaffeyer-Schafscheid für das freiburgische Oberland und die Hochberge des westlichen Stockhornzuges statt. Dieser Scheid verläuft in den durch seinen Namen angezeigten Grenzen gleich dem im Oberhasli (Innertkirchen), am Südfuß der Gemmi, im Lötschental, mit dem „Bänzen ụụszieh[n]“ in Grindelwald.[10]

Was den Guggisberger Schafscheid von allen andern bis zur Berühmtheit[11] abhebt und ihm Namen und Bedeutung sichern würde, wenn es kein einziges Schaf mehr zu „scheiden“ gäbe, ist sein Sichauswachsen zum Rịịffe[n]matt- oder Guggisbärg-Mä̊rit. Dies begann naturgemäß mit dem Zuzug der Händler und Schlächter, welcher den Schafbesitzern für die so geschätzten Bäärgschaaf noch heute Preise bis zu

---

[9] Wyßenbach. [10] Gw. 348. [11] Vgl. Jenz. 135; Anderegg 724 ff.; Schwzbg 32 f. Mül. M. 3, 97 u. a.

sechszig Franken sichert. Bereits 1818 finden wir den Schafscheid auch als „Schafmarkt“ betitelt,[12] und 1836 bewilligte die Regierung seine Verbindung mit einem Viehmarkt.[13] Der ist gleichwohl bis zur Besetzung mit einem halben Hundert stattlicher Rinder im Jahr 1910 unbedeutend geblieben gegenüber dem Chreemmermårit, der sich an Beliebtheit, Belebtheit und Beleibtheit mit den Bernermessen messen darf. Da dürfte der vierarmige Wegweiser das Zentrum eines sechsstrahligen Sterns heißen, wenn er nicht eher zum rettenden Orientierungspunkt in einem Labyrinth von Buden, Bänken und freien Ausstellungsplätzchen würde, in welchem man Hören und Sehen verlernen kann. Von den Schlüsselstädten des Emmentals und Oberlandes her kommen die vielleicht nicht fernsten Chreemmerstẹnn^{d} oder -stendleni, in welchen alle Herrlichkeiten von der neusten Dreschmaschine bis zum Schuehnụ̈schẹl (šš), von den klingenden Weideglocken bis zu den klappernden Schaafschịịdhä̊fe^{n} „guet und bil^{l}ig“ zu erstehen sind. Diesen letztern gilt ein starker weiblicher Zulauf aus der auf- und abwogenden Menschenmenge, welche sicherlich die Zahl der Scheidschafe übersteigt. Denn hier gibt es z'lötterle^{n} oder z'lotterịịje^{n}. Eine besonders lebhafte Lotterịị unterhalten aber die Redekünstler am schätternden Glücksrädchen des Läbchuehe^{n}zwịrbeli. Sie wissen ja wohl, daß die Väärsleni, welche ihre überzuckerten Häärzeni zu lesen geben, solid bäuerliche Mädchenherzen einstweilen nicht brechen, mehr als eines aber mit Erfolg anrufen: Sesam, öffne dich! Ins Fäustchen lacht sich am Abend auch der Mä̊ritbrüeli, Brüeli, der mit erstaunlicher Ausdauer seine Sprechmaschine im Gang erhalten hat, auch wo ihn zufällig niemand hörte: Ein Wachstuech! Hundertfünfzig Kilometer schwer! Großartig! kolossal! pyramidal! international!

Verschüchtert sitzt neben dem Zungenhelden hinter ihrem kleinen Stand eine wohl nicht unweit hergereiste Chreemmeri und ladet uns mit wehmütigem Lächeln ein, öppis z'chraamme^{n}. Man sieht leicht: ihr Marktständchen ist nit d's fụ̈rnämmsta (das besuchteste, geschätzteste). Die Verkäuferin ist noch stark voorreetegi: sie hat noch viel Vorrat voorsteen^{d} (unabgesetzt auf Lager); ihre Waren hịị^{n} nit vịịḷ Chụụf (Nachfrage).[14] Das soll allerdings auch von ihrem heimischen Geschäft gelten, was ich freilich nur vom Hörensagen weiß; i^{ch} gịbe^{n}'s, wi n i^{ch}'s g'chụụft haa^{n}. Die Frau verlegt sich in ihrem abgelegenen Örtchen mehr darauf, bei ihren Chunn^{d}ene^{n} (Einzahl:

[12] ABS. 2, 154. [13] Chr. 40. [14] „Kauf“ ist überhaupt Handelsverkehr. (Kluge 234 f.) Unser einseitiges „kaufen“ wurde daher früher, z. B. 1652, als ein „an sich khouffen“ bezeichnet.

der Chunnᵈeⁿ) Waren gegen Eier u. dgl. abz'tuusche (auszutauschen) und bei allen kleinen Gelegenheiten um öppis z'grützeⁿ.[15] Auf diesem Wege nun auch wird sie gegen Abend — es ist nur die Frage, mit welchem Profit, wie viel sie dabei pröfidieri — ihre Ware los. Sie ergreift immerhin dazu nicht die erste beste Gelegenheit. Mit dem Eierbaabi[16] vorab, diesem zwűbiinegeⁿ Blettli, band sie nicht an; auch einen Hüsierer (1603: Kräzenträger; Landfahrer),[17] der gemächlich um enannᵈereⁿ trädlet ist, ließ sie seiner Wege ziehen. Dagegen ist jetzt für einen Augenblick der Tübákſämeli[18] ihr Mann. Sein Rollentabak samt Zündschwamm und Feuersteinen zieht nicht mehr, und doch söllti öppis gaaⁿ. Beide alte Bekannte, siⁿ si baalᵈ iinist hinnᵈer enannᵈereⁿ unᵈ rǻblen enannᵈereⁿ aan (laden sie sich gegenseitig ein), für einen Handel zu treffen. Daß ein solcher stattfinden solle, giᵇt nümaⁿ nit viil zˡrēdeⁿ. Beide versichern auch aufs neue ihre Zuverlässigkeit: Dier sit ja sicher aⁿ mier!

Das Männchen überschaut die ganze Auslage: Wie tüür dǟʳ ganz Kümäärsch? (Commerce im Sinn von buntem Allerlei). — „He, was wüll diᶜʰ düheⁿ (dünken)? Giᵇ mer oppa hunnᵈert Stückleni, oder Füffränkler, oder Füflíber, weⁿⁿ de lieber wüllt, su giᵇt's mer gràd es Chuehli." — Sǻg du lieber, wi meng's Zwenzgi, oder Zäächni, oder Füüfi, oder grad, wi viil Zweiereⁿ! (Zwanzig- usw. -rappenstücke.) — „He nu, das giᵇt, wart eⁿ chliiⁿ! füfeⁿᵈzwenz'gtuusig Zweiereⁿ; unᵇ iᶜʰ chönnti darmit zwűtuusig Pfunnᵇ (1000 kg) füfeⁿᵇzwenzgerigs Riis chuuffeⁿ, oder zǻhetuusig füferegi Zündhölzlitruckleni." — Ja, ja, rächneⁿ, was das anbelangt, das chaⁿⁿst, an meneⁿ Manneⁿvolch z'Trutz. Aber du chunnst viil z'gliiᶜʰ fertig, weⁿⁿ de geng tuusig z'sǻmeⁿ nimmst; muest sűbeneⁿᵇzwenz'g nähⁿ! (Das ist ein viel vollmundigeres und ohrenfälligeres Zahlwort; „27" ist darum auch eine hyperbolische Zahl: da chőmeⁿ si aber, grad ihra Sűbeneⁿᵇzwenzg!) — „He, iᶜʰ wüll der öppis dänneⁿ tueⁿ (ablassen). Sägeⁿ mer, nüüneⁿᵇnüünz'g Stückeni unᵇ es halbs." — Ja, wurum nit gaar! Säg du annᵇerhalbs Fränkli füüfeⁿᵇsibeⁿz'g unᵇ es Charʳetli Münz. — „Chrückeⁿmünz"[19] woˡˡᵗst sägeⁿ, gäll! Jä, du rächnist ǻbeⁿ naᶜʰ Frankneⁿ, unᵇ uf ᵈem Mǻrit naᶜʰ Zwen'gfränklereⁿ. Aˡso n es Näppi oder eⁿ Näppel ist dier wi „wär

[15] Vgl. „Grütz" im schwz. Jd. 2, 839 ff. [16] Nhd. T. 80. [17] Till. 2, 554; 4, 471. [18] Nhd. K. 105. [19] Kleingeld, wie es der an Krücken gehende Bettler als Almosen erhält. Ähnliche verächtliche Ausdrücke im schwz. Jd. 4, 348.

giit da dürchhin?"; und wenn de öppis am Bödén suechst, su taarf es nüman höchstens Näpelióöndlisaammen sii, oder ein hunndertfränkegar Banknoten. Am wi mengten Milionen wärhist iigentlech? Du hest allwääg wäsentlich (viel) Gält am Ziis, und en wäsentlegi Rieschela (≈≈) vierz'gbätzig nüiji Taller van alten Ziten har findt man denn iinist bii der im Strousack, und es schöns Püscheli (≈≈) füfzähenbätzegi tütschi Gulldenstückeni vam Sunderbund näha in menen alten Strumpf, und es Wüschli (≈≈) vergässeni Zähenbätzler im Weßlibuessack. Nach Bätzen rächnist du richtig nid meh. Das machen si nüman noch im Seftigeramt ussen und im Bipperamt unnden." — Bist fertig? Vam Gält verstiist de och öppis, mi g'seht's. — „O warum nit? Mier hiin oppa d's Gältli óch ghäben, bis mer sin i'n Runzivall choon — 's ist oppa schmäärbig (schmerzlich, verdrießlich) gnues g'siin. Aber dás het ins du d'Fränkleni g'noon! Är het's d'rum mit unzähligen Lüten (schlechten Zahlern) z'tüen ghäben und ist zu n en gueta g'siin. Är het der Mütt[20] fur n es Malter[21] g'gään; en müttega Sack für n en Maltersack, und für n es b'strichchens Määs es g'huuffets und noch drüber iin und für n en Vierlig[22] sächsendzwenzg[23]. Verstiist, ich rèden nüman so für n es Määs z'gään.[24] Är het's nöbel g'gään, und ich mues jiz im Chliinen rächnen; so z'säge mit dem Paggeli[25] anstatt mit dem Füfliter, und mit dem Briiseli[26] anstatt mit der Hampfela (Hand voll) oder mit der Gguuffela (beide Hände voll). Aber gottlob chan ich's, und darmit chan ich's machen."
— Was wollst de? G'schehner Sach ist der Raat g'noon. Aber ömel g'schlächtet[27] (an Wohlbefinden eingebüßt) hest de naa'st nüüt, du g'sehst gar nid schlächti (als Hinfällige) drii. Du bist hälluuf und z'wääg, und ich bin hüt nümman so halbbätziga;[28] ich han d'rum z'weeng g'schlaaffe. — „Bist de oppa hinacht verzworgglet g'lägen? Oder hest de g'meerliget (dich in irgend einem Tun übernommen)? Hest de opp uus- und iin-g'stüijet"? (Bist du unruhig und unstet hin und her — wider und füür — gelaufen? — He jja, ich han en Wälisnacht g'häben. (Eine unruhige Nacht.) Mins Tschäggli

[20] Modius: 12 Määs; 168,135 l. [21] 10 Määs. Ursprünglich sow. es z'Müli: was man auf einmal zum Mahlen in die Mühle bringt. (Kluge 301) [22] Ein Viertelhundert: 25 Pfund; 25 Kohlköpfe; aber auch ein Viertelpfund. [23] Vgl. die engl. Guinea (Guinée) als nobel bezahltes Pfund Sterling. [24] Analogie, bildliche Rede als logischer Maßstab des wirklich Gemeinten. [25] 1 dl; vgl. „Baggel" im schwz. Id. 4, 1073. [26] Petite prise; übh. ein klein wenig. [27] Eh, wi hest du g'schlächtet! wurde ein Lungenkranker bedauernd angeredet, erwiderte aber doppelsinnig: Oh, ich chann noch lang schlächten, bis ich so schlächt bin wi du! [28] Vgl. „halbnäpfig" Gw. 392.

het g'chalberet. — „Nu", gschau, da ist bi mine" Chuurzwaare" (nicht Kurz-, sondern Spezereiwaren) es Seckli Ggaffee. Ich giben e" im Z'sämeme"e"hang (in größeren Posten, auch partienweise). Wie viil bigährst e" (en, davon)?" — Däär wird oppa bi dier i" mene" tüüre" Stannd sii"! — „He, e" wohlfiili Sach ist p'her see (per se) der Ggaffe nie, wen" er guet ist." — Ist oppa däär da apartig guet? Wohaar hest n en iige"tlech? — „He, va" mene" Wittfraueli." — Wadůrchhi" (wie so)? und va" welchem? — „Du bist naa'st e" G'wunnderega! Du wiist doch dä" Gůmi (commis voyageur) va" Bäsel ůha, wa da für n es Jüde"g'schäft (wi n es hiißt, das chönnten ich jitz mit Name" nit gräd säge"), es sigi gluub es bolnisches, g'riiset ist. Däär ist, wa n äär mit de" Manne" nüüt het chönne g'schirre", de" Wiibere" naach i" d'Chuchi und uberaall hi", het ne" ddäderet und g'flattiert und ne" gruusam schöön Ggaffebohni 'ziigt. Si hii" g'siit, si zwiifli e" chlii".... Aber är ist 'ne" haulige" dri" gfahre" (unvermittelt in die Rede gefallen = dri" ghijt) und het g'siit, das sigi Moggaa, wa süst nůma" der Presidänt va" Brasilie" triihi. Aber jitz higi äär va" däm e" ganzi Waage"lädig müüße" aannäh", wil er süst nid weer 'zahlt choo" bii n ihm. Da gäbi äär jitze", fur Abräntsch z'mache" („damit abzufahren"), d's Pfunnd fur achtzg Santime". (Man sagte: der Sántiim.) Zu settigem Ggaffee chömi sii ihra Läbtig nie meh, si sölli nůma" grad zähe" Kilo näh". Das Fraueli het 'na[29] nüüt meh g'wüßt z'widerrëde". Äs het sich lä" uberbbrichte", oder besser g'siit: uberrumple", het aber zum Glück deghi" B'stöllig unnderschribe". I" acht Täge" chöme" ganzi Läst P'häck mit Nachnahme"; d'Brieftreeger hii" nit g'wüßt, wa wehre". En iedera P'hack ist volla gsii" zum ůsigägle" und het was miinst wi viil g'macht? Als z'vil alß a"dggaar (beinahe) zwütriißg Pfunnd. Dii hii" sölle", ich wiis nid meh wi viil choste"; und wa ma" het uuftaa", was si" das fur Bohni gsii"? Ich säge" dier: wi we"" d'Müüs si verchäflet hätti! Hůß ůsa, ich mag nit dra deihe"! Jitz was mache" di Wiibervölchleni? Ii"s het b'sahlt. Aber zwo anndera si" uf d'Post ga" uufbigähre". Der Posthallter het dessi nůma" g'lachet. Z'erst het er 'ne" ihri Tummhiit mit sidege" Worte" e" chlii um d'Näsa umha zöge" und du gsiit: Warum hiit der ihm nit der Dewang ggää" (ihn barsch verabschiedet)? Dier hättet ihm wohl chönne" säge": Daas trüüpfet („träufelt") Dier mier nid iin! De"" hätti äär nid geng umhi uf d'5 Frischa an öö"ch umha g'fuggeret und päggeret (herumprobiert)! Z'löst anhi" het äär 'ne" g'raate": Schicket iehr di Nachnahmi umhi z'rugg und schribet druuf, der

[29] Wie contredire qq'un.

Ggaffee stanndi zur Verfüegung. Das het äfa iini g'feckt z'machen, und iini nach der anndere het's nähigmacht. Di Heerren z'Bäsel unnden hiin richtig wüetig uufbigährt und mit dem Richter 'tröjt, aber was hiin si wöllen? Si hiin's müeßen lan töschen (hingehen lassen). Und so bin ich zo n es pär Secklenen Ggaffee choon, ömel och zu däm. Ich siegi das richtig süst g'hi'm iinzegen Äärdenmöntschen, wëder zu dier gsiit sigi's. Und jitz, was gibst mer für dän Ggaffee? Ich han en g'weegt (g'wögen); är macht iinstehends (genau)[30] iinendtriißg Pfunnd und drii Vierlig. Es tiferiert (diffère) eghis Grämmli. Aber ich wüll der 'na noch iinist voorweeggen und der noch chliin ziehn"[31] (wie auch ii'm ziehn bedeutet: ihm wohlwollend Vorschub leisten). — Loos, Trini, für dän Ggaffee geeben ich dier ghin roota Rapp![32] — „Su nimm mer grad das ganza Stenndli voll Kümis[33] mit enannderen aab. Ich giben ders wohlfiil." — Mier än doch! wül dü's bist, su wüll ich mich iingaan.[34] Es gibt doch denn och noch Schaafschiid-gaffee zum Schaafschiidmülchhäfen und zu Schaafschiidlåb-chuehen. Mach mer d'Chliipa für dän ganz Minggis! — „D's Güntli, wollst sägen? oder der Gguntem! (1848: Gunten, 1822: Cönten [Mehrzahl]; aus conto, conti.) Es gibt doch am Ennd noch es tolls Schübeli Fränkleni." — Wi viil? — „Hee, das meechchi jitz allz z'sämen nach Stübi's Rächnigsbuech (Stübi ist ein Guggisbergergeschlecht)[35] füfendzwenzg Fränkleni und füfendfüfzg Rappen." — Mier än wohl! Aber di ungräden Rappen tuen dännen. — „Ni, niin, unnder g'hinen Bedingen! mach du d's Gräda ühi für n es Triichgältli. Du hest d'Sach geng noch halb vurgåben."

Der Mann langt aus dem Wëßlibuessack, in welchem der Viehhändler seine Börse aanbbunndeni versorgt, es schmutzigs (sich fettig anfühlendes) Seckli van eren Süwplaatera, mit einem Rüschel (šš) verschnürt, hervor, die Frau aus einem Geheimfach ihres Standes einen sälber g'machta Gältseckel mit drüünen G'hältlenen. Bedächtig, scheinbar en gschlägni Halbstunnd lang, kramt er sein Geld hervor, überzählt es iinist, zwüren, driistenn[36] und erklärt endlich: So

[30] So daß das Zünglein der Schalenwage genau in seine senkrechte Umfassung „einsteht". [31] Zu deinen Gunsten die Warenschale mittelst Mehrbelastung abwärts „ziehen". [32] Zur alemannisch starken Form für Rappe (Rabe) und Rappen s. Kluge 364 und besonders schwz. Jd. 6, 1168—82. Ebd. 4, 1964 vgl. „Batz". „Rapp" ist wahrscheinlich ein ursprünglicher Spottname auf eine kolmarische, der freiburgischen nachgemachte Falschmünze v. J. 1291. (Ebd. 6, 1178.) [33] Durcheinander von Waren; vgl. „Kummiß" im schwz. Jd. 3, 293. [34] „Sich eingehen": Vermischung aus: „sich bereit erklären" und: auf den Vorschlag „eingehen". [35] S. 287.



Märitlüt.

chunnt's ihm deich oppa. (So wird's stimmen.) Mit Adleraugen mustert die Gremplerin die Geldstücke. Gut nur, daß der Landjĕger zu Beider Schutz in der Nähe ist. „Du gi^b^st mer doch nid oppa falt-sches Gält? Das gulti si^ch^ de^nn^ nüüt, e^n^ settega B'schiis! Du hest mer süst scho^n^ mi^n^ ganzi Sach abg'grattlet" (abgefeilscht).[37] — Sääg, han i^ch^ di^ch^ scho^n^ iinist uberlistlet oder g'luftet, wi öppa d'Buebe^n^ enann^d^ere^n^ im Chüngelihann^d^el? — „Loos, du bist mer lieb u^nd^ wärt, aber mi cha^nn^ nie wüsse^n^! Mier si^n^ uf ^d^'em Mărit, u^nd^ da hiißt's, mi müeßi der Măra zum Uug gugge^n^.[38]

Am Schwarzenburgmarkt.

Vorsicht im Pferdehandel war zur Zeit der starken Pferdezucht (S. 150) zwiefach angebracht und wurde auch amtlich unterstützt durch Männer, welche „die Roß zu visitieren" (z'visidiere^n^) hatten.[1] Da brachten „Täuscher", welche Roß g'handlet[2] hii^n^ und bi dăne^n^ es schon von Ferne g'rösselet het, ihre Pferdetruppen z'sămen-gschwänzt zu Markte: je ein Tier am Schwanzhaar des vor ihm her gehenden mit einem Nüschel(šš)riemme^n^ angekoppelt. Nicht weniger g'wiirbig wird heute der Münimărit (Zuchtstiermarkt) in Ostermundigen abgesucht. Viehhändler, die bi de^n^ Friburgere^n^ umhawalze^n^, finden den Freiburger Martismărit ebenso unentbehrlich, wie Frauen den dortigen Trŭbelmărit („Weintraubenmarkt") und ehemals (vgl. S. 402) den Gespinnst- und Tuchmarkt. Der Vreenamărit in Bern, die Märkte zu Plaffeyen und Riggisbärg sind natürlich ebenfalls nicht zu entfernt.

Wie wären es denn für das engere Guggisberg die Mărite^n^, welche seit einem halben Jahrtausend unsern Amtssitz beleben? Vom 19. Juli 1412 nämlich datiert der „Freiheitsbrieff von Herzog Amadeo von Savoy", worin dieser als Landesherr der Landschaft Grasburg das Privileg erteilte, „drey Jahr Märkt zu halten: am Montag nach Kreuzerhöhung (welche auf den 14. September fällt), am morndrigen Tag Allerheiligen (also am 2. November) und an St. Georgen Vesttag" (23. April).[3] Der letztgenannte heißt nun der Ustägmărit, der erstgenannte der erst, nämlich des Herbstes, in welchen nun noch weitere

[36] S. 47. [37] Gleichsam „abgekratzt": fz. grattlé, gratté. [38] Gewissenlose Pferdehändler suchen durch reizende Ingredienzien ein glänzendes und damit innere Übel verdeckendes Auge vorzutäuschen. Vgl. Lf. 263.

[1] Hiefür erhielt z. B. der Guggisberger Seckelmeister Rothen am 26. Okt. 1792 22 Batzen 2 Kreuzer. (LR.) [2] Gleichsam „gepferdehandelt". [3] SB. B 1; Burri 267; DB. 1; Jenz. 134 f.

fallen. Bereits das Jahr 1630 brachte eine „Concession“,[4] welche drei eingeschobene Färlimärite^{n} zu Großviehmärkten erhob. Vor wenig Jahren wurde der Nä^{ch}märit des zweiten Herbstmarktes durch den Ųųgste^{n}märit ersetzt. Ebenfalls eine Verlegung, nämlich auf den letzten Donnerstag und Freitag des Oktobers, erfuhr der stiftungsgemäße Markt des 2. November als der Löst (Letzte). Er ist heutzutage als Großviehmarkt, wo man sich für den Winter versorgt, trotz der bisweilen „sibirischen Kälte“ der besuchteste Märit und schlug als solcher die beiden erstgenannten aus dem Felde. Sonst waren diese die gültige^{n} Märite^{n} (vollwichtige Märkte, wa g'gųlte^{n} hii^{n}), und das zwar so sehr, daß wir z. B. 1823 nur „zwei große Jahrmärkte“[5] erwähnt finden. Aber auch der große „Letzte“ ward seither noch um die Geltung seines Namens gebracht durch einen „Allerletzten“: den Stäffistag oder Wịhnachtsmärit am letzten Mittwoch des Jahres, der den festlichen Wareneinkäufen gilt.

So brachte es Schwarzenburg bis 1869 auf sechs und bis zur Stunde auf acht Jahrmärkte: der Hoorner- oder Fäsnachtmärit (Montag nach Herrenfastnacht); der Meerze^{n}märit am letzten Märzdonnerstag, bis vor zwölf Jahren als Oostermärit am Ostermontag abgehalten; der Meie^{n}-, Hųstäg- oder Ustägmärit; der (wegen der Erntearbeiten spärlicher besuchte) Ųųgste^{n}märit; der Herbstmanatmärit oder der Eerst; der Wịịnmanatmärit oder der Löst; der Wintermanatmärit; der Wịnachtmärit oder der Stäffistag. Dagegen wurden die allmählich eingerissenen Na^{ch}märittäge^{n} mit ihren Schlĕglete^{n} (Schlägereien) als Hųdeltäge^{n} dank der Bemühungen des gemeinnützigen Vereins[6] abgeschafft.

Für Ordnung am eigentlichen Markt sorgte von jeher der Märitwächter,[7] und vor Märitbruch (Marktfriedensbruch) warnte der Märitrueff: der feierliche Ausruf des Frühlingsmarktes durch den Gemeindeweibel.[8] Solche Auskündigungsart war der Ausklang des alten Königsbanns, welchen neben voller Gerichtsbarkeit der Marktherr übte.[9] Obendrein ersetzte er unsere Kalender und Zeitungen auch anderwärts. So sehen wir in den Jahren 1417 bis 1447 die Martinimesse in Bern ausrufen, allerdings schließlich in purer Komödie, wobei der Meßherold die ihm nachziehende und ihn nachäffende Gassenbubenschar mit Nüssen bewarf. Auch der freiburgische Landvogt Techtermann ärgerte sich an dieser „lächerlichen Zeremonie, da Ein Fehwesender Ober Ambt Mann,

[4] TSB. u/G. PP 67. [5] ABS. 3, 18. [6] Jenz. 135. [7] LR. Er erhielt z. B. 1774 dafür 18 Batzen. [8] In Chr. 26 glänzend geschildert; vgl. auch Schwzbg. 21. [9] Schröd. 591.

In Begleit der Sämtlichen Herren Pfarrherren dieses Amts, wie Auch deß Landtschreibers, der Underbeamteten und Anderer vorgesetzten, vnder vor Reitung beyder Landweiblen, mit Tromlen, Pfeiffen und Wächteren, Sich Auff die Märit Mätten verfüegen, und sowohl daselbsten, als nachwerths bey der Linden Im Dorff die Märiten publicieren laßen muß."[10] Er ordnete für 1761 einen andern Marktruf an, mußte aber nach energischem Widerstand des „bald Alltäglich beräuschten" Landsvenners Gasser und auf Weisung des Berner Rats[11] „es beim alten Brauch bleiben lassen". Einen neuen Vorstoß gegen denselben wagte 1796 der ebenfalls freiburgische Landvogt Otth. Er wollte den Ausruf untersagen und wandte die zwei Kronen, womit u. a. Guggisberg sich seit mehreren Jahren von den Kosten des Mä̋ritmahḷs loskaufte, einer armen Familie zu.[12] Allein Bern het umhi abg'wunke^{n}. Es wußte sich dabei eines Sinnes mit den Ortsbehörden, welche dem Markt seine Feierlichkeit und Feier gewahrt wissen wollten. Schon 1652 erklärten die Gerichtssäße von Schwarzenburg kategorisch, sie wollen acht Tag vor Martini und Luzyens Märit und so viel danach auch nit in Ring sitzen.

Der innern Wertung entsprach die äußere Ausdehnung des Marktes. 1696 mußte, um den Mä̋ritblatz ausdehnen zu können, die anstoßende Allmend gekauft werden;[13] und heute verfügt das Dorf von der Mä̋ritmatta weg über den Choornmä̋rit hin bis zur Linn^{b}a, auf deren Platz jeden Montag ein kleiner Wuche^{n}mä̋rit stattfindet, über einen sehr beträchtlichen Spielraum.

Neuigkeiten finden also auch hier an Chụ̈ḷche^{n}lụ̋te^{n} und Mä̋ritlụ̋te^{n} ein zahlreiches Puplikum. Dies gilt besonders vom Gegenstück des spätherbstlichen Berner Meitschimäärit: dem Ụstäge^{n}mä̋rit, wo (wie auch um d'Fäsnacht uma) Bueben und Mịịtscheni am schöö^{n}ste^{n} sịị^{n} (weil noch nicht von der Sonne verbrannt). Aber auch Alte und Unmündige, ja selbst „Unvernünftige" finden an den Marktagen chụụrzi Zịti, wie jene „gute Seele" von Fraueli sie auch ihrem Geißlein gönnte.

Aḷḷi Maḷ, wen^{n} ist Mä̋rit gsịị^{n}, ist das Frauli mit sị'm Gịịßi o^{ch} g'fahre^{n}. Aber verchụụft hätti ääs das Tierli bi Lịịb und Lä̋be^{n} nie; dárfụ̈ụ̈r ist es ịhm viiḷ z'lụụbs gsịị^{n}. D'Händler hịị^{n} di beede^{n} äfạ b'chönnt und d's Fraueli opp' ịịnist umha g'fragt, wurum ääs gẹng chö̋mi und doch di Gịịs nid bigähri furtz'gää^{n}. Ach Gott, sịịt d's Fraueli, mị^{n}s Gịịßi het's gẹng gar schrockeli^{ch} lẹngwịlig dahịịmme^{n}. Drum gaan i^{ch} mit ihm

---

[10] SB. N 1163. [11] RM. vom 2. Mai. [12] LR. [13] DB. 173 f.; TSB. u/G. AAA 630.

z'Märit; da ghöört ääs doch o^{ch} öppis un^{d} g'seht öppis, un^{d} iich oo^{ch}.

Warum auch nicht? Wer berufsmäßig uf ^{d}em Hann^{d}el ist, bedächtig und doch starch handlet und mårtet, geduldig mit ihm laat märte^{n} bis zu einem Punkt, wo es heißt: so steht die Sache, da gi^{b}t's nüüt meh z'märte^{n}! es ist uusdispitiert! — der hebt sich vorteilhaft ab von dem langweiligen Määrti, welcher endlich mit einem da ist nüüt Määrtigs! abgefertigt wird. Ein allzeit Durstiger will bei jedem Händelchen e^{n} Måritfläscha ii^{n}märte^{n}. Eine Gruppe verführt e^{n} Mårit mit bloßem Geplauder und Wortwechsel. Der Viehhandel ist aber eine schwere Kunst. Die nämliche Waar, die ist wåse^{nt}li^{ch} ghijt (im Preise gesunken) gsii^{n}, ist räri worde^{n} und b'süehig, das^{s} nüüt a^{l}só. Drum hat der Feilbietende sie i^{n} gruußa Wårt aang'schläge^{n}, un^{d} jitz laat er d's Mässer iin: är hüüscht tüünersüchtig viil. Denn jetzt gi^{b}t's z'verdiene^{n}, d. h. Profit zu machen. Er sucht im Handel mit Ungewitzigten Voortiil z'tribe^{n}. Einer, der letztes Mal van ihm Bääch erwütscht het ('reingefallen ist), warnt einen Kameraden und schärft ihm ein (tuet ihm uuftrümpfe^{n}): La^{ß} di^{ch} mit däm nid iin! Är het mi^{ch} fäärn ó^{ch} ghåbe^{n}! Mi het ghi^{n}s Wort mit ihm, är ist e^{n} Maan va^{n} zweie^{n} Worte^{n}; är ist nid standhaft; är ist sine^{n} Worte^{n} nid fest, nit trüw. Zwei andere sind von einem Handel abgestanden: si^{n} abg'chlöpft, weil si nid hii^{n} z'såme^{n} möge^{n}; si si^{n} Stoos g'sii^{n} um einen Betrag, welchen ghitwådera oder e^{n}twådera (keiner von beiden)[14] dreingeben wollte, weil er das unhändlerisch als drüberiin gää^{n} aufgefaßt hätte. Das het der Hann^{d}el bbroche^{n}. Immerhin gehen diese beiden „in gutem Glauben": uufrichtig va^{n} 'nann^{d}ere^{n}. Leichter macht sich das Geschäft beim Abflauen des Marktes. Statt ihre Tiere wieder heimzunehmen, vertauschen ihrer zwei ein Hengstfüllen und eine Kuh, ungefähr als gleichwertig geschätzt, gitt uuf[15] (au pair). Allerdings erst nach hartnäckigem Beharren, der eine solle naa^{ch}gää^{n} (Nachgeld herausgeben), der andere Ji^{n}g'stöllts versprechen, wird Uustrags Hann^{d}els (schließlich) z'Böde^{n} g'handlet, z'Böde^{n} g'chuuft.

Eine Menge weiterer Züge aus dem Marktleben entrollt der folgende launige Brief von alt-Regierungsstatthalter Kohli (1815—1894), in kostbarem altem Guggisbergerdeutsch abgefaßt.[16]

---

[14] Mit vernachlässigter eigentlicher Negation, wie bei „kein". [15] Abkürzung der ungemein häufigen Subtraktionsformel: (Null vo Null usw.) giit uuf, mit einfließendem „quitt". [16] Im Original (nur gelegentlich in unserer verdeutlichenden Schreibweise) mit Nachträgen des Urhebers, welche im Abdruck der Berner Volkszeitung noch fehlen.

Schwenn^b^i, der zweit Wintermanet [18]76.

Mi^n^ härziga Urli! [17]

Wen^n^ i^ch^ nid grad chummli^ch^ der Wiil hätti, i^ch^ teeti der naadist nit schribe^n^. 's ist vergangena Donnstig Märit gsii. Als Presidänt einer lobl. Ehrbarkeit [18] han i allz e chlii uberluegt. Es tucht mi geng, d'Lüt ästimieri das no es Bitzli. (I^ch^) Zottlete [19] uf den Giismärit, traf da einen Friburger mit Frau u Suhn aan, die filsete^n^ [20] zwo Giiß. Der Alt u der Jung hii e g'hudleti Mutta [21] welle, [22] u di Alti e g'schabna Gürbe^n^. [23] Unner ääke, chifle u tschädere chunnt es zum Uusbruuch. D'Frau siit dem Alte Möff u Tschalpi, dem Junge Lälli u Trädel u laat si^ch^ van ihm Rääf u Plädera t'hiteliere. Der Grinn vam Alte het Gattig wi n e zähen^l^eeriga Mietel; [24] der Jung het e Chopf wi n e^n^ fruummebuummega Stock, [25] d'Frau het Hut am Gsicht wi n e tschäärpeti [26] Channabira im Ustage. Va Worte chunnt's zur Taat. Di Alti het es Rüngli [27] tschäderet, bis si e Sädera [28] erwütscht het vam Alte. Druf het si taa wi n e Sibe^n^chätzer, het zum Alte g'füngget [29] un ihm e Tschaargg im Gsicht gmacht; dem Junge het si e Schranz i d'Hosi g'schrisse, das ihm der Hemmlispantel usa ghanget ist. D'Landjeger si du iigschritte u hi si p'hackt. Di Alti het 'ne d'Zenn^b^ oder viilmeh d'Winterlücka [30] ziigt; aber d'Schandarme si nid erchlüpft u si mit 'ne abgfahre. Da het ma du gseh, daß si „g'lütereti Härdöpfelröösti" [31] wärdi tischeniert haa. D'Frau ist emel [32] ganz tschäärbis [33] glüffe, u der Maan het gwalpet wi n e Zitplamper. [34]

Va da bin i uf e Vehmärit [35] u ha va Mattershiinisjösishanseschristisurli [36] e^n^ g'riiffeti [37] g'liibi, [38] grifegi [39] Chueh g'chuuft —

---

[17] Das Patenkind Ulrich Dürrenmatt, damals Progymnasiallehrer in Thun. [18] Gemeinderat. [19] Bemerke die ganze nun folgende Reihe Mitvergangenheitsformen, die von Kennern der alten Mundart ausdrücklich als ihr angehörig erklärt werden. Die heutige verfügt allerdings bloß noch, und zwar sporadisch, über „was" (S. 238). [20] feilschten um. [21] Langhaarige, ungehörnte (Saanen=)Ziege. [22] Statt „wölle". Die Vokalrundung also nicht ausnahmslos. [23] Kurzhaarige und magere Ziege, an der man alle Rippen zählen kann. Vgl. Gürbe^n^ = „Krummholz" als „Schiffsrippe" usw. im schwz. Id. 2, 415. Starkes „schaben" (schabe, schuop, schuoben, geschaben) ist mhd. (WB. 2, 2, 59). [24] Ledertasche für Lecksalz: S. 143. [25] Pflaumenbaumstrunk. [26] Verschmorrte. Vgl. Schiirbiluft: S. 57. [27] Weilchen. [28] Vgl. S. 8. [29] Ihm Fußtritte versetzt. [30] Das für freien Durchgang weggerissene Zaunstück im Gehege („der Zähne"). [31] In unterbernischem Sarkasmus für Kartoffeldestillat. (Lütere, läutern: nochmals destillieren.) [32] „Einmal": wenigstens. [33] Schief: S. 263. [34] Uhrpendel. [35] Vieh aber ist gut guggisbergisch Vih. [36] Mit solchen Freiburger Namen vgl. die im Saas. (Saas=Fee, von Dr. Dübi, 102; Gw. 607.) [37] S. 164; vgl. Gw. 374. [38] Oder g'liibeti: gut beleibte. [39] Lf. 290.

Chuch's halber billig; aber si het wüest Tille[40] u d'Züße[41] sprüße[42] näben uus. Trinelers Chliina het d's Lädenhansischristi's Bueb es strubs[43] tschägget Chuehli wellen aanheihe. I ha du Peter[44] gsiit, är sölli sich in Acht näh, der anner hiigi e Trüegla aan.[45]

Du bin i gäge'm Dorf zue trappet. Unnerwägs han i g'seh das zwüü Chinner Israels der Ziger=Peter hii i der Liiki[46] g'häben, wäge 'mene Roß. Si hiin ihm's va Tach ihi[47] aang'rüehmt u gsiit, si wöllen ihm's dings[48] gää; si möchti 's ihm am beste gönne u däm Roß, das an=mene Baron ghört hiigi, där wäge 'me Düngerchrieg uus=gwanderet sigi, dä guet Platz bi Peter oo. Si hii g'redt u g'redt, bis disem wenn nid „Hören", doch „Sähen" vergangen ist un äär nit gmerkt het, das er es hornzwengigs u buuchstöösigs[49] Roß het un i der Falla ist.

Va Christi's Hansen Urli han i es Pär Tschugge[50] g'chuuft. Si sin ihm füürig[51] gsii, u doch hii mer no es Wiiltschi[52] müeße chritzen.[53]

Im Tanzsaal bi'r Pfifoltera[54] het es rächt g'häguttet.[55] Dert hii si enannere o trischaargget![56] Wi sich du di Sach[57] ent=riffelet[58] het, wiis i niid. Ghöört han i nümän noch, wie iina dem anndere e Watscha[59] het la fläderen.

I der Wirtschaft bi'm X. hiin es Wüschli (ss)[60] jungi Puurst zur Sältsami Bbrönnts[61] versorget. Dintensämi het mer's ó bbraacht und gsiit, es sigi Bödehiimer va Hinndelbank.[62] I ha gsiit, si sölli mi nit växiere, i b'chönni der Chäärstler[63] u der Heerreschnapps, obschon i dahiime numan hie und da es Glësli sälber bbrönnts Schwantebuedchriesiwasser[64] triihe. Ha däne Büürschlene no gsiit, si sölle sich mit ihre Bettchrüege,[65] wa choo si

[40] Unförmliche Zitzen. [41] Milchstrahlen. [42] Zerteilen sich in feinsten Strählchen. [43] Niemals gestriegeltes. [44] Vgl. S. 284. [45] Er sei schlau und heimtückisch wie eine Ziege, die man mittelst der Trüegla (Lf. 81) vom Durchbrechen durch Zäune abhalten müsse. [46] Zu überlisten, zu berücken suchende Unterhaltung; das schwz. Jd. 3, 1250 schreibt „Licki". [47] S. 330 f. [48] Auf Borg. [49] Lf. 250. [50] Filzschuhe: S. 426. [51] Überflüssig. [52] Weilchen. [53] S. 101. [54] Beim „Schmetterling". [55] Getost (vgl. schwz. Jd. 2, 1078); so etwas wie g'strubuußeret. [56] Mißhandelt; vgl. enannere trösche (ss), ertrösche und (auch mit Schmähungen) uf ii'm umha trösche. Unterbernisch trischaagge ist eine mit „pra=laagge" u. dgl. parallele Weiterbildung. [57] Im Ursinn von Streitsache. [58] Erklärt, begriffen und damit beigelegt. Vgl. S. 412. [59] Maulschelle. [60] Trüppchen. [61] Brannt=wein. [62] Vgl. schwz. Jd. 4, 1032. [63] Das als „erstklassig" taxierte Destillat derjenigen Früchte (Kartoffeln), die man doch nur mittelst des Karstes hervorbringt. Vgl. Note 26. [64] Wachholderbranntwein: S. 234. [65] Vgl. Lf. 555 ff.

wi Gịḷḷbẹrtschi,[66] himm mache u de^{nn} nit der Wirt bschummle und [67] zum Peien[68] ụụs[69] ohni z'zähle^{n}.

Im Ganze ist es grụ̈ụ̈sligs G'heer[70] gsii. Bi'm Mäni hii es Tschüppeli Sü^{w}händler ẹerger taa weder ihri Hannelsartikle, u Wiin verschüttet, das er a Boden ahi tschụụret het. I ha de^{n}sälbe^{n} ihrạ Tue u Laa verwịse; aber si hii mer d's Äge^{n}hägi g'gää:[71] ẹs gangi mi z'voḷḷem nüüt aan, un es sigi um dä Chụttlirụgger[72] nit schaad. Wen^{n} i e Fịsẹḷ[73] wee^{r} va trịịßg Jahre u söjfter[74] möge hätti, i hätte 'ne de^{nn} wölle der Bock i'n Staḷḷ tue! I hätti si g^{w}uß gflụ̈deret! De^{nn} hätte si mer de^{nn} chönne chlööne![75]

I ha du nit ggugget, wi der Märit en Ussschnitt g'noo[76] hiigi. I ha im Wirtshuus au soleil[77] no öppis g'chalatzet,[78] büḷḷig u guet. Nähi[79] bin i hịịm.[80] Üser Lüt hii si^{ch} rächt stịịff[81] bitraage. Es si 're viil da gsii, bsunnerbaar Miitscheni, un es het ghi^{n} Möntsch gsiit, das dii si^{ch} z'weeng horfaartig b'chliidet sigi.[82]

I gaa nit gärn z'Unzịte^{n} hiim, u Nachts z'gaa chunnt ịị'm im Alter ung'chann^{d}sạm[83] vor. Im Büelholz hii mi e Ggaagger[84] un e Agersta,[85] die unrichtig gsi sii, erchlụ̈pft,[86] u d's Hụụri[87] het bbrüelet.

Der Märit het mi nụ̈ụ̈schig gmacht;[88] i ha scho uf em Hiimwääg müeße ernieße u higge^{n}.[89] I wirde e Rung[90] tschụ̈ụ̈teḷẹta[91] sii, bis i mi umhi b'chụ̈fere^{n} [92] chaa.

---

[66] Goldammern, sonst auch Gülbütscheni: S. 114. [67] Indem sie. [68] Witzige Mischung von payer und pays. [69] Ergänze: sich davon stehlen. [70] Oder G'chehr: wo alles durcheinander „gekehrt" ist. [71] oder g'macht: sich zur Wehre gesetzt; sonst auch: den ganzen Mann gestellt, ihre Sache ausgezeichnet gemacht. Von den im schwz. Id. 2, 1079 (unter „zägi hägi") angeführten Deutungen entspricht wegen der Verwandtschaft mit d's Gäbeli mache (fi! les cornes!) am besten die Herausforderung des bei den Hörnern zu packenden Stiers (des wenigstens in solch uralter Reimverknüpfung wohl auch westschweizerisch erhaltenen „Hägi", des „Hagen" als des Stechers, Stößers: ebd. 1078). [72] Wie Schotte wirkender Wein, der in den Eingeweiden („Kutteln") Kollern (rụgge^{n}) verursacht. [73] Lebhafter Junge. [74] „Sanfter: besser; du chaast das sawft (sanft, engl. soft): ohne Anstoß, ohne Störung, mit Leichtigkeit. [75] Als Querulanten (mit Quängeleien) sich beklagen. Vgl. chläne (schwz. Id. 3, 650 unt. Chlään). [76] Wie er ab„geschnitten" und einen „Aus"gang genommen habe. [77] Die „Sonne" und der „Bären" als d's under und d's ober Wirtshuus in Schwarzenburg verfügen über mehrhundertjährige Konzessionen. Nicht das Dorf, wohl aber der ehemals seltenerweise im Wältsche ein Jahr lang Geschulte zeigt gelegentlich gern sein französisch chönne^{n}. [78] S. 386. [79] „Nachhin" = nachher. [80] Bemerke das überflüssige „gegangen". [81] Ahd. stîf (Graff 6, 658) ịst unser „steif", aber mhd. stîf und stiuf (WB. 2, 2, 628. 650) auch sow. fest, tüchtig, wacker „brav", daher gemäß bäuerlichen Begriffen auch hübsch. (Es stiifs Miitschi.) Vgl. Stalders Id. 2, 395. [82] „Se sont" habillés bzw. vêtues. [83] Unheimlich, ungemütlich; vgl. Lf. 268; Gw. 376. [84] Rabenkrähe. [85] Elster. [86] Erschreckt. [87] Eule. [88] Mir Schnupfen gebracht. [89] Leise keuchen. [90] Weile. [91] Matt. [92] Erholen.

I mues mit däm Brief schließe. I soll no Öpfle kanne"[93] u ha süst no aller Gattig z'gniiste".[94] Läb wohl, lieba Götti.[95] Pardonnez-moi, das[8] i nid Herr Lehrer säge! Also, läb wohl! Grües mer di[n] Eva, u du sälber sollt o[ch] unerchannt[96] härzlich u fründlech g'grüeßt sii va di'm

Guggisbärger.

Weg und Wagen.

Mir si[n] hie a[n] mene iinööden[1] Ort! Mier si[n] am End der Wäl[t]! Guggisbärg ist der Schwanz va[n] der Wäl[t]. So reden aus alter Gewohnheit noch Leute, die beinahe ohni e[n] nassa Fues z'mache[n] mit Post und Bahn nach Bern und Freiburg gelangen. (Heute rascher nach Bern, entgegen der alten opponierenden Redensart: Uha, ga[n] Bärn, Friiberg ist nööher!) Eine an landschaftlichen Reizen selten reiche Poststraße führt seit 1877 vom Chülhe[n]dorf Guggisberg nach Schwarzenburg. Beseitigt sind durch sie die berüchtigten drizähe[n] Stütz zwischen Guggisberg und Schwarzenburg. So der bei der Muellera und der Stiinera a[n] der alte[n] Straß, der fürchterliche zwischen Riedstätt und Dorfwald, in letzterm der Stutz bei der Fröschera (§§), sodann der allzu stotzig unterhalb der Waal[b]gassa usw. Wie reizvoll ist u. a. die Partie bei Chalchstette[n]![2] Bedenklich ist bloß die dortige Enge: Chlömpi, Verenggig, welche 1904 einem schlafenden Mühlekarrer den Tod brachte.[3] In Schwarzenburg setzt sich die Straße als die alti Bärnstraß fort und überschreitet am Schwarzwasser die Amtsgrenze mittelst der prächtigen Brügg aus den Jahren 1881 und 1882. Wie spielend überhüpft der 167 m lange und 6 m breite Eisenbau das 68 m tiefe, zu Zeiten so wilde Flußbett. An sie schmiegt sich seit 1906 gleichlaufend die ebenfalls mit „erstklassiger" Technik erstellte, aber mit größerer Belastung rechnende Ise[n]bahnbrügg, welche die ästhetische Wirkung der für sich betrachteten Straßenbrücke durch das Imposante des Gesamteindrucks überstimmt. Hauptsache ist freilich, daß das eigenartige Paar nun erst das Schwarzenburgerländchen dem Unterland und der Hauptstadt erschließt, daß die „vmbsässen" (1465) des Grabens leicht enann[d]ere[n] g'lengge[n] (sich gegenseitig erreichen).

[93] Rüsten. [94] In den Händen herumzerren. [95] Männliches Patenkind. Lf. 615. [96] „Schrecklich, unerhört".

[1] „Einöde" hat mit Öde nichts zu tun, sondern ist eine Sproßform von „ein" (vgl. einsam und allein) mit der gleichen Endung ôt wie in „Armut" u. a. (Kluge 110.) Das Adjektiv ist daraus abstrahiert. [2] Schwzbg. 36. [3] Chr. 104.

Die beiden Gebiete verband zunächst nur der dürftige und bei Hochwasser unpassierbare Riedburg-Ubergang, bis 1536 und 1537 die Regierung die „wägsame am schwartzwasser“ zu erstellen[4] und 1561 solche zu verbessern[5] befahl, wie sie mit ebensolchen Geboten seit 1548[6] auch endlich zwischen 1589 und 1594[7] die Erstellung einer gedeckten Holzbrücke durchsetzte. Der Weg nahm aber nicht die heutige Richtung: Vur Altem ist der Bärnwääg für Fuehrwärch nit da nähi g'gangen, wa zur hütige Zit. Mi ist gägen d's Innerdorf (bei Elisried), dürch den Roßgräben und uber d's Au-Gstiinet (S. 42) uus g'holperet und denn bi Riedburg ühi g'chräblet. En Suumwääg het schier da dürch d's Loch ab g'füehrt, wa jitz d'Isenbahn oben uber pfiift. Der Lasttreeger unnder dem Rääf het d's pastet Roß g'füehrt, Tuech und Zwülha (S. 415) gan Bärn g'noon und ver-



D'Nüijematthola.

[4] RM. 20. Nov. und 15. Juni. [5] RM. 1. Nov. [6] RM. 27. Sept. [7] RM. 8. Mai 1594; TSB. o/G. EEE 391.

chụụft und ist uf ^{d}em glịịhe^{n} Wääg mit Eesigem hịịm g'chrụ̈ụ̈het, we^{nn} der Hunger a^{n} der Hụ̈shaltig g'nägt und zerrt het.[8]

Aber man konnte also doch endlich fahren; freilich wie? In der dürftigen Wirtschaft bloß für die Durchreisenden mußte jederzeit ein Vorspann- oder Rietroß bereitstehen, um vorz'spanne^{n}, z'niete^{n},[9] wenn wieder ein Fuhrwerk sich durch die schrecklichen Chär^{r}glụ̈ụ̈s der beidseitigen geeije^{n} Chehre^{n} emporarbeitete. Der landesväterliche Oberamtmann von Ernst (S. 587) setzte 1822 bis 1824 eine namhafte Verbesserung der Straße durch,[10] trotz aller gleichzeitigen Bemühung[11] aber noch keine ebenso dringend nötige neue Brücke. Erst 1832 kam die jetzt noch bestehende unteckti stịịnegi Brügg von „unverwüstlicher Berner Bauart".[12]

Wie einst bloß Stịig und Stääg bei der Riedburg die unser Ländchen von Bern trennende Schwarzwasserkluft überbrückte, so bei dem noch 1356 als Amsteg,[13] bereits 1317 aber auch schon als Guggersbach benannten Ort ein dürftiger Steg die Guggisberg von Freiburg trennende Sense. Dieser im Jahre 1507[14] von der Regierung mit 20 Pfund bedachte, wiederholt „ab- und wiederum dargemachte"[15] Steg bestand aus zwei nebeneinander gelegten Balken, welchen vielfach der Lähne^{n} fehlte. So konnte ein Freiburger glücklicherweise komisch erzählen: J^{ch} ha^{n} gẹ^{ng} g'sụ̈n^{n}et und gẹ^{ng} g'sụ̈n^{n}et, wi Schmutz i^{n} Bịri[16] ẹs Ässe^{n} sịgi, bis i^{ch} bi^{n} i^{n} d'Seisa ahi g'chịjt.

Wer jemals den Fußsteig von Maggenberg zur Sense hinunter nahm, dann mit zwei starken Eschenruten als Stützen gegen das reißende Wasser zwei beindicke Eschenstämmchen überschritt und endlich auf einer Lịitera mit vier um Armslänge unter sich entfernten Scheitersprossen die Guggisberger Seite der Sensenflühe erklomm, bekam einen Vorschmack von der Herrlichkeit des matte^{n} durch eine „wasserklemen" (1467), wo Hochwasser Stege und Brücken weggerissen hatten. Eine Guggersbachbrügg oder Blaffeyerbruck[17] gab es nämlich schon 1656. Allein, so fürchterliche Wassergüsse, wie der vom 6. Juli 1778 haben sie verschiedene Male abtraage^{n} und zum Teil verschosse^{n} (zertrümmert) und schließlich bloß die beiden Brüggstock stehen lassen.[18] Nach langen Verhandlungen zwischen Bern und Freiburg erstand endlich 1785 die bis 1906 dauernde, originelle, gedeckte Holzbrücke, um zwụ̈ụ̈ Quader erhöht, und 1796 mit einem „Schwellenpfeil"[19] geschützt, aber

[8] Frau Leuthold. [9] Schwz. Jd. 4, 565 f. [10] ABS. 3, 130. [11] Ebd. 125 ff. [12] Bund v. 21. Sept. 1908. [13] Font. 8, 118. 119. [14] RM. 24. Nov. [15] LR. 14. Feb. 1779. [16] Fett und Birnen zu einem G'schlapp zusammengekocht. [17] SB. F 305. 309. [18] SB. P 397. 421. [19] LR.

viel zu schwach gebaut und wegen der steilen Anfahrten überaus gefährlich. So fand hier im Jahre 1895 der Binn^{d}e^n (der Arzt Zbinden)[20] im Brüllen, Besitzer des Schwefelberges, einen traurigen Tod. Äußerst glücklich wurde endlich 1906 das Bauwerk durch den aus Kunststein und armiertem Eisenbeton hergestellten größten massiven Brückenbogen der Schweiz samt neuem Stück hööiji Straß[20a] (Staatsstraße) ersetzt.

Von Guggersbach führt, am Platze der vormaligen Riedgaß, seit 1851 eine Straße mit damals neuem Sti̥^{n}bett nach Ryffenmatt, und seit 1892 zweigt sich bei Gĕlismatt die Straße nach Chal̥chstette^n ab. Ebenfalls seit 1892 besteht eine Straße von Plaffeyen über die



Phot. von C. A. Meier, Schwarzenburg.

Di nüiji u di alti Guggersbachbrügg.

Zol̥l̥thu̥u̥sbrügg bei Zwŭ̥seise^n und die hübsche, gedeckte Höflann^{d}ere^{n}brügg der kalten Sense entlang über Sangere^{n}bóde^n nach dem Bad Schwă̊bel̥bärg. Eine südliche Abzweigung ersetzt wohl einmal den alten Mŭ̥schere^{n}wääg, eine nördliche den äußerst schlechten Aufstieg nach der warme^n Si̥ta, welcher in den ebenfalls bloß privaten Gustere^{n}wääg von 1894 einmündet. Dieser letztere verläuft nach dem Laubbach. In hoffentlich nicht ferner Zukunft straaßnet man auch von der warmen Seite nach Otte^{n}lüji, wie man schon jetzt den Holzweg von der Gustera durch den Lẹnge^{n}wääg und die Al̥l̥mit nach Ryffenmatt in Korrektur nimmt. Die Fortführung des Stumpe^n von Ryffenmatt über Schwarze^{n}büel̥ nach Ottenleue bis Schwefelberg, sowie vom Laubbach bis Zollhaus wird das Netz voll-

[20] Chr. 87. [20a] Vgl. das alte „Hochg'sträß" und den „Hochwald" S. 80 f.

ständig machen. Dann wird der Verkehr mit dem Kirchort Guggisberg nicht mehr an den vielstündigen Umchehr (Umweg) der Plaffeyen-Straße, an den mehr als dürftigen Fußweg über die Gụụchhịt und an den fürchterlich steinigen Horbüẹlpaß mit der Horbüe̤llücka gewiesen sein.

Fahrbare Wege gibt es seit längerer Zeit nach mehreren Vorsaßen der Ganteristgruppe. Auf den Ganterist selbst ließ Freiburg im Jahre 1356 durch Uli Moser am Bühl zu Plaffeyen, Heinrich Saler, Joh. Kunz und Peter Unterholz von der Gauchheit um 140 Lausanner Pfund von Guetenmannshụụs weg einen Saumpfad erstellen,[21] der über die Morgeten ins Simmental führt.

Wie schon der Wäägwịser von Rịịffenmatt besagt, ist dieser Schafscheid- und alte Käsgaumer-Ort (S. 181) nicht bloß der Sammelpunkt der Alpwege über die Egg, sondern auch der Mittelpunkt eines ganzen Straßennetzes. Zu den bereits erwähnten Straßen nach Guggersbach und Ottenleue gesellt sich längst die nach Guggisberg, seit 1908 die neue nach Schwarzenburg, seit 1847 die nach Gambach. Hier zweigt sich der alte Rüschegg-Wääg über die schon 1544 „böösi",[22] aber romantische Hụ̈lisgräbenbrügg ab. 1881 aber wurde das Stück von Gambach nach dem (Rüschegg-)Gräben fertig, um in Wịịßlisau (Wịslịsau) die 1853 vollendete, an schöner Umgebung reiche Linndenbachstraß aufzunehmen und mittelst der 1855 erstellten Riggisbergstraße das Seftiger Amt zu berühren.

Wie stand es ehemals um die Verbindung von Wahlern und Albligen mit Bern und Freiburg? Kläglich genug! Der natürliche Weg von Albligen nach Bern führt über die Sense bei Thörishaus, dieser heutigen Station der Bern-Freiburg-Genf-Linie. Allein, von einer Brücke zu schweigen, war dort nicht einmal ein Fahr vorhanden: ein doch als selbstverständlich vorauszusetzender Wịịtlig oder Wịịdlig („Weidling", Kahn), dessen Kette an einer Röla, die über den quergespannten eisernen Leitdraht (die Lịịmma, Leine) gleitet, sichern Halt gefunden hätte. Anstatt sich lan uberz'stooßen und am Ufer van Land z'stoßen (was überhaupt abreisen bedeutet), mußten unter der Gefahr, sich lan furtz'schwemmen, die Albliger noch 1823 im Flamattgraben nicht bloß durch die oft recht gefährliche Sense watten, sondern zuvor, als Abzweigungen derselben, sieben zum Teil ebenso gefährliche Bäche durchschreiten.[23] Es sind dies die „sieben Furten" auf dem Wege der Berner nach Tafers im Jahre 1448 gegen die Freiburger, welche Schwar-

---

[21] Font. 8, 151. [22] LG. 6a. [23] ABS. 3, 17—27.

zenburg und Guggisberg verheert und geplündert hatten.[24] Nach dem Amtssitz und Marktplatz, ja bis um 1824 auch Kirchort Schwarzenburg-Wahlern aber führte bloß der gebrechliche, erst jetzt sehr gute Harrisstääg bei der Grasburg, der denn auch mehrmals Menschenopfer forderte. Die meist kaum gangbaren Wege führten durch einen „scheußlichen Krachen“,[25] in der Ruuchhöla so steil, daß man zur Hemmung der Wagen het Tanⁿest aanbbunnᵈeⁿ, wa Buebeⁿ us Früüd druff gsässeⁿ siⁿ. Albligen tat trotz tiefer Verschuldnng sein Mögliches zur Besserung der Lage, und von Ernst erwirkte solche wenigstens einigermaßen durch eins seiner musterhaften Schreiben.[26] Mehr als er aber vermochte hier ein Weib: Die Äkenmatt-Müllerin Elisabeth Hostettler sammelte 600 Franken als Fonds zu der Ruuchmüülibrügg,[27] die denn auch 1827 zustande kam. In dem so großen Heilsjahr 1906 wurde auch sie durch den ansehnlichen Neubau ersetzt.

„Der schlächt Stääg“[28] lautete 1733 der Ehrentitel der Verbindung Schwarzenburgs mit Heitenried. Ihn hatte früher die Tooreⁿbrügg der Tooreⁿstraaß bei der Tooreⁿmüli und Toorenöli ersetzt; auf ihr konferierten denn auch (z. B. 1593) Regierungsabgeordnete von Bern und Freiburg mit dem Landvogt. Allein, am 20. bis 22. Mai 1786 zerstörten Hagelwetter und Wolkenbrüche Straße und Brücke;[29] und da Wahleren die Wiederherstellung verweigerte, wurden sie aufgegeben.[30] 1823 bestand dort nur noch ein elender Steg.[31] Bis 1867 war, wer nach Heitenried wollte, auf das wäteⁿ durch die Sense angewiesen. Da kam die Soodbach- oder Pöscheⁿstraß und -brügg, leider mit so großer Abrutschungsgefahr der schwarzenburgischen Steilseite, daß dort die Schwarzwasserbrücke ihr Gegenstück eines Hochbrückenbaues wird suchen müssen. Dazu kommt bei der Steilstrecke dürᶜʰ d'Pöschen ab die ständige Gefahr des Hängeeises, welches im Winter 1889 Postwagen und Postillon vernichtete.

Welch ein Wandel im Verkehrsleben seit dem Jahre 1833, in welchem der bernische Staat mit enormen Opfern die Hauptstraßen der bloßen Aufsicht der Zollkammer und der noch frühern reinen Untertanenpflicht[32] abnahm! Bloß noch die viertklässegi Wäägsami bleibt der g'miinen Aarbiit (dem G'miinwäärch) der Wäägg'miineⁿ überbunden; diese müssen im Ustägeⁿ wägeⁿ, im Herbst Grien füehreⁿ oder tueⁿ und wäärffeⁿ, im Winter Schnee schöreⁿ. Den häufig anzutreffenden Unterschied zwischen solcher Arbeit und der Staatsstraße kann

---

[24] Lüthi 16. [25] ABS. 2, 111. [26] ABS. 3, 17 bis 27. [27] Mül. M. 3, 128. [28] SB. K 555. [29] SB. P 485 ff. [30] Ebd. 492—6. [31] ABS. 3, 27. [32] Schröd. 190; Hub. 4, 214.

besonders auffällig eine Wegscheide zeigen: ein altes G'wick,[33] wie z. B. das fünfstrahlige im Sammtchehr (Sandchehr, vgl. S. 43). En wüesta, böösa Wääg, auf welchem es von Brii, von aanheichlichem, chlåbigem Dräck dräcket, schmützelet und beim mühsamen Herausziehen des Schuhes chnätschet, hob sich da bis 1910 merkbar genug von der Kunststraße ab. Der gelegentliche Mangel an Wehren, an Notstangen und an den den Fäldstiinen (Stundensteinen) ähnlichen Abweissteinen ließe mitunter die uralte Methode wieder herbeiwünschen, als Wegweiser im Schneesturm es Chalb voruusz'jägen.[34]

Da hätte der Wanderer doch immer wenigstens ein halba Wääg (halbwegs) passierigs Wågli unter den Füßen und würde nicht gelegentlich auf einen schlechten Stopfwääg geraten, welcher an den Chatzenstig im Niedertheil oder gar an die Metzgertritten der Kaiseregg erinnern könnte.

Von Haus zu Haus führte aber wenigstens im Winter nicht einmal ein solcher Notweg. „Im Winter sind die Mehreste Wohnungen unzugänglich", erklärt 1780 der Guggisberg-Pfarrer kurzweg.[35] Er und seine Leute mußten sich also glücklich schätzen, als doch wenigstens der Flöschacherenstutz nach Plaffeyen und Freiburg, das Pfaad[36] mit dem Spüelibachstiig nach Schwarzenburg und Bern führten. Ein Trost und eine Zuversicht aber war es, wenn zu einem Fußwanderer oder Säumer ein zweiter sich gesellte: sin Wääg aang'noon het oder mit ihm z'Wääg ist.

Wie viel Raum und Gelegenheit demnach für das Fahren sich bot, ist bald gesagt. Man ging zu Fuß — natürlich! (was denn süst?). Mi ist glüffen, tråblet, träppelet; mi ist uf d's Mueter's Fůlibiinen g'gangen, oder uf dem Mutzöhrler;[36a] mi ist abg'schöbe — zumeist mit si'r Transport (Ladung): seinem Gepäck (freiburgisch: „Bäck"), seinem Sack („Bägeda"), seinem Püntel. (Alles in ein Band nehmen: allz in dän gliich Püntel binnden). Gleichmäßig belud man sich mit seinem G'fergg oder Ferggetli, wenn nicht der schwerern Ferggeta, um sie z'ferggen („fertigen"), z'tragen, z'balzen oder z'belzen (sorglos oder gar roh angreifend herumzuschleppen, wie einen Pelz). Urchige Rüscheggerinnen trugen (oder tragen

---

[33] So heißt eine Örtlichkeit bei Obereichi und hieß 1543 „Weid, Acker, Holz und Wald zu Ried am Schwarzwasser". Ahd. giwicki, mhd. gewicke heißt Wegscheide, âwiggi weglos, âwicke Umweg (Graff 1, 670 f.; mhd. WB. 3, 639). [34] Vgl. Gw. 377; Lf. 268. [35] UBG. [36] Wie (1533) „das Fußstig". Neben „Pfad" finden wir z. B. 1743 „Peter Zahn zum Fadt" geschrieben; vgl. Gw. 315, sowie schwz. Id. 1, 670; 5, 1051 als Beitrag zu Kluge 344. [36a] In drolligem Gegensatze zum lasttragenden „Langohr".

noch jetzt) gleich Oberaargauerinnen ziemlich schwere Lasten uf ᵈem Chopf,[37] kleine Kinder im Füürtech am Rügg. Die Schürze bildet zu diesem Behuf eine Art Sack, indem der eine Zipfel über die Schulter geworfen und auf dem Rücken mit dem andern Zipfel verknüpft wird. Solches rugge" (auf dem Rücken tragen) heißt auch chreeze". Die im Bau an den Vogelkäfig erinnernde Chreeza als Rückenkorb war namentlich als Anke"- und Zigerchreeza (S. 179) ein Haupttraggerät der Cheestreegere", aber auch der einstigen „argwönigen Krätzenträger" (1577), welche, wenn „venklich angenommen", sich zur Wehr setzten und



D'Soodbach-Brügg, gebaut 1867.

zur Selbstermutigung, sowie zur Einschüchterung des Polizisten uf d'Chreeza g'schläge" hii". Auch ein liederliches Weibsbild heißt heute noch Chreeza. Diesem Traggerät ähnlich ist die Hutta[38] gebaut; ebenso der Chratte", in welchen bildlich nid maa^s, was sich nicht z. B. mit einem Büdget verträgt. Das besonders auch zum kunstgerechten Tragen von Heutuehete" dienende Rääf[39] oder Uberrääf mit seinen zwei nach außen die Ladung schützenden Traagere" oder Tráwärße", sowie das handliche Handrääfli (S. 179) oder Gaaberli[40] bedürfen hier keiner weitern Beschreibung. Anders der Vögel. Bi de" wältsche" Chüeijere" (als oiseau) und zum Teil bei den Schwefelberger-Älplern noch heute heimisch, ist der (S. 545) zweifach abgebildete Cheesvögel oder

---

[37] Ryd. T. 82. [38] Lf. 497; Gw. 523. [39] Lf. 327. [40] Gabelli: Gw. 525.

einfach Vögel ein außerordentlich praktisches Schultertraggerät. Ebenso sind der von Müllermeister Wasmer im Laubbach ersinnet Heuvögel (S. 546) und der Stị^{n}vögel (S. 547), welche an das Lädetraagi[41] erinnern, außerordentlich geeignet, weit und plump ausladenden Traglasten durch Gleichgewichtskunst der G'walt z'näh^n. Bei der Rückenlast geschieht dies einigermaßen mittelst der fixen Schlengge^n und der beweglichen Tragbänder: der „Brätschle^n",[42] Britsche^n.

Für Menschen zu wenig fëregi Lasten, welche namentlich für fëregi, fürderlehi Spedition nicht zu schwer sein dürfen, trägt das Saumtier, welches zusammen mit seiner Belastung das Past („Gebast") geheißen wird. Das Tier kann ein Bast- oder Pastroß oder ein Bast- oder Pastësel sein, im letztern Fall ein Halb- oder Muulësel, oder aber ein Stịnësel.[43] Mit vier Halbësle hat in den Jahren 1780—1800 Johannes Burri von Kriesbaumen, wie nachmals Äbischer (S. 561), va^n Bärn dänne^n i^n d'Chappela (S. 182) Salz g'suumet. Halbesel auch trugen steil bergan bis 250 kg füla Zịger (S. 178 f.), der nicht erst durch bịsere^n (Vorbruchanke^n mache^n) entwertet, sondern aus Vollmilch zịgeret war. Im Herbst aber gab es us de^n Bärge^n Chees z'suume^n. Über ein Eseli oder sogar zwüü Eseleni verfügte noch vor einem halben Jahrhundert fast jedes Bauernhaus, schon für die Transporte nach und von der Mühle. Natürlich erfreuten sich die Tiere am liebsten ungebundener Freiheit, und der Weg zur Hufschmiede erfüllte sie jeweils mit unliebsamen Ahnungen. Darum heißt's noch heute von einem sich freudlos Gehabenden: Är laat der Chopf hange^n. wi der Esel vur der Schmitta. Abwechslungsreiche Ferien brachte den Grauröcken jeweils die Fremdenzeit im Oberland, wohin sie verlijje^n choo^n sịị^n.

Somit war das baste^n oder beste^n (freiburgisch auch „laste^n") ein eben so häufiges, wie gewandtes Geschäft.[44] Das erste ist ein sorgfältiges Aufbinden der Lëdi (denn guet g'läde^n ist halb g'fahre^n) auf den Sattel. (So heißen auch die Grateinsenkungen zwischen Guggershorn und Schwendelberg und der hochdammähnliche Übergang vom Gantrist zur Bürglen). Dann folgt das nähiguurte^n; hierauf ein aanbinn^{d}e^n, aanmache^n, aanbefestige^n der Sịịlihälftera, an welcher das Tier vom Säumer, der näben iha luuft, g'häbe^n und geführt wird. Das nennt man uufbrotze^n und furt, oder (zur Abfahrt ohne Last, wa ma^n mit dem bärische Roß chunnt), abprotze^n und furt.

41 Gw. 525. 42 Gw. 254. 43 Näheres: Gw. 526. 44 Über Saum und Bast referierte Dr. Fritz Staub hübsch im Anz. 3, 52—56; über Bast s. schwz. Id. 4, 1778—81.

Ein Guggisberger-Trägųųner machte 1863 auch den Chopfsack hier oben heimisch. Der bietet als Wegzehrung ein Gemengsel von Häckerlig, Chrųųsch (Kleie) und Hafer. Diesem churze" Häber setzt der Guggisberger der lęng Häber sarkastisch im Sinne der Nichtfütterung entgegen: das hungrige Tier muß „lang" und allzu lang auf seinen Hafer warten. Dem Emmentaler aber bedeutet „der läng Häber" die Peitsche. Die überließ der alte Guggisberger dem Schafhirten; wohl auch Nachtbuben, welche zur Trosselfuehr (S. 477) di großi Gįįsla fųrha g'noo" hii", oder aber ihrem beinah erbaulichen Gegenbild:



Der Cheesvogel in zwei Ansichten. Links die Hutta.

dem drolligen vierjährigen Wildfang, der einstweilen noch ohne großen Schaden Gehorsam fordern darf: Mues i^b mit der Gįįsla choo"? Ohni Gįįsla aber vollzog sich z. B. die sämtliche Materialauffuhr zu dem Neubau der 1200 m hoch gelegenen Martena auf dem elenden Stein- und Knüppeldammweg. Höchstens es Gįįseli nahm der Fuhrmann zur Hand, damit sein Fuhrwerk nid o^ch gar zu n e̥s toots Wäse" vorstelle. Da umha oder umenann^dere" gįįsle" tuet mit peitschenähnlich geschwungenem Schweif eine aufgeregt umherrennende Kuh; man sagt es auch von ausgelassen sich gehabenden Kindern. Ein Zugtier und namentlich e̥s Roß z'chlöpfe" gilt für Tierquälerei; und ųųfg'chlöpft wird bloß figürlich ein Mensch, welcher der Ermunterung bedarf, oder ein Fauler, dem mḁ" z'rųųhem choo" mues. Vollends

einen peutsche" heißt ihn prügeln; und der Zwick ist nicht die Schmeize, sondern eine Neckerei.

Auch das Sprechen mit den Zugtieren, die so gern freundliche



Der Heuvogel.

Stimmen (und Musik) hören, ist danach. Die Aufforderung zum Gehen und sogar zum Traben lautet gewöhnlich: chṳ̆m (komm)! Ruẹfe wie hṳ̈ṳ̈! hai! ắlḁ! (allez), sowie hụụ! ụụha! wĕha! hạlt! klingen schon merklich rauher. Nur ein durchgebranntes Pferd hṳ̋sterẹt dẹ̊s



Der Skivogel.

umha, und hüſtereⁿ tuet ein aufgeregt kommandierendes oder polterndes Weibsbild.

Ritẹⁿ iſt, gemäß der Grundbedeutung,[45] dem Guggisberger ſvw. ſich fortbewegen. Man rịtet wie auf dem Pferd, ſo auch auf dem Wagen, auf dem Zweirad, uf ᵈem Meer; d' Spinnela rịtet vam Hölſen aha: von der Zimmerdecke herunter, um ein Netz anzufangen; ja auch der gezogene Wagen rịtet ſịttig (ſanft) oder holperig,



D's leer Baſt.

hötſchig. Der Reiter aber chunnt z'Sattẹl oder mit dem Sattẹl. Er nimmt (mit dem Fues) der Bügẹl und chunnt im g'ſtreckteⁿ Ggálopp. Das Pferd ſetzt oder ſpringt z'Satzes (in ịị'm Satz) über Zaun und Graben, nachdem der Reiter es (wie ein Opponierender den Redner, wie ein Meiſter die Dienſtboten zu eiliger Arbeit) iⁿ d'Setz b·braacht het.

Nicht ſo fĕrig (förderlich) chunnt furt, auch wenn er gern raſch fiehri, wer z. B. pflügt: fẹhrt, z'Acher fẹhrt, z'Acher trịbt, überhaupt mit Zugtieren eⁿ Füehri het. Über ſchlechte Tiere ſpotten vielleicht ſeine Nachbarn: ſi hịị nụ̊mạ d's G'fẹhr mit ihm. Viel-

[45] Kluge 371.

leicht gilt dies dem gesamten Fuehrwäärch (1780: „Fahrzeug").[46] O das ist es fuehrwärheⁿ (wie in einem schwierigen Haushalt) bergauf, weⁿⁿ maⁿ nid maᵍ g'fahreⁿ! Das ist es söle (sich gleichsam die Sohlen abstampfen, sich abrackern, vgl. S. 210) mit Roß und Wagen, weⁿⁿ man all Augeⁿplick b'hanget uⁿᵈ b'steckt uⁿᵈ nit drüs maaᵍ! Wenn auch der Fuhrmann im Strick siiⁿ mues, uⁿᵈ schriißeⁿ uⁿᵈ spiiheⁿ, driⁿhangeⁿ (in die Speichen greifen, wie auch jeglicher



Halbesel.

Nothelfer tut)! Ringer triegi maⁿ die Last, wëder mit deⁿ Rosseⁿ draⁿ z'chooⁿ, wa so hert müeßeⁿ paggleⁿ.

Dazu kommt die stete Furcht vor dem Verunglücken eines Tiers. Wer schützt den Fuhrmann wohl gar vor dem Schlaganfall eines Pferdes! Der tötliche Ausgang eines solchen heißt: d's Moord.[47]

Mit einer andern Kette von Ungemach droht wieder die steile Fahrt abwärts, wa's streng nidsiᶜʰ giit. Wie, wenn die Voor= und die Hinnᵈermechánig versagt und auch der Schliipstroog (Radschuh)

[46] Pfr. Jäggi in UBG. [47] Das zu mors und mort, moriri und mourir usw. gehörende „Mord" (alt: das und der mort) bedeutete auch urgermanisch Tod (Kluge 319) und setzte diesen Sinn mundartlich (schwz. Id. 4, 396) bis zu unserer Spezialisierung fort und durch.

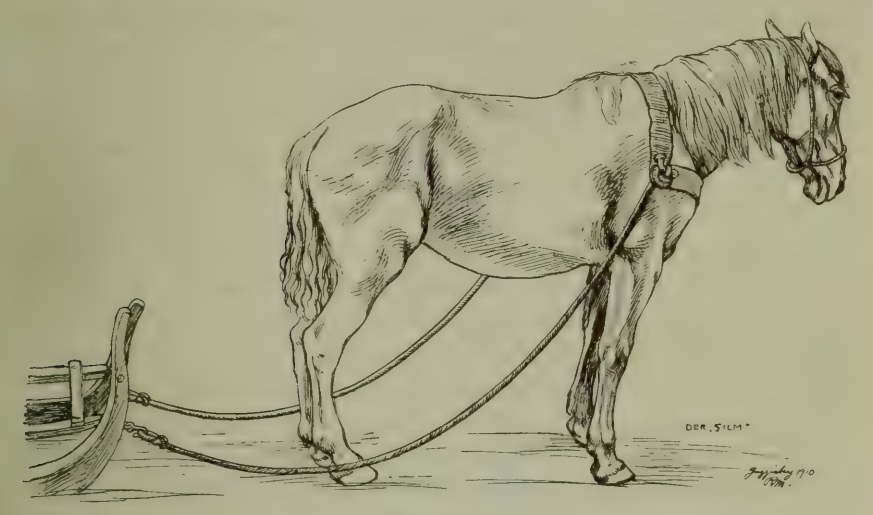
den Fuhrmann im Stiche läßt! (Dieses rein passiv sich verhaltende, alles „willenlos" über sich ergehen lassende Möbel ist auch ein Bild für einen Ehemann, von dem es heißt: ääs bifihlt un^{d} äär ist der Schlịịpf-troog, daher auch etwa der Hahnrei und „der Narr im Spiel".) Da wird auch alles hinn^{d}er^{d}i^{n} haa^{n} (was überhaupt sich widersetzen bedeutet) und das jäh abschwenkende uma haa^{n} (wenden) nüüt abtrage^{n}. Der abwärts rasende Wagen raßlet und tschå̋deret; wenig fehlt, er ghijt uber ^{d}e^{n} Hunn^{d} oder uber d'Chatz uber: er purzelt gleichsam hintenüber über den Wagenhund[48] als die Radsperre, oder über das dreikantige „Underlégtütschi" für Ruhepausen; oder er kippt seitlich um: chreicht uber und lööst ụụs. Oder ein Aanpụtsch, ein jäher Rụ̈sch (ds: Schlag) an einen Stein ruiniert den Wagen.

Vieles hängt natürlich beim Fahren von der Art der Zugtiere ab: vom Zug, zumal dem zwụ̈̋spennige^{n}. (In anderm Sinne nannte man Zụụg eine ursprünglich zu Fuhrdiensten vereinigte Gruppe von Bauernhöfen. In jedem der vier Viertel von Wahlern gab es 8 Zụ̈ụ̈g, z. B. im Oberteil den Holz-, Stịịn-, Pfandlehn-, Stiersacher-, Matte^{n}-, Unn^{d}erwịde^{n}-, Oberwịde^{n}-, Gụụgge^{n}bärg-Zug. Diese Gruppierung war derart eingelebt, daß man sie z. B. am 30. Juni 1833 der Almosensammlung zur Abwehr des Hausbettels durch je einen Einzieher zugrunde legte.[48a]) Schon in Hinsicht auf Gestalt und Farbe, namentlich aber auf den Charakter hält der Fuhrmann auf einen glịịchlega Zug und meidet er einen unglịịchlega: einen z'sämm^{m}e^{n}plätzeta Zug oder z'sämm^{m}e^{n}plätzeti Roß. Das muß er besonders tun, wenn etwa sein Vehikel gleich dem Postwagen eine fixe Waage statt einer Spịịlwaag hat. D's u^{n}waatlechera (unordentlichere)[49] der beiden Pferde spannt er rechts der Deichsel ein als d's Vónderhann^{d}roß, d's Va'rhánn^{d}roß, der Vá'rhendler, d's Vónderhenn^{d}ig, d's Roß va^{n} ^{de}r Hann^{d} (von der führenden rechten Hand des Fuhrmanns entfernt);[50] d's chummlichera oder chommligera, das frommere gibt d's Roß zu'r Hann^{d}, d's Zụ̈'rhann^{d}roß, der Zụ'rhendler.[51]

Mit einem Menschen, an dessen Gesellschaft wir gleichsam nach dem Beispiel zweier Tiechsle^{n}roß gewiesen sind, mụ̈ụ̈ße^{n} mẹr chönne^{n}

[48] Lf. 346. [48a] Moos. [49] Gw. 492. [50] Vgl. alte Fügungen wie: er ist van mir anderswâ. [51] Während „bei" die „Um"gebung eines Punktes bedeutet, ist „zu" (vgl. die alten Namen Zumbrunn, Zurbuchen usw.) das eigentliche Verhältniswort der Nähe eines Punktes und der Annäherung an ihn, wie „von" das der Ferne und Entfernung. Unsere Fuhrmannsausdrücke sind schöne Belege wie hiefür, so auch für die erhaltende Kraft der Zusammensetzung und deren Prototyps: der erstarrten Wortgruppe.

g'schirʳeⁿ, unter möglichster Vermeidung des zankenden, aufbegehrenden ṳṳsg'schirʳeⁿ. Die Redensarten führen uns auf die Bespannungsart als weiterer Bedingung guten Fahrens. Bekanntes[52] übergehend, erwähnen wir hier bloß den eigenartigen Sịḷm.[53] Diesen gebrauchte man bis etwa um 1830 ziemlich häufig aⁿ Platz dem[54] Chómetring (des freiburgischen „Chrắgli"). Es ist ein 8—9 cm breites Band aus extra gewobenem Mắschẹḷtuech (ẞẞ: aus Hanfsamenstengeln).[55] In die zwei mit Draht (Schnur) verrickteⁿ (mittelst Knopflochstichs vor Zerfaserung bewahrten) Seitenlöcher kommt je ein Strick. An diesen hängt man als Ersatz des Chlőbli das leichtere, etwa 6 cm



Der Silm.

breite Aspeⁿschịṭ, welches, um das ṳṳschlṳ̈ṳ̈ffe einer Chänfa (Schlaufe) des Spannstricks zu verhüten, an der Außenseite die Nägeḷchänfa trägt. So fühlt sich das Roß lịber: der leichte Siḷm drückt nicht, wie der Chömet fur schweren Zug tut. Er dient für liechta Zug. Nur ungern gebrauchte man ihn auch in der Wetternot der Heuernte für schwere Lasten, weil im lẹngeⁿ Brṳṳch ẹs het mőgeⁿ Haar ṳṳstrịbeⁿ.

[52] Lf. 348 ff. [53] Vgl. den silo als Wagengeschirr und Zugseil (Graff 6, 185; Schmeller 3, 229. 185) und den, die oder das sil als Riemenwerk des Zugviehs (mhd. WB. 2, 2, 289) = die Siele oder Sille, das Sill (Kluge 427), sowie das silseil als Zugstrang oder Leitriemen und den Sil-Bengel (schwz. Jd. 4, 1373). Der Wem- und Wenfall heißt mhd. siln. (Zieh in dinem siln! Boner 20, 30.) Mit „Silm" vgl. etwa Turm und Turn neben ahd. turri und turra (wie fz. tour aus lat. turris). [54] Wie „anstatt dem". [55] Lf. 362.

Leichte Bespannung gehörte u. a. zum alten Sprẹnggwäägeli,[56] welches zu sprẹngge^{n} gestattete: das Pferd springe^{n} (laufen, traben) zu machen. Hiebei wird bekanntlich der rechte Fuhrmann d's Ụụg nid ab ^{d}em Roß laa^{n}; er wird sorgen, daß es beständig der Grinn^{d} ụụfhịịgi, damit es nicht auf schlecht überblickter Wegstrecke stolpere, so das^{s} e̥s 's voor úber i^{n} d'Chneu nimmt, daß das Tier i^{n} d'Chneu g'hijt. Er wird also auch d's Lịịtsịịḷ nie la hange^{n}, es nit z'lụgg i^{n} der Hann^{d} haa^{n} oder dem Pferd zu sehr lụgg laa^{n}, wie bildlich einer tut, der von einer Ansicht oder Absicht läßt.

Die Neuheit des Wagenfahrens in unserer so lange straßenlos gebliebenen Berggegend zeigt sich übrigens auch darin, daß das Leitseil hier früher selten gebraucht wurde. Aber noch vor 50 Jahren war es ein gewohnter Anblick, daß ein Guggisberger selbst neben einem leichten Gefährt her bis ga Bärn ahi un^{d} umhi z'rugg g'lüffen ist. Es gehörte nämlich mit zur Kujinaderịị der Landvogtszeiten, daß das rịte^{n} auf einem andern Gefährt als etwa dem Mistwagen mit Lịịstig (Landesverweisung) bedroht war. D'Heer^{r}e^{n} hịị^{n} al^{l}ịịnig wöḷḷe^{n} Wäägeli rịte^{n}.

Kühe, diese einst vorzugsweise und zwar in erster Linie für solennes Gefährt[57] in Dienst genommenen Zugtiere, treten als Milchvieh mehr und mehr von Pflug und Wagen zurück, werden jedenfalls am wenigsten in der nachmittäglichen Milchabsonderungszeit eingespannt. Geschieht dies überhaupt, so bekommt ein widerspenstiges Tier d'Strịgeḷhäḷftera oder die (mittelst Scharniers knickbare) Chneuhäḷftera aang'lịịt: eine schmale eiserne Rinne mit glatten (nicht wie bei der unterbernischen „Chlemmhaḷftera" gezähnelten) Rändern drückt beim Anziehen auf die Nase.

Mit Chüehne^{n} z'chär^{r}e^{n}, wenn es z. B. Chrịịs z'char^{r}e^{n} gibt, verachtet allerdings e^{n} gwäneta Char^{r}er, der am liebsten als Gụtschner sich fühlt. In Guggisberg, wo man seit alten Zeiten am liebsten als „Reiter auf Schusters Rappen" d'Gutscha aanrịịset, fur mit e̥ra hịịm, gibt es freilich für Kutscher wenig zu tun. Da waren bis vor kurzem der Mist- und der Mülchchär^{r}e^{n} neben allfällig andern Chäre^{n}, ferner die Bänna (ähnlich dem Freiburger „Dụmer" mit den langen Pferdezugstangen),[58] die Mistbä̊ra und das

[56] Jenz. 168. [57] Ed. Hahn hat dies in seiner „Pflugkultur" (Straßburg, 1909) neuerdings von großen, völkerkundlichen Gesichtspunkten aus meisterhaft dargelegt. [58] Die ebenfalls freiburgische „Bijibäna" als Bienenkorb hilft dem holländ. ben als Korb die Grundbedeutung des keltischen Wortes als Behälter illustrieren. Vgl. Kluge 48; schwz. Id. 4, 1289—91.

Jauchebottich (das B'schüttibüchteli, die freiburgische „Stoosmoora") fast der einzige Rĕdig (Fahrgerät). Das war ein rugge^n und chä̊re^n und brüele^n (quietschen)! gleichsam ein Schreien nach dem aus Harz und Flachssamenöl zusammengeschmolzenen Waage^{n}salb. Ein vergeblich nach solcher Labe schreiendes Rad versagte wohl den Dienst und fiel ab, wenn der (allenfalls bloß hölzerne) Achsnagel oder die Lünse, der „Lunn",[59] der unterbernische „Lung", der Loon (Mehrzahl: Löön) zerbrach. Wie aber erst, wenn das überladene Gefährt z'sämm^{m}e^{n}g'chrütet wurde!

Das ermöglichten die schlechten Wege, welche dagegen noch um 1860 bloß etwa zwei G'stöllwäägeleni[60] ohni Få̈deri, die Vorläufer des heutigen Ritwäägeli („Bernerwå̈geli") zuließen. Um 1850 het Marti's Üeli uf ^{d}em Bise^{n}fääl^d der erst Waage^n g'hå̈be^n und het 'na alle^n Lüte^n wit und bbriit müüße^n z'e^{n}tlehnne^n gää^n. Heute wie vormals aber ist der Lastwagen[61] das Hauptgefährt des Berglandes. Von ihm auch stammen Ausdrücke des Lebensernstes her, wie: iina a^n d'Achs tue^n (auf einen Posten hinstellen), i^n d'Stanga stölle^n (ihn Zucht und Ordnung lehren). Är het era uber d'Stangi uber g'schlage! bedeutet eheliche Untreue. A^n d'Tiechsla müeße^n ist sogar: in's Zuchthaus kommen. (Erwähnt sei noch der Hammbäcklig als Deichselträger an der Vorderachse.)

Die Neuheit des Wagens wird schon dadurch illustriert, daß Dürr- wie Grünfutter noch jetzt auch auf ebenem, nicht bloß wie im Emmental auf steilem Gelände mit dem Halbwagen oder Schnägge^n[62] ii^{n}g'char^{r}et chunnt, ja daß man vormals unbedenklich mit dem Schnägge^n ga^n Bärn gfahren ist. Eine in Guggisberg bevorzugte Spielart ist der im freiburgischen Galmiz gebaute Galmizschnägge^n. Wer das Gefährt richtig zu beladen weiß, wird darauf sehen, daß für die Fahrt aufwärts der auf den Kufen ruhende Vorderteil, für die Fahrt abwärts der durch das Räderpaar getragene Hinterteil das Hauptgewicht der Last erhält: für obsi^{ch} ladt ma^n voornäha schweerer, für å̈be^{n}s Wägs oder nidsi^{ch} hinn^{b}ernäha schweerer. Wer solche Vorsicht übt, fährt selbst mit einer beträchtlichen Schnäggeta so leicht, als wäre sie nüma^n so n es Schnäggetli.

Für schwere Schlepplasten, namentlich von Holzstämmen, dient in der auf S. 96 illustrierten Weise der Roß- oder aber der Zieijerschnoogge^n. Beide sind sozusagen bloße Vorderhälften des Schnägge^n, aber ungleich stärker gebaut. Die Chuehe^n (Kufen)[63] leiden naturge-

[59] Schwz. Jd. 3, 1296. [60] Nyd. K. 26; vgl. Lf. 342. [61] Vgl. Hahn, Pflugkultur. [62] Lf. 341. [63] Schwz. Jd. 3, 145.

mäß weniger am aufsteigenden Teil der Schnäärpfa (des Bogens: S. 97) als an der Söla (Sohle), welche daher als eigenes Ersatzstück durch das söleⁿ jeweils zu erneuern ist. Derart ausgestattet, schnaagget dieser „Schnaaggeⁿ“ der Freiburger fast lautlos über den glatten Schliif dahin. Er kann aber gerade damit den Führer so unliebsam überraschen, daß unnᵈer ᵈeⁿ Schnooggeⁿ chooⁿ oder g'schnooggeta chooⁿ s. v. w. übertölpet werden bedeutet.

Nach verwandtem Bilde kann der Grindelwaldner[64] „under ᵈeⁿ Höri chooⁿ“. Der auch vom Freiburger als „Höri“ benannte Höreⁿ oder Hoornschlitteⁿ[65] dient Guggisbergern jahraus jahrein; im Sommer nämlich zum Fahren über beraste Stellen, von denen es heißen kann: „Dieser Weg ist kein Weg.“ Wo selbst der leere Wagen nur mit Mühe durchkäme, führt man schwere Schlitteti, geschweige denn Schlittetleni Streue u. dgl. mit bemerkenswerter Leichtigkeit dahin. Aber auch umfangreiche Tääscheti Tanⁿest und Schliipfeti Mist befördert man so; und spannt man einen Vorwaageⁿ vor den Schlitten, so läßt sich ein schweres G'schliipf über Grien und Grüen führen.

Ein kleiner Hornschlitten, auf welchem sich etwa eⁿ Zäntner Mähl oder dgl. von Hand ziehen läßt, ist es Schlittli. Die Bezeichnung gilt aber, wie Schlitteⁿ, auch einem liederlichen Weibsbild; ein solches ist unter Umständen es grüüselechs Moordsschlittli vaⁿ meneⁿ Möntsch.

Der kleine Einzelschlitten, unbefangen Aarschschlitteⁿ geheißen, ist ungefähr der grindelwaldnische „Brittler“,[66] während der dortige „Beinz“ (Beinschlitten) das Gibi (kleine Ziege) genannt wird. Auf beiden fahren Knaben und sogar Männer mit Vorliebe büüchligeⁿ oder schnüügglige ⁿ (bäuchlings), wohl auch schnäggeⁿpöstlegeⁿ: so, daß einer aufrecht über dem bäuchlings Liegenden sitzt und damit Bock ritet. Alles, ohne es mit der Gefahr für den Kopf sonderlich ernst zu nehmen.

Sonst aber steht Schlitteⁿriteⁿ nicht in so allgemeiner Übung wie im Oberland und namentlich in Grindelwald. Der Grund liegt sowohl in der mehrfachen Unterbrechung des Schleifs durch die bisweilen recht kräftige Wintersonne, wie aber auch im Nachklang alter Verbote des Schlittenfahrens wegen dessen Verbindung mit unstatthaften Mummereien. So verlangte ein Ratserlaß vom 5. Januar 1579, daß „die namen derer, so uff den schlitten umher gefaren oder umbzogen und sich ungebürlich gehalten, schryfftlich ufferzeichnet verdiend. Deßglichen sollend die putzen und pöcken antzlitt[67] auch von denen geforderet

[64] Gw. 88. [65] Gw. 85. [66] Ebd. [67] Vgl. Kluge 20; Rittershaus 47 f.

werden, die sy gebrucht." Drei Tage darauf ließ der Rat ins Manual eintragen: „Zedell uff den Cantzel, das Schlitten mit allem ernst ze verpietten."

Um so häufiger laden heute auch Guggisbergs Staatsstraßen zum rịte" uf ᵈem Fịlózipee oder Féloo oder der Gätschụmåra („Kautschukstute") ein. Auch das Motorvelo: der Félootampfer oder das Pfụ̈di machen sich bemerkbar; weniger allerdings als die



Der Galmizschnägge (von Galmiz bei Bulle).

„gelbe Gefahr" der Landstraße, das „Tote"mobil", auch „Töfftöff" oder „Stinkbänne" geheißen: lauter Namen, die dem „Kilometerfresser" des Protzen, keineswegs aber dem hoffentlich zukunftsreichen Ersatz der Schindmähre gelten.

Vielleicht wird jedoch das Kautschukrad des Automobils hier oben sich aus seiner Anwartschaft verdrängt sehen durch die Propeller des Aeroplans, wenn es einmal in der Halle des Wankdorffeldes heißt: Einsteigen nach Guggershorn!

Post und Bahn.

Adie! d's witera de^n^ mündlech! Ein Neuling im Fernsprechen rief's, als 1893 d's Téliffoon nach Guggisberg kam, vor dem Abläuten in den Trichter. Ebenso drollig, wie seelisch interessant. Sechs Jahre zuvor hatte d's Téligraaf in Guggisberg Einzug gehalten, und wie manche Gemeinsamkeit beider Institutionen konnte unserm Mann das Bedünken eingeben, er „rede schriftlich" durch das Telephon! Es ist dies ja lediglich ein Seitenstück zu der Vorstellung des galizischen Bauers, sein Kaiser lege, wenn er telegraphiere, den Mund an das vergoldete Ende des Drahtes, spreche aber so leise, daß auch das noch so fest an die Telegraphenstange gepreßte Ohr es nicht verstehe.[1] Daß aber das Summen der Stangen ein wirkliches Fortleiten aufgegebener Depeschen sei, daß jitz öpper telegraphieri, ist eine auch bei uns durchaus volksmäßige Vorstellung. Ist sie aber wesentlich einfältiger, als das wissenschaftliche Reden von einem elektrischen „Strom"? Es ist ja überhaupt dem Menschen Bedürfnis, das noch so wenig erklärte Walten einer doch so zukunftsreichen Kräftegruppe sich als grell aufleuchtenden Blitz, als mächtig rauschenden Strom oder eben als schallendes Weitertragen menschlicher Rede in kolossalem Maßstab vergröbert vorzustellen. In der Idee des „schriftlichen" Fernsprechens und „mündlichen" Fernschreibens bestärkt aber den noch weniger geschulten „campagnard" das Mit- und Beieinander beider Verkehrsanstalten und ihres Personals; das oft so umständliche Herstellen der Verbindung; die Gestutztheit der zulässigen Mitteilungsart und ganz besonders die Unsichtbarkeit der in weiter Ferne zu denkenden Verkehrsperson.

Eine äußerst sympathische Begleiterscheinung solch vergröbernder Vorstellungsweise ist, als Gegenstück zu gedankenlos übertriebenen Anforderungen an irgendwelche neue Erfindung, die dankbare Freude an einer uns zugute kommenden Errungenschaft. Wie vor 17 und 23 Jahren Guggisberg sich am Telephon und Telegraph freute, so vor 66 Jahren (1844) sein Pfarrer an der Kunde: Jitz uberchöme^n^ mer d'Post i der Wucha drü Mal![2] Diesen von dem hochbegabten „Prediger in der Wüste" mit Jubel begrüßten Fortschritt ermöglichte der Übergang des Postregals an den bernischen Staat am 1. August 1841. Vorher war es ein Privilegium der Familie Fischer von Reichenbach, deren Urvater, Deutschseckelschreiber Beat Fischer, 1675 die während des dreißigjährigen Krieges stillgestandene internationale Postverbindung u. a. durch Errichtung des Posthauses an der Hormannsgasse (seither Postgasse) in

---

[1] K. E. Franzos. [2] Baumg. 141.

Bern wieder hergestellt[3] hatte. Ihr Versprechen einer wöchentlich zweimaligen Postbestellung in den Hauptstädten dehnten diese Postheerren 1830 auf den Verkehr zwischen Schwarzenburg und Guggisberg aus: Der Wuchenbott, zugleich Polizeiwächter und Gemeindsweibel, mußte geng am Meentig und Fritig z'Aabend die Postsachen beim Pfaarer, Statthalter (Gemeindspräsident) und G'miinschriber von Guggisberg und beim Rüschegg-Hälfser abholen und nach Schwarzenburg uf d'Post, uf d's Oberamt und zum Amtschriber tragen. Am folgenden Morgen verrichtete er den umgekehrten Dienst. Er empfing dafür ghin Lohn; dagegen durfte er um vereinbarte Entschädigung auch für Private Postsachen besorgen.[4]



Postfrida (F. Zbinden).

Ums Jahr 1836 ward ein eigener, wöchentlich einmaliger Botendienst zwischen Guggisberg und Bern mit direkter Vertragung an beiden Orten eingerichtet. Diesen Dienst mit zwölf Stunnden anhin und anhar in ii'm Tag verrichtete während 27 Jahren Chnübel-Christi: Christian Weber. Seit 1863 versah den wöchentlich viermaligen Botengang zwischen Guggisberg und Schwarzenburg mit nachmittäglicher Vertragung sogar uber d'Egg der 1903 mit goldener Uhr beschenkte und noch heute

[3] Till. 4, 399 f.; DuB. 390 f.; Stat. 05. 2, 41; Rhv. 1902, 90—94, 107—113.
[4] Baumg. 59 f.

stramm und untadelig seines Amtes waltende Christian Zwahlen. 1866 bis 1884 versah er dazu noch die Stelle des Unterweibels (und Betteljägers, S. 592), um sie dann an die weniger mühevollen Beamtungen eines G'miịnsmaan zu tauschen. Dies wurde ihm ermöglicht durch die Heranbildung von Familiengliedern zum Postdienst, zunächst an der 1863 errichteten rechnungspflichtigen Ablage Guggisberg. Diese wuchs sich 1891 zum Postbüro aus, an welchem zumal im Sommer drei Personen von früh bis gegen Mitternacht Arbeit haben.[5] Lang vorher war als zweiter Brieftreeger, mit der Verpflichtung zu wöchentlich dreimaligem Gang nach Schwarzenburg, Schǚris Hans, Johannes Hürst, angestellt. Dieser überaus flinke Bote starb 81jährig am 19. Mai 1905.[6] Seit 1874 fertigt das Postbureau Guggisberg täglich ein-, seit 1907 bis zweimal drei Briefträger ab; zwei andere stehen in Verbindung mit der 1902 errichteten Postablage Sangereⁿbódeⁿ, und einer mit der seit 1908 bestehenden Ablage Riedstett („Riedstätt").



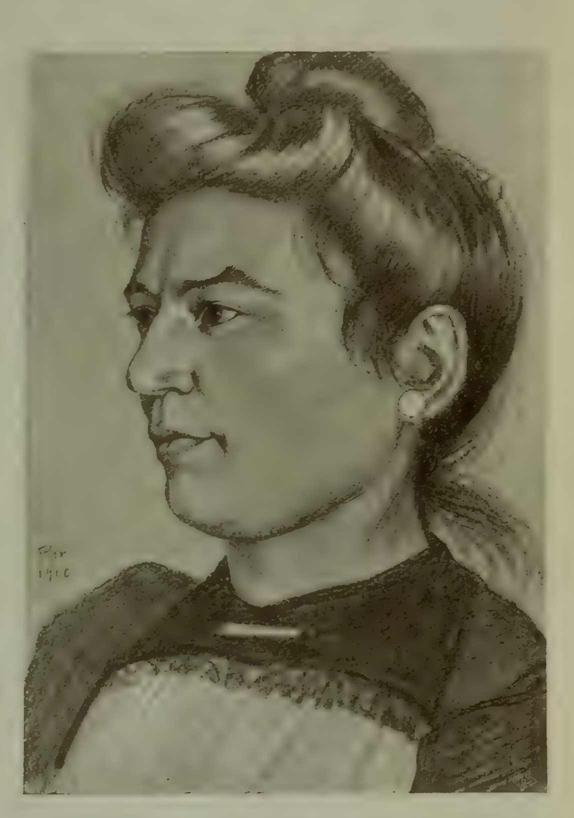
Postfrida (F. Zbinden).

Sangerenboden wird bedient durch den Postkurs, der im Winter von Plaffeyen bis dorthin, im Sommer aber bis zum Schwefelberg-Bad sich erstreckt; Riedstett liegt an der Poststraße Schwarzenburg-Guggisberg. Auf dieser verkehrt seit 1884 ein zweispänniger und seit der Bahneröffnung (1907) ein vierplätziger Postwagen meist zweimal im Tag; im Hochsommer aber chunnt d'Post drụ̈ụ̈mal choⁿ z'glängeleⁿ oder

[5] Wir erwähnen als Beweis einzig die Fr. 21,334. 30 Scheck-Einzahlungen in dem fremdenlosen Januar 1909, neben Mandaten von Fr. 10,351. 15. [6] Chr. 108.

z'glöggele". Zweimal auch fährt die zweispännige Post Schwarzenburg-Schönentannen-Mammishaus-Rüschegggrabe"-Gambach, sowie die Post Schwarzenburg-Heitenried-Tafers-Freiburg. Eingegangen ist dagegen 1907 der Kurs Schwarzenburg-Flamatt; bloß das Stück Albligen-Überstorf-Flamatt verblieb. Verpflichtung zur Naachpost oder Zuepost (Beiwagen) besteht für die Fahrten von, aber nicht nach Schwarzenburgs stattlichem Post- und Gemeindehaus.

In welchem Verkehr aber stand vor Eröffnung der Bahn (S. 561) dieser unser Amtssitz mit der bernischen Residenz? Seit 1865 bestand die Post Bern-Schwarzenburg; vorher gingen nach Bern bloß „Fußböte", und zwar z. B. in den Jahren 1815—17 wöchentlich nur einmal. Nachdem in Bern am Dienstag morgen um 7 Uhr „die Messagerie von Neuenburg mit Briefen, Valoren und Pakatern" eingelaufen, langten um 8 Uhr „die Fußböte — Bött — von Burgistein, Gerzensee, Schwarzenburg, Thorberg, Dießbach, Utzigen an, um um 12 Uhr wieder abzugehen. Am Samstag um 8 und 12 Uhr wiederholten ihren Gang alle die eben genannten Boten — außer dem von Schwarzenburg.[7] Es war zur Zeit der wöchentlich zweimaligen Postschiffkurse auf beiden Oberländer Seen.[8]



D's Hüneli-Lisabeth
(Frau Blaser geb. Zbinden, Posthalterin und Wirtin, Riedstett).

---

[7] Neuer Schreibkalender von Bern 1815 und 17. Bern, Witwe Stämpfli. [8] Spazier (1790) 370.

Der vom Postbesteher gewählte Schwarzenburgbote mußte „mit Gleit und Farb" (den bernischen Standesfarben) versehen sein und erhielt für seine allwöchentlichen Gänge jährlich zwei Taler.[9] Der Landvogt hatte aber verschiedene Mal (so 1759[10] und 1784[11]) über seine Unzuverlässigkeit zu klagen. Es war daher gut, daß für dringende Fälle ein „Stadtleüffer" (1739), Läuffersbote" (1667), „Standslauffer" (1780), dessen Prototyp wir 1355 in Jöli Kümi, dem Burgerbotten von Bern[12] finden, zur Verfügung stand. Die Behörde von Guggisberg ihrerseits schickte im Notjahr 1798 am 26. Januar drei Knaben als Eilboten, und am 6. März den Postreüter Samuel Pfeuti.[13] Es brauchte aber auch diesen Tag nach der Katastrophe in Bern, um angesichts der S. 537 f. beschriebenen Wege Roß und Mann in Bewegung zu setzen. Das geschah sonst nur auf Wegen nach dem Muster römischer Heerstraßen, wie der aus der Westschweiz durch Elisried nach Thun führenden. In der Elisriedebene liegt denn auch der Ort z'Mutteⁿ oder aⁿ der Mutteⁿ (1276: Mutton) am Muttbärg und Mutthölzli, deren Namen als mutatio (equorum)[14] gedeutet wird: Station für Pferdewechsel, für Roß z'schangschiereⁿ.

Solchen Boten übergab man begreiflich nur sehr angelegentliche Briefe. Sie mußten den „Portlohn" (1789), d. i. den Treegerlohn[15] oder „Botlohn" (1783) von 8 Batzen (1562) bis 2 Pfund (1563)[16] wert sein und das Briefgeheimnis streng wahren. Was hätte hier e̥s fü̦ferigs Postchärtli gefrommt! Da mußte ein fester Umschlag (couvert) her, nicht mit der heutigen Klebmasse vermacht, sondern mit Si̦ge̥lack; noch bessere Dienste leistete das Briefzeltchen: das U̦bli (ṳbli̥) und leisteten mehrere Ubleni von Form und Größe eines Zehnrappenstücks.[17]

Wie aber war es in den Zeiten alter Verkehrsnot mit dem Warentransport von und nach Bern bestellt? Leichtere Lasten bewältigte wär's ist gsi̦i̦ⁿ nach vorn beschriebener Weise, wer aber schwere und undhandliche? Hierfür stand ungefähr 1790—1830 d's Ladeⁿroß zu Diensten. Dies „Roß" war aber ein Mann, namens Herzog, zubenannt der Lönderler, aus der Ortschaft Laden nahe der Riedstett. Als Roß

[9] SB. P 77—85. [10] StAF. [11] SB. P 45. [12] Font. 8, 106. [13] LR. [14] Gatschet 17/18. [15] Porto (von portare, porter) ist eine der guten italienischen Stammrückbildungen, nach deren Muster es in der Eisenbahnsprache einen „Ver- und Entlad", ein „Abteil" u. dgl. gibt. [16] Z. 62. 63. [17] Das als Hostie dem Abendmahlsgenossen in Scheibchenform „dargebotene" (oblata) ungesäuerte Backwerk (Marc. 14, 1. 17 ff.) empfing auch als Briefzeltchen seine verdeutschte Benennung als Oblate (schwz. Id. 1, 54) oder Oflata (mit Anklang an offerre, offrir: ebd. 115), während die Westschweiz „la" oublie als „das Ubli" entlehnte.



Orig.-Photogr. v. Dr. E. Hegg

Posthalter Zwahlen und Frau

betätigte sich dieser G'waḷtsmentsch auch sonst. Es ist ịhm nit drụ̈f aan choo^{n} (er machte sich nichts daraus), säḷb zwụ̈ụ̈ta näbe'm Roß iha (neben seinem Pferd her) den Pflug zu ziehen. Ja, wenn er's mit einem ung'wennte^{n} (nicht „eingefahrnen"), oder einem unhandlichen (handlehe^{n}, S. 151) Tier zu tun bekam, so spannte er es einfach wieder aus und trug z. B. die zu bewältigende Schnäggeta auf dem Rücken fort.[18]

Auf den endlich einigermaßen fahrbaren Wegen verrichtete die regelmäßigen Dienste eines Bärnbott mit wirklichen Pferden der als ab=g'wärheta Invalide noch lebende und alltäglich vor unsern Augen sein jüngstes Großkind sorgsam im Wäägeli stoßende oder zärtlich auf den Knien wiegende Johannes Äbischer: Hịịders Hans vam Zämishọḷz. Zwölf Jahre lang (1858—70) fuhr er musterhaft pünktlich jeden Dienstag (als Wochenmarkttag) nach Bern. Z'Mittinacht het er ụụfghǻbe^{n}, am zwụ̈ụ̈ ist er furt, un^{d} am glịịhen Aabend spaat ist er umhi choo^{n}. Ja dem Zịịstig fügte er mit der Zeit noch den Samstig als Fuhrtag bei. Er brauchte nebst zwei eigenen Pferden häufig noch zwei Dingroß. Er bezog vom Zentner $1^1/_2$ Franken, von der Maß Wein 5 Rappen, vom anvertrauten Franken (einmal deren 6000 in éiner Summe)[18a] 2 Rappen. Bei bessern Wegen und Brücken leistete bis 1910 diesen Dienst der Fuehrmạ^{n} Stǻger mit zweispännigem Leiterwagen. Jeden Montag und Freitag fährt mit Grümpeḷ, d. h. allerlei Effekten, der Schwarze^{n}burger=Fuehrmạ^{n} Visian nach Guggisberg und Hirschmatt, die Waren sorglich mit der Blachcha vor Unwetter schützend. Zwischen Guggisberg und Ottenleue verkehrt regelmäßig in der Fremdenzeit mit Privatpostfuhr der Otte^{n}lüijibott. Sein Vorgänger unter dem Arzt Zbinden im Schwǻbeḷbärg (S. 50) setzte den damals noch unfahrbaren Weg über den Schwarzenbühl allmorgendlich als Säumer mit zwei Maultieren nach dem eben genannten Bade fort.[19]

Inzwischen (1907) brachte d'Ise^{n}bahn (ị=[20]) auch dem Schwarzenburgerländchen ihre Segnungen,[21] welche für das so stiefmütterlich vom Verkehr abgedrängte Gebiet noch einmal so hoch wie anderwärts anzuschlagen sind. Wer landläufige Spitznamen richtig deuten gelernt hat, findet dies gerade im Titel Cheḷḷe^{n}bähndli bestätigt. „Cheḷḷe^{n}land" heißt nämlich, wie das waldreich gebirgige Zürcheroberland,[22] auch etwa

[18] Andere Beispiele von Körperkraft: Jenz. 163—170. [18a] Vgl. Gw. 531. [19] Mül. M. (1883) 3, 98. [20] Beachte die der lokalen Neuheit der Sache entsprechende halbschriftdeutsche Benennung mit =b=, wogegen das Unterland „Isepahn" spricht und dem Wort auch den Bann als den oder sogar „die Pahn" angleicht (S. 80). [21] Vgl. Stat. 05, 2, 190 ff. [22] Vgl. schwz. Jd. 3, 1302.

das ebensolche Guggisbergerländchen.[23] Dieses aber mit dem eigenartigen Reichtum seiner Natur und der vielfach originellen Tüchtigkeit seiner Leute dem Verkehr zu erschließen und der zeitweiligen Blutarmut des letztern mit neuen Blutkörperchen zu Hülfe zu komnen, wird einst als Hauptverdienst der Schwarzenburgerbahn eingeschätzt werden. Zu diesem Ziel aber führen mehrere neue Wege des Betriebs. Nennen wir ihrer bloß drei.

Die nach zwanzigjähriger Bemühung,[24] wa di g'schịịdsten Mannen schier der Lụụs hịịn d'Hirneni ụụsg'lụụßet, endlich 1901 wärchstöḷḷig g'machti Gürbetalbahn trägt ebenfalls einen Spotttitel: d's Chäbisbähndli. Dank der immensen herbstlichen Ausfuhr aus dem Chäbislannd weist es aber die billigsten Gütertaxen der Schweiz auf. Der Güterverkehr nun ist bekanntlich der Brotkorb der Eisenbahnen. Diesen ebenfalls sorgsam pflegend, ladet sich die Schwarzenburgerbahn lächelnd zweierlei auch anderwärts übliche Nachreden auf den Hals. Einmal fẹhrt si nid gar reez, sondern si fahri so langsam, daß der Vorstannd van e̥ren Station, wenn eren Zug abg'laan hịịgi, ihm mit dem Feloo vorfahri, für di nööchsti Station z'bedienen. Allerdings soll, wer in einem Tag die Schweiz von Konstanz bis Genf kreuzen will, mit keinem Vaganten-Biliee oder -Pileet (Generalabonnement) einen Trädirää (train direct) der Schwarzenburgerbahn zu benutzen suchen. Die verminderte Geschwindigkeit, mit welcher übrigens jeder neue Bahnkörper befahren sein will und das damit verbundene Warten auf Zugskreuzungen (warten, bis der annder chunnt), bis es heißen darf: furt! áb den Schịnen! — sie garantiert übrigens auch die Betriebssicherheit angesichts der vielen Chrümp, wa si nụ̆mḁn in der Schwarzwasserbrügg nid och noch hịịn chönnen drin bringen. Nur mittelst solcher Kurven konnte freilich eine bloß 17 km[25] lange, an die Dampfkraft gewiesene Adhäsionsbahn eine Gesamtsteigung von beiläufig 260 m mit der Maximalsteigung von 35 ‰ im Drunggli bewältigen. Das erschwerte zudem die mit viel beachtenswerten Gründen beanstandete Normalspurweite, welche aber doch der Aussicht auf Enthebung aus der Rolle einer bloßen Stumpenbahn einzig entgegenkommt. Die Mehrkosten des bahnen (Bahnbaues) werden aber wett gemacht durch eine einwandfreie Art z'hụ̆sen und z'spären und en iedera

[23] Der hölzerne Rührlöffel als mindestwertiges Hausgewerbeprodukt und Hausierobjekt soll die an sich ehrenwerte, aber ehemals (vgl. S. 581) von Leuten zweifelhafter Polizeigemäßheit betriebene Holzindustrie diskreditieren helfen. [24] Vgl. Seft. 204—9. [25] Die Postroute Bern-Schwarzenburg maß aber sogar 19,5 km.

Aktie^n, „der“ darauf genommen wurde, profitlich z'mache^n, wie u. a. die „Bijihǖsleni“ der kleinern Zwischenstationen sie vor Augen führen. Nur Köniz, Niederscherli und Schwarzenburg haben nämlich Stationsgebäude mit Wohnungen für Aang'stöḷḷti uf der Ise^n-bahn.

So wird stille Leistungsfähigkeit mit ihrer kaltblütigen Vorsicht und Tatkraft jederzeit gerade die Ausdrücke der Heruntersetzung als Denkmünzen abgenötigten Geltenlassens vom Boden aufheben und als Verdienstmedaillen blank erhalten. Das ist auch die einzige maßgebende Anerkennungsart für den geschäftlichen Fortschritt des Bauernstandes, der drum in den ganz nüchternen, aber von nachhaltiger stiller Freude getragenen Worten die neue Errungenschaft preist: jitz ist oppa Bahn!

Man denke sich dies gelassen große Wort mit der nämlichen Pfeife im Mund gesprochen, in deren unentbehrlichem Begleit am 27. Januar 1899 187 Guggisberger einstimmig für 25,000 Franken Bahnaktien übernahmen[26] und am 5. Mai 1901 ihrer 269 ebenso einmütig zur halben Million bernischer Staatssubvention der BSB. stunden.[27] Diesem hoffnungsvollen Blick in die Zukunft entsprach die Freude an der endlich errungenen Bahn, wie sie sich an der Einweihung (31. Mai 1907) und nachher in der Presse äußerte. Vier solche Kundgebungen in sorgfältig gepflegter Mundart seien hier angeführt. Voran schicken wir drei Strophen der forschen Bäuerin Elisabeth Leuthold-Wenger in hundertjährigem Guggisbergerdeutsch:[28]

Jitz no fur n e Isebahn
G'lengt der Mutz si trüwwi Hann,
Daß mier o chüü g'müetlech rite
Na de Unnerlenner-Sitte
G'schwinn ga Bärn mit troch'nem Fues
Fur n e chliinna Morgegrueß.

Jitz chüü mier de naa'st[29] fürwahr
O meh lööse us der Waar,[30]
Un o meh vam Chees u Ouhe.
Schullig si mier naa'st fur z'douhe!
Bärnermutz, i säge dier
Schrockeli fast Douch darfür.

D's „Laderoß“,[31] dä fast starch Maan,
Schluegi d's Rääf jitz a d'Fluehwann;
U der Grosatt wurdi ggugge,
Wa dur d'Au[32] het müeße rugge,[33]
Chrüühe fast — du söttis' 's g'seh! —
U der Äniatt noch meh.

---

[26] Chr. 92. [27] Chr. 95. [28] Im Emmentalerblatt; von der Verfasserin seither nachkorrigiert. [29] Doch. [30] Dem Vieh. [31] S. 560. [32] Schwarzwasserbett (S. 10). [33] Mit dem schwerfälligen Lastwagen, dessen Raadschịni noch aus Hartholz bestunden, unter lautem Quietschen (rụgge^n) über die Steine der Schwarzwasserau fahren.

Ernst Hostettler dichtete:[34]

Jitz chunnt bi'm Schies no d'Isebahn
Zu üüs i d's Guggischbärgerlann
Va'm Lanndg'richt uha z'fahre!
Was mues es ächt no oppa gää?
Ma b'chönnt si dickisch schier nid meh
Hie i de löschte Jahre!

Hie oben ist di alti Zit
Nid oppa grad no grüsli wit;
No nid=emaal die Tage,
Wa alba no bi'm trüije Trääf[35]
Dür d'Au der Grosatt mit dem Rääf
Het Chees un Ouhe traage.

I ha jitz dickist deicht dadraan:
Was süten ächt zur Isebahn
Jitz no di alte Manne?
Dii g'suhi dii no grüsli gärn
U wurdi äärstig fur ga Bärn
En Ouheballe g'kanne!

Ja, Bärnermutz, dier douhe mier
Fur d's Bähnli! das ist schön va dier;
Du bist doch geng a luuba!
Daß jitz no allz dem Bähndli g'lingt,
U daß es Glück u Säge bringt,
Das wii mer alli gluube.

Ulrich Dürrenmatt jubelte:[36]

Der Choli chunnt, der Choli chunnt!
Mier wiin ihm fleets[37] ga tuuffe![38]
Er wird di nööchsti Viertelstunn
Va'm Lanng'richt uha schnuuffe.

Der Choli chuunt; der Choli chunnt,
Gäb wi n er geng si wehrti![39]
Was süti d'r Att u d'Mueter ächt,
We si dä Lärme g'höörti?

Der Choli chunnt, der Choli chunnt!
Er ist doch nid etrunne?
Jitz fehrt er sittig uber d'Brügg;
Dä Stutz[40] ist uberwunne.

Der Choli chunnt, der Choli chunnt;
Er b'chönnt scho alli Chehre!
Was deichten ächt im Grasburgschloß
Di Ritter, Vögt u Heere?

Der Choli chunnt, der Choli chunnt!
Jitz het er d's Dorf erstritte.
Er schwitzt doch nüüt un ist nid müed,
U bruucht o nid i d'Schmitta.

Der Choli chunnt, der Choli chunnt!
Gar lang hii mier scho bb'langet;
Z'löst anhi gar ist üüs d'Gidult
Bloß a me Fade g'hanget.

Der Choli chunnt! der Choli chunnt,
Är het is entlech funne!
Lang si mer näben usse gsi,
Jitz si mer a der Sunna.

Lehrer Fritz Bürki im Moos zu Lanzenhäusern saß vor dieser Station zu Roß als aufgewachter Ritter aus der von ihm der Vergessenheit entrissenen Grasburg und empfahl in folgenden Knittelversen dem Hansjaggeli (Staat Bern) das (nach 1798) auch vom Hans Josi (Frei=

[34] Im Liestaler Schwizerhüsli 1907, S. 8 abgedruckt, aber vom Verfasser hier revidiert. [35] „Bi'm trüje Träf" sollte eigentlich sagen: Zur Zeit der alten Sprache, Sitten und Gebräuche. Zum Beispiel: Si hi's alba aso un aso gsiit im trüije Träf, oder: Mi het's albe bim alte Träf no aso g'macht. Schriftdeutsch: Früher wurden zwecks ..... ganz andere Anstalten getroffen. [36] In seiner Berner Volkszeitung 1907, 44. [37] Rasch; vgl. „fläätig" Lf. 425, „fläten" Gw. 438, „flääٚt" im schwz. Id. 1, 1227. [38] Öffnen; s. S. 358. [39] Wie sehr er sich auch wehrte: Imperfekt Indikativ. [40] S. 538.

burg) umworbene, aber nun (durch die Bahn) jenem feierlich angetraute Vreneli (Amt Schwarzenburg) zu treuer Hut:[41]

Grüeß Gott! Va alle Lüte hie
Wüsse jaa'ß[42] nid alli, wär i bii.
Su loset! I der Gägni zwüschem Schwarzwasser u der Seise
Bis zum Gantnerisch, su wit der müüt riiße,[43]
Bin i Regänt im ganze Lann,
Regiere streng, mit fester Hann!
Dert äne a der Seisa ist mi Vesti,
Ganz nüj uufbbuwwe i der Lösti.[44]

Verwiche,[45] da g'höören i 's bülige u tooße[46]
U pfiiffe. I erwachen us em Schlaf u lose.
I springen uuf u nime mi's Roß
U rite da dürha: Was ist oppa loos?
Si Fiinde im Lann? Ist der Bäremani da?
Oder wott Friiberg oppa Strit aanfaa?

U wa n i ga Lanzehüsere chume,
Fur mit de Rueheftöörern uufz'rumme,
Da chunnt so n es Ung'hüür, schwarz u groß.
Was ist jitz das? Ist der Tüüfel loos?
Uuf zum Turnier! I lege d'Lanza ii
U rite druf loos: du must g'woorfe sii!
Da pfiift's u zischt's u speut's, nit zum lache!
E Wulhe va Tampf giit us si'm Rache.
Mi's Rößli erschüücht; u wie n i 's ha g'häbe:
Erst uf em Moos obe han i 's umhi b'häbe.

Bi mi'm Naachbuur bin ich itz iig'chehrt,
Ritter Peter va Hälffebärg. Däär het mer 'sch erklärt:
Es Mokoladiv sigi das itz gsi,
U Isepahnwääge mües es zieh.

Als Führer aber wird ein stattlicher, schmucker Mann sichtbar, der einem entzückt zu ihm aufschauenden Mädchen die Hand reicht, während Hans Josi, auch jetzt noch ein Hans im Glück, immerhin 's Anna Maaiji (Murten) erhält. Dem Ritter ist, er habe beim Rundritt nach dem letzten Erwachen die beiden Glücklichen schon gesehen, aber in welcher ganz andern Geistesverfassung!

Wär stiit da? D's Vreneli! Was ist mit dier?
Es briegget u schnüpft u cha nid hööre schier.
Der Hans Jaggeli ist äben e grüüseleha Trappi,
Chunnt nie zum hüraate, dä Chätzer'sch Lappi.

[41] Nach dem uns freundlich zugestellten, hier auszugsweise mitgeteilten Manuskript. [42] Sicherlich. [43] Mit unorganischem und sporadischem ß. [44] und [45] Letzthin. [46] Wie Note 43.

Der Hans Joosi, däär hätti's o gärn g'häbe;
Är siit oo, är chönni ohni ihns nid läbe.
Gugg, siit er, i bi riiha u fiißta,
U gäärn han di geng g'hääbe, das oppa wiist de.

D's Vreeneli het nit g'wüßt, was mache.
Mi hingäge het das Züg g'macht z'lache.
„Figge u Müli: das ist ja topplet g'wunne!
Wela hest lieber?“ Äs het si nid lang bsunne:
I ha Jaggeli jaa'ß geng lieber g'häbe.
„He nu, su gang jitz u säg ihm halt äbe:
La g'seh! We d's itz nid wost la riiffe,
Su nimen i der Josi, u du chaast mer pfiiffe!“

So het es 's gmacht. Ihn han i o g'stüpft.
Potz tuusig, wohl, der Jaggeli het's g'lüpft!
Was? der Hans Joosi wost du näh?
Botz Schwennelbärg, da druus soll's de naa'st nüüt gää!

So cha hüt 's Vreeneli Hochzit haa,
U 's überchunnt e gueta Maa.

Aber Jaggeli, das la der säge:
Mier war am Vreeneli geng viil g'läge.
Häb Sorg, Sorg zue n ihm, bis ihm e luuba Maan,
Süst chumen i's cho b'schütze, du deichst nit draan!

U alle sägen i: Sötti 's Unguets gää,
Su wüss't er, wahar der Hälffer nää.
Uf d'Grasburg chömet u rüeffet! I erwache
U chume cho Oornig u Fride mache.
I bi geng z'haa i 'ren iedere Not.
Aber mi Zit ist um jitz. Bhüet ech Gott!

Armenwesen.

Reich und Arm.

Wer ist reich? Wer mit kleinen Mitteln Großes erreicht. Zu den Reichen im Lande gehören Familien, die in bitterbösen Jahren mit ebenso findiger wie ehrenhafter Erwerbs- und Haushaltungskunst sich durchschlagen und in edlem Selbständigkeitsstolz sich wehren wi n en Wiggla, öpperem öppis schulldig z'siin; Eltern, die sich Tag um Tag alles irgendwie Entbehrliche wie selbstverständlich vom Mund abbrechen, um ihren Kindern eine gediegene Lebensstellung zu sichern; Kränkliche und Kranke, die allmorgendlich mit unterdrücktem Keuchen und Seufzen vom schlafarmen Lager weg an ihre Berufsarbeit gehen, dem Chrüzer naach; Verkannte und Geringgeschätzte, die in musterhafter Pflichterfüllung ihre Genugtuung suchen und jegliches Werk besser ausrichten als der in hohen Ehren vor der Welt dastehende ang'fehrt-anhi- oder grĕdi-anhi oder zwüsche-dŭ̦ra-Lăbmöntsch (Dutzendmensch). Sind sie nicht mehr da, tritt das nicht hohe, aber große und mitunter erstaunlich Weittragende ihres Wirkens erst zu Tage.

Mit solcher Deutung setzen wir uns allerdings in wohlbewußten Gegensatz zum gemeinen Sprachgebrauch.[1] Diesem ist „reich" sow. wie mächtig zunächst im Sinn des Augenfälligen, viel Vorstellenden. Eine „Reichengasse" als „grand' rue" haben noch zur Stunde Freiburg und Murten als Gegensatz zum „Kleingäßli".[2] Sonst freilich ist diese Grundlage der Bedeutung vergessen. Riich, vielleicht stinriich, huuptriich ist der Wohlhabende, „Behäbige" oder „Habhafte",[3] der fest Pŭ̦si, der guet bi Huus ist, der vermögen Maan, die vermögni Frau, es vermögens Chinnd; ein Mensch also, der „Vermögen" besitzt und zwar, wo möglich, en Last oder en Huuffen oder en Rigleta Vermögen. Ein spezifisch mundartlicher Ausdruck ist Mittel,

[1] Schrader im indogermanischen Reallexikon; Grimm WB. 8, 579—584; Kluge 369; schwz. Id. 6, 160 f. [2] Murten 18. [3] BO. 5.

im Oberland „die" Mittel als Einzahl gefügt.[4] Ein vom Landvogt als Gemeindsbeamter Ausersehener aber besaß 1722 „die schönste und beste mittlen im Dorf"; ein anderer war 1644 „mit zyttlichen mitlen wol begabet"; ein dritter war 1674 „bi synen mitlen", während 1731 einer außer Betracht fallen mußte, weil er nur „ein geringes mitteli" besaß.

Die handlichste Gestalt dieser Mittel ist natürlich das Gäl̥t. Über Gäl̥t wi Lu̥u̥b oder wi Sti̥i̥ne^n verfügt, wenn er immer noch wie ein Hansli oder Annebäbi Jowäger wirtschaftet, selbst ein Kleinbauer, der e^n Strumpf vol̥l̥a Gäl̥t im Strousack oder im Trö̊gli versteckt, statt d's Gäl̥t i'^{n} Zi̥i̥s z'tue^n und bloß das für die nächsten Bedürfnisse nötige bär'sch (S. 236) im Hause zu behalten. Ein Einfältiger gilt ja auch gern als guethä̊bna, wohl̥hä̊bna, bárgüetega Maan, der über baare „Güter" verfügt: viel Rü̊schi (s) besitzt. (Ein burschikoses Wort, wie „Chü̊mi", „Moos", „Sti̥i̥ne" u. dgl.).

Wenn auch nicht „reich",[5] so doch einigermaßen wohlhabend wurden die Guggisberger in den letzten Jahrzehnten durch vermehrten Ackerbau und bessere Futterverwertung mittelst der Talkäsereien: der Cheeseri̥je^n. Da hi̥i̥^{n} si^{ch} d'Lü̊t brav z'wä̊gg'laa^n im Guggisbärg. Da hi̥i̥^{n} si aanfaa^n Gäl̥t mache^n; und da, nach der weltlichen Anwendung eines Bibelspruchs,[6] d's Gäl̥t dem Gäl̥t hilft, auch haa^n besser ist wëder uberchoo^n, hi̥i̥^{n} si si^{ch} b'ri̥iheret. Die verbesserte Bodenwirtschaft erwies sich als die einzig richtige Schatzgräberei: sie war das einzig rentable Gäl̥t u̥saloche^n, wie man es so erfolglos auf der Grasburg (S. 510) oder hinn^{d}er ihi bi'm Böde^n nahe den Laubbachquellen versuchte. Und wären die Unternehmen gelungen: der Segen wäre etwa wie in der Regel bi'm lötterle^n der Gewinn vam groβe^n Loos. Von einzig wahrem Wert ist das allmähliche si^{ch} wärme^n (zu Wohlstand gelangen); das von redlichem Schweiß begleitete u̥u̥fwinn^{d}e^n: gleichsam das Aufhäufen des Garns auf den Knäuel; das sü̊ferli^{ch} fu̥u̥rmache^n Jahr für Jahr. Denn was mḁ^{n} erwärhet, het mḁ^{n} Sörger[7] dḁrzue. Es ist geng meh wä̊rt, wül̥ mḁ^{n} wi̥i̥s, wi 's gnue^g iha chunnt (wie mühsam, vgl. S. 251, man es einbringt).

Solche Sparer hat Guggisberg lange vor der Zeit aufgewiesen, da mit dem Ruf nach haushälterischem: hü̊slechem oder hü̊slegem Sinn im deutschen Reichstag so manchem kleinen und großen Junker

[4] Gw. 249. [5] Landvogt von Ratze 1791 im SB. R 186. [6] Matth. 13, 12. [7] Dingwörtliche Steigerung nach dem Muster von Nutz und nutz, Ernst und ernst usw., welche zwischen Substantiv und Adjektiv schweben.

ins Gewissen geredet wurde. Solche könnten nach dem bekannten Wort: bi deⁿ Rịịheⁿ lehrt mḁⁿ hụ̈seⁿ (oder späreⁿ), das erfolgreichste Beispiel geben. Der Antrieb dazu muß freilich dem Menschen im Blute stecken und ihn in ärmsten wie reichsten Tagen in gleichem Maße beseelen. Wer im Ehebund mit einem braven armen Mädchen mit sịr Sach im Näselumpeⁿ auf ein nach dreißig Jahren ụụsb'sahḷts schöⁿs Hịịmḁt mit großem neuen Haus aufziehen will, muß erzählen können: Weⁿ iᶜʰ eⁿ Chnopf am Bödeⁿ g'sehⁿ haaⁿ, su haⁿ iᶜʰ 'nḁ ụụf'bbụ̈rt uⁿᵈ dänna 'taaⁿ, uⁿᵈ das han iᶜʰ noᶜʰ jitz ḁˡso.

Der so sprechende liebenswürdige Greis, der sich bis zur Stunde nach harter, strapazenreicher Jugend- und Mannesarbeit der besten Gesundheit erfreut, hatte sein Vorbild in dem armen Keßler Schusi und seiner arm geehelichten Frau, welche um 1830 die „Sonne" zu Schwarzenburg fast schuldenfrei ihrer Tochter hinterließen.[8] Erwähnt seien hier aus ähnlichen Gründen der gewesene Pfründerbueb Kurz (1842—1908) und seine Frau. Ein anderer gewesener Hoofbueb, Zbinden, der in Versailles und Paris als nourrisseur emporkam, schickte als Entgelt für seine Auferziehung dreitausend Franken in Gold nach Guggisberg.

Daß eine tagebuchartig einfache Buchführung, in welcher spitzfinnᵈig (spitz, genau) en iedera Rappeⁿ uufg'schrịbeⁿ chunnt, dem Sparsinn selbst des einfachen Bauers zu statten kommt, leuchtet ein. Auch spätere Nachschlager können dann und wann „einen" Notiz da drann näh", wie um 1845 ein Jungbursche mit fünf Batzen von Ryffenmatt nach Aarau gewandert sei; wie ein Ehemann, der allerdings an einem Schwarzenburgermarkt mit seiner Frau vier Franken drauf gehen ließ, für sich eine Reise nach und von Freiburg am 8. November 1880 mit fünfzig Rappen bestritt usw. Also aḷḷz aⁿ sị'm Ort: hụslech, aber nit schäbig; nit gịteⁿ uⁿᵈ nägleⁿ uⁿᵈ gnịịrxeⁿ uⁿᵈ gnoorxeⁿ (filzig tun), wie der Gnoorxi, nid Gnịịrxerịị uⁿᵈ Gịterịị trịbeⁿ! Ein Wicht solcher Art erbat sich jeweils auf seinen Geschäftsgängen im Unterbernischen sein Nachtlager in einem Stall und bemerkte dann wohl etwa im Weggehen dem Melker: iᶜʰ tụụscheti g'hịni vaⁿ mịneⁿ Chüeheneⁿ an öwwer da. So handelte der immerhin auf Rechnung seiner eigenen Person. Wie schmutzig aber das Gebahren jenes reichen Batzeⁿchlömpers, der einer armen Nähterin einen Kreuzer Kleingeld nicht herausgeben konnte und ihr nun vorschlug: Äh, gib du mier dääⁿ, är trịịt mier meh ab, wĕder dier.

[8] Chr. P. 62. [9] Predigten. [10] Jenz. 138—140; vgl. Stat. 05, 2, 203.

Allerdings auch eine Art, Hü̦ü̦ffeⁿ uf Hü̦ü̦ffeⁿ z'chratzeⁿ oder z'chraaueⁿ.

Bru̦u̦heⁿ uⁿᵈ späreⁿ (worüber einst der jüngere Bitzius so trefflich predigte),[9] finden eine ausgezeichnete Regelung in der Schwarzenburger Amtsersparniskasse,[10] welche dermalen durch Notar Jenni und Bchhalter Kurz im Kasseⁿhu̦u̦s neben dem Schloß verwaltet wird. Der bernischen Dienstenzinskasse (seit 1796),[11] dieser spätern Hypothekarkasse (seit 1846), der bernburgerlichen Ersparniskasse (seit 1820) folgten Institute gleicher Art in Sumiswald (1820), im Oberamt Bern (1821), in den Städten Burgdorf (1821) und Biel (1823), in den Ämtern Aarwangen (1823) und Wangen (1824), Nidau (1824) und Schwarzenburg (1826).[12] Die letztgenannte Ersparniskasse ist ein Werk des Oberamtmanns Pfander und der vier Geistlichen des Amts, wurde aber auch wacker unterstützt durch Pfanders drei Vorgänger, durch andere hohe Bärnheerʳeⁿ und durch die Regierung. So konnte der Zweck der Stiftung:[13] Weckung des Sparsinnes, Unterstützung der Landwirtschaft und der tüchtigen Berufsbildung, in hohem Maß erreicht werden. Die Zahl der Einleger stieg zwischen 1854 und 1903 von 642 auf 3758, das Einlagekapital von 100,550. 90 auf 4,680,463. 37 Franken.[14] 1909 steigerten 4466 Einleger es auf 6,750,657 Franken, so daß auch unser Amt die Schweizer zu weitaus den besten Sparern stempeln hilft. Sähe es nur auch im Versicherungswesen[15] ähnlich aus!

Solchem Aufstieg ehrlich erworbenen Besitzes fehlt freilich nicht das Gegenstück des hinnᵈer áᵇhiⁿ, das gä̋ge'ⁿ Böden ahi. Denn va'm ŏbereⁿ Böüchli aha chooⁿ („vom oberen Bänklein herunter kommen": im Wohlstand aufgewachsen sein) und „im Glücke blind werden"[16] findet sich nur allzugerne beisammen. Wer den Wert des Geldes nie kennen gelernt hat, chaⁿⁿ p'her see oᶜʰ nid rächneⁿ, selbst wenn er in der Integralrechnung bewandert ist. Er wird großartig fahreⁿ, wird entweder aus kindischer Selbstgefälligkeit oder aus einer Art Noblesse, wa nit chaⁿⁿ Hunger uⁿᵈ Turst li̦deⁿ uⁿᵈ bi annᵈereⁿ nit gseh ⁿ, bei jeder Gelegenheit d's Gäḷt spiegleⁿ („d'Mŏneeteⁿ spienzleⁿ"). Bei andersartiger Veranlagung wird 'nḁ d's Glĕsli stooßeⁿ. Bei solchem Haushalt wird erst das verfügbare Vermögen drṻff gaaⁿ, mi wi̦i̦s nid wie, und dann kommt der durch Hypotheken erschöpfte

[11] Till. 5, 362. Diese zweitälteste Kasse ihrer Art in Europa wurde — gleich der ökonomischen Gesellschaft (s. u.) — gegründet durch Niklaus Emanuel Tscharner (1727 bis 1794), seit 1764 Vogt zu Schenkenberg, Pestalozzis „Arner". [12] Ök. Fol. 36, 20. [13] Vgl. die Statuten vom 26. Dez. 1825; ABS. 3, 69 ff., 76 ff.; RM. 67, 110. [14] Bern. V. 277. [15] Stat. 05. 2, 210 ff. [16] On s'aveugle par la prospérité: BT. 169.

Kredit an die Reihe. In gedankenlosem Ggänggeliwåseⁿ wird d's Gält vertscheuderlet oder verggänggelet (vertändelt), oder es wird in lustiger Gesellschaft verjüheiet, verjüchzet, und der Verschwender wird als Fötzel, als Gasseⁿhüdi uf d'Gassa chooⁿ. Er bekommt einen bekannten Spruch etwa auch in der schriftdeutschelnden Variante zu erfahren: Wär iⁿ der Jüngi nid mag hauseⁿ, mues im Alter mäger schmauseⁿ. — Ein anderer het geng g'hüset, aber am lätzeⁿ Ort, indem er z. B. in einem scheinbar vorteilhaften Handel Gält darhinn^der g'laaⁿ oder Haar im Loch g'laaⁿ het: geborgt und nicht zurückerhalten. Oder är het's verhänn^delet, verggrützt. Auch so chunnt iina uber nüüt, chunnt vaⁿ sineⁿ Sacheⁿ oder unn^der siner Sacheⁿ (gleichsam unter deren Normalstrich). In Bälde ist er uf der Gnepfi (der kritischen Schwebe), ist in enggeⁿ Traagbenn^dereⁿ; d's ligeⁿ tuet ihm weh; er het Schull^deⁿ bis aⁿ d'Chneu; är laat d'Fächteⁿ hangeⁿ. Und so kommt es zum Chrach, zum rumpleⁿ, verlumpeⁿ, zum übermacheⁿ, laⁿ fahreⁿ, laⁿ g'hijeⁿ, zum Storzeⁿ chehreⁿ [17] oder d'Storzeⁿ obsi^{ch} streckeⁿ. (Der Storzeⁿ, d. i. Kohlstrunk, heißt sarkastisch das Bein.) Vom Gältstäger (1788: „Vergeltstager") sprechen wir allerdings nicht, ohne an manch einen wackern und ehrenhaften Existenzkämpfer zu denken, welcher für den guten Namen seiner Person und Familie si^{ch} bis uf d's Bluet, bis uf ^deⁿ lösteⁿ Bluetstropfeⁿ g'wehrt het, bis er der Übermacht eines feindlichen Geschicks erlag. Solche Existenzkämpfer vergleichen sich in nichts den leichtfertigen Geltstagern, bei denen es heißt: Di Tägeⁿ ohni Gält si viil verflüechter weder d'Gältstägeⁿ; oder: wi wüester der Mentsch, wi grööser d's Glück.

Der äußern Schicksalsmacht haben Jene eine innere Geistesmacht entgegenzusetzen, welche ihnen den unverkürzten Reichtum im eingangs entwickelten Sinn bedeutet. Dieser Gehalt eines „bessern Selbst" ist ihnen allerdings unentbehrlich genug, wo ihnen fortan die Welt auf Schritt und Tritt die Wahrheit des Satzes zu kosten gibt: Weⁿⁿ iina nüüt het, su stiit er nie am rächten Ort. Er ist „déplacé" im vollen Wortumfang. Das liegt schon im alten Begriff und Gefühlswert von „arm", welches Wort man auch nicht umsonst zum griechischen Grundwort von „Eremit": éremos (verlassen) stellt.[18] Es bedeutete schon in alter Sprache[19] nicht bloß dürftig, daher bedauernswert, Er-b-armen[20] erregend und damit unter Umständen auch „erbärmlich" im ethischen

---

[17] Nyd. T. 84. [18] Kluge 23. [19] Mhd. WB. 1, 57. [20] Er-(a)b-armen: Kluge 117; mhd. WB. 1, 59 f.

Sinn. Der arm man war im Mittelalter ein Mensch geringen Standes und gehörte zu den Leibeigenen, welche als der herren arme liute bezeichnet wurden und diese ihre Herren gelegentlich[21] als Armer Lụ̈ten Tụ̈ụ̈flen zu fühlen bekamen. Ihre Lage entsprach in mancher Hinsicht der der altrömischen Proletarier, deren Kinder mit ihrer wachsenden Arbeitskraft ein Steuerkapital von Fleisch und Blut darstellten. Das stand den Grundherren zur Verfügung, wie noch in der neuern Zeit der Verdinggemeinden mit ihren Mindersteigerungen filzigen Bauern als Diensten ohni Lohn. Selbständigen Eltern sind sie, nach dem trefflichen Psalterbild,[22] Pfeile im wohlgespickten Köcher, mit deren Hülfe man sich für den Böden unnder den Füeßen wehrt. Dem wirtschaftlich Unfreien dagegen sind Kinder ein „Segen“ in der traurig sarkastischen Deutung,[23] welche in dem Witzworte gipfelt: En Stŭba voḷḷi Chinnd und ghịner Härdöpflen fur z'unnderlégen. In unverblümter Rede wird hier der Kindersegen „zum“[24] Kinderlast (1750) eines mit Nachwuchs „hart Beladenen“, eines uberchinndeten, mit Kindern uberfaḷḷnen Proletariers im schlimmen Wortsinn der Neuzeit.

Wie ein solcher nie am rächten Ort ist, so auch fẹhḷt's ịhm an aḷḷen Orten. Dies und das Nötige vermag er als mangẹlbara, „mangelhafter“ (1648)[25] Mensch nicht zu beschaffen: er het geng nienen nụ̈ụ̈t; er ist geng ụ̈ff und ann. Kommt es etwa dazu, daß für seine Mobiliarversicherung ẹs Imvẹdaari z'machen ist: welch armẹtsẹẹligs[26] Grümpeli kommt da zum Vorschein! Wie noochfüehig (spitz und knapp, vgl. „z'nooch“ S. 251) ist den Seinigen das Nötigste zugemessen! Wie „genau“ (knapp)[27] müeßen si sich dạrdüürchziehn! Immer ist er gäḷtnöötega.[28] Är mag schier nit g'saagen und schier nit g'fahren und schier nit g'schlụ̈ụ̈ffen.

Das ist der Arme im volkswirtschaftlichen Sinn. Als „wirtschaftlich Schwacher“ vermag er nicht aus eigenem Erwerb oder Vermögen seine Bedürfnisse zu bestreiten.[29] Auch mit allem chrẹbsen (zappelnd wie ein Krebs sich für seine Existenz wehren) und allem z'sămenchraauen vermag er seinen Haushalt nicht auf die Dauer über Wasser zu behalten. Wohl besitzt auch er ein unschätzbares Gut, welches mit einzigartiger Unparteilichkeit ihm wie dem Reichsten in der Welt in gleichem Maße zugeteilt ist: die Zeit, d' Zịt. Die „ist“ aber trotz dem berühmten Spruche

[21] Vgl. Gw. 590. [22] Psalm 127, 3—5. [23] Vgl. Gw. 86. [24] So oberdeutsch. [25] SB. L 171. [26] „Armutseliges“. „Armut ist eine Sproßform unklarer Abstammung, die schon als ahd. Adjektiv aramuoti lautet. Daher hängt sich an diese wie sonst an „arm“ die aus dem Suffix-sal (Schicksal usw.) gebildete, nachmals aber an seelig (selig) angelehnte adjektivische Suffbildung-„seelig“. [27] Till. 4, 434. [28] Nötig = in der Not steckend: schwz. Id. 4, 861. [29] Briefe 4.

noch nicht Geld, sondern kann bloß unter geeigneten Bedingungen zum Gelderwerb dienen. Wo Kraft und Gelegenheit hiezu fehlt, da ist die Zeit gleichsam ein leeres Schema, ist ein bloßer Gewebezettel, der des Einschlags harrt, und „oft sogar ein fressendes Kapital". Der Volkswitz drückt dies in dem Satze aus, der Arm hịgi nüịt wĕder sịbeⁿ Tägeⁿ iⁿ der Wucha.

Das hierin zum Worte kommende Gefühl der Leere und Öde läßt sich übrigens mildern mit Hülfe des sehr unbestimmten, elastischen Begriffs von „Bedürfnis". Die Extreme berühren sich hier in dem Maße, daß sie die Linie zum Ringe schließen. Arm ist nicht, wer wenig hat, sondern wer viel bedarf. Damit kann handchehrum der „Arme" zum Reichen werden, der mit kleinen Mitteln Großes erreicht.

Armennot.

„D'Guggisbärger sịⁿ rịịch", erklärte, wie wir S. 568 hörten, der Landvogt von 1791, und in Schwarzenburg wiederholt man es heute neuerdings. Zwischen hinein ertönt 1844 der pfarramtliche Klageruf: Guggisbergs Wohlstand ist für immer dahin! Die Not ist ein Abgrund, der alles zu verschlingen droht.[1] Zwei Jahre zuvor führte Pfarrer Hemmann die folgenden zehn Gründe der guggisbergischen Armenlast an: 1. Übervölkerung im Schluechttiịl (der 1860 abgetrennten Gemeinde Rüschegg); 2. Hypothekarschuldenlast; 3. die Hungerjahre 1816 und 1817, welche das tellbare Vermögen in den Jahren 1818—1823 (laut Oberamtmann von Ernst) um 103,000 Franken verminderte; 4. das Verdrängen des Seidenwindens (Sịda spueleⁿ) im Hause durch die Maschinenindustrie und das (durch die Freiburger Tuchmärkte bewiesene) Nachlassen von Bau und Verarbeitung des Flachses; 5. Mangel an Unternehmungsgeist und Fịdüịz, neue Erwerbszweige zu schaffen; 6. schlechte Wald- und Allmendwirtschaft; 7. Leichtsinn und Sorglosigkeit, womit jede Gelegenheit zum Sichlustigmacheⁿ ergriffen wird und liederliche Ehen gestiftet werden; 8. die 1819 unvorbereitet erfolgte Aufhebung der Freizügigkeit (S. 575), womit viele das gemeinsame Aịịmitlannᵇ auf Guggisberger Boden bewohnende Wahịịerer der Gemeinde Guggisberg zugeschoben wurden; 9. laxe Handhabung des Armengesetzes, dank welcher unverschämte Bettler statt würdiger Armer a'ⁿ Barʳeⁿ chőmeⁿ; 10. zu geringe Bestrafung des liederlichen Lebwesens.[2]

---

[1] Baumg. 120, 140. [2] Ebd. 135.

Ein halbes Jahrhundert also vereinigte „in der Zeiten Schoße" den schreiendsten Gegensatz zwischen Reich und Arm — aus Gründen, deren kein einziger in spezifisch guggisbergischer Landes- oder Volksnatur liegt. Die so viel verhandelte guggisbergische Armennot war eine soziale Epidemie, welche bei der anfangs sehr mangelhaften Abwehr durch die Behörden sich bis zur Erschöpfung aller Kräfte in den von Natur so gesunden Volksleib hineinzufressen Zeit fand. Denn für bodenständige Armut bietet das Guggisberger Ländchen als solches keinen Raum. Der Boden (S. 44) lohnt Ackerbau und Viehzucht in hohem Maße, und keine Übervölkerung zwang je zu dem vormals[3] so niederdrückenden Fabrikelend. Alle äußern Umstände forderten und förderten die für Haushalt und Erziehung so glückliche Verbindung von kleinerer Landwirtschaft und häuslichem Kleingewerbe. Und so gilt heute wieder wie vormals für Guggisberg der Satz: Wär wå̊rheⁿ wü̦l̦l̦, het z'wå̊rheⁿ gnueᵍ uⁿᵈ z'ässeⁿ gnueᵍ uⁿᵈ chaⁿⁿ fü̦r bös Tägeⁿ öppis fü̦ü̦r macheⁿ. Das ist Guggisbergs Gemeindereichtum. Arbeitstüchtige Kräfte aber durch den Anschein leichtern Durch- oder gar Emporkommens aufs Pflaster zu locken, bis sie auf dem Pflaster sitzen, ist der „Vorzug" der Stadt.

Von deren Umgebung aus aber flutete in der „guten alten Zeit" wirtschaftliches und moralisches Elend an die Grenzwälle der Stockhornberge hinauf und machte aus Guggisberg-Rüschegg das einst so spöttisch besprochene „bernische Irland". Wie die alte Herrscherherrlichkeit mit der Ausnahme einzelner edler Amtsstatthalter[4] als Saug- und Druckpumpe an Fleisch und Blut des Völkleins arbeitete, muß man bei Jenzer[5] lesen.

Ebendort[6] lese man über die grundverfehlte Ansiedlung des auch das untere Bernerland überflutenden, durch Klosteralmosen und Polizeielend großgezogenen Vagantenpacks[7] auf Guggisberger- und Rüschegger Gebiet. — Von 1750 bis 1819 war das Amt Schwarzenburg mit der Freizügigkeit belastet: einem nachgeschleppten Rechtszopf aus der ursprünglichen politischen Einheit des vormaligen Untertanengebiets. Wo sich einer niederließ, war er Burger, unter Verlust seiner frühern Heimathörigkeit. Nun besaß die gesamte Landschaft, also alle drei Gemeinden: Guggisberg-Rüschegg, Wahlern und das selbständig gewordene Albligen, im obern Teil der Landschaft noch unverteiltes gemeinsames Allmendland samt gemeinsamen Waldungen (S. 82). Das bot den

[3] Briefe von 1833. [4] S. 16. [5] 116 ff. [6] 118 ff. [7] Sonntagsbl. d. Schweizerbauer 1908, 13—63: Zur Geschichte des Gauner- und Bettlerwesens in der Schweiz, kulturhistorische Studie von Gottfried Keßler.

vielen zerstreuten Armen Pflanzland, Bauholz und damit bleibenden Sitz. Das lockte zu Zeiten strengeren Vorgehens gegen die Bettelvaganten im einheitlich regierten Bernerland Scharen zweifelhafter Individuen in dieses Gebiet zweier und eben darum zeitweilig so gut wie keiner Herren. Es fand eine förmliche Einwanderung und in der Folge auch da und dort eine gelegentliche Abschiebung von Bettlern nach diesen Gebieten statt. Wurde doch im Unterland die Drohung an unartige Kinder gäng nnd gäbe: „Jez schwịg uⁿ fọlg, süst muest iⁿ d's Guggisbärg uehe!" So entstand eine förmliche Kolonisation in einem dritthalb bis drei Stunden langen Strich dem Schwarzwasser, Heubach und Lụụbbach nach bis zur Sense. Es entwuchsen dem Boden teilweise dichtgedrängte Dörfchen wie Bunzacher, iⁿ deⁿ Stööߟeⁿ, Wịịßeⁿhaḷta, Heubach, Lengeⁿbödeⁿ, Lụụbbach, Plötsch, Hirschmatt, deren bis 250jährige Hütten teilweise bis in die Neuzeit auf unverteiltem Allmendland stunden. Nun hätten bei strammer Aufsicht und zweckmäßiger Arbeitsleitung diese quasi Kolonien zu Stätten bescheidenen Wohlstandes auf Grund von Kleingewerbe in Verbindung mit kleiner Landwirtschaft werden können. Da aber den Ortsbehörden der gesetzliche Boden und damit auch der Mut zur richtigen Kolonisation fehlte, wurden dennzumaḷ diese jetzt so augenfällig emporstrebenden Orte zu Pflanzstätten all des Elendes, das der gesellige Müßiggang nach sich zieht.

Nachdem nun 1774 sowohl die Gemeinde Guggisberg-Rüschegg als Wahlern und Albligen die Armen ihrer Gemeindsbezirke zu alleiniger Besorgung zugewiesen erhalten (s. u.), wurde erst 1819 mit einem sorglos unvorbereiteten Federstrich die Freizügigkeit aufgehoben. Infolge dessen mußte Guggisberg den untern Gemeinden ihre Anteile an Allmend und Waldung überlassen, ohne sie ferner mit der Armentelle belegen zu dürfen, die durch die Freizügigkeit ihm zugeschobenen Armen aber uf ᵈen iigeⁿta Puggeḷ näh. Es verlor damit uf ịịⁿ Strich ein Tellkapital von beiläufig 511,000 Franken, d. i. einen Zehntel des gesamten Grundkapitals, und zwar den durch Einheitlichkeit steuerkräftigsten. Denn das übrige Grundeigentum zersplitterte sich meist in kleine Stücke, wa weng oder fast gar ᵈeghiⁿ Stụ̈ụ̈r abtrageⁿ hịịⁿ.[8]

Auf diesem Wege mit einer fürchterlichen ökonomischen Last beschwert, mußte Guggisberg diese für eine Sorte von Armen tragen, deren beträchtlicher Teil aus zuchtlosem Gesindel bestand: aus Vaganteⁿg'schmụ̈ụ̈rz, das mit rächter Burgerlust uf der G'miin

[8] StB. 1857, 42 f.; Baumg. 135.

g'gruppet ist und uf era g'läbt het. Es waren der Qualität, wenn nicht der Herkunft nach, „Heiden oder Zigyner"[9] (1650), überhaupt „Räuberg'sind" (1734), das vom Flachland her den Flüssen nach bis hier hinauf „sich einschleikte"[10] (im Verschliikten choon ist) und zunächst auf Dorado-Stationen wie Albligen ganze Gegenden in kulturellen Tiefstand brachte.[11]

Was es mit diesen saubern Nachfrüchten vom Ruhmesbaum der Burgunderkriege auf sich hatte, zeigt schon ihr kunterbuntes offizielles Titelverzeichnis:[12] Bengelbuben, Kriegsbuben, Lotter, Strycher, Kriegsgurglen, Stabulierer,[13] Gengler,[14] Zigeuner, Keßler, Heiden, Tremelbuben,[15] Stirnenstößel,[16] Seckelabschnyder, Gutzler,[17] Walen,[18] Grindbuben, Gyler,[19] Gauner, Kräzentrager, Lyrengsind,[20] Harzer (S. 107), Mordbrenner.[21] Wie ernst der letzte dieser Titel auch hier herum zu nehmen war, zeigt das Bedenken manch eines Unterbeamten gegen ernstes Einschreiten: är higi denn es holzigs Huus! Redete aber nicht der dem Haus entsteigende rote Hahn von ihren Taten, so doch das selbst von Weiberhänden dem Kopf entlockte rote Blut. Als 1717 der Rüeggisberger Broffuus Christen Pfander bettelnde Guggisberger heimspedierte und unterwegs in den Stööße n ein wenig rastete, bewarfen ihn zwei vom chegle n (Kegelspiel) herkommende Burschen mit Mutte n (Erdschollen), und ein als Mätzli sie begleitendes fremdes Mädchen schlug ihm mit einem Stecken ein Loch in den Kopf. Als Pfander zur Klage sich nach dem Schloß begeben wollte, liefen die drei ihm vor, lauerten ihm hinter einem Busch auf, warfen ihn zu Boden und schlugen ihm vier Löcher in den Kopf. Auf Rechnung des Amtes lag Pfander zu Schwarzenburg in der Liistig (Leistung).[22] Wer wollte sich demnach über die freche Ausgelassenheit[23] dieses Gesindels wundern, dem mit seinen so unüberlegt zugewiesenen Niederlaßrechten so schwer beizukommen war! „Dergleichen Bättler Ver Tauschen So bald Sie Alters halber zu heürahten jm Stande zu seyn vermeinen, denn Bättel-

---

[9] StAF. [10] BO. 8 (1690). [11] Albligen Chorg.-Man. [12] Geis. 21 f. [13] Stallbewohner, so etwas wie basl. „Schiirebuurzler". [14] Vgl. die „Fahrenden Schüler" oder auch die angeblich zum Grab oder zu den Reliquien der Heiligen Jakob und Michael Wallfahrenden: SB. SchB. 20. Vgl. schwz. Jd. 2, 361. [15] Die als angebliche Büßer ein Balkenkreuz oder einen Block hinter sich her schleppten. Ebd. [16] Auf der Stirne Gebrandmarkte; vgl. unten. [17] Vgl. Hützer. [18] Vgl. „welsche Keßler und Harzwalchen": Drahtbinder und Pechsieder aus Welschland und Bünden. [19] Vgl. „geilen und betteln" und das „unverschämte Geilen". Luc. 11, 8. Dazu schwz. Jd. 2, 212. [20] „Leirer, lautenist oder harpfenist": Frisius im schwz. Jd. 3, 1371. [21] Eine Erweiterung dieses Kataloges bietet Keßler 20; vgl. auch „fahrendes Volk der Heide" in „Am häuslichen Herd", sowie die Eidg. Abschiede vom 17. Sept. 1474. [22] SB. H 497; RM. 5. Mai. [23] Zehnd. 9. 17.

kratten vmb ein Weib und werffen Sich Auff die Allmit. Daselbsten sieht man sie zu der Hochwälderen, wie auch der Allment und der Landleüthen Unwiderbringlichem Schaden Rieden, Brönnen und Ansayen, Ihre Kinder der widermahlen dem Bättel nach Schicken.“ [24]

Ein Deckmantel der Liederlichkeit, mit dem sich die fahrenden Abenteuer drapierten, war das Gewerbe. Obenan stand das der Kesselflicker: der Cheßler, das sich ja anderwärts, wie z. B. unter Hans Waldmann in Zürich, seines eigenen Königtums erfreute. Dasjenige unserer Gegend war freilich ein jämmerliches Bettlerkönigtum, wie ein Verhörsauszug vom Jahr 1627 beweist.[25]

Da hịị^n si e^n Vagant abg'fasset g'häbe^n, en Ụrli Mooser, wa mit zwee ann^{d}ere aḷḷer Gattig het söḷḷe^n g'stöhḷn haa^n. Mit het 'na g'fragt, wahar är sigi. D's ịịnt Mal het er g'sịịt: va^n Waḷggringe^n, d's ann^{d}er Mal: va^n Lützeḷflüeh. Du het mạn ihm sị^n Chreeza erlåse^n. Was ist drinn gsịị^n? Fast e^n haḷbi Späcksịta, und Brot, und Saḷz, un^d e^n chlịị^n Anke^n. I^n der Cheßlertrucka hingåge^n het mạ^n drịị Dieteresche^n funn^{d}e^n. Uf das hi^n het mạ^n 'nạ hinn^{d}eri g'hijt. Wa mạ^n 'nạ umhi het z'Reed g'stöḷḷt, het mạn ihm scharpf zueg'redt, är söḷḷi jitz nụmạ^n grad schön aḷḷz såge^n, was er g'macht higi. Du ist er ẹntlech bikanntli^{ch} choo^n[25a] und ist fụ̊ra mit der Kur. Är het schrockeli^{ch} dartaa^n, wi n er g'rụwna sịgi. Är wöḷḷi jitze^n grad aḷḷz såge^n. E^n Christe^n Müḷḷer us ^{d}em Bäde^{n}piet un^d e^n Hans Tättwyler sịgi d'Schuḷḷ^d, das^s äär dä^n Wääg sigi dri^n choo^n. Ihm sig ẹs ganz rächt, z'stärbe^n. Dịị zwee higi 'na geng zu'm ståhle^n aang'macht un^d ụụfg'rịịset. Da hige^n si ömel åsa z'Chappele^n (bei Aarberg) zwo ịị^{n}g'salze^n Sụụ^w us der Bụchti g'stöhḷn, und du im Suḷge^{n}bach (zu Bern) fast es ganzes ịị^{n}g'saḷze^{n}s Rinn^d, und öppis Üụslịtts (Unschlitt)[26] un^d Anke^{n}s, ang'fehrt zwenzg Pfunn^d. A^n mẹne^n Tawner va^n Bümplitz hịị^n si o^{ch} bi zwẹnzg Pfunn^{d}e^n gnoo^n. D's Üụslitt het mạ^n 'nạ umhi erwütscht, der Anke^n nịịd; aber va^n däm het ụ̊sa Mooser nụụt uberchoo. (Vom Ancken sye Imme nüt erschoßen.) Uf ^{d}em Lenge^{n}bärg hịị^n si e^n Chụ̊beḷ voḷḷa Anke^n g'stöhḷn, bi sächs „Maß“. Im Wange^{n}gräbe^n (bei Thörishaus?) näh^n si du zwụụ Chesseni, wa in ịị^{n}s e^n gueta Zụ̊ber voḷḷa g'gangen ist; d's ann^{d}era ist chlịịnlochts („kleinlacht“) gsii^n. Dịị hịị^n si z'såme^{n}g'schläge^n und emẹne^n Chupferschmịịd verchụụft, d's Pfunn^d für sächs Bätze^n. D's Gält hịị^n si z'såme^n 'tịịlt. I^n mẹne Gäde^n hịị^n si rịịstigs Garn dänna traage^n, wa vịlicht oppa bi füfzg Ööḷḷn Tuech g'gää^n hätti. Z'Chlịịnhöchstette^n hịị^n si in e^n Spịher ịị^{n}bbroche^n. D's Flịịsch, wa si de^{r}t funn^{d}e^n hịị^n, hịị^n si g'gässe^n; für das g'stöhḷn Låder het der

[24] SB. L 99. [25] SB. C 301—4. [25a] Zu besserer Einsicht. [26] S. 184.

Mooser es Pär Schueh uberchoo, wa o^{ch} si^n g'stöhle^n gsi̦i̦^{n}; es Stücki Tuech hi̦i̦ si la^n mit 'ne̥^{n} gaa^n. Z'Bi̦i̦tiwyl (bei Rubigen) hi̦i̦^{n} si e̥ren alte^n Frau zwü̦ Chü̦sseni, dri̦i̦ Chrooni Gält, e̥s ise^{n}farbs Pu̦re^n=Weßli (ein Ißenfarb Buren Wamsel) und zwee Röck g'noo^n. D'Röck het der Dätwyler uberchoo^n. Z'Oberlindach hi̦i̦^{n} si e̥me̥ne^n Wäber füfzg Ööl̦n Tuech us ^{d}em Spi̦her g'sti̦bi̦tzt un^d es Paar root Hösi; di̦i̦ het der Mül̦ler si̦'r Frau la^n z'wä̆g mache^n („anwenden"). Zwo Chu̦tti (Röcke) si^n da̦rmit g'gange^n, und no^{ch} n e̥s blaau's Weßli („Wamsel"). Vam Tuech het der Mooser z'Murte^n achtzähe^n Ööl̦n verchu̦u̦ft, en iederi fur dri̦i̦ Chrü̦tzer. Dru̦u̦f ist du der Mooser i^n d's Bündnerland g'gange^n. Wa n er umhi ist hi̦i̦m choo^n, ist er an e^n Maan g'raate^n: e^n Jaggi Guet, dem Ti̦i̦s si̦^{n} Brueder. Däär het ihm g'hol̦ffe^n, bi Sant U̦u̦rbe^n i^n e̥s Gäde^n (Nebenkammer) ihi lochche^n. De^{r}t hi̦i̦^{n} si e̥s Bu̦u̦ch=chessi, und Mähl, und Hirsch („Hirß", Hirse) g'stöhl̦n. D's Chessi het der Mooser uberchoo^n und für 'na Chroona verchu̦u̦ft. Z'Dettlige^n („tödtlingen", bei Aarberg) hii^n si us e̥me^n Spi̦her zwee „Röck" (Joppen?), e̥s Par Mannshösi und ann^{d}er Sache^n gnoo^n, wa n er jitz nid grad chönni vernamse^n. Si hi̦i̦^{n} das Zū̆g z'sǟme^n 'ti̦i̦lt und gräd aan=g'li̦i̦t. — Jitz ist ǖsa Mooser umhi mit de^n Brüedere^n Hans und Stoffel̦ Dättwyler z'sǟme^n choo. Beed si^n o^{ch} Cheßler gsi̦i̦^{n}. Mit dǟne^n het er z'Trimste^n (Trimstein bei Münsingen) dri̦i̦ Chällere^n u̦u̦fbbroche^n und vi̦i̦l Eesigs (eesegi Spi̦i̦s) erwütscht. Z'Chli̦i̦nhöchstette^n hi̦i̦^{n} si us e̥me̥^{n} Chäl̦ler Brot und Mülch g'noo^n und z'sǟme^n verbru̦u̦cht. Im Sulge^n=bach het äär e̥s Wi̦i̦berwul̦lhömm^{b}li (S. 433) gstöhl̦n und si̦'r Frau 'bbraacht. Schlü̆ßle hi̦i̦^{n} si o^{ch} funn^{d}e^n, aber nü̦ü̦t gwüßt da̦rmit z'mache^n, und si dänne^n g'worffe^n. Z'Buchsi̦ (Münchenbuchsee?) hi̦i̦^{n} Mooser und Jäißli (das ist o^{ch} n e^n Cheßler gsi̦i̦^{n}) us e̥me^n Spi̦her fü̦ü̦f Pär Schueh un^d e̥s Chalbfääl̦ und zwee al̦t „Röck" und Brot furtgnoo^n. Z'Säfnere^n (zu Gottstatt) ist Mooser mit e̥me̥n ann^{d}ere^n Cheßler: e̥me̥ne^n Hans Pfaffe^{n}höfer, z'sǟme^n choo^n. Da hi̦i̦^{n} si us e̥me̥^{n} Chäl̦ler zwee Cheese^n, fü̦ü̦f Brot, zwo zi̊nnig Blatti un^d e^n Channa („kanten") gstöhl̦n. Z'Büel̦ (bei Walperswil?) hi̦i̦^{n} umhi Mooser und Mül̦ler und Dättwyler us e̥me̥^{n} Spi̦her e̥s Pär Schueh gnoo^n. Uf di̦i̦ het Mooser den ann^{d}ere^n e̥me̥n iedere^n dri̦i̦ Bätze^n ǖsi g'gää^n. Z'Jeiß (Jens, zu Bürglen) hi̦i̦^{n} si us e̥re̥^{n} Büchti e^n Sü^{w}schnü̦ü̦gga gnoo^n; warum? es ist nid meh drinn gsi̦i̦^{n} Im Schwann^{d}e^{n}gräbe^n hi̦i̦^{n} si z'Nacht dri̦i̦ Imbte^n u̦u̦sg'ru̦u̦bet und d's Hung g'gässe^n. Dem Müller im Bach hi̦i̦^{n} si dri̦i̦ eerig Häfe^n un^d zwü̦ü̦ Chesseni gstöhl̦n und z'Nidau e̥me̥ne^n Chupferschmiid verchu̦u̦ft. Z'Chli̦i̦nhöchstette^n het 'ne^n der Christe^n Chüenzi g'hol̦ffe^n eerig Häfe^n un^d e̥s pär Chesseni stähle^n. Z'Bälp

hiin si wölleⁿ drii Stöck oder meh Birhi (Birken) abbrächen, aber si hiin nüüt chönnen uusrichten. Z'Chüelewiil („küniwyl") ob Chäsitz (Chäserz, „Kärsatz", Kehrsatz) hii si in menen Chäller sächs Brot und zwenzg Pfunnd Anken erwütscht. Di halbi Späcksita, wa man bi Mooser noch funnden het, hiin si im Fribergspiet g'noon. Z'Lüsaanen (Lausanne) het nen en Konrad Bärtschi g'holffen drii eerig Häsen und drüü eeregi Chesseni stählen und im Cherzers-Waald vergräben. Aber der Puur, wa si n ihm's gnoon hiin, ist uuf und nachhin und het z'Cherzers Lärmen g'macht. Göb du d'Lüt choon siin, het sich Mooser darvan g'macht. Aber iina van den anndern het der Ruub nid wöllen la gaan und ist du mit sannt den gstöhlnen Sachen gan Murten abg'füehrt choon. Zween van den anndern sin och g'sächchet und hiin z'Wattenwiil (bei Thun) und z'Mattstetten (bei Jegenstorf) den Färberen ihra Färbchesseni furtg'noon. Iina van 'nen, Heinrich Reiff, het dem Bäder im Schleg-wääg och n es Chessi gstöhln. Där Reiff het och faltsches Gält g'macht und het drum viil und dick nüjs Gält g'häben. Z'Höchstetten hiin si emenen Pfister[27] Brot und Wiin mit z'sannt der Pinta us dem Chäller 'tragen, z'Signau im Siehenspiher öppis Zügs (Gewand und Wäsche), z'Blacken es pär Häsen — und so witers und so witers. Es sigi viilleren deren Cheßler, und si sigi allz'sämen nüüt nutz, het der Mooser zum Schluß uusg'liit.

Dieses mit Absicht soweit unverkürzt wiedergegebene Stück Schelmenchronik ist ein Zeitbild, dessen Schlag- und Streiflichter auf recht manches Gebiet des Volkslebens sich kein Kulturhistoriker entgehen lassen wird. Um so weniger, da das Vagantenleben nach besserer Organisation des Polizeiwesens (Gaunerlisten usw.)[28] sich nicht mehr so rassig entwickelte. Die „Hutten und Krätzenträgen-Männer, die mit Weib und Kindern" herumvagierten (1690), dann die bettelnden Ährenleser im Unterland,[29] die Bettelweiber als wandelnde Zeitungen, die „Pathen suchenden" Schwindler usw. sind in unsern Berggegenden nur mehr schwache Ausklänge einer Bewegung, die dafür im flachländischen Stromertum bis zur Einführung der Naturalverpflegungsstationen gleichsam ein modernes Gewand angezogen hatte. Damit ist auch ein Charakteristikum des klassischen Gaunertums: die Gaunersprache von der Bildfläche verschwunden, ohne, wie etwa im stadtbernischen „Matten-Englisch", eine Auffrischung zu erfahren. Einer ehrenhaft widerwilligen Verschämtheit mit äußerster Mühe entlockte Reste wie g'spien oder gwen (sieh)! schieb (geh)! Fisel oder Mödel (Bueb), iiu (ja) u. dgl. gewähren einem Spezialforscher geringe Ausbeute.

---

[27] Z'wägpfisteren (flüchtig herstellen). [28] Keßler 61 f. [29] StB. 39 (1856).

Ein einziger, und zwar sehr gemeinverständlicher Ausdruck, der bis in die Gegenwart fortlebt, charakterisiert die nunmehr für unsern Zweck genügend gezeichnete Erwerbsart: mi tarf nid sa̋ge": bättle", mi mues sa̋ge": hụ̈ụ̈sche" (Sš). Auch hier oben weiß man zwar: Das ist der glịịch Tụ̈ụ̈fel, bättle" u"ᵈ Brot hụ̈ụ̈sche". Allein, der echte Bettler bettelt eben nicht Brot, sondern er wendet den Ursinn des „heischen", der sich ungefähr mit dem Begriffsumfang von „demander" deckt[30] und sich auf die Geltendmachung eines guten Rechts bezieht, auf sein als solches anzuerkennendes „Gewerbe" an. „Der Teufel sei ein Bettler" (und zwar wohl als „armer" Teufel), reklamierte man zu Zehnders Zeit,[31] und schon die Bettelordnung von 1690 stellte „heuschen" und „bättlen" auf eine Linie.[32] Drum der Ernst dieses Gewerbsbetriebes, der den Witz erzeugt hat: Iᶜʰ mues der Äärst brụụhe", wi Chäppeler mit dem hụ̈ụ̈sche". So hielten es bereits 1646 der „Höüschemann" und die „Heüschfrouw",[33] und so hält es bis heute der Hụ̈ụ̈scherpüntel als langweilig zudringlicher Bettler. So verstand vormals sein Handwerk das Hụ̈ụ̈schervolch auf dem Hụ̈ụ̈scherwa̋gli bei Birchen, sowie um Ostern bei den alten Bauernhäusern, wo es die auf der Chessigrueba in der Brätzelpfanne eigens gebackenen Hụ̈ụ̈scherbrätzeleni einzuziehen gab.

Auch ein Ausdruck für verblümtes betteln: muete",[34] deckt sich, obgleich es sich zu „zumuthen" stellen läßt,[35] mit dem ursprünglichen Begriff eines rechtlichen Geschäfts.[36] Heute freilich kleidet es sich etwa in eine Geschäftsform wie diese: Eh, mịn Ggott, mị's Bịịn, mị's Bịịn! Eh, der tụụsig Tóneer! Säg, hest du das oᶜʰ vernoo" wa̋ge" Hansli's Christị's Bääbi? Säg, hest mer oppa es Hämpfeli Mähl? Oder: Wi ist das hụ̋t aˡso hịịß! O dä ʳ Tụụrst, däʳ Tụụrst! Wa hịịt er der Brünne"?

Derartige Feigenblätter oder noch zartere Anbringungen sub rosa werden nun freilich für erfolgreiches Vorgehen immer nötiger, je mehr das Betteln nicht bloß gesetzlich, sondern derart moralisch verpönt ist, daß tatsächlich heute Guggisbärg e̥gghịner Bättler mēh het. Welch ein Gegensatz zwischen Jetzt und Einst! Noch vor fünfzig Jahren ertönten bittere offizielle Klagen über heillose Bettelei auch hier wie — nicht minder schlimm[37] — im Oberland, dieser „Schweiz" in der Geographie fremdländischer Gäste.[38] Der Unterschied lag bloß darin, daß

[30] Ahd. eiscôn, mhd. eischen, im 13. Jhd. als „heischen" an „heißen" angelehnt. [31] Zehnd. 16. [32] BO. 3. 12. [33] RM. [34] Vgl. Gw. 384. 455. [35] Schwz. Id. 4, 585; mhd. WB. 2, 1, 454—8. [36] Vgl. das „muten" oder „sinnen" um Lehenserneuerung: Schröd. 388. [37] StV. 1857, 97. [38] Ebd. 1858, 62.

man hier diese Besucher bei sich zu Hause bezehntete, Guggisberger und Rüschegger aber — noch nach einer amtlichen Klage vom 15. Mai 1865 [39] — unter maskierendem Vertrieb von Besen, Rechen, Körben usw. sich sogar im ganzen Waadtland herumtrieben, um nach Wochen und Monaten als vollendete Taugenichtse heimzukehren. In ihren heimischen Gebieten aber zogen sie, wie 1744 von der Landschaft aus geklagt wurde,[40] an den zwei wöchentlichen Bättẹltäge^{n} in Scharen von fünfzig bis achtzig von Haus zu Haus. Bloß zeitweilig, unter Oberamtmännern wie einem von Ernst (S. 587),[40a] hatten die umliegenden Gegenden vor den Bettlern Ruhe.[41]

Sonst aber waren diese Gegenden des Almosens so gewöhnt, daß es beim Anpflanzen (aanwå̈rhe^{n}) hieß: So, fur ụ̈ụ̈^{n}s hätti mẹ̊r oppa gnue^{g}, aber d'Guggisbärger wịị^{n} o^{ch} öppis. Ein Rüschegger Pfarrer erhielt von einem Bettler den Bescheid: Att und Grösatt und der Äniatt und der Urå̈niatt hii^{n} o^{ch} g'hụ̈ụ̈sche^{n}. We^{nn} der lieb Gott das nid hätti wöḷḷe^{n}, är hätti si nid i^{n} dä^{n} Stann^{d} ịị^{n}g'setzt. Un^{d} es ist Sünn^{d}, ịị'm das Aḷmuese^{n} nit z'gää^{n}, wa mạ̊^{n} der Gotts Wüḷḷe^{n} hụ̈ụ̈scht! Und Gottes Wille^{n} mues mạ̊^{n} tue^{n}, süst faḷḷt mạ̊^{n} us der Gnad.

Ghi^{n} Wunn^{d}er, daß 's no^{ch} rịịhi Lụ̈̋t mit Chüehne^{n} im Staaḷḷ het ggää^{n}, wa 'bbättlet hiin^{n} (vgl. S. 569). Oder we^{nn} si nit säḷber hii^{n} mö̋ge^{n} gaa^{n}, su hịị^{n} si ihra Chinn^{d} oder ihra Jungfraui g'schickt. Es het g'hịịße^{n}: Ịịni wa guet cha^{nn} bättle^{n}, ist drụ̈ụ̈ tụụsig Pfunn^{d} wärt.[42] Drum hii^{n} si no^{ch} Chinn^{d} e^{n}tlehnt, we^{nn} si 're^{n} z'weeng hịị^{n} g'hå̈be^{n}.

Ịịna, wa het 'bbättlet, het zå̈he^{n} Chüeh g'hå̈be^{n}. Aber däär ist de^{nn} p'her see nid im Guggisbärg umha g'gange. Wi het er's g'macht? Är het hịịmlẹ̊ch Chrücki mit ihm g'noo^{n} bis zur Schwarzwasserbrügg, oppa uf ẹ̊me^{n} Rịtwäägeli oder süst. Änet der Brügg het er scha de^{nn} fü̋rha g'noo^{n} un^{d} ist im ganze Lann^{d}g'richt umha g'himpet und si^{ch} gar schrockeli^{ch} g'ghå̈be^{n} wie äär ẹ̊s arms chrouchs Manndschi sịgi und dahịịme e^{n} Stụba voḷḷi Chinn^{d} higi, und d'Frau sigi bettlịgerig, und wi das es Gjammer sii^{n} wärdi, gob er e^{n} Bätze^{n} hịịm bringi.

Und die Leute gaben — gaben um Gottes, nicht um der Armen willen, so sehr auch die Behörden dagegen eiferten und Helfer Kuhn[43] (1853) in Rede und Schrift die Gedankenlosigkeit der Rühmerei: Va^{n} mị'm Hụụs gịịt ẹ̊ghina hungerig furt! geißelte. Zu tief war die Klostermoral in die Denkart der Gebenden und in die der Nehmenden

---

[39] StB. 45, 137. [40] SB. L 99. [40a] Statt unter „Kirche" (vgl. S. 49). [41] StB. 1857, 41. [42] Ebd. 42; Geis. 58. [43] Kuhn 6.

gedrungen — der letztern hier oben bis zu solcher Steigerung des Bettelstolzes, daß das bekannte Abzählspiel mit den weißen Randblättern der Wucherblume die Variante bekommen hat: Heer, Puur, Bättler, Hudilümper, Schölm. (Im Emmental lautet diese kindlich orakelnde Abzählung des spätern Standes: Heer, Puur, Diener, Tawner, Bättler, Schelm.) Ja, in der Verköstigungsweise stellte sich der Bettler gleich neben den „Herrn". Der Ggaffe het müüße^{n} besser sii^{n} weder bi'm Puur, und uf ^{d}e^{n} Brii hii^{n} Zucker und Zimet g'hört. Solche Beobachtung wurde Bauersleuten leicht gemacht durch das ung'schiniert si^{ch} vertue^{n} von zigeunerartigen Horden in nächster Nähe von Häusern oder sommerlichen Arbeitsplätzen, wo auf den Gesichtern höhnischer Zuschauer der alte Reim zu lesen war:

Wenn di Pure äärstig schwitze,
Chüü mier schön am Schatte sitze.

Nur wann und wo das Wetter und die Gegend fleißige Arbeiter zu sonntäglichem Piknik mit Zigeunerbraten einladen, ließen auch die zigeunernden Bettler sich zum Naturgenuß und zur Naturverschönerung eigener Art herbei in jenen Bättlerchuchene^{n},[44] wie z. B. die anmutige Gegend des Laubbachfalles an der Sense deren eine aufweist.

Daß dieser wilde Haushalt eins war mit wilder Ehe, liegt nahe genug. Hören wir hierüber den Helfer Kuhn[45] im Jahr 1853: „Und da man eine Feuersbrunst nicht mit Rosenwasser löscht, muß ich das Stärkste hervorheben. Rüschegg hatte 1851 unter je sechs Täuflingen einen unehlecha,[46] und in Guggisberg waren an einem Sonntag sechs solche Fälle miteinander anhängig. Ununterwiesene Knaben und Mädchen ziehen auf diese Weise wie Eheleute im Lande herum, jene zum Teil mit Ehefrauen. Wilde Ehen, eine lange Reihe von Jahren geführt, sind ganz gäng und gäbe. Ich könnte noch mehr sagen, wenn es nicht zu viel wäre. Dies Lasterleben ermöglicht der Bettel, welchen die „guten Leute" erhalten. — Was kann das Pfarramt tun? Die Bettler kommen auf einen Tag, lassen ihre Kinder taufen, und verschwinden wieder."

Beinahe wie in einer Großstadt, ja wie ehemals auch in Bern,[47] gab es daher dann und wann ein Findelkind: ein „Fündelin" (1582 u. ö.), ein „fundenes Kind" (1574) zu versorgen. So z. B. das am 26./27. Januar 1714 in einem Kuhstall ausgesetzte.[48] „Es wahre von gantz

[44] Vgl. Gw. 17. [45] Kuhn 6. [46] Diese beinahe 17 % vom Jahr 1851 aus einem durch sozialpolitische Mißgriffe so geschaffenen Bezirk erinnern an die 12 % vom Jahr 1907 in der werdenden Großstadt Zürich. [47] Vgl. die Eintragungen in den Stadtrechnungen ed. Dr. Welti. [48] SB. F 397; vgl. Z 81 f. und die „Fündeleinpfleger" Eink. 153.

zerhudletem[49] Lynwand, dennoch der Landgricht Moden gleichende, Eingewunden.“ Der Berner Rat verfügte:[50] „Der Seckelschreiber soll die Fündelin[51] als ein Ammkind verpflegen lassen und die Anstalt verfügen,[52] daß es ordenlichermaßen getauft werde.“ Auch anderer familienloser Kinder nahm man sich wenigstens in dieser Weise an. So wurde am 14. Mai 1577 in Wahlern „einer armen höüschenden Frouen ein Sun touft, heiße Hans. Zügen sind: Hans Hostettler zu Eckerenhart (?), der hat auch das Kind angän, und ist sie in syns Huß gnäsen, den Vatter hatt er yß irem angän gnempt, Uli Gugger.[53]

Die meisten unehelichen Kinder sind[54] im Dienst im Wältschen uuf g'låsen choon,[55] andere aber auch näher. Als im Militärdienst ein unterbernischer Träguuner um deswillen einem guggisbergischen „trümpfte“, erwiderte der: Es mues noch menga arma Guggisbärger emen riichen Niderlennder es Chinnd verfölldnen. Des Spötters Antlitz verfärbte sich, und dem Guggisberger raunte der Nachbar zu: Du hest grad dem Rächten in d's Uug g'reckt.[56]

Die Unerträglichkeit des Steuerdrucks veranlaßte schon um 1750 eine Anzahl steuerkräftiger Familien, nach Spanien auszuwandern.[57] Mißstände in Verwaltung und Rechtspflege überhaupt[58] ließen eben besonders im Schwarzenburgischen seit langem den „Geldklamm“ — d'Chlömpi — bitter empfinden, der dann in so mancherlei bedenklichen Mitteln, Gält z'machen, Auslösung suchte. Hier geschah dies in der Reisläuferei[59] — z'Chrieg dingen (S. 275) —, dort in Appellen an die Liederlichkeit, welche der edle Landvogt Imbert von Diesbach in einem ernsten Schreiben an die Regierung — vom 27. Februar 1666 — auseinandersetzte:[60]

Euwer Gnaden kann ich vß schuldiger Amtspflicht nit vnderlaßen zeberichten, wie daß bei dieserem Geltsklam meine Amptsallgehörigen aller orthen anfachent, Ihre Vahrende Haab umb Wein zevertauschen, vnder dem vor wand, daß sy die selbige vmb das baar gelt nit verkauffen könnindt. Denne daß auch bei diser Zeith vill Scheinen vmb Geltvffbruch, zu nit wenigem schaden deß Landts begert vnd ertheilt werdendt, Und Ihnen ohne Zuthun Weins, sonst kein bares gelt gegeben werde, vnd hiemit das gantze Land mit überflüßigem Wein (us dem Wistenlach) erfüllt wirt: welchen sy bei den Pinten ausschenken zelassen mir täglich vnd ohne vnderlaßen anhaltendt, vnd aber solches (wo der

[49] Geschlechtsanlehnung an „Linnen“? „Leinwand“ ist ja, wie altes „wât“, weiblich, nur gewate sächlich. [50] RM. 30. Jan. [51] Also ein Mädchen. [52] Kanzleistilmuster. [53] Zivilstandsakten Wahlern. [54] Vgl. Gw. 632. [55] Vgl. Jenz. 102. [56] Direkte Quelle. [57] Baumg. 135; Jenz. 121. [58] Geis. 13. 34. 49 f.; Till. 4, 144; RvT. B. 17 ff.; Baumg. 123. [59] Geis. 15. [60] SB. B 325.

sach nit vorgestanden wirt: wa mą ⁿ nit dąrvor ist) ein Landtschafft In die üßeriste Armut setzen wirt.[61]

Bei all dem bisher erörterten Sachverhalt konnte es nicht fehlen, daß unsere schon seit den Wirren der Savoyerzeit vielfach erarmte[62] Landschaft die bis um 1855 allgemein gesteigerte[63] Armut so drückend empfand, daß es z. B. 1809 im Schluchtteil Guggisbergs neben 170 Bemittelten 151 Besteuerte gab,[64] und daß 1824 auf je sieben Einwohner im Amt ein Besteuerter kam.[65] Wie muß es dann erst in Jahren des Mißwachses und der Theurung — wa's ist tụụr gsịịⁿ — ausgesehen haben!

Gerade Rüscheggs anmutig vielgestaltige Täler und Tälchen und sonnige Gehänge mit ihrem tiefgründigen und teilweise mergelreichen Molasseboden lassen an und für sich[66] kaum eine Mißernte zu. Es liegt mit an der jämmerlichen Waldwirtschaft, dem mangelhaften Wasserbau und der schlechten Bodenpflege der guten alten Zeit, daß Hochgewitter und Überschwemmungen so mannigfachen Schaden stifteten (S. 10 ff.). Mit den hier hinauf immer elender werdenden Verkehrswegen aber gestalteten sich die Jahre des Mißwachses zu immer fühlbareren (obendrein von Kaufleuten mit ihren Ringen[67] weidlich ausgenützten) Teurungs- und Hungerjahren. Zum Glück nahmen diese an Zahl und Furchtbarkeit verfolgbar langsam ab. Die Hungersnot von 896 n. Ch. führte zur Menschenfresserei,[68] vielleicht auch die von 942.[69] Die Teurungsjahre 1531,[70] von 1543 und 44,[71], von 1566 bis 1600 und 1622 bis 45[72] wurden übertroffen durch das von 1771 und 72, wo Entbehrung und Krankheiten einen Zehntel der bernischen Bevölkerung wegrafften.[73] An Guggisbergs tellbarem Vermögen hinwieder zehrten die Jahre 1816 und 17 furchtbar (S. 585). In diesem[74] Tiefstand trat Guggisberg die Jahre 1829 und 30,[75] 1845 bis 47, 1849 bis 69 an, welche die Lebensmittelpreise bis auf das doppelte, die Arbeitslöhne bloß auf die Hälfte steigen sahen.[76]

Speziell die so belangreichen Getreidepreise[77] überstiegen in den Teurungsjahren den Durchschnitt von Fr. 28.75 vom Zentner[78] bis auf Fr. 74 in den Jahren 1816 und 1847, ja bis auf Fr. 119 im Jahr 1817, während sie umgekehrt 1780, 1826, 1894 auf ungefähr Fr. 16 sanken.[79]

---

[61] Vgl. Jenz. 118 über Wistenlachfahrten. [62] Burri 257. [63] Geis. 378. [64] ABS. 1, 189. [65] Baumg. 19. [66] S. 574. [67] Geis. 12. [68] Wurst. 2, 13. [69] Ebd. 69. [70] Geis. 24. [71] Till. nach Polizeibuch 1, 341. [72] Geis. 47 f. [73] Ebd. 189. [74] Baumg. 135. [75] ABS. 3, 47 f. 210 f. [76] Genaueres: Geis. 370. [77] Trefflich veranschaulicht durch die von der Lebensmittelfabrik Maggi in Kempttal verfaßte und uns gütigst zugestellte Tafel. [78] Fr. 29. 25 im Fuhrwerkverkehr 1770—1844, Fr. 28. 25 im Eisenbahnverkehr 1845—1894. [79] Alle diese Preise in neuer Währung (nach Julius Maggis Umrechnung) verstanden.

Demgemäß kostete 1816 und 17 in Bern der Mütt (Dinkel) 425 Bätze^{n} (1 Liter gegen 38 Rp.) un^{d} es pfünn^{d}igs ruuchs Brötli vierzähe^{n} Chrüzer, d. i. 50 (genauer 49,8) Säntime^{n} (Rappen); es Chlafter Heu het hundertfüfzg Bätze^{n} ggulte^{n} und no^{ch} meh (5,44752 m³ Fr. 22.20 bis 25.90).[80]

Nimmt man die Jahre, in welchen Mißwachs und Zufuhrhemmung die Getreidepreise auf wenigstens 80 % über den Mittelpreis steigern, als Teurungsjahre und die für die Mehrzahl der Bevölkerung existenzgefährlichen unter ihnen als Hungerjahre, so zählte die Schweiz im 16. Jahrhundert der erstern 44, der letztern 17, das 17. Jahrhundert über 40 mit 13, das 18. 35 mit 7[81]. Das 19. weist als Hungerjahre bloß noch die Jahrgänge 1816/17 und 1847 auf.[82] Allein auch die von 1829/30 ließen sich für unsere Landschaft empfindlich genug an.

Im Nüünendzwenzg ist d's Eemd fast ganz z'Grund g'gange^{n}. Häär^{d}öpfle^{n} het's o^{ch} fast ghiner g'gää^{n}. D'Müüs hii^{n} di halbe^{n} gfrässe^{n}, und di ann^{d}ere^{n} si^{n} nit zitig worde^{n}. Mi het si müüße^{n} naß i'^{n} Chäller tue^{n}, oder si si^{n} scho^{n} im Böde^{n} g'frore^{n}. Dardur^{ch} t wülle^{n} hii^{n} scho^{n} am vierte^{n} Horner im Triißg (4. Febr. 1830) hunn^{d}erttriiendzwenzg Hüshaltige^{n} mit sübe^{n}hunn^{d}ertsächsendnüünzg Mentsche^{n} ghiner eesig Här^{d}öpfle^{n} meh g'häbe^{n}. Z'Waallere^{n} und z'Alblige^{n} ist es o^{ch} fast gár so schlimm g'gange^{n}. Aber si hii^{n} doch de^{r}t no^{ch} nit so hurti^{g} müüße^{n} dem verhungere^{n} e^{nt}ggäge^{n} g'seh^{n}, wi im Guggisbärg. — Im Winter Anno Triißg ist umhi d's gliich Eländ da gsii^{n}, un^{d} im Sübenendvierzg dü erst rächt. Da ist d's Malter Chorn uf triißg Franke^{n} choo^{n}. D'Lüt hii^{n} der ganz Ustäge^{n} und no^{ch} wit i'^{n} Summer ihi Schwine^{n}chrüt (Löwenzahn) g'gässe^{n} und Chrüüschbroot (aus Kleie) g'mahlt und Meiß g'chochet.[83] Da hii^{n} arm Lüt um d'Gluuri (Galeopsis tetrahit als das so bekannte stachelfrüchtige Unkraut im Getreide- und Kartoffelfeld) d's Chorn und d'Här^{d}öpfle^{n} g'jätet, und z'Wyde^{n} hii^{n} Zimmermanne^{n} um's Ässe^{n}[84] e^{n} Spiher bbuwwe^{n}.

---

[80] Nach einem im Besitz von Oberlehrer Sterchi befindlichen Verzeichnis, laut welchem z. B. ferner kosteten: das Mäß Kernen 87 Batzen, das Mäß Roggen 68, Mühlekern 65, Weizen 87, Gerste 55, Erdäpfel 30, der Mütt Haber 287½; ferner das Pfund einzügiges Brot 15, und zweizügiges 16 Kreuzer; 3 Eier 2 Batzen; 1 ℔ Rindfleisch 3—3½ und Schweinefleisch 5 Batzen usw. Hierbei berechne man (nach Schneid. 206) den Kreuzer zu 3,7 Rp., den Batzen zu 14,8 Rp., den Mütt (= 12 Mäß) zu 168,135 l und das alte Pfund zu 520,1 g. [81] Geis. 357. [82] Ebd. 358. [83] Auch Mais also bloß im Hungerjahr. Bei der leider manchenorts sehr prekären Kochkunst ist der Mais (das Meiß), den man im Oberland (vgl. „Paländen" in Gw. 503) so trefflich zu bereiten versteht, im Guggisbergischen noch jetzt eine verschätzte Speise; vgl. S. 383. Das Fehljahr 1910/11 wird aber den so geeigneten Ersatz der Kartoffeln wohl auf recht manchem Tisch zu Ehren bringen. [84] Frau Leuthold.

Menga Möntsch het mḁ^{n} haḷb gstorbna a^{n} de^{n} Heege^{n} g'seh^{n} umhaftaa^{n}; 's ist nụụt meh an 'ne^{n} gsịị^{n} wẹder Hụt und Bịịn.[85] Im Kanton sị^{n} hunn^{d}ertsächsen^{d}achtzg Mentsche^{n} verhungeret.[86]

Und dụ chunnt du im Herbst d'Här^{d}öpfeḷchrankhịịt[87] no^{ch} ịịnist wi im Fụụfe^{n}vierzg. Nụma^{n} Obs het's g'gää^{n}, daß d'Lüt nid hịị^{n} g'wüßt, wahi^{n} dḁrmit, und daß ganz Hụụffe^{n} verfụlet sịị^{n}.

Schwer ertrug man, kaum erholt, die neue Not der Fünfzigerjahre, wo Hagel und Nässe immer wieder dem Häber und den Kartoffeln zusetzten. Da waren selbst die Reichern, oder viel richtiger gesagt: die etwas weniger Armen, nicht mehr imstande zu helfen. Tiefe Verschuldung drückte sie herab zu Mittellosen;[88] Mangel an Gịịst und Fịdụz, sich nach neuen Erwerbsquellen umzusehen, ließ neuerdings die Armen zu Tagedieben, Dieben und Bettlern gedeihen. Dies war die Kehrseite der Erschlaffung, welche damals wie schon im Frühling 1817[89] sich gerade der Bessern und Besten bemächtigt hatte. „Überall nichts als Mutlosigkeit und Verzweiflung; Hunger, Kummer, Abzehrung und Entkräftung war in vielen Gesichtern zu lesen."

Armenpflege.

Aber Gott verlaat en aḷta Schwịzer nịịd! Zum spettere^{n}, zum spịịhe^{n} („in die Speichen greifen"), zum hälffe^{n} findet sich häufig Kraft und Wille, wann und wo man sie am wenigsten sucht. Der dank seinem Naturell keineswegs zugeknöpfte Guggisberger bietet selbst bei schwachen Mitteln in hundert Einzelfällen gerne Handreichung, und auch an Ansätzen zu systematischer Hülfe innert den Gemeindemarken fehlte es von jeher nicht. Eine Anna Knöry und ein Bendicht Wasem auf der Brandelen stifteten 1668 Legate von je 20 Kronen für Brotausteilung an Arme an jedem Hö^{ch}frịtig (Charfreitag); ebensoviel 1673 zu nämlicher Handreichung an jedem Pfingstmeentig ein Michel Scherler, und halb soviel Cuni Gilgen der Alt vff Zürichersberg. „In's Almußen" vergabte 1674 Peter Mast ob ^{d}em Waaḷ^{d} abermals zehn Kronen für Arme^{n}brot.[1] Einen warmen Armenfreund verlor Rüschegg 1892 am Gurnigelbesitzer (S. 50) Adolf Hauser-Späth, Nationalrat.[2] Ihre ganze Persönlichkeit aber setzten nicht wenige Geistliche für Beschwörung der Armennot ein. Franz Ludwig Steck in Guggisberg errichtete 1846 mit Hülfe seiner Gattin aus einem obrigkeitlichen Darlehen (s. u.) im Pfarrhaus eine große Spinnstuba.[3] In

---

[85] Chr. 52. [86] Geis. 358. [87] Peronospora infestans. [88] Kuhn 6. [89] AWS. 2, 141.
[1] LR. 32 ff. [2] Chr. 82. [3] Chr. 51; EvM. 1, 157.

Wahlern kämpfte Karl Anneler gleich eifrig gegen Krankheit und Armut wie gegen Hotschigi und Unsüferlegi als deren so häufiges



Armand Eduard von Ernst, 1817—23 Oberamtmann in Schwarzenburg.

Geleit. Solches Wirken hatte er schon in Rüschegg als Haupt der Mueskumission begonnen.[4] In seinem Geiste fuhr hier Kuhn fort. Er erwartete aber die wirksamste Hülfe vom Staat in Form von Verdienst

[4] Daheim 1886, 8. 101 f.

mit Spinnerei und Taglöhnen als Almosenersatz, von bessern Zugängen zu den Gụmpisbläze^n [4a] der Armen, von Versetzung eines tüchtigen und braven Handwerkers als Kulturmissionärs etwa in den Bundsacher, und von Anstellung einer Arbeits- und Haushaltungslehrerin, für die er auf eigene Kosten freie Station im Pfarrhaus anbot.[5]

Rüschegg-Helfer standen auch an der Spitze des dortigen Hụ̈lfsverịịns, welcher im Notjahr 1853 Kartoffeln und Hafer zur Frühjahrspflanzung beschaffte und austeilte.[6] Eben das Wirken solcher Vereine, wie des Vereins für christliche Volksbildung,[7] wie der ökonomischen (1760—1780)[8] und der (sowohl von der schweizerischen wie von der schwarzenburgischen [9] zu unterscheidenden bernischen gemeinnützigen Gesellschaft)[10] schwebten unsern Sächse$^{n d}$vierzgere^n (Staatsmännern von 1846) in den „Armenvereinen“ vor. Mit ihrer Hülfe dachten sie zuerst, aber umsonst [11] (s. u.) das Gespenst der Armennot zu beschwören. Freiwillige Hülfe hat viel Unbeholfenes, Schwerfälliges neben Großzügigem an sich; sie übersieht tausendfache nahe Not und wirft sich verschwenderisch auf ein fernes Unglück, das das Glück hat, sensationell zu werden. Si nimmt alba ịịnist e^n grụ̈ụ̈sẹlẹha Ggump und setzt ånet dem Zịịl ab. Vor solcher (1909 in Messina so recht sichtbaren) Verfehlung des Ziels bewahrte überlegtes Vorgehen die Hülfe edler Stadtberner für Guggisberg im Hungerjahr 1817.

Da het der Tscharner im obere^n Sulge^{n}bach, Oberrichter (am bernischen Appellationshof) hunn^{d}ert Määs Saamhär^{d}öpfle^n g'gää^n. Der Hälffer Gysi a^n der grụụße^n Chụ̈lha (am Münster), wa vorhär ist Pfaarer im Guggisbärg gsịị^n, het zwụ̈hunn^{d}ert Määs Saamhär^{d}öpfle^n und hunn^{d}ertfüfzg Pfunn^d Rịịs und vịịl Chindschlịịdleni und sächszåhe^n Franke^n g'sammlet. Der Lombach, wa denn Landvogt (Oberamtmann) gsịị^n ist, het us ^{d}em Zehntspịher trịịßg Mütt Häber für aanz'seeije^n e^{n}tlehnt. Si^n Frau — e^n sälteni Landvögti^n — het der ganz Summer Brot uustịịlt und het bi vụ̈rnämme^n Famille^n drụ̈hunn^{d}ertzåhe^n Franke^n z'såme^n'bbraacht. Und dịị, wa stụdiere^n un^d oppa süst nid gräd sövli bi Gält sịị^n? He nu^n, dịị hịị^n óch gsammlet und dem Pfaarer Mohr hunn^{d}ert Franke^n übergää^n. Va^n vo^n Graafe^{n}rieds hịị^n d'Guggisbärger achtendvierzg Chrooni uberchoo^n, und va^n vo^n Wurste^{m}bårgers o^{ch} so vịịl.[12]

Ebenso zweckmäßig und erfolgreich setzte hier die Regierung ein (S. 591), aber erst auf Grund einer langen Lehrzeit, in welcher sie ihre

---

[4a] Ggumpisch-, G'schmäus-, Pflanzbläz: Gemüsefeldchen. [5] Kuhn 6 f. [6] Ebd. [7] Till. 5, 378; JG. Arm. [8] Till. 5. 420 f. [9] Jenz. 172. [10] StV. 1857, 46; Till. 5, 420 f. Beide nun vereinigt in der Ökonomisch-gemeinnützigen Gesellschaft, auf deren Bibliothek wir mit „Ök.“ verweisen. [11] StV. 1856, 40. [12] ABS. 2, 141.

Art, Untertanen „in vätterlichem Bedänken zu haben" (1652), durch Almosenverzettelung bewies. Vom 11. Juni bis 7. Juli 1817 empfingen in Schwarzenburg an die 36 Familien Bättelchaarti — wie oft erwahrte sich erst zuvor an Geldspenden das Wort: „jeder Staatsbatzen ein Armensamen"![13] Als „hoch-oberkeitliche Almosen" (1759),[14] als Almuese" auf Grund bloßer vorübergehender Gemütsbewegung[15] statt sozialwissenschaftlicher Überlegung uus'tiilt, konnten sie bloß ein dürasüürggele" va" hüt uf morn statt eines vorbauenden Durchhelfens erzielen. Immerhin wurde durch Vorschriften, „wie das almußen solle außgetheilt werden",[16] eine gewisse Ordnung in die Art gebracht, wie z. B. 1609 „der prästhafte (brästhaft) Peter Mistler (Mischler) ethwaß Frouwfastengälts" (als Bänzión, eine Art Leibgeding) empfieng;[17] wie 1572 „dem vssetzigen Jeunli (1571: Jeinli) vmb Gottes willen 10 Pfund" verabfolgt wurden; wie dann und wann einer (z. B. 1571) „mitt der Lammen Hand" (lähme" Hannd) unterstützt wurde; wie (abermals 1571) der alten Morinen und der alten Scherlinen mit je 2 Pfund, der alten Schindleren mit 3 Pfund und der alten Bergeren sogar mit 20 Pfund doch recht fühlbar geholfen wurde. Wenn aber (im nämlichen Jahr) Hans Zahnds verlaßne witfrauw mit fier kindt (Chinnde") eine Unterstützung erhält und (1572) „Bendicht Zand dem wagner von wegen eines armen kindths, so er bi Im hat, vß verordnung m. G. H. 5 Pfd." vom Landvogt zugestellt werden,[18] so sehen wir hier die Kinderfürsorge, die sich heute zu einem so tatkräftigen Aufschwung anschickt, in den ersten Windeln. Doch ist es ein vorbildlicher Einzelfall, wenn wir am 2. Januar 1487 dem Vogt zu Grasburg die Weisung erteilt sehen: „den armen kinnden 10 mütt dinkels us beider Stetten korn ze geben und mit den landlüten gütlich zu verschaffen, das si inen ein Jungfrow zu geben, die si verwäsen" (soll.[19] Dieses bloß noch in „Amts- und Reichsverweser" fortlebende „forawisan": „vorsein", vorstehen[20] ist hier zu verstehen als d'Chinnd hüete").

Die vorbezeichneten Gaben heben schon durch ihre Eintragungsart sich von der anscheinend völligen Systemlosigkeit ab, womit wir 1533 „1 gülden von der armen elsen wegen, den sy ver zert hatt",[21] in der Landvogtsrechnung figurieren sehen.

Der früher allgemeinen teilweisen Auszahlungsart in Getreide und Wein entspricht es, wenn wir z. B. 1533 und 1571 Blinde (Blinnd),

[13] Briefe 1833. [14] StAF. [15] Wie aus gr.-lat. eleemosynē ahd. alamuosan usw. wurde, lehrt Kluge 12. [16] RM. 3. Sept. 1652. [17] SB. F 277; RM. 12. Sept. [18] Alle diese Posten nach Z 71. 72. [19] RM. [20] Kluge 475. [21] Z 33.

Lahme, Alte, Verwitwete und sonstwie Arme mit je einem Mütt Dinkel (Dịịhẹḷ) oder Häber bedacht sehen.[22]

Eine an sich sehr rationelle, nur leider wegen Mangels an Aufsicht und gutem Beispiel vielfach verfehlte[23] Armenunterstützung war die Anweisung von Niedere^{n} („Rų̈tine^{n}“: S. 89 f.) an unschädlichen Orten.[24]

Eine glückliche Hand hatte die Regierung mit ihrem für leibliche Not di mịịsti Z̦it warmen Herzen bei ihrer Vorsorge für ganze Landesgegenden in Jahren der Teurung oder einer Epidemie. In den Notjahren 1816/17 setzte sie für den ganzen Kanton eine Zentralhilfskommission ein, mittelst welcher sie auf jedem Oberamte zu drei Vierteln des Selbstkostenpreises Arme^{n}brot verkaufte, für die damals in allen größern Gemeinden zu Ehren gebrachte Rumfordsche Suppe[25] 140 Muesanstalten unterstützte und so insgesamt 492 252 L. 3 Bz. 2 Rp. (Franken 728 423. 40) opferte.[26] In Guggisberg konnten seit Mitte Januar 1817 täglich 800 Schoppen sehr geschätztes Mues ausgeteilt werden. Ferner schenkte die Regierung 5½ Zentner Reis, 60 Määs Hafermehl und 300 Mäß Saatkartoffeln; auch lieh sie einen „Geldvorstand“ (1797), d. i. Vorschuß, von achthundert Kronen. Wahlern verkaufte dem Staat die schöne Längeneiwaldung und teilte aus dem Erlös Mues aus.

Vom 13. Oktober 1821 bis 15. Januar 1822 lagen im Pfarrhaus Guggisberg gegen 43 arme Typhuskranke, an welche die Regierung im Verein mit Oberamtmann von Ernst abermals sehr bedeutende Summen wandte.[27]

I^{n} däm böse^{n} Triịßgerjahr (1830) het dų der Pfar^{r}er Haller ga^{n} Bärn ahi gschrịbe^{n}, und der Pfann^{d}er (Oberamtmann) het sị^{n} Mịịnig o^{ch} dạrzue g'sịịt Das het richtig umhi g'họḷffe^{n}! D'Regierig het drų̈hunn^{d}ertfų̈fzg Franke^{n} ų̈ha g'schickt: zwų̈hunn^{d}ert für d'Schluechter (Rüschegg), hunn^{d}ert für ^{d}e^{n} Vordertịịḷ und fų̈fzg für ^{d}e^{n} Hinn^{d}ertịịḷ.[28]

D's ann^{d}er Jahr het's d'Regierig umhi gliich g'macht,[29] aber nid ohni z'säge^{n}, es sịgi de^{nn} viịḷ Liedẹrlẹgi und Fų̈li o^{ch} dạrbii, und das geng meh, wi gröößer d'Armuet sịgi. Aber du het d'Gmịịn umhi a^{l}so n e^{n} schöna Dankbrief g'schrịbe^{n}, wi im Sų̈be^{n}zääch ni.[30] Und das het d'Regierig doch de^{nn} umhi gfrų̈ịt, we^{nn} 's si scho^{n} ddụcht het, d'Guggisbärger sịgi 'ra e^{n} chlịị^{n} viịḷ (häufig) vur der Tų̈ų̈r. Der Guggisbärg-Pfaarer het z'Bärn äạg „der guet Kund“ g'hịịße^{n}.[31] Item,

[22] Z 33. 71. [23] Vgl. S. 575. [24] SB. L 137 u. ö. [25] Vgl. Rumford Sur les aliments in der Revue Brittanique 1796. [26] Nach dem S. 585, Note 80 erwähnten Verzeichnis. [27] Baumg. 20 [28] ABS. 3, 29. 47. 210 ff. RM. 3. März 1830. [29] ABS. 3, 55—60. 216 f. [30] ABS. 2, 140—3; schön beantwortet: RM. 42, 171. [31] Hemmann in Baumg. 135.

si het ömeḷ geng umhi di müḷti Hann^{d} ụụstaa^{n}, we^{nn} d'Noot ist da gịịị^{n}. Wa im Fụụfendvierzg d'Här^{d}öpfelchrankhịịt choo^{n} ist, het si für ^{d}e^{n} ganza Kanton Gwächs (Getreide) und Rịịs g'chụụft für 364 779 aḷt Franke^{n},[32] un^{d} iṃ Sächsendvierzg für fast d's haḷba meh (für beinahe das Doppelte, nämlich 695 460 alte Franken). Darzue het si de^{n} G'miine^{n} a^{n} Dör^{r}ő̋fe^{n}, fur di böse^{n} Här^{dö}pfle^{n} (kranken Erdäpfel) z'dör^{r}e^{n}, zǻhe^{n} Prozänt g'gää^{n}.[33]

Scho^{n} denn het si o^{ch} amerikanisches Mähḷ ịị^{n}gfüehrt. Im Sű̋benendvierzg het si si^{ch} mit Hann^{d}eḷsheer^{r}e^{n} ii^{n}g'laa^{n}; di hịị us Meerika hunn^{d}ertnụụnzgpfünn^{d}egi Fesser Wịịze^{n} la^{n} choo^{n}.[34]

So betrat die Regierung immer zweckmäßigere Wege zur Bekämpfung der Armennot. Aus Almosen wurden Geschenke, aus Geschenken Unterstützungen, aus Unterstützungen Staatsbeiträge regulärer Art und gesetzlicher Geltung. Die erstern waren doch bloße Taufälle, Staubregen und allenfalls Regengüsse, welche gleicherweise die guten und die schlechten Pflanzen eines immer mehr versäuerten Sumpfbodens bis zu dessen Vermoosung und Überschwemmung nährten. Jetzt mußte, wie Regierungsrat Schenk sagte,[35] als erster Teil einer gründlichen Reform die Korrektion der Armengewässer und dann als zweiter die Drainierung (das trĕniere^{n}, „töne^{n}") des versumpften Gebiets an die Hand genommen werden.

Einen Teil der erstern Aufgabe: Abwehr landstreichender Bettler, hatten die Behörden aus Not seit langem begonnen. Am 17. Januar 1676 forderte der Landvogt Daniel Berßet seine Amtsgenossen auf, während der drei Gottesdienste der Woche keinen Bettel zu dulden, die Schüler wenigstens an drei Wochentagen zum Schulbesuch anzuhalten und fremde, starke Bettler fortzutreiben. Er setzte für Wahlern vier „Prouose" (Brossụụse^{n})[36] ein, als Namblich Christen Mischler bim Rathhauß im Dorff, Peter Schnyder im Nidertheill, Peter Mischler in den 4 Jucherten im Vßertheill, und Peter Stübi am nöthacher im Obertheill, allwo ein Jeder an den päßen in seinem Bezirckh, sonderlich der im Dorff zu Thore^{n} (an der Freiburgergrenze) und bim aḷte^{n} Schloß (also am Albligersteg bei der Grasburg), der im Nider-

---

[32] Bericht 17. [33] Ebd. 17 f. [34] Chr. 52. [35] StV. 1858, 59. [36] Wie „Propst" ist auch „Profos" eine Einkürzung aus propositus statt des richtigern praepositus (Vorgesetzter). Jener Grundform kommt am nächsten „Proffois" (Gw. 632 f.). Sonst aber wurde aus praepositus: afz. prevost und fz. prévôt, aus propositus: afz. provost und provos. Der „Vorgesetzte" ist hier als Aufseher über verhaftete Soldaten, über Sträflinge, dann überhaupt als „Stockmeister" (Heyse), auch so, wie Lf. 548 ihn als „Polizeier" veranschaulicht, aufzufassen. Zu den „Betteljeginen" vgl. La chasse aux gueux à l'époque bernoise, von Eugène Mottaz in der Rhv. 1902, 29—28. 48—28. 76—89.

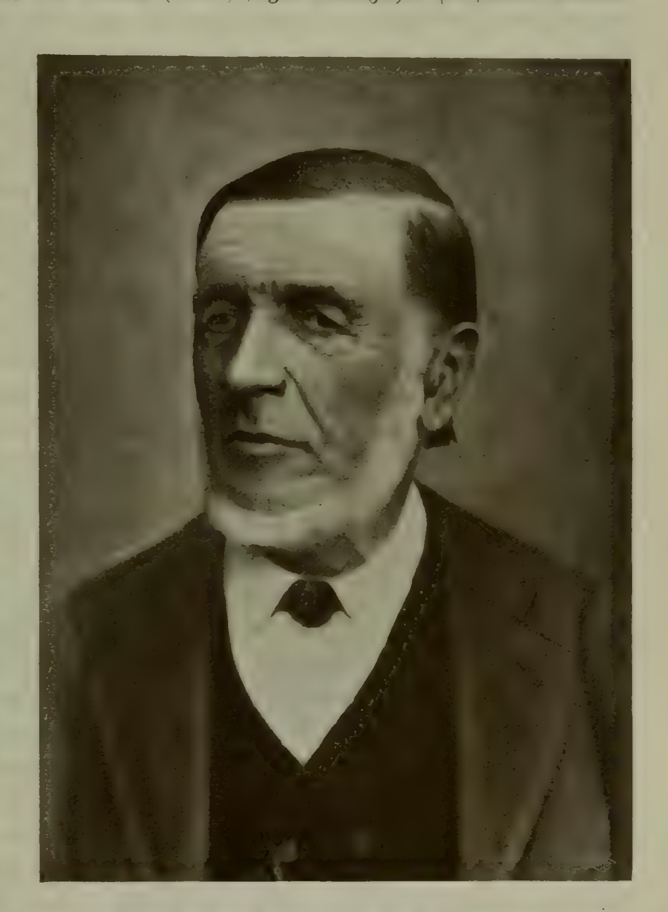
theill by der Schwarzwasserbrügg, und die übrigen an anderen anstoßenden gräntzen[37] deß Landgrichts und anderstwo fleißige vffsicht halten, und der wochen[38] vffs wenigest dreytag[39] einen Vmbkreiß thun söllen, damit die vßeren bättler nit ins Landt, die Inneren aber nit vß dem Landt kommindt.[40] Die Vier werden die Bettler wie Sträflinge behandelt und überhaupt ihre Sache wenigstens mit dem Mund nicht schlecht gemacht haben. Darum heißt es noch heute zu einem, der bei einem Anstrengung fordernden Werk immer nur befiehlt, anstatt selber Hand anzulegen: du bist hü̦t aber eⁿ grü̦ü̦sleha Brŏssu̦u̦s!


Jaalhanslis Christe (Großrat Hostettler).

Auf einen Guggisbergerprofos stoßen wir erstmals 1699. Demselben lag hauptsächlich ob, Rüschegger-Bettler aus dem bis 1860 einheitlichen Gemeindebezirk Guggisberg-Rüschegg, nachmals aber von der neuen westlichen Guggisberggrenze weg iⁿ d's Schluechtli ahi z'jägeⁿ. Er trug neben dem alten Namen Bättelvogt (schon 1628)[41] zumeist den Titel Haschier oder Harschier (ŝŝ); so z. B. Christen Glaus zu Iseⁿgruebeⁿ („Eisengruben"), welcher für die drei Jahre 1787—89 zusammen 93 Kronen und 15 Batzen bezog; 10 Kr. 15 Bz. erhielt 1784 der „Harschier" Zbinden. Daneben belasteten aber fortwährend auswärtige Haschiere

[37] Kanzleimäßiger Pleonasmus. [38] Bemerke den Genitiv (wie Sonntags, Nachts usw.). [39] Zusammenschreibung wie drîstunt (dreimal), drüüsteⁿ. [40] SB. D 391 f. [41] SB. C 273.

die Landrechnung: bald der von Chünitz (Köniz), bald der von Oberbalm, oder der von Rüeggisberg, welcher 1774 zwei Buben des Chropfmärti den Guggisbergern zuführte. Ein anderer transportierte einst aufs Mal vier, ein dritter (1789) sogar neunzehn Personen miteinander (?) und bezog dafür 5 Kr. 10 Bz. 2 Krz. Nach den ihm überbundenen Streifwachen hieß der Haschier auch Patrulier.[42] Trotz der Unannehmlichkeit dieses Dienstes sehen wir ihn 1786 durch zwei Gerichtssäße verrichtet. In dem kleinen Albligen versah ihn z. B. 1779 sogar der Ammann (Ammaⁿ), der ja zugleich als Weibel funktionierte. Auch in Guggisberg lag nachmals die „Würde“ des Bettelvogts dem Wiibel ob. Seine Vorgänger treffen wir schon 1786 im Besitz eines „Büchlin“.[43]



Ulrich Kohli (Cholis Urli, 1815—94),
Regierungsstatthalter.

Den und den im Büechli haaⁿ ist nunmehr, buchstäblich verstanden, Sache des Landjägers: des Landjeger, dessen Titel noch so lebhaft

[42] Wie man in „Haschier“ (Häscher) ein r einschob, so auch in patrouille, patrouiller (patrulliere), „patrouilleur“, Patrulier, aus afz. patouiller (mit Händen oder Füßen als wie mit Toope, Pfoten, pattes des Hundes im Kot herumtappen. (Heyse.)
[43] LR.

an eine Landjägi (1648), Landjegi (1654), Bätteljägi schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges erinnert. Damit die Fortspedierten nid umhichömi, wurden sie gebrandmarkt. Sie erhielten es Chrütz uf d'Stirna bbrönnt,[44] oder mi hett 'neⁿ d's Haar uf der Würza abghüijeⁿ;[45] Einheimische mußten es Schiltli trageⁿ (so 1816/17 und 1852/53) oder gelegentlich ein Klötzchen (S. 595). Traurige Anblicke boten die Bättel- oder Armeⁿfuehri, während die Aufhebung von 19 Vagantenfamilien mit 57 Kindern durch die Regierung im Jahr 1865 und Versorgung der Unmündigen in verschiedenen Anstalten sich als ein Werk der Notwehr erwies.

Die erste gründliche Abhülfe aber brachte die gesetzgeberische Arbeit des Regierungsrats (1854—63) und nachmaligen Bundesrats Karl Schenk. Er schuf mit 26 Männern, worunter Regierungsstatthalter Kohli in Schwarzenburg und Großrat Zehnder auf der Riedburg, das Armengesetz von 1857, welches das Emmental und unser Guggisberg vor dem ökonomischen Ruin gerettet hat.[46] Es stellte die verwilderte Armenpflege auf den ganz neuen Boden der Örtlichkeit statt der Burgerlichkeit (wie 1807) und behandelte die wirkliche Not zweckmäßiger und humaner.[47] Das in Schenks Geist unter Ritschard erneuerte Armengesetz von 1896 ging den Kniffen gegenseitiger Zuschiebung noch schärfer zu Leibe und schaffte noch energischere Geltung dem Grundsatz: Verhüten ist leichter (und kostet weniger) als Bessermachen. Mi mues dem Armeⁿ hälffeⁿ, gób er im Dräck ist. Auf solches Verhüten hin arbeiten zielbewußter als früher die Armeninspäkter.

Sehen wir nun zum Schlusse zu, wie die schwarzenburgischen Gemeinden nach und nach ihrer Armenlast Meister wurden. Wahlern dachte 1797, um seine 1800 Kronen jährlicher Armenkosten aufzubringen, an Errichtung einer Schaal und Pinta in dem erneuerungsbedürftigen Raathuus.[48] — 1822 empfahl Oberamtmann von Ernst ein Gesuch von Wahlern, an der samt Zufahrten erneuerten Schwarzwasserbrügg eine Marggidänterhütta mit Wirtschaft einrichten zu dürfen, was trotz den Umtrieben eines unsaubern Konkurrenten uf der ännereⁿ Sita bewilligt wurde.[49] Aber, o wetsch! Der neue Straßendamm het d'Pinta mit sammt darzue g'chuuster Schmitta und Schüür und dem Hiimatli i'ⁿ Bödeⁿ ihi verlochet. Es mußte ein Neubau bewilligt und ausgeführt werden, und die Wirtschaft unterstand nun dem Landjäger auf der Riedburg,[50] die Marketenderei aber dem Großrat Zehnder daselbst. Der hiedurch gehobene Betrieb erzielte nun doch einen nennens-

[44] RM. 7. Mai 1571. [45] RM. 15. Mai 1578. [46] Geis. 471. [47] Ebd. 515. [48] SB. S 207. [49] ABS. 3, 114 ff.; RM. 3. Jan. 1823. [50] ABS. 3, 136; Dekretenbuch 15, 347.

werten Reingewinn, von dem allerdings auf Wahlern der Löwenanteil, aber auch auf Guggisberg ein Betrag von 245 L. entfiel.[51] 1826 wurde das Pintenrecht verkauft.[52]

Wie nun aber hat Guggisberg-Rüschegg es angestellt, um dem Drachen seiner fürchterlichen Armennot mit dem heute so achtungswert dastehenden Erfolg zu Leibe zu gehen? Eine erste Notiz darüber fällt in das Teuerungsjahr 1771.[53]

Vorhär hịị sich die Arme sạ̈lber mụ̈ụ̈ßen dürhiischlaan, wi si chönnen und mö̆gen hiin; mier-aan mit bättlen, wenn's nid annders ist z'machen gsịịn. Aber das ist sụ̈fer ụ̈sa choon, wa baaḷd nụ̈ụ̈t meh ist z'biịßen und z'gnägen gsịịn! D'Gmịịnsmannen hịịn g'sịịt, da mụ̈ụ̈ßi jitz öppis gaan, ẹs mö̆gi chosten, was ẹs wöḷḷi. Si hịịn aang'fangen, den strụ̆bsten Hụ̈shaltigen d'Chinnd furt nähn und zu besseren Lụ̆ten tuen. Es Zịteli ist das ạlso g'gangen. Di Lụ̈t sịn froh gsịịn, bi däm tụ̈ụ̈ren Brot ẹs bär Mụ̈ụ̈ler minnder am Tisch z'haan. Aber im Achtendachtzg (1788), wa sich allz umhi en chlịịn het b'chụ̆feret g'hă̈ben und d's hụ̈ụ̈schen umhi prö̆fịtlẹher worden ist, ist du en paarnen van dă̈nen Lụ̆ten blötzlech i'n Sịịn choon, si sịgi denn Famillenvätter, und si higi ịhrạ Chinnd sạ̈lber z'bruụhen. Da ist uf ịịns Mal zo den G'mịịnsmannen im Raathụụs en Brief chon z'flụ̈ụ̈gen. Ăr ist van Bärn ụ̆ha choon, der Landvogt (Bucher) het 'na g'schickt. Da het's drinn g'hịịßen, es sịgi in der „Ehrbarkeit“ wüest, unschaffled Mannen. Dịị nă̈hmi braven Lụ̆ten di g'wachsnen (erwachsenen) Chinnd fụrt, wa ă̈sạ öppis chönnti verdienen, und stöḷḷi Stịịgerig aan und gă̈bi di Chinnd dă̈nen Pụ̈ren, wa am mịịnsten bieti.[54] Die jungen hinggă̈gen, dịị laaiji mạn den Öḷteren und gă̈bi 'nen oppa es chlịịns miggerigs Stụ̈ụ̈reli und wöḷḷ ẹnen denn verbieten gan z'hụ̈ụ̈schen! Aber nid nụmạn: dịị, wa öppis z'Aḷmuesen gă̈bi, uberchŏ̈mi noch Bueß. Drum mụ̈ụ̈ßen si denn ă̊ben usser der G'mịịn öppis gan ggugḡen z'g'wärben. Aber denn chŏ̈mi denn Patruliér und tüeiji si mit dem Stäcken hịịmjägen. Denn mụ̈ụ̈ßen si denn noch d'Transportchösten abverdienen und ẹs Plochch am Hals dẹs umha tragen. Und am Sunntig trịbi si der Broffụụs z'Brĕdig wi n en Troppen Gịịß z'Mă̈rit; und wenn d'Brĕdig ụụs sịgi, so füehr er schi vur den Chụ̈ḷhenlụ̆ten mengs Mal um d's Raathụụs (Schulhaus mit Gemeindelokal) umha.

Di G'mịịnsmannen hịịn g'lö̆st und g'lö̆st und aanfaan d's tụ̆bäcken vergässen. Der ịịnt het aang'fangen fluehen: Welcha tụụsigs T..... dịsa und eina het öppis ạlso chönnen gan Bärn ahi schrịben? Der annder

---

[51] Genaueres: Moos und Archiv Wahlern, erz. durch Bürki. [52] ABS. 3, 151 ff. [53] SB. Q 46 ff. [54] So setzen wir statt „am meisten“. Handelt es sich doch um die berüchtigten Mindersteigerungen für noch „unrentable“ Kinder (vgl. S. 596. 599).

het d'Fụụst g'macht und uf ^{d}e^{n} Tisch g'schläge^{n} und g'rüeft: Das ist e^{n} verfluechti *Lụgi!* Er lụ̈ụ̈gt wi n e^{n} Schölm! het e^{n} tritta g'sịịt und no^{ch} e^{n} Zuug g'rụ̈ụ̈kt dḁrzue. Aber e^{n} vierta het's nụ̈mḁ^{n} g'lächeret, un^{d} är het g'mịịnt: He, das wird wohl *ụ̈sa z'dividiere^{n}* sịị^{n}, wär's g'macht het. Und der Prĕsidänt het mit *lächerliger* (lächelnder) Mịna dem Schrịber der Brief sụ̈ferli^{ch} us de^{n} Henn^{d}e^{n} g'noo^{n}: Zịịg mḙr dä^{n} Wụ̈ụ̈sch o^{ch} n e^{n} chlịị^{n}!

Und was sị^{n}'s für Unn^{d}erschrifti g'sịị^{n}? Ihra fụ̈ụ̈f us de^{n} *Stööße^{n}*, und sụbe^{n} va'm *Bundsacher*, und zwee us der *Stockmatt*, und ịịna us ^{d}em *Schụ̈ụ̈rlismoos* und drịị va'm *Heubach* hịị^{n} unn^{d}erschrịbe^{n} g'häbe^{n}. Wel^{ch}er, das tuet jitz nụ̈ụ̈t zur Sach. Du sị^{n} die Manne^{n} allz'sắme^{n} in ịị^{n}s „Aahaaa! Jää ßooo!" ụụs'bbroche^{n}. Jịna van 'ne^{n} het scho^{n} umhi wölle^{n} *tụụba choo^{n}*; aber dụ list dụ der Schrịber, was ist nähi choo^{n}: en „Anmerkung" vam Landvogt. Däär het ang'sehrt ḁlso g'schrịbe^{n}: „Bete und arbeite" ist bi dắne^{n} Lụ̈te^{n} e^{n} Rĕde^{n}sart, wa langist abbrụụcht ist. Drum sị^{n} si z'Schaare^{n}wịịs im Lann^{d} umha ga^{n} bättle^{n} und hịị^{n} de^{nn} mụ̈ụ̈ße^{n} mit große^{n} Chöste^{n} hịịm g'fergget choo^{n}. I^{ch} ha^{n} si i^{n} d'*Chősi* 'taa^{n} — 's ist für nụ̈ụ̈t gsịị^{n}. I^{ch} han es pär Blöchlḙni la^{n} mache^{n} und 'nḙ^{n} si z'ịịgt — 's het allz nụ̈ụ̈t g'holffe^{n}. Du laan i^{ch} würklech ḙs paar a^{n} d's Bloch lĕge^{n} — du chőme^{n} si mit däm Brief, fur dää^{n} si no^{ch} sötti g'straft choo^{n}.

Jitz het es du richtig dắne^{n} G'mịịnsmanne^{n} erst rächt g'wohlet. Und si hịị^{n} du der Stịịl umg'chehrt und sị^{n} du z'grächtem fụ̈rha mit der Kur. Si hịị^{n} ga^{n} Bärn ahi g'schribe^{n}, es sịgi de^{nn} *uberal^{l}* nid wahr, für was si da *vermälesteetet* choo^{n} sịgi. Afḁ nắhmi si nit g'wachsni Chinn^{d} furt, aber fụ̈ụ̈f- bis fụ̈fzắhen^{j}eerḙgi, wa nit zo'm wärhe^{n} aang'halte^{n} wärdi; dii tüeiji si zo brave^{n} Pụ̈re^{n} und b'sähli fur schi, wi mḁ^{n} i^{n} der Rächnig chönni nähiluege^{n}. Si gắbi richtig lieber minn^{d}er wĕder meh, das sịgi wahr. Mi sölli nụmḁ^{n} o^{ch} deihe, was d's Arme^{n}wắse^{n} d's Jahr dụ̈ụ̈r^{ch} chosti: meh wĕder vierendzwenzghunn^{d}ert Chrooni, wa fast ganz dụ̈rch ^{d}e^{n} *Täll* mụ̈ụ̈ßi z'sắme^{n}glịịt wärde^{n}. — Und das^{s} mḁ^{n} de^{nn} alli Almuese^{n} verbieti, das *sịgi o^{ch} nịịd*; aber der Gasse^{n}bättel, dää^{n} wölle^{n} si nid haa^{n}; *uf däm sịgi si*, und das geng meh. Dḁrfụ̈ụ̈r gắbi si dắne^{n} Arme^{n}, wa sie 'ne^{n} d'Chinn^{d} laajji, und no^{ch} settige^{n} ohni Chinn^{d}, daß si 's *chönni mache^{n}*, we^{nn} si darnaa^{ch} tüeiji. Das chönni mḁ^{n} gräd a^{n} tịịlne^{n} va^{n} dắne^{n} g'seh^{n}, wa unn^{d}erschrịbe^{n} hịgi. Da sịgi e^{n} Wittfrou d'runn^{d}er, wa nụmḁ^{n} fur seija sälber z'sorge^{n} hịgi, dịị uberchőmi drịị Chrooni. Jịna van 'ne^{n} het sị^{n}s Güetli verputzt — het's wịter g'hịịße^{n} — und höört nịịd, sịner Chinn^{d} uf ^{d}e^{n} Bättel z'schicke^{n}. En ann^{d}era het no^{ch} öppis *Mittels* und het Lụ̈t, wa chụ̈ụ̈^{n} wärhe^{n}; und nụ̈ụ̈sti

gää^n mer ihm drii Chrooni. En ann^{d}era uberchunnt zwölf Chrooni, und het doch e^n jungi Frau und núma^n ii^{n}s Chinn^d; aber das ist gräd der u^{n}verschantist Vagant. Zwüü Lütleni ohni Chinn^d uberchöme^n füüf Chrooni und so witers. — E^n Tiil, wa mer 'ne^n d'Chinn^d hii^n wölle^n versorge^n, hiin i^{n}s grad i^n d's *Muu^l gsiit*: Blaasit ier mier, wa n i^{ch} schööna bii^n!

Die Schwierigkeiten, in welchen damals Guggisbergs Behörden steckten, wurden aufs höchste Maß getrieben durch seinen langwierigen und *giechtiga Strit* mit Wahlern wegen der Folgen der Freizügigkeit (S. 575). 1774 entschied der Berner Rat zu Ungunsten Guggisbergs,[55] wodurch diese Gemeinde noch Jahrzehnte mit einer furchtbaren Armenlast sich abzuquälen verurteilt war. Die Behörden waren obendrein in bitterster Schutzlosigkeit jeglicherlei Unverschämtheit preisgegeben, so lange kein sanktioniertes Reglement ihnen einen festen Boden unter die Füße gab. Eine solche „Armen-Einrichtung" entwarf Guggisberg 1785 und erbat nun 1789, nach vierjähriger Erprobung, seine Genehmigung.[56] Das Reglement gewährte nun doch einige Stütze in dem steten Kampf mit unverschämten Landstreichern, für welche die Behörde 1806 *Spittel* und *Arbiits huus* auf der *Schwante^{n}buechallmit* plante. Wegen des Mitanteils von Wahlern an den dortigen Armenriedern wies aber der Kleine Rat das Begehren ab.[57] Viele dieser *Rieder* waren freilich, weil schattig und naß und in der Schiedwaldallmend auch zu hoch gelegen, *schlächt Här^{d}öpfelblätze^n*[58] und entsprachen dem sonst so guten Zweck ihrer Anweisung[59] nicht. Verständig beschloß daher in dem teuren und verdienstlosen Jahr 1846 die Einwohnergemeinde (am 14. Dezember) Beschaffung von *Straßen- und Waldarbeit*, sowie Neuerrichtung von *Spinnanstalten*. Für jedes Pfund guten Garns zahlte man ungefähr 3½ Batzen und ½ Pfund Hafermehl oder Reis.

Die hiezu um Hülfe angegangene Regierung lieh am 11. Januar 1847 35,100 L. zu 4 %. Aber am 8. Oktober 1849 het d'Hypothekarkassa *d'Gmiin betribe^n*, worauf diese *d's Allmitlann^d ii^{n}g'setzt het* und einen Pfandbrief für 7000 L. ausstellte.[60] Auf solcher Basis drängten sich nun in den bösen Fünfzigerjahren Defizite, Staatsanleihen und Betreibungen derart, daß 1855 die Gemeinde gleich dem ebenfalls ratlosen Wahlern und dem Regierungsstatthalter sich von der Regierung Mittel und Wege zur Verhütung des ökonomischen Ruins erbat. Diese beorderte den gewesenen Thorberg-Vorsteher *Vogt* mit einer amtlichen Untersuchung und bestellte am 16. November einen außerordentlichen

---

[55] SB. O 501—532; DB. 249—51. [56] Das für Fachmänner sehr interessante Reglement steht SB. Q 46 ff. [57] ABS. 2, 177 ff.; RM. 10. Juni 1808. [58] ABS. 3, 47. 214^b. [59] Geis. 43. [60] Chr. 55 f.

Kommissär zur Anbahnung einer bessern Lage.[61] Es war der Armenkommissär Rudolf Kißling in Rüeggisberg, auf dessen trotz allem Widerstand unermüdeter wirtschaftlicher Reformarbeit[62] unter Schenks hingebender Hülfe sich ein langsamer Umschwung zu den heutigen gedeihlichen Verhältnissen anbahnte.

Zunächst gelangte Guggisberg allmählich zu einem Arme^{n}guet. Bis März 1783, erzählt Pfarrer Jäggi, „sind die Armen auß einer gesamleten Tällung besteürt worden.“[63] Schon 1784 jedoch stoßen wir auf ein Armengut von 951 Kronen,[64] welches, trotzdem während der Helvetik viele Armengüter zugrunde gingen,[65] doch im Jahr 1820 nach Abzug von 2136 Kronen Schulden auf ein Netto von 1435 Kr. angewachsen war.[66] Gegenwärtig (1910) beträgt das (allerdings mehr dem Staat als der Gemeinde gehörende) Gut Fr. 62,612. 50.

Verwaltet sehen wir z. B. 1822 das Armengut durch den Sieche^{n}vogt,[67] während damals für die Armenpflege ein Almuesner (Almosner, „Allmußner“ oder „Außspender“: 1690[68]) unter Aufsicht der Armenkommission[69] eingesetzt war. Als vormaligen Ersatz der letztern aber treffen wir 1773 drei Arme^{n}vögt für die drei damaligen Gemeindeteile (S. 590).[70]

Im Schluchteil, im Hinter- und im Vorderteil derselben zahlte man z. B. für die Jahre 1777—79: „an Kostgelteren für verdingte Pfrüenn^{d}er 195 Kronen 20 Batzen, 193 Kr. und 19 Btz. und 2 Krz.; 260 Kr. 11 Btz. 2 Krz.“[71] — „Pfründerkinder“:[72] Pfrüenn^{d}erbuebe^{n} und Pfrüenn^{d}ermiitscheni heißen, in ungewöhnlich weiter Ausdehnung des Begriffs,[73] unmündige Notarme, welche nunmehr auf richtigste Weise in geeigneten Familien erzogen werden. Von den Pfründern überhaupt unterschied man vormals, z. B. 1822, die Umgenger,[74] welche auf die denkbar traurigste Weise versorgt wurden. Sie durften auf den Höfen je nach deren Grundbesitz so und so manchen Tag gegen die ihnen mögliche Arbeitsleistung essen und schlafen. Noch 1823 schickte Guggisberg 19 Personen i'^{n} Umgang, 1844 deren 15.[75] Noch 1855 durfte Albligen 8 Personen auf diese Weise versorgen.[76] Erst um 1880 hörte der Umgang auf.

Ihn ersetzte der Spittel als Armenhaus (im Unterschied von „der“ oder „das“ Spitál als Kranken- und Invalidenhaus),[77] allgemeiner

[61] StB. 1855, 265—270. [62] StB. 1856, 41 f.; 1857, 65; 1858, 82 ff. [63] LR. [64] SB. Q 46. [65] Geis. 380. [66] Baumg. 19. [67] ABS. 2, 464. [68] BO. 5. 6. [69] ABS. 2, 454. [70] LR. [71] Eine große Reihe weiterer Zahlen unterdrücken wir als bloß für Fachmänner interessant. [72] Baumg. 136. [73] Aus praebendarius: Genössiger eines ursprünglich nur aus Kirchen- oder Klostergut „darzureichenden“ (praebenda) Leibgedings. [74] ABS. 2, 458. [75] Baumg. 132; Chr. P. 59. [76] StB. 260. [77] Lat. hospes: der Fremde:

Anstalt geheißen. Unter solcher versteht man im Schwarzenburgischen die Verpflegungsanstalt zu Riggisbärg, deren Anteilschaft sich Guggisberg 1880 mit dem empfindlichen Opfer eines Kapitaleinschusses von 12,000 Franken[78] zusicherte.

Kinder dagegen trachtete Guggisberg schon am 24. Dezember 1830[79] mittelst einer Bittschrift in einer „Zentralarmenanstalt“ unterzubringen, ohne noch erfahren zu haben, welche Sittenschule für die Jugend,[80] ja welches Massengrab der Persönlichkeit eine solche werden kann, wenn nicht das Glück des großen Lotterieloses ihr namentlich die richtige Hausmutter zuführt. 1848 stiftete die Regierung Armenerziehungsanstalten in den alten Klöstern Rüeggisbärg (nach dem Brand von 1875 durch Kehrsatz ersetzt) und Chüniz (wo nachher die Blindenanstalt untergebracht wurde). Mehr und mehr beschränkt sich die Anstalt dieser Art auf Anstältler, die sich in keiner rechten Familie unterbringen lassen. Wie beschränkt freilich die Zahl dieser letztern ist und wie wenig eine Hushaltig schon als solche als es richtigs Chostort betrachtet werden darf, bewiesen vormals die traurigen dreitägigen Pfrüennderstiigerigen vur dem Altjahraabend. Wie im ganzen Land auf und ab wurden die Kinder auch hier jeweils den Mindestbietenden für n es Jahr zugeschlagen, damit sich diese an ihrer Arbeitskraft en



Kohli (Choli's Arnold),
Notar, Gemeindeschreiber und Armengutsverwalter.

hospitium, Hospiz: Herbergskloster; hospitale (urnerisch „Hospenthal“): Zuflucht Verpflegungsbedürftiger. Daraus ebenso Spital wie Spittel, und Hôtel zunächst im Sinn des Pariser Hôtel-Dieu. [78] Chr. 77. [79] Chr. P. 65. [80] Briefe 32 f.

Dienste^{n}lohn erspari. So zäh haftete dieser Brauch zu Gotthelfs Zeiten, daß gewisse Orte[81] sie um 1844 nach kurzer Aufhebung wieder einführten — „Ringe in der Verbrecherkette". Da waren doch selbst die 40 bis 50 durchs Los auf die Höfe verteilten Loospfrüenn^{d}er besser dran.

Daß immerhin bei gutem Willen und scharfem Auge richtige Pflegfamilien sich in hinreichender Zahl finden, lehrt das heutige Guggisberg samt dem heutigen Rüschegg. Lassen wir einem Veteranen des Gemeindedienstes aus schwerer Zeit und mit eigener böser Jugend hierüber das letzte Wort:

Uf guet Plätz fur armi Chinn^{d} wird hützutag bi üü^{n}s g'naau g'luegt. Drumm cha^{nn} ma^{n} de^{nn} o^{ch} drüf zölle^{n}, das^{s}, we^{nn} ma^{n} iinist ere^{n} Hüshaltig es Chinn^{d} ii^{n}henn^{d}iget, ma^{n}'s de^{nn} de^{r}t wa mugli^{ch} törffi lä^{n} blibe^{n}, bis das^{s} es us der Schuel und va'm Heer^{r}e^{n} chunnt. Aber im Stülle^{n} g'luegt und g'löst wird geng. We^{nn} Chlegde^{n} („Klägden") chöme^{n}, wird 's Chinn^{d} e^{n}wägg g'noo^{n}; und we^{nn} o^{ch} nüma^{n} öppis g'mümelet wird, su het ma^{n} der Finger uuf. — Guggisbärg hülft den Arme^{n}, gób si z'Böde^{n} g'ritte^{n} sii^{n}. Drum bättlet hüt eghi^{n} Guggisbärger meh; das het sit eme^{n} Totzen^{d} Jahre^{n} ganz umg'chehrt.

Das sind große und süße Früchte einer langen und bittern Lehrzeit.

[81] Baumg. 140.

Kirche.

Die Kirche als Autorität.

Nichts schneidet so scharf in die Natur des Menschen ein, wie die Volksreligion.[1] An dem in alle Güter höherer Kultur hinein gebornen und hinein gesessenen Städter von nicht hervorragender Geisteshöhe rächt sich ihre Vernachlässigung durch unvermerktes Hinuntersinken in aufgeklärt tuenden Aberglauben und geschliffene Roheit. Wer sie als Geschäftsmarke führt, tauscht das charaktervolle Menschenantlitz an die öde Larve, auf welcher Markttugend feilgeboten wird, brauchbar für geschäftiges Nichtstun, andächtige Faulenzerei, anspruchsvoll heilige Lappalien. Wie anders der gesellschaftlich Isolierte, dessen von Natur und Schicksal so ganz abhängiges Heim ihn zum Einsatz eines strammen, lebenslangen Arbeitsernstes zwingt! Dessen schwere, schwielige Hand unter Leitung des fast einzig durch Erfahrung geschulten Kopfes oft ein dreifaches Menschen-Tagewerk leisten muß, um seinen Erfolg vielleicht durch ein einziges Mißgeschick vereitelt zu sehen! Was wollte ihm in äußerem Unglück den Weg zeigen zu dem rettenden innern Glück, das unberührt bleibt von Krankheit, Elend, Tod der Seinigen, Zusammenbruch aller Hoffnungen, von Unglück auf Unglück?[2] Keine Berufsarbeit aber durchsetzt und durchwirkt die ernste Volksreligion, wie die des Ackerbauers und des ihm in die Hand arbeitenden Mannes der Werkstatt. „Des Sennen leichter Fuß“ setzt „über Felsen, über Klüfte“, wie sein Gemüt über seltene äußere Unfälle, die iⁿ Gott's Naameⁿ jitz a^lso siiⁿ. Der Bauer, der unter perlendem Schweiße des heißen Tages das Innere der Ackerkrume aufwühlt, durchpflügt ob dem aanhaltigen Ernste seines Thuns auch die von Natur so zähe Scholle seines eigenen Innern, und „durch alle Fasern bebend“ singt die Tanne auf der Sägemühle das

---

[1] Spazier 390. [2] Vgl. Dr. Meyer-Steinmann, Pfr. in Albligen (seit 1910 in Vechigen): ein antikirchliches Viergestirn.

ernste Lied vom Ziele des Lebens. Weiß man doch, welche gediegene Arbeit des Kopfes gerade die strengste Arbeit der Arme als ihr Gegengewicht auszulösen vermag, wenn iina nit grad en iinfalta Häärdtrüümel ist (nur zu gedankenloser Feldarbeit tauglich), oder süst ang'fehrt anhi eⁿ Låbmöntsch!

Es ist interessant, den durchschnittlichen innern Lebensgehalt einer in den letzten Jahrzehnten durch anstrengungsreichen Ackerbau und erhöhten Verkehr erzogenen Bevölkerung zu vergleichen mit dem innern Stand, wie ihn Guggisberger Pfarrer verschiedener älterer Zeiten darlegen. Vom Jahre 1780 lautet ein offizieller Bericht:[3] Die Jugend ist roh, ungesittet und üppig. Unter den Armen ist Lügen (lüügeⁿ) und Verleumden (vermalestiereⁿ) heimisch, unter den Reichen: Weltgesinntheit, Mehrhabsucht und Eigennutz, Eigensinn, Widerspenstigkeit und Ungehorsam, Menschenforcht, Mangel an häuslicher Zucht. Die Religionskenntnisse sind sehr gering. Man findet wenig Bücher. Die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen und von der Wiederbringung aller Dinge steckt vielen stark im Sinn und verursacht viele Diskussionen.

Wie viel wirkte da die Kirche mit ihrem Besuchszwang?

Pfarrer Haller (1828—31) charakterisierte[4] nach einjährigem Wirken seine Gemeinde als älplerische Bevölkerung wie folgt: Sie ist träg (fuul), untätig, (hiⁿleeßig, laat allz laⁿ schlötterleⁿ), dabei aber gesellig (d'Lüt gaaⁿ gärn z'såmeⁿ), uufg'weckt und voll Mutterwitz (si antworteⁿ g'schiid) sowie voll Ehrgefühl (mi chaⁿⁿ nid mit 'neⁿ macheⁿ, was maⁿ wüll). Ihr fehlt die Feinheit und Geschmeidigkeit des Oberländers (d'Lüt siⁿ gröbhölziger, bólochtiger). Dagegen ist sie weder faltsch (im Doppelsinn von treulos und mißtrauisch: wär annᵈereⁿ nüüt truwet, ist sälber nüüt wärt), noch feige: d'Lüt siⁿ nit forchtlech, si laaⁿ siᶜʰ nid nider vor einem Imponierenden. Vielmehr ist sie üfrichtig, treuherzig, gutmütig und zugleich mutig. Bitter klagt Haller über die zu seiner Zeit (S. 581 f.) so gefürchteten Landseuchen der Bettelei (die Hüüscherbandi, ss) und der Trunkenheit (das suuffeⁿ) mit dem Gefolge von Unkeuschheit, Ehestreit, giftigen Zungen, und das durch solche genährte Parteiwesen. (D'Lüt siⁿ geng uⁿrichtig; es ist so n es abtiilt's Wäseⁿ.) Der junge, eifrige Seelsorger fand aber einen kräftigen Hebel zum Ansetzen in der großen Gottesdienstlichkeit. (Si gaaⁿ fliißig z'Brĕdig.) Die Hebung des Kirchengesangs durch Schule und Vereine gab ihm auch Mittel an die Hand, fade und wüste Lieder mit Zoten (aⁿ der Süʷgglogga ziehⁿ) durch bessere zu vertreiben.[5] Der geschichtskundige

[3] UBG. [4] Chr. P. Einlage. [5] Baumg. 76.

Mann[6] fand übrigens die erwähnten Schattenseiten begründet in der langen, einheitslosen Doppelregierung und im Söldnerwesen.[7]

Hallers Nachfolger, Hemmann (1831—1844) klagte[8] beim Verlassen Guggisbergs vor allem über die allerorts versteckten Suufeggeⁿ und Branntwein-Niederlagen, bei welchen jedes geringste Händeli erledigt werde, und wo es nie fehle, daß maⁿ d's Gspött tribi uber hëlegi Sacheⁿ. Einen Herd der Liederlichkeit erblickte er ferner in dem kolonienweisen Wandern nach den just nur im Sommer betriebenen Ziegelijeⁿ uf Boll (Bulle) und andern freiburgischen Orten, wodurch Haus und Heim aufs Traurigste vernachlässigt wurden. Die rein mechanische Übung etlicher Handgriffe gewöhnte den Taglöhner an die liederlichste, flüchtigste Erledigung jeglicher andern Arbeit: hai dürch deⁿ Räps![9] Uuf uⁿd darvaaⁿ! Die sommerlichen Einnahmen genügten ja auch häb, chläb zu einer in Liechtsiinⁿ und Sinnlichkeit geführten winterlichen Existenz.

Hemmann wußte ferner, warum er seine Nachfolger an die „Ohren der Wände" erinnerte und an den pessimistischen Satz: Gluub niemmerem nüüt! Er warnte vor dem Dorflärmeⁿ der Schnäbellüt, ihrem Wunnder (der Wunnder: die Neugier) und ihrem Vergnügen, entdeckte Fehler und Schwächen uusz'büütleⁿ[10] und damit natürlich auch auszubeuten. Als Kehrseite anerkannte Hemmann, der Guggisberger sei offen und unverstellt. (Er tüejji nid a'so sich hinnder deⁿ Haag stölleⁿ; er gäbi gräd ŭsa, was dinneⁿ sigi.) Er rühmte die (überhaupt in Berggegenden)[11] so große Ehrlichkeit, daß man Haus und Kasten auch d's Nacht töörffi unb'schlosseⁿ laaⁿ. Aus vollstem Herzen aber erklärte er: Im Umgang mit vielen wahrhaft frommen Menschen habe ich mich oft wahrhaft gestärkt und aufgemuntert.[12]

An der Religiosität der Guggisberger fiel auch ihm, — als begreiflicher Ersatz richtiger Schulung — der Zug ins Mystische auf und die Neigung zu gleichnisartiger Rede, die freilich dem jüngern Geschlecht fremd geworden. In solchem Sinne las man mit Vorliebe so gemütvoll mystische Bücher, wie der Kempis,[13] wie ferner Arnd,[14] wie das

---

[6] Ein weit ausgreifender Anfang der Geschichte Guggisbergs von Haller liegt im Pfarrhaus. [7] Chr. P. 57. [8] Baumg. 120. [9] Gleichsam wie das entsprungene Tier acht- und rücksichtslos selbst durch das Rapsfeld als vormals wertvollste und zugleich empfindlichste Pflanzung rannte. [10] Gleichsam im Bogen hervorschnellen zu lassen wie der Beutel der Mühle das Semmelmehl. [11] Vgl. Gw. 451 f.; für Isenfluh mit seinen bloß hölzernen Tür- und Schrankriegeln i. J. 1799: Schneid. 92. [12] Baumg. 141. [13] Thomas von Kempen (1380—1471) in Overyssel, eigentlich Thomas Hemerken (Hämmerchen, Hämmerlein) schrieb lat. vier Bücher von der Nachfolge Christi (deutsch hsggb. in Reutlingen). Ein Auszug heißt der kleine Kempis. [14] Sechs Bücher vom wahren Christentum.

himmlisch Vergnüege", das „kethnische Liederbuch",[15] das Schatzchästli,[16] das Lustgärtli,[17] das geistliche Gesetzbuch,[18] geistliches Wachstum in der Gnade Gottes,[19] das A̤l̤ltagsbüechli: die täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde.[20]

Bezwingung der epidemischen Armennot (S. 574 ff.) und höhere Lebenshaltung haben den von Haller und Hemmann aufgezeigten religiös-sittlichen Unterbau unseres Volktums ungemein gefestigt.

Vor allem ist von einem stark erhöhten Bildungstrieb zu reden.[21]

Von jeher steckte in mehr als einem Lehrgötteler (der nicht mehr weiß und kann als der zur Lehrgotta gehende ABC-Schütz), der für dies und das z'schweera (geistig schwerfällig, unfähig) erscheint, der wirklich auch in vielem tumm tuet, sich erweist als tumm und ungelehrt, der Chopf zu de^n Füeße^n g'chehrt, eine bei Gelegenheit überraschend hervorbrechende Intelligenz. Als e^n Trögena (an dem man sich verrechnet, weil er anscheinend im Si̤i̤^{n} nit ganz g'schi̤i̤d ist), verblüfft er seine Beurteiler durch die Art, wie er eine schlimme Aufgabe genial löst: ihr e^n gueta Chlouch oder einfach der Chlouch, der Chrouch gi^{b}t, wie er der Rank find't.[22] So erweist er sich als e^n schlimma Fåger, wa nid e^n lingga ist, sondern hi̤i̤ter g'seht (voit jour) und wenn er auch nicht in al̤l̤ Sattle^n g'rächeta ist,[23] doch in seinem Arbeitskreis trefflich daheim und b'rüehmta uf si̤'r Sach ist. E^n g'schichta Grinn^b[24] besitzend, zeigt er sich i^n Sache^n dḁrnaa^{ch} als g'schnäl̤l̤ (rasch fassend), als liechtfertig (rasch bereit, etwas zu begreifen, „g'li̤i̤rnig") und kann sich vielleicht als Konfirmand, dem alles liechtlig ihi g'gangen ist, rühmen: i^{ch} ha^n nid mengi Fraag müeße^n laa^n aanstaa^n. Alles das vielleicht bei mangelhaftester Schulung, wo beim Lesen i̤i̤^{n} Buechstäb um

---

[15] Einem unter diesem Namen aufgestöberten Büchlein fehlt das Titelblatt. [16] So heißen: a) Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes (alphabetisch geordnete und kommentierte Bibelsprüche); Halle, 1726 ff. (Querformat). b) Johann Friedrich Starcks (1680 bis 1756) Güldenes Sch. frommer Seelen (für alle Jahrestage); Zürich. c) Johann Goßners (1773—58) Schatzkästchen; Berlin (stereotypiert). [17] Geistliches Lustgärtlein; Bern, z. B. 1764 und 1790. [18] Ein uns vorliegendes ist ohne Titelblatt. [19] Aus dem Englischen des Richard Baxter. [20] Gnadau, 1827. [21] In einem leider eben auch vom Raummangel ausgeschlossenen Kapitel „Sinn" war dies näher ausgeführt. [22] Zur germ. Wurzel kring (Kluge 263. 371; Graff 2, 528), vgl. Chamisso's „Kringeln an der Wand", stellen sich u. a. das chreihe des zu wendenden Wagens und chrouch (hinfällig) als alte Form für das an Stelle von „siech" getretene chrank (eigentlich: sich im Todeskampfe windend); renken und Rank, sowie unser Chrouch und zu -l- geschwächtes Chlouch (vgl. Chülha = Kirche, Pflaume = prunum usw.). S. a. Jenz. 79. [23] Ggrächchet, grääch (Gw. 669; Lf. 279): gerüstet, pronto; als „gerecht" umgedeutet. [24] Das gute alte Wort für Kopf: Kluge 182.

der annder uberschlägen wird und das Schreiben (die G'schrift) erst gar im spätern Alter noch gelernt werden mußte. Über ein wunderbares Gedächtnis verfügte jene Konfirmandin,[25] die aus freien Stücken in drịịnen Morgenen den Epheserbrief ussenwenndig (ußwenndig) lernte, bereits vor der Schule aber sämtliche 129 Fraagi des Heidelberger Katechismus auswendig wußte. Sie erinnert damit an Christian Mischler († 1833): der brịịt Waaḷḷerer,[26] der ohne sonderliche Mühe die ganze Berner-Disputation von 1528 auswendig lernte. Dieser friedfertige Mann von erstaunlicher Körperkraft,[27] gleich groß in Hirn und Hand und Herz, vertiefte sich neben seinen aufreibenden Berufen als Chüeijer, Schnitzer und Schmid (der sich eine eigene Schmiede anlegte) auch in geographische Studien. Einer seiner Schwestersöhne aber reiste (zur Zeit der Segelschiffe) hurtig für n es pär Manḁt nach Amerika, um sich Landkarte und Globus durch eigene Anschauung zu vervollständigen. Ein kleiner Galilei, ahnte Mischler von sich aus das Verhältnis von Erde und Sonne: Wi soḷḷti doch das mu̯glich sịịn, daß d'Sunna soḷḷti um d'Wäḷt uma hẹngsten?[28] Einen solchen Mann verdammte zu ihrem Glück die Kirche nicht. Zu sehr bedurfte sie solcher Beiträge zum Sauerteig im Mehl, wie in ihrer Art auch die Lehrer Johannes Weber (1773—1844) zu Kalchstetten und Kriesbaumen,[29] Johannes Dängeli (1811—1862), Lehrer auf dem Plötsch und schließlich Direktor des Strickhofs,[30] Christian Dängeli (1806—77) als nachmaliger Strafanstaltslehrer und Lehrerkassenverwalter[31] (beide von Pfarrer Baumgartner recht eigentlich „entdeckt") ihn abgaben. Auch versteckte Genies, wie der Mu̯libijeler (Christian Beyeler 1774—1824),[32] der Guggeršhornmatter (Christian Zbinden),[33] Johannes Heilgenstein[34] und Schul- und Gemeindeväter wie Amtsrichter Wäber auf der Zelg († 1837)[35] bleiben mit Fug als Salz der Kirche verehrt.

Der Hauptfeind heller Köpfe ist die Umnebelung durch Alkohol. Zum Glück darf die Trunksucht als vertriebene Epidemie gelten. Es ist nid meh großartig, dass ẹs ḁlso gịịt mit dem hu̯dlen wi früeijer. Wer en nöötega ist (es nötig hat), wird veranlaßt, z'unnderschrịben, daß er in eines der drei T'hemperänz- (will sagen: Abstinenz-) Verịịn trete, womit wenigstens recht mancher Hausvater zur Hu̯slẹhi (haushälterischem Wesen) geführt oder zurückgeführt wird. Damit stellen sich von selber echt volksmäßige Tugenden wieder

---

[25] Ernst Hostettlers Großmutter. [26] Leuth. [27] Vgl. Jenz. 167. [28] Ein Gegenstück zu Gw. 133 f. [29] Jenz. 154. [30] Egger in BB. 1, 415–7. [31] Romangg in BB. 1, 418 f. [32] Jenz. 144–8. [33] Ebd. 148—153. [34] Ebd. 153. [35] Chr. 43 f.

her, wie eine außerordentlich hingebende und opferwillige gegenseitige Hülf in Krankheiten bis zu aufreibenden Nachtwachen, Aushilfe in Futtermangel, in Dienstbotennot, in Brandsteuern (wie 1906 nach Plaffeyen) u. a. Vergessen sei nicht die 1908 organisierte Gemeinde-Krankenpflege in Wahlern.

Alles das verbunden mit den härtesten Anforderungen an sich selbst. Die vorhin gehörten Züge von Liederlichkeit erscheinen von höherm Gesichtspunkt aus als zügellose Entspannungen einer vorherrschend herben Gemütsart, die vom harten Existenzkampfe während des jahrhundertelangen savoyisch-gräflichen und landvögtlichen Drucks und darauf von der Last der Armennot dem von Natur heitern Volkscharakter eingeimpft wurde. Der richtige Guggisberger und die Guggisbergerin im weitesten Wortsinn wärhe^{n} bis uf d's Bluet. Mit diesem herben Waldenser Ernste stimmt eine calvinisch-protestantisch abgetönte Glaubensrichtung, wonach die vorausbestimmende Vorsehung alles, der Möntsch gräd nüüt ist. Ist dieser durch Gottes Willen g'oordnet oder g'niigt („geneigt", d. h. aber veranlagt, vorausbestimmt, prädestiniert) für das Reich des Bösen: jă jitz (je nun)! Das ist ăben ii'm g'oordnet. Man muß die Entscheidung über das Menschenloos Gott zühigää^{n} (überlassen). Gott es walti!

Mehr Zustimmung wird der aus solcher Glaubensrichtung fließende, goldene Satz finden: Mit Glück un^{d} Unglück mues ma^{n} hüse^{n}. Das eine wie das andere kann und soll zum Guten dienen.[36] Namentlich soll das Unglück zur innern Freiheit verhelfen vam irdische^{n} oder zitlihe^{n} Ggrümpel und (in herb-ernster Komik gesagt) vom ööwige^{n} drüffumhatroole^{n}. Bitter ernst klingen Mahnungen wie: Deihet a^{n} di lengi Ööwigghijt! a^{n} d'Seeligghijt![37] Drum die[38] Wichtigkeit des Gebăt oder Băt, drum die Băteni vom Spiis Gott der Kleinen an bis zur improvisierten Andacht des fleißigen Knechts an der Ackerfurche, des Naturbewunderers am offenen Heerweg.[39] (Andächtig ist man überhaupt bei einer — auch weltlichen — Sache, der man mit ganzer Seele obliegt.) Nur Ungewohnte bedürfen dabei eines Bătbuech: sie bruuhe^{n} der Stäcke^{n}. Freilich fehlt hier auch die häßliche Kehrseite des z'Tod băte^{n} nicht. Nur ein sehr Kontinenzfähiger bringt es dazu, einen tiefen Haß, e^{n} feerma Groll mit dem Seufzer zu dämpfen: Ach Gott, du b'chönnst dä^{n} Kärli, Ame^{n}! (Unter dem „Kerl" verstund der also Redende sich selbst.)

[36] Röm. 8, 28. [37] Seelig, wofür unterbernisch „fälig" (u. a. mit salus, salut, Heil verwandt: Kluge 424), ist an „Seele" gelehnt. [38] Lf. 604—8 erörterte. [39] Jenz. 88.

Giistlech oder gar göttlech heißt altguggisbergisch einer, der ob dem stụtiereⁿ[40] oder ụsi stutiereⁿ der G'schrift (heiligen Schrift) etwa von einem Freiburger gefragt werden kann: Sit der eⁿ Büẓ g'schrüftlega? In der Tat wird d'Bịbli fleißig gelesen, und Bịblena findet man sogar bei jüngern Sennen auf der Alp. Und zwar ist es in nicht ganz seltenen Fällen die fünfbändige Berleburger Bibel mit eingedrucktem Kommentar: d'Ụụslęgbịbli. Auch das Nikodemus-Evangelium: d's Nikodeemli findet sich[41] vor. Von Bibelanwendungen[42] hier nur vier Beispiele. Im Sirach sịịⁿ (im Streit liegen) wird man nie in Abrahams Schoos (einem Haus nahe der Wahlern-Kirche, wo ein Abraham wohnte), selbst wenn auch hier einmal, wie in Rüschegg, ein pflichtstrenger Gemeindewerkmeister egyptischa Frohnvogt gescholten würde. Wie schön dagegen war das Sterben des Guggershornmatter auf dem Ganterist als seinem Tabor![43] Andere Anwendungen wie Kapitlerịị (Vorwürfe), ịị'm kapitle oder ăhilå̆seⁿ, ii'm uber iha lå̆seⁿ, d'Leviteⁿ lå̆seⁿ seien hier nur gestreift.

Ebenso aber auch das selbstverständlich überreiche Thema vom Unghụụr oder Ghụ̊di,[44] das den vom Ung'fęęl Betroffenen am Biịn p'hackt und nịdertreejt. Ghụ̊deni spuckeⁿ[45] (spuken) oder treiben Spuck, wo z. B. am Ort einer Untat ęs Fuehrwäärch ertrünnt (ein Pferd ergiịsteret uud samt dem Wagen durchbrennt). Da ist's unghụụrig, nit kouscher, nid just, es ist nit sụ̆fer da düri! Auch über die Sense her dringt d's Murteⁿg'schüẓ[46] von 1476. Auch bei Maggeⁿbärg darf alle hundert Jahre ein verborgener Schatz gesucht werden; ähnlich bei der Grasburg.[47] Je und je wiederholt sich die Totenklage der Witwe jenes Mannes, der nahe der Schwaḷmera aus ehelichem Elend sich uber 'ną Flue ụụs stürzte. Ein schreckliches Unwetter vom Hochsommer 1904 folgte dem Heulen und Jammern jener Frau, die nach dem Lesen in einem Buche plötzlich laut wehklagend von ihrem Sitz auf dem Chänzeli beim Einlauf des Lindenbachs in das Schwarzwasser iⁿ d'Au ahi g'sprungen ist. — Vom Düürsteⁿg'jeeg war S. 509 die Rede. Zum Begleit seines G'rịtt („Gereite", Reiterei) gehört das Tüürsteⁿhündli: das chunnt ịịm choⁿ p'hackeⁿ, weⁿⁿ mąn am Suntig schnätzlet. Dem Menschen freundlich gesinnte Hunnᵈeⁿ dagegen mit schwarzeⁿ Tatzeⁿ uⁿᵈ schwarzem Racheⁿ mụ̈ụⁿ chooⁿ (kämpfen siegreich)

---

[40] Studieren ist studére, stutiere = studiare, étudier. [41] In einer Reutlinger Ausgabe 1875. [42] Lf. 610; Gw. 642. [43] Jenz. 151. [44] Hudi: häßliche Maske, Hexe, Gespenst: schwz. Id. 2, 1001. [45] Umdeutung des ältern „spuchen". [46] Gw. 125. 560. [47] Bürki 12.

gägeⁿ d'Giister. — D'Roß, d'Schäre (Maulwürfe), Elstern (Agersti als d's Tüüfels Hüenner), d'Gaaggereⁿ fungieren wie überall als Todesvorboten. So auch die Skizze eines Sarges oder Grabes auf dem Mülzi eines Schlachttieres; das Stehenbleiben des Schlotterzit (der pendelnden Wanduhr) — weⁿⁿ d's Zit stiit, stiit o^{ch} d's Härz va'm Suhn iⁿ der Frönn^di stüll —; das am Weihnachtsmorgen verwischt vorgefundene Äscheⁿhüüffli uf der Fürblatta; das (auch Hagel ankündigende) prägleⁿ (prasseln) wie vom Streuen von Erbsen über den Zimmerboden hin. Chunnt d'Sunna rooti ŭha, su ist aⁿ menen Ort eⁿ Schlacht.

Wie sinnvoll dagegen wollen die Bijeni — welche ja in der Geisterstunde der hëligeⁿ Nacht weissagen — von einem Todesfall im Haus unterrichtet sein, indem maⁿ d'Impteⁿ lüpft (die Bienenkörbe hebt)! Auch d'Meieⁿstöck verlangen dies. Weniger sympatisch ist die nämliche Anforderung der Tokterggütterleneⁿ und Chrüter, des Bätzi- und Chriesiwasser, die im Gebrauch des Verstorbenen gestanden.

Das ist Währhiit und ghiⁿ Schwindlerii: Iini, wa het Plänecteⁿ g'häbeⁿ, het viil müüßeⁿ g'sehⁿ. Und zwar sah sie unter bösen Geistern namentlich einen, wa n es hörfärtigs Chüeijerchäppi het uffg'häbeⁿ. Der erwies sich übrigens den Menschen hold. Inmitten schönsten Wetters mahnte er zu schleunigem Einbringen der Ernte, indem er energisch d'Armeⁿ nidsi^{ch} g'häbeⁿ het. Streckte er sie obsi^{ch}, durfte man auf schönes Wetter hoffen.

Selbsteigen aber zieht der Mensch höhere Mächte in seinen Dienst, indem er darfür tuet oder darfüür macht, daß sie sich z. B. eines Kranken annehmen. Als Medium dient ein selten oder schwer zu findender Gegenstand. So die beim lebenden Schwein nicht sichtbaren Giechtizenn^d nahe den Gehirnhöhlen links und rechts; mit ihnen vertreibt man die Giechteni der Kinder. Öppis mit Worte z'macheⁿ ist dagegen heute Geheimnis der Kapiziner Freiburgs. In bessern alten Zeiten vermochten dies auch Laien. Sie konnten Diebe bannen und Giistereⁿ d's Huus verbieteⁿ, bis si uf all Bärgeⁿ g'chräblet siiⁿ, all Zuunstäckeⁿ zöllt hiiⁿ un^d uber alli Wasser gsiⁿ siiⁿ. Sie konnten aber gleich wirksam einem gehaßten Menschen öppis uufwüüseⁿ (anwünschen), zumal wenn der Wuus von Manipulationen mit Nachtmahlbrot oder mit einer Huu^ptschüdela (einem Totenschädel) begleitet war.

Wie eine „Gewalt der Schlüssel" handhabten das Hexen und Enthexen — häxeⁿ und d's Häxeⁿwäärch duuffeⁿ, d. i. „öffnen" — der Häxeⁿmaan und d'Häx (unhuldinnē: 1584), sei's die Türli-

häx oder irgend eine Wätterhäx. Gleich augenfällig konnte eine solche mit Häxerịị d'Sụ̈ụ̈ meste^n und anderseits z. B. 1630 erwirken, daß ihr Feind weder by Hew noch by Ämd oder Weid kein Käß noch Anken noch Ziger machen können.[48]

Höḷḷisch hat da wohl der Geschädigte ụụstụ̈ụ̈flet, het der Tụ̈ụ̈fel abg'laa^n, ist geej drị^n g'fahre^n wi der Tụ̈ụ̈fel i'^{n} Chachelofe^n, het taa^n wi n e^n lätze^n oder wi n e^n löötiga Tụ̈ụ̈feḷ usw.[49] Dieser mag triumphierend sagen: Äbe^n das ist der Tụ̈ụ̈feḷ, das^s i^{ch} di^{ch} im Sack haa^n! Unfaßbar auf und ab gaukelnd wie der an den Kartesianischen Taucher erinnernde Tụ̈ụ̈fel im Schoppe^n-ggụ̈tterli, het der Tụ̈ụ̈fel drịị Schụ̈fli, d. i. drei „Listen" (Künste); är schtreckt baaḷ^d ịịni, baal^d di ann^{d}eri fụ̈rha.

Als vormals himmlischer „Lichtträger", Lucifer, ist der „Fürst der Finsternis", der „Oberste der Teufel", am ersten Ụụgste^n vam Hịmel ahi ghịjt. Darum ist dies der bösešte all der 29 verworf-fene^n Tage^n des Jahreslaufs.

Wirksame Mittel gegen Hexen und böse Geister sind die auf dem Stụ̈ụ̈rzeḷ über der Stụ̈bestụ̈ụ̈r, an Bettstollen usw. aufgesteckten scharfen Mässer, sowie das Einlegen von Nụ̈ụ̈nhemm^{b}lera (Allium victoriale) in die Türschwellen. Zurück schreckt die Unholde der kräftige Fluech[50] aus dem Mund eines gottsfürchtege^n Mannes, aus dem sonst nie es Flüechli g'gangen ist, und der nicht einmal von den bei Leibesleben erlụụbte^n drịị Flüehe^n[51] Gebrauch macht. Es gab ja Guggisberger, die es auch mit dem schweere^n so ernst nahmen, daß ihnen bereits g'^{w}uß („gewiß") als heiliger Schwur galt.[52] Gerade die abgeriebene Wortform[53] beweist freilich, daß dafür tausend andere es mit dieser bequemen Versicherungsformel um so leichter nahmen. Ein ähnlicher Wert ist dem so oft gehörten g'wünd beizumessen.

Kräftigere Ersätze hiefür wurden und werden dagegen auf ursprüngliche Gewissensregungen hin und dann gewohnheitsmäßig vermäntelet oder (gleichsam wie häßliche Flecken mit dem Pinsel) verstrichche^n. Solche Verhüllungen lauten: bi'm Touer! ja bi'm Touer nụ̈ụ̈sti![54] bi'm Tụ̈ụ̈ner! bim Tịịḷḷer! botz Sackermänt! Sackerschies! (Schieß: Donnerschlag); sackermeeßig. Botz Safferleischa (šš)!

---

[48] SB. C 371; Rhv. 1903, 225—236; 257—271. [49] Das dialektologisch ja immer dankbare Thema ist zum kleinen Teil in Lf. 587—592 angebohrt. [50] Vgl. Gw. 424. [51] Jenz. 88. [52] Baumg. 115. [53] Mit analogistischer Entrundung (vgl. oppa = etwa) des durch den Labial zu ü gewandelten i (vgl. Mülch). [54] „Desto" (aus dës diu: Kluge 90) mit vorangestelltem nüüt (nichts) und hinzu gedachtem „weniger". Vgl. „nüste" schwz. Id. 4, 847.

Sackerloot, Sapperloot, Sappermänt, Ackermänt, botz Mänt! botz Mähḷ!

Eh dụ mịịn! eh mmịịn! eh min Kraft! eh du mịni (statt: meines Gottes) Güeti! erscheinen als harmlose Verschweigungen gegenüber den Entstellungen Her^{r} Jee! Her^{r} Jẹ̊! Her^{r} Jẹ̊gerš Kraft! ĕh her^{r} Jẹ̊gerš! Als entlehnte Verschleifung (aus sacré nom de Dieu, „Sackernundẹ̊diẹ̊“, „Sackerdiẹ̊“) hat Sackerdịị ebenso allen Eindruck verloren, wie das aus altem „bi Gott's (d. i. Christi) tausend Wunden“ abgeflachte botz, wie das aus „bei Gott“ entstellte bi Gost! und gekürzte bott. (Es Bott!) Vor die alte Weßfallfügung dis Bott,[55] d's Bott stellt sich das nämliche energisch abwehrende naa, nă,[56] welches, jenes „nüüt“ ersetzend, sich auch dem „dës de“ („desto“) amalgamiert und es zu dem so beliebten naadist, naast gestaltet. Neue Zufuhr erfahren die Ausrufe durch jaa, jă: jaa n is Bott! jaa n is g^{w}uß!

Jenes „bei“ ersetzt sich durch „durch“, wenn aus der Beteuerung eine Beschwörung, Bitte, Aufforderung werden soll, welche als ihren unanfechtbaren Grund den Willen Gottes vorschiebt. Wie man sagt: dür^{ch}[57] mị^{n}s Aḷter (meines Alters wegen), so verabreichte man z. B. 1581 dem N. N. „durch Gott“ zu Almosen so und so viel. Bis zum farblosen ẹ abgeflacht erscheint „durch“ in den Formeln dẹr Gott's wüḷḷe^{n}, dẹr tụụsig Gotts wüḷḷe^{n} (um der tausend Wunden Gottes willen“). Das vom Ende der Formel abgetrennte „willen“ schwamm als Fragment an Ausrufe wie botz Wäḷ^{t}! so daß es heißen kann: botz Wäl^{t} wüḷḷe^{n}!

Über „Gottes Wunden“ aber wundert sich nicht, wer aus der mittelalterlichen Christolatrie Ausdrücke wie gotes lîchnam[58] als das Abendmahlsbrot,[59] gotes grab als das heilige Grab, gotes lant als das heilige Land, die Wallfahrt dahin als gotes vart, Maria als gotes amme[60] und das im nämlichen Sinn gedichtete Passionslied „O große Not, Gott selbst ist tot“ kennt. Daß in Wahrheit Gott als „Gott der Lebendigen“ lebe,[61] daß mehr und mehr „Christus in uns Gestalt gewinne“[62] und die nach ihm sich nennende Religion als wirkliche Volksreligion immer verständnisinniger die tausend Wunden des öffentlichen und innern Lebens reinige und heile, das ist die Sorge der Kirche. Nicht zufällig

---

[55] dës ersetzt das Suffix des als Eigennamen behandelten „Gott“. [56] Vgl. schwz. Id. 4, 629. [57] Die Form mit ü ist eine der Ablautstufen, welche literarisch als durch, dërch, darch und in durchil, dürchel, dürkel auftreten: Graff 5, 221. [58] Leichnam als Leib: Kluge 284 f. [59] Das ist mein Leib: Marc. 14, 22. [60] Mhd WB. 1, 556 f. [61] Marc. 12, 27. [62] Gal. 4, 19.

ist ihr Name weiblichen Geschlechts, wie ihre Autorität die der Mutter. Ihr Sinnbild ist nicht der Königsstab, sondern das Kreuz, von welchem aber der Karthäuser sagt: Es bleibt stehen, während die Welt sich umwälzt.[63]

Die Kirche als Gemeinschaft.

Ein Sonntag aus der Zeit der Landvogterịị! — Es het verlụ̈tet. Weit offen steht die Nordtür der Guggisbergerkirche. Über die Schwelle schreitet ein siebengliedriger Zug. Von ihm löst sich vor dem Chanzẹlstä̊gli die Spitze ab: der Pfaarer in voller Patriziertracht (S. 458). Den sich fortsetzenden Zug in das Chor eröffnet der Stellvertreter des in Wahlern den Gottesdienst besucheuden Landvogts: der Landsvenner. In rot und schwarz geteiltem Mantel repräsentiert er die Standesherrlichkeit Berns. Gleich drapiert (und zwar bis 1832)[1] folgt ihm der Wịịbẹl. In schwarzem Mantel beschließt den allsonntäglichen Männerzug der Seckẹlmịịster, hinter dem die Pfaarfrau, d'Jumpfrau (Magd) und eine Wịṣịta sich nach ihren reservierten Plätzen begeben.[2] Durch laut dröhnendes Aufklappen ihrer Sitze zeigen die gewichtig hingepflanzten Chormanne^n an, der Pfarrer chönni aanfaa^n.

Wer hätte vor solcher bis in die letzte Kirche Berns hinein erstrahlender Autorität der Regierung, die einen Kempis von „Irrtümern" reinigte und mit allgewaltiger Hand d'Chüḷha g'schi^{r}ret het, sich nicht gebeugt oder gar geduckt? Was für Abtrönnegi (Sekten) hätten sich bei Seite zu stellen gewagt? Was für ein Apostat (so heißt aus unerklärten Gründen ein Familienzweig der Stöckli) hätte ein kleiner Julian sein mögen? Wirklich gab es um 1780 in Guggisberg so wenig[3] sektiererische Bewegungen wie heute. Höchstens im Schatte^n sammelten sich später — um 1844 — Nụ̈ụ̈tụ̈̊ụ̈̊ffer,[4] die aber um ihres anmaßenden Wesens willen aus dem Bezirk gewiesen wurden, nachdem sie als schịịnhẽlegi Chopfheiher und g'glịịßneti Gịịstlehi sich um allen Kredit gebracht. Wie sehr auch stachen sie in Achtungswürdigkeit ab von ihren Vorgängern: den Wịdertụ̈ụ̈ffere^n, die nach Überstehen ihres gährenden Schwärmerstadiums als mutige Märtyrer ihrer Überzeugung so tiefe Spuren auch in unserer Ortsgeschichte hinterließen! Rohes ụụswiesche^n (šš: ausspionieren) durch „vom Stück" belohnte Fụ̈ụ̈rg'schauer und Wirte^n,[5] sowie plumpes b'schuele^n durch „Vogt,

[63] Stat crux dum volvitur orbis.

[1] Baumg. 117. [2] Nach Chr. 35. [3] UBG; NA. [4] Baumg. 116. [5] Till. 4, 449.

Statthalter, Venner und Chorgericht Walleren" z. B. am 14. April 1581[6] machte die anfangs kopfschen sich Ausredenden zusehends „Vngehorsammer und Rebellischer" (1612), mehrte auch ihre Zahl dermaßen, daß die Regierung 1695 von den kirchentreuen Schwarzenburgern den Huldigungseid verlangte.[7] Als Staatsweisheit mußte noch gelten, daß einstweilen bloß „Hus und Hoff vßgewichener Täufer in Ußruff"[8] und damit Güter bis zu tausend Pfund[9] an den Fiskus kamen, landvögtliche Versuche aber, einen Drittel davon als gewöhnliche Bußen einzuziehen, abgewiesen wurden.[10] Bisweilen, z. B. 1779, wurden die Güter bloß „bis zur Sinnesänderung iⁿ Vogt's Hénnᵇ ubergääⁿ".[11] Besonders die aus dem Elsaß hinnᵇer Schwarzeⁿburg geflüchteten Täufer wurden jedoch mit der Zeit immer härter gestraft. Belehrungs- und Bekehrungsversuchen im Zuchthaus (1659) folgte Landesverweisung (1693) und bei Leistungsbruch Stäupen, Brandmarken, Galeere, Tod[12] oder aber, wie 1711, die Abschiebung von fünfhundert Personen nach Holland.[13] Mit solchen Mitteln brachte man allerdings die Bewegung zum Stillstand.

Leichter wurde die Regierung fertig mit einer an die englischen quakers erinnernden Bewegung, welche heute noch in dem Beinamen einer Rüschegger-Korberfamilie: Zittererš, nachklingt. Sie drohte in den Kirchen von Belp, Stettlen, Bern (zum heiligen Geist)[14] und 1708 auch in Wahlern[15] unter vornehmern ledigen Weibspersonen einzureißen. Das Einschreiten des Wahlern-Pfarrers dämmte die Bewegung rasch ein bis auf ein hartnäckiges Weib, über welches der Berner Rat kurzerhand entschied: „Wenn das Zitteren continuieren wurde (wurdi), allwegen die Jenige Person so da zittern wurde, 24 stund lang in gfangenschaft zu setzen, und so Sie zum zweyten mahl in gleicher Sach fallen wurde, mit 2 mahl 24 st. und so fortan abzustraffen."

Vier Sekten machten um 1833 dem Wahlern-Pfarrer Roschi viel zu schaffen. Ihre Haupterbin ist wohl die der Albrechtsbrüeder. Die Mármooneⁿ griffen s. Z. auch ins Guggisbergische über, immerhin mit dem Verdienst, daß eine ihrer Familien d'Chrụ̊tera z'wå̊gbbraacht het. Auch Augustịner seien eingedrungen. — Ein Johann Binggeli, genannt Fụrerš-Hans, sammelte um 1840 eine kleine Herde um sich. Fast göttlich verehrt, trug er harmlose Lehren ohne innern Zusammenhang vor, pflanzte aber doch Abneigung gegen Schule und Kirche und maßte sich an, die Menschen in Seligwerdende und Verdammte zu

[6] SB. F 265. [7] SB. L 97; TMB. 30, 491. 506. [8] SB. D 43. [9] B 558. [10] D 105. 107. [11] P 857. [12] Till. 4, 441—4. [13] Ebd. 5, 40 f. [14] Ebd. 4, 447. [15] SB. F 381—4. [16] RM. 54.

scheiden. Mehr Aufsehen erregte übrigens ein Namensvetter: der um 1900 als chopfchrank in Münsingen versorgte sturm Pinggeli im Chrättli, welcher zwischen 1867 und 1870 namentlich am Kreuzweg nahe der Hostett und im Bremgartenwald bei Bern die im zweiteiligen Binggelibüechli[17] wiedergegebenen Stimmi g'häbeⁿ het. Von Beruf Schneidergeselle, war er auch Wunderdoktor und sammelte seine Leute in der Waldg'sellschaft.

Ganz anders unheimlich griff 1747 bis 1753 ins Guggisbergische hinüber die Brügglersekte.[18] Gegen vierzehnhundert Männer und viele Tausende von Weibern vermochten die Brüder Kohler in Müßiggang, Schwelgerei, Sittenlosigkeit und Vermögensverlust zu stürzen,[19] bis endlich die Regierung einschritt, dem Landvogt die vor Freiburg blamierenden Disputationen mit den Eingekerkerten und sein frangge^n (eindringendes Ausfragen) verwies,[20] den Haupturheber der geistlichen Seuche aber am Pfahl erwürgen und verbrennen ließ.[21] Das Harren der Gläubigen auf seine Auferstehung gab indes noch der Antonistensekte[22] z. B. in der „Side^{n}huuslehr“ einige Nahrung.

Wie wäre es aber je zu Pestpeulen am Leibe der Kirche gekommen, wenn diese nicht seit einem halben Jahrtausend zuvor den besten Saft aus ihren Adern gedrängt: die Waldenser vernichtet hätte! Von diesem Verbrechen war auch das Schwarzenburgische Zeuge. Hieher trieb 1400 die Folterung und Verbrennung von 26 Glaubensgenossen zu Straßburg eine Schar. In Freiburg aber machte man ihnen 1430 den Prozeß.[23] Schon seit 1258, wo Kaiser Richard heftige Verfügungen gegen die Waldenser erließ,[24] erfuhren diese in unserer Landschaft Verfolgungen. Um Ostern 1277 wurde hier eine (unbekannte) Anzahl „Ketzer“ aufgegriffen, durch den Bischof von Lausanne vor die Inquisition des Dominikaners Humbert in Bern gestellt und dort verbrannt.[25]

Das brödele^n der Reformation wurde schon aus den hieraus einleuchtenden Gründen in keiner andern bernischen Gegend so aufmerksam wie im Schwarzenburgischen verfolgt, nirgends auch so bewußt und entschieden wie hier nach anfänglicher Unklarheit der Gluube^n g'änn^{d}eret. 1526 gehörte auch Schwarzenburg neben Seftigen zu den 14 Bezirken, wa fur d's Alta g'mehret hii^n.[26] Allein die geflügelten

[17] Die „seltsame und ganz neue Geistergeschichte“ erschien in 2. Aufl. zu Oberbalm. [18] Seft. 133—5; Till. 5, 411; (Abraham Kyburtz:) das entdeckte Geheimnis der Bosheit in der Brüggler-Sekte. Zürich, I. 1754, II. 1753. [19] SB. M 355. [20] M 399 ff. [21] M 363. [22] Seft. 135—7; Jenz. 88. [23] Müller, Täufer 64. [24] Till. 1, 57. [25] Font. 3, 221; Till. 1, 108; SS. 74; Justinger (ed. Studer) 27; AhB. 5, 532; Ochsenbein, Aus dem schwz. Volksleben des 15. Jahrhunderts (Bern 1881) 95. [26] Till. 3, 283 f.; Seft. 122.

Zitate im Mund der Vorgänger eines brịịte^n Waaḷlerer (S. 605): der Zwingli het g'sịịt... bearbeiteten die Gemüter derart, daß Schwarzenburg neben der Mehrheit des Seftigeramtes in der Hauptabstimmung von 1528 das nachbarliche Rüeggisberg[27] und das Obersimmental allein ließ und het Ja gsịịt. 1530 waren Wahlern und Guggisberg reformiert und letzteres von Plaffeyen kirchlich getrennt. Am Palmtag 1529 hat Kaspar Dalmann zu Wahlern di ersti Brĕdig g'häbe^n und gleich darauf redete Berchtold Haller „in (Sachen der) Abschaffung der Bilderen und Altaren". Der ständige Pfarrer wurde „gehandhabt", durfte jedoch in einer Disputation seinen Standpunkt verteidigen.[28] Der Guggisberger-Kirchherr Conrad dagegen het's nid la^n drụ̈f ab choo^n. Är het o^{ch} unn^{d}erschrībe^n, und Bern ermahnte die Gemeinde, ihn gut zu halten un^d ihm nụ̈ụ̈t z'tue^n. Als aber Conrad dem protestantisch gewordenen „Pfaffen (Abt) von Trub" zu scharfen Angriffen auf die Messe die Kanzel abtrat und Bern die Beiden schützte,[30] ließ Freiburg am 20. Dezember den Pfarrer in die „gefänknus" werfen. Er sollte, neben Verketzerung der Messe, „den Tauf" (hier: das Taufwasser) „usgeschütt" haben.[31] Ja trotz Berns scharfem Einspruch wurde Conrad schon am 27. Dezember abermals „venglich angenommen", weil er einigen Personen die Kinder zu taufen „gewidret". Gegen Bern verteidigte sich Freiburg: Conrad werde um dieser Weigerung willen und nicht etwa als Abtrönniga gestraft.[32]

Mit Chőfi büßte für seine Überzeugung auch Conrads Nachfolger Peter Breit. Ihn ließ am 17. Juli 1532 Freiburg durch den Landvogt nach der Grasburg b'schicke^n, verhaften und zu 30 Pfund Buße verurteilen. Als Handhabe diente die aus einem Kanzelredebild heraus gedeutelte plumpe Beschuldigung, är lehri Hägeḷ mache^n. Er konnte entweichen und klagte bei Bern, das ihn jedoch zu Frieden und Vergessen mahnte. Er beschwichtigte seinen Groll in folgendem Schreiben an Freiburg:

Frid Vnd gnad Vnd Barmhertzigckeit von Gott dem Ewigen Vatter Vnd von Vnsern Herren iesu christo widervare üwren Gnaden Hie in disem[33] zyt Vnd dort Ewig an seel vnd lyb Edlen Vesten fürsichtigen vnd wysen Gnedigen mine Herren. Üwren gnaden ist wol zu wüssen vnd in gedächtniß Wie ich dan vor üwren g. Verclagt vm etwaß Worten so ich Vnbescheydenlich sol haben vß lan gan an[34] der Kantzel, namlich die gemeynt gotteß mir befolen lernen Hagel machen; zum andren, daß ich söle alle die beschuldiget haben, so kerzen brennen, balmen reyiken (rüüke^n), Wyewasser sprengen, Ketzer syen. Daſ sich aber mit Gott vnd worheyt nyemer findt . . . wol daß üwre gnaden die worheyt

---

[27] Ebd. 263 bzw. 122 f. [28] RM. 221, 171. [29] TMB. 256 vom 10. Mai 1529. [30] RM. 223, 232. [31] Freib. Ratsb. 20. Dez. 1529. [32] SB. F 249. [33] Vgl. Gw. 105. [34] Im ursprünglichen Sinn von „auf": Kluge 17.

für tragen werden so weren ir vnd ich zu friden gsyn. Vnd in zorn sych nye entbört gen mir. Darum ich üwer wysheyt vnd fürsichtigkeit Ermandt wyl haben by dem gericht Christi. Vnd durch[35] syn bytter liden vnd sterben an mir füro hin nit zu vergachen (geej mit mẹr z'verfahren), sunder den mere trogen baf Erforschen, ob er üwren gnaden warheyt sagt. Die vergyften (vgl. vergift = giftig)[36] zungen synd schädlich einer frommen oberkeyt Vnd vnderthone[37] wo onna ennd lychtlich gloubt. Wan ich bezög mich deß zu Gott der vnser aller vatter ist, daß mir gwalt vnd Vnrecht gschycht. Der mich also verleidet hatt, Wirtz mit worheyt nye mer mer by bringen: ich bit ouch Gott daß er im der daß dan Hatt, wel zu Erkennen geben vnd verzichen. Vnd byten üwer wyßheit daß ir mir ouch gnad welt Erzeygen Vnd mir fry gleyt zu lassen, steg vnd weg zu bruchen in üwer miner gnedigen Herren stat vnd land nach dem die not mir erheyscht. Es sye Wyn Fleisch vysch vnd anders zu kouffen, Vnd solicher byt vnd beger hab ich ouch beyd mine g. Heren nüw vnd alt seckelmeyster gebetten zu Bern vff der rechnung. Bitte ouch sy Witter daß sy mich gnedenclich üwer gnaden für tragen wellen mit byt an üwer gnad solich fry gleit nach zu lassen. Daf wyl ich für gnad erkennen vnd wylig vnd bereyt syn, solich zu beschulden vm Ein Ersamen radt gegen gott mit mim armen gebett. Wo Eß ouch üwren gnaden gefellig wer, byn ich urbittig,[38] miner bredig üch mündlich zu berichten, daran ich kein zwyfel hab, ir werdend wol vernüegt seyn werden. Üwer gnade welle min bit gnedenclich bedencken. Die gnad gotz sy mit üch Ewig. Die leyte all üwer ratschleg vnd verwaltung daß sy dienen zu der Eer gottes vnd zu nutz vnd frumen üwern gnaden vnd ouch üwer stat vnd land. Datum vf der VII. dag September nach christi geburt MDXXXIj iar. Peter breyt Diener deß göttlichen Wortz zu guggisperg, üwerer gnaden vnwirdiger Diener. (Adresse:) Den Edlen Veschten vnd wisen Schultheisen vnd rat der stat Friburg minen gnedigen Herren.[39]

Mit aller Schärfe hinwieder drang Bern am 11. August 1529 darauf, daß bei der nächsten Gerichtsbesatzung am 17. Dezember in Wahlern und Guggisberg nur die „meinen Herren Gleichförmigen" als G'mịịns-manne" in Frage kommen. Es het de" Friburgere" ụụftrümpft (scharf zugeredet), daß alle ferngehalten werden, welche „min Herren schmützen" (ihnen schmützle" oder schmützele", „schmụ̈ụ̈rzele"": auf sie sticheln). Das war jedoch beim Statthalter von Guggisberg Öl ins Feuer. Er drohte, „die kilchen zu rumen und in acht tagen gar zu verbrennen". Die Gemeinde ward genötigt, ihn „mit enere Hand abzustellen": abz'setze".[40] Das nämliche geschah am 22. Januar 1532 mit widerspenstigen Vorgesetzten, welche in Plaffeyen hịị" la" tụụpfe". Auch wurde mit Entzug der Nutznießunngen im Schịịdwaḷᵇ gedroht. Dem Pfarrer aber durfte der Primiz (die Zehnden von den ersten Jungtieren und die drei ersten Jahreszehnden eines Neubruchs) nicht vorenthalten werden.[41]

Auch den Behörden von Wahlern, welche 1531 beschlossen, d's Ave Maria la" z'lụ̈te" und unter Hauptmann Jordis Anführung

---

[35] Vgl. S. 610. [36] Lf. 445; Gw. 665. [37] Gleichsam „Untertanenschaft". [38] Uralte dunkle Vokalfärbung wie in Urteil, Urlaub, Urbar, wie im vur- (statt ver-) des Außerteils. [39] StAF. [40] RM. 224, 191. [41] TMB. T 326.

sich ehrenrührige Reden erlaubten, mußte Bern der Mịịster zịịge". — Am 30. Januar 1529 wurde im Schloß Grasburg d'Mǟß „still gestellt", im gleichen Jahr auch in beiden Kirchen. Guggisbergs Früejmässer, den schon die jährlichen 14 Pfund neben dem Ertrag des Frühmeßguts[42] billig g'ruwwe" hịị", wehrte sich tapfer: är het e" Metti (matutina) g'hǟbe" figürlich wie bisher jeden Morgen buchstäblich. Allein Bern ist mit ihm fụ̈ụ̈r g'fahre"; und da er in angeordneter Disputation die Frühmesse „mit heliger Gschrift" nicht zu verteidigen vermochte, mußte er froh sein, als Jịngstö̦l̦lta lebenslang seine Pfrund töörffe" z'nutzge". Gleich wurde der „Meßpfaff" Herr Christan von Wahlern behandelt.[43] Derjenige von Guggisberg durfte in dem (1554 an Christian Marti verkauften) „Beinhüßli" — Bịịnhụụs — am Friedhof fortfahren, di Tooten us ᵈem Fǟgfụ̈ụ̈r i'" Hịme̦l z'lǻse"; er sollte aber „des cantzels müßig gan"[44] (27. November 1529). Allein schon am 12. Dezember mußte er Urfehde schwören und lịịste".[45]

Am 6. Juni 1530 waren „die Götzen gerumpt" — leider in Guggisberg mit einem Vandalismus, der eine furchtbare Erregung nach sich zog. Man wollte ohne Bewilligung „gemeinden" (G'mịịn haa")[46] und die „artickel" einer allgemeinen gegen die Regierung gerichteten Klage setze" (redigieren, stilisieren). Der Aufruhr wurde durch eine neue Beschwerde Freiburgs vom 24. Februar genährt:[47] der Schwarzenburger Venner und ein Hans Gilgo hätten geredet, d'Götze" müeßi dänne", „sollte es Si Lyb und Leben kosten. Und Gilgo hatt ein Byell (Bie̦l) In der Hannd gehebt und gesprochen: das Biell hatt noch das warzeichen der götzen von Guggisperg. Aber das Zeichen von Schwarzenburg muß darnäben gesetzt werden." Bern beschwichtigte mit Hülfe des Landvogts die Guggisberger, warnte in ernstem Schreiben[48] Freiburg vor privatim angedrohten Tätlichkeiten gegen die Bilderstürmer, befahl Götzen und Altar aus dem Schloß Grasburg zu entfernen und daselbst den Urbar (der Uụrbe") zu errichten.

Die Mühsale der Umwälzung in den beiden großen Gemeinden ebneten den Boden für die Reformation in Al̦blige" und dessen Loslösung von Überstorf. Da das kleine und obendrein durch jämmerliche Verkehrswege (S. 540) von Schwarzenburg und Bern fast ganz abg'sprengt, nur mit Freiburg in ordentlicher Verbindung stehende Gemeindchen von diesem mit aller Ungnad und Straf für versuchte Abtrennung bedroht wurde, ging Bern hier besonders vorsichtig, sịdig

[42] Z. 13. 15. [43] RM. 5. Jan. und 8. Juni 1529. [44] RM. 223, 257. [45] TMB. R 499b. [46] SB F 251 f. [47] F 255. [48] TMB. R 870 (5. Jan. 1531).

und süferlich zu Werke. Am 14. September 1530 wurde der Wahlern Pfarrer beordert, am Sonntag nachmittag, „so er Wassers mag“ (sofern Weg und Steg über die Sense es zulassen), in Albligen zu predigen.[49] Am 3. Oktober 1532 forderte Bern eine Abordnung aus Albligen vor sich; „dann wir etwas mit inen zu reden nothwendig sind (nöötig sii", S. 605).“ Mit den reformatorischen Schritten wartete es zu bis 9. Mai 1536; und erst am 18. Januar 1538 gebot es den Albligern „bey“ einer großen Buß und Pen (peine, poena), nimmen („nümmen“, nid meh) gan Ybristorf, sondern nach Wahlern z'Brĕdig z'gaan. Auch jetzt noch verweigerte aber Freiburg die Zustimmung. Bern het Rächt daargschlägen oder aang'schlägen: es getruwe sich, zu solchem Verbot Glimpfs und Rechts genug zu haben. In der Tat bekam es am 12. Mai 1538 vor dem fünfgliedrigen eidgenössischen Schiedsgericht Recht.[50] Das erbitterte aber Freiburg noch lange Zeit. Noch 1823 hielt der Oberamtmann von Ernst das so exponierte Albligen für ungenügend gesichert gegen feindliche Überfälle,[51] ja sogar gegen Brandstiftung.[52]

Zwüschen iha het man d'Guggisbärger änet der Seisa und hienäha g'feckt „z'chähren“ (chehren, bekehren). Drüüfarbig Mannen[53] sin choon: d'Chapiziner gägen di chliinnen Vögelini, d'Jesuiter gägen di gruußen Rästeti, und d'Pfaffen als Wägwiiser, und hiin d'Lüt g'suecht z'erbbrichten: dier weeret viil baas, wenn der umhi katolisch meechchit („machen“ würdet[54]) und Katoliken (oder Katolisten) wurdit. Aber wenn d'Lüt g'merkt hiin, dass umhi öpper chunnt, hiin si sich schrockelich in Acht gnoon. Bi tiilnen (einigen) frilich het's denn doch mögen würken, wenn man nen geej choon ist und tröjet het, d'Hushaltig uufz'löösen und d'Chinnd ga Friiberg uberhi z'näh". Aber dii, wa sich hiin vorg'noon g'häben, fest z'bliben, sin hurtig uf d'Büni ühi und in d's Strouggugguuseli g'schloffen, wa si bi'm Strou tischen nach dem Schnidet (Getreideernte) und na'm tröschè (šš) geng egschpräß fur das hiin z'wägg'macht. Da hiin si d'Ohren g'spitzt wi nes Müüsli. Und wenn si de niemmer meh hiin g'hört im Huus umha tschiirggen und tscharggen, si si denn süferlich umhi ahi und hiin sich grüselich g'freut, dass es ömel umhi iinist g'föllig füür-g'gangen ist und sich d'Chinnd nid verschnäbelet hiin. Vor der Sackbrattig und dem Riisblii, wa di refurmierten Chülherlüt mit sin uufg'schriben choon, hiin sech dii och nit g'förchtet. Numman hie und dda n es Brozidiermannli ist, wenn Friiberg umhi

[49] RM. [50] TSB. HH 397; SS. 30. [51] ABS. 3, 18b. [52] Till. 4, 420. [53] Dreierlei Männer von je eigener Farbe des Gewandes. [54] Vgl. „mitmachen“.

der Chehr g'häben het fur d'Landvogterii, also rächt briita in d'Mäß g'gangen. Är het g'wüßt, wurum.

Die Annderen sin lieber uf der Landg'richtsita z'sämenchoon: zur oben uber hangegen Stiiglenflueh, oder in d'Stiigla änet dem Buttnigenbad. Numman di ganz Härzhaften hiin im Verschliikten Versammlig g'häben im Sack oder in der Obermätt (bei Elisried). Z'Summerszit, da ist denn oppa der Guggisbärgpfaarrer us si'r Vikaaristöll vam Sübental uber Riprächten ihi choon uf d'Schiba, oder an Gantnerisch, oder uf d'Rüünenenalp. Aber na'r Chülha hiin si doch denn naa'st Lengiziti g'häben. Uf dem Acher oder im Waald het man 'ren chönnen g'seh unnder dem Rääf der Stäcken aanstölle und d'Chappa in d'Hennd nähn und stüll staan, wenn 's an men Ort g'lütet het.

D'Unnderwisiger (Konfirmanden), dii hiin si z'sämeng'spart, bis umhi en Bärner ist Landvogt gsiin. Denn het der Pfaarer us den Rächtzitegen und us den Uberzitegen (mi het 'nen d'Glücks- und d'Unglücksjahrgeng g'siit) zwe Troppen g'macht und si apärtig unnderwisen. Vam Heerren choon sin si denn mit enanndneren. Menga Junga het alba schon en chliinna Bart g'häben.

Aber wenn denn am lösten Sunntig van der Bärnerzit d'Gloggi g'rüeft g'häben hiin, da hiin ganz Hüüffen Lüt numma vor der Chülha ussen chönne lösen und dürch di offeni Tüür villicht en chliin ihi luußen.[55]

Darnach het der Pfaarer müeßen d'Chülhenschlußlen abgään. Jina het sich dessen g'wiigeret. Darfüür sigi äär ga Friiberg ihi g'füehrt und dert am 3. Jäner 1781 verbrönnt choon. Der briit Waallerer († 1833) het's g'siit, und der Hans Jakob Beyeler im Zehndhüsli (1775—1868) het's als fürwahr b'hertet. Biwiisen chann man's mit nüüt. Mier wiin drum och nid nähi sägen, wi d'Bärner Regierig z'erst ihra ganza Zorn higi lan schuummen, aber wägen en paarnen du der Stil g'schliipft hiigi.[56] Es hiigi du uf der Äschen zwüschen beeden Stedten en Vertrag g'gää, dass währent der Friburgerzit z'Guggisbärg und z'Wahleren zwee Pfaarrer töörfsi walten. Di Refurmierten hiigi am Vurmittag Bredig g'häben und sigi zur vorderen Tüü iin und uus, die Katholischen hinnder.

---

[55] Ahd. luzên, agf. lutjan ist latēre (verborgen sein: Graff 2, 322). Aus dem Versteck oder Hintergrund läßt sich ebenso mit den Augen „glüüßlen" oder „luußen", wie mit den Ohren lauschen und mit ganzer Anspannung von Leib und Seele namentlich einen Feind „aufs Korn nehmen". Vgl. schwz. Jd. 3, 1455 f. [56] Wie der geschlagene und klein beigebende Hund.

Wie sind seither die Zeiten anders geworden! Die konfessionelle Verhetzung hat einem höchstens zeitweiligen Bedauern: „es ist doch schaad, daß du n eⁿ Chätzer bist!“ Platz gemacht. Sonst ist hier wie allerwärts dä^r Chätzer! ein abgeflachter Ausruf des Zornes oder Unwillens geworden. Man ärgert sich über diesen Chätzers Schlaarpi oder Chniepi, über jene Chätzers Gärnäsa. Was stark rasselt oder klirrt, chätzeret, und was mit betäubendem Lärm einher oder hinweg rast, tuet darvá^n chätzereⁿ. Zwischen Grenznachbarn aber, wie unter Fremden und Einheimischen ånet der Seisa herrscht das freundliche Einvernehmen und der harmlose Verkehr, welche schon der immer schwerere und ernstere Existenzkampf hüben und drüben von selber lehrt, deren Störung auch von furchtbaren Folgen begleitet wäre. Besonders nahe legt sich der — denn auch sorglich gepflegte — nachbarliche Umgang zwischen Albligen und Überstorf: der Enklave und ihrem freien Umschwung.

Auch nur konfessionelle Entfremdung ließ kurz nach der Reformation die Zbinn^deⁿ (S. 288 ff.), die Äbischer (286), die ehemaligen Bundschuh (um 1533 und noch 1747 in Guggisberg, vgl. S. 279), die Binggeli, Wehrli, Brüllhard (nicht aber erst die zu S. 286 nachzutragenden Gilgen, aus Ägidius, vgl. Gilg von Holz 1404 neben Hans Gilgian 1644) sich auf protestantischem Gebiet ansiedeln.

Wenige Jahrzehnte nach der Reformation wurde Albligen eine eigene — politische wie kirchliche — Gemeinde, wie Rüschegg im Jahr 1860. Von 1538 bis auf ein uns unbekanntes Jahr gehörte jenes zur unn^dereⁿ, wie dieses bis 1860 zur obereⁿ G'miin als den zwei einzigen des Amtsbezirks. Aber auch diese waren nicht von vornherein unabhängig. Das von Rüeggisberg aus (S. 624) gegründete Guggisbärg wurde bis zur Aufhebung des Klosters (1485) auch von dort aus pastoriert, wie bis 1528 vom Vincenzenstift (mit dem Berner-Münster als Stiftskirche), und dann vom G'staat direkt. Wahlereⁿ dagegen stand unter dem Deutschherren-Ordenshaus in Köniz, immerhin unter dem Kirchensatz-Bewilligungsrecht der Regierung, welche 1528 auch diese Pfarrbesetzung (Collatur) an sich zog. Geistliche Stiftungen übten also in beiden Gemeinden bis zur Reformation die Rechte eines Kirchherrn: Kilchherrn, 1357: kilcherre, welcher Titel noch im Geschlechtsnamen Kilcher, Chülher (1647: Hans Kilchherr) und in der Chülhera (oder dem Lisibüel) zu Rüschegg nachklingt. Die sachliche Fortsetzung aber liegt im Namen Pfarrherr (so noch 1814 offiziell): Herr der Pfarre (parochia, paroisse) oder der Kirchhöre (1554: Kilchhöri). Auch dieser Pfarrherr (nachmals Pfarrer, Pfaarer) konnte gleich dem Kirch-

herrn ursprünglich ein Laie sein; so 1396 der Notar und Pfarrherr Peter Frisching zu Wahlern.[57]

Die Vorstufe der Pfarrei Rüschegg bildete die 1808 beschlossene, 1812 ins Leben getretene Hälfferii für den Schluechtdrittel Guggisbergs: den Schluechttiil oder das Schluechtli und eine südlich der Lenggassa oder Fürenstraß gelegene Partie des Obertiil von Wahlern. Auch die Abtrennung des Schiedwaldbezirks hinnder der Egg von Guggisberg und Erhebung zu einer eigenen politischen und kirchlichen Gemeinde, von der schon früher je und je (z. B. 1803)[57a] die Rede gewesen, ist nur eine Frage der Zeit. Ökonomische Schwierigkeiten ließen es bisher bloß zu einer Anerkennung dieses Gemeindeteils als politischen Abstimmungskreises kommen. Allein Schule und Post im Sangerenböden geben schon einen bedeutungsvollen Kern ab für eine dereinstige G'miin, deren Glieder sich erzählen werden, wie ihre Vorväter als Unnderwissiger uber den Horbüel uberhi zum Heeren g'gangen siin, als Erwachsene zum Kirchenbesuch die Vornacht bei Verwandten nördlich der Egg zugebracht und ihre letzte Reise nach dem Kirchhof auf dem vielleicht fünfstündigen Umweg über Plasseyen angetreten haben. Daß sie (vor 1874) auch etwa den verdrießlichen Weg vor Sitten- oder Chorg'richt unternehmen mußten, um vor den Chormannen g'chooret zu werden, verschweigen sie wohl schon eher.

Mit der vormals fabelhaften Ausdehnung der Pfarrei Guggisberg stimmte es sonderbar, daß sie, gleich dem seit 1908 doppelt pastorierten Wahlern, zu den 99 Rang- oder Sprechpfründen[58] gehörte, also nach dem Alter besetzt wurde. Erst das Jahr 1772 brachte für Guggisberg[59] und das von 1806 für Wahlern[60] die Umwandlung zu Wahlpfrunden, womit nun auch und vorzugsweise jüngere Geistliche so schwere Gemeinden zu wirklicher Seelsorge anvertraut erhielten. Damit schwand auch allgemach die Zeit, wo der Pfarrer, der Landjëger im Rügg, des Landvogts erster Diener und der Regierung letzter Trabant sein mußte; wo des Unterwürfigen lächelndes Auge die Morgensonnenstrahlen amtmännischer Gunst einsog, über des Pflichtbewußten erhobenem Haupt aber die Donnerwetter landvögtlicher Ungnade sich entluden. Die letztere bekam z. B. der unglückliche Kaspar Zulauf (1646—56) zu fühlen. Ihn verklagte am Sylvester 1655 der Landvogt Wyttenbach, er habe in der Weihnachtwoche mit einigen „vngestümen G'sellen gantz voller Weiß" (voll, betrunken) die Freiburgerwache auf der Guggersbachbrügg

---

[57] AhV. 18; Burri 191 u. ö. [57a] AVS. 2, 342. [58] Till. 5, 403. [59] SV. O 481. 488. [60] Amtsmanual Schwarzenburg 1.

durch Anrempelung und Schießdrohungen zur Flucht gebracht (!), „darob die Herren von Fryburg mechtig spüwen söllend." Umsonst wies Zulauf nach, daß er keine seiner Amtspflichten versäumt, im Gegenteil gemäß seiner Art ein Mehreres getan habe. Umsonst mußte eine Abordnung aus Bern sich von der Gemeinde bezeugen lassen, daß über den Mann ganz e̥gghi" Chlaag, sondern nur „ein großes Lob" auszusprechen sei.[61] Besonders sei er, wie Landsvenner, Seckelmeister und Gericht von sich aus bezeugten, ein werktätiger Armenfreund. Er habe „Jeder Zith den Hus armen Leuten das getreidt, wie man es vff dem Märit vmb



Sangernboden.

baar (barsch, ss) gelt kauft, ohne einichen Uffschlag ein Jahr vmb dings zur ansäyung fürgestreckt." Alles umsonst! Der nun einmal als Opfer der Staatsraison Ausersehene wurde „wegen ärgerlichen Lebens bis zu scheinbarer (offensichtiger) beßerung seines Diensts eingestellt, doch an habenden Ehren ohnschädlich.[62] Er kam später nach Ferenbalm, wo vielleicht seine Frau nicht mehr durch „Hoffart mit großen Krägen und Leinwadt" ihn daheim fort und mit dem Studierbuech ins nahe Wirtshaus trieb. — Mit mehr Glück nahm der junge Wahlern-Pfarrer Joh. Georg Altmann[63] (1732—4), der spätere Professor und Schrift-

---

[61] SB. F 301 f.; 309—311. [62] SB. F 303; RM. 19. Aug. 1656. Sensationslustige Chronisten heben immer nur diese Verurteilung hervor, die (von uns stark gekürzte) Vorgeschichte ignorierend. [63] Berner Taschenb. 1882.

steller,[64] einen Kompetenzkonflikt mit dem Landvogt Lenzburger (Lentzbourguer) auf.[65]

Eine mächtige Förderung dagegen erfuhren die Pfarrer des Amtsbezirks durch den Oberamtmann oder „Landvogt" (denn erst 1831 het d'Landvogterii ụụfg'höört) Armand Eduard von Ernst (1817 bis 1823; Bild S. 587). Vor allem ließ dieser sie dem Wahlern-Pfarrer Samuel Roschi (1817—1833) angedeihen, wenn er auch als eifriger Kirchenmann hugenottischer Art ihm allzu eigenmächtig iⁿ d's Amt ihi g'regiert het. Als Armenfreund[66] fand Roschi an Karl Anneler (1833—39) einen in jeder Not tatkräftig zugreifenden, eifrig nach Verdienstquellen forschenden und gegen ruinierende Lustbarkeit mutig kämpfenden Nachfolger.[67] Von Meley (1841 bis † 1856), dem



Lehrerpaar Nydegger zu Gambach.

Förderer der Landwirtschaft — einem zweiten Schatzmann, wie Anneler ein Doppelgänger Gotthelfs ist — ist das folgende Diktum aufbewahrt. Von zwei ob grobem Unfug ertappten Knaben het ịịna der annᵈer g'sụecht driịⁿ z'stoßeⁿ. Der Pfarrer fuhr den angeblich Verleiteten an: Uⁿᵈ wenⁿ er dẹr g'sịịt hätti, du söḷḷist iⁿ Dorfbach springeⁿ, hättist ẹs deⁿⁿ oᶜʰ g'macht? Als junger Theologe und

[64] S. Gw. IX. [65] SB. K 165 ff. [66] EvM. 1, 238—40. [67] Ebd. 1, 97; 3, 240; Daheim 1886.

Geologe (ein angehender Gottfried Ischer) fand Walther Hofmann, Pfarrer in Albligen, in den Nebeln des Récardet abgestürzt, 1903 einen tief betrauerten Tod.[68]

Nichts weniger als beliebt war[69] der tatkräftige und unerschrockene Reformator des guggisbergischen Schulwesens: Samuel Steck (1788 bis 1801), in dessen Fußstapfen dann Männer wie Joh. Fried. Gysi (1801—1809), der außerordentlich tätige und praktische Rudolf Bernhard Baumgartner (1819—28), der „leise und weise“[70] eingreifende Großneffe des größten Berner-Gelehrten: Franz Haller (1827—31, lebte 1802—1863),[71] Rudolf Hemmann (1831—44), der nachmalige Kantonsschullehrer Emil Hegg und spätere Schulmänner große Erfolge erzielten. Da wir leider (vgl. S. VIII) auch die guggisbergische Schulgeschichte zurückstellen mußten, können wir hier nicht erzählen, wie alle diese Männer und ihre heutigen Nachfolger (in Guggisberg Lutstorf, in Rüschegg Hubschmied) durch die Art ihrer Beteiligung z. B. am schuelkumissiöndleⁿ wirkten und wirken. Nur das Bild des einheimischen Lehrerpaares Nydegger sei nicht umsonst erstellt. Besonders als Armenfreund wirkte Samuel Stecks Großsohn Franz Ludwig Steck (1844—53). Wie er seiner Gemeinde durch die Teurung von 1846 half und Verdienst zu schaffen bestrebt war, zeigen die noch jetzt aus den Umbauten erkennbaren ansehnlichen Räume seiner Spinnstuba im Pfarrhaus. Auch von Bätterkinden aus blieb er als lụụba Maan mit Guggisberg in Fühlung.[72]

Die Kirche als Gotteshaus.

Vom Häberhụụs[1] zu Rüeggisberg aus überschaut der westwärts gerichtete Blick einen durch Schwendelberg und Guggershorn wunderbar einheitlich abgegrenzten Landstrich. Nach dieser in ihrer Vereinsamung imposanten und dennoch gastlich ladenden Höhe zieht es den

[68] Gedenktafel an der Kirche; Chr. 98; Nußbaum 103 f. [69] Nach Ausweis der Landrechnungen, worin eine Reihe Vergütungen für boshafte Schädigungen auf dem Pfarrhof verzeichnet stehen. [70] Baumg. 75. [71] Egger in BB. 1, 110—2. Ein zu früher Erblindung führendes Augenleiden, sowie die Sorge für seine acht Kinder (deren eins der 1880 im Lauteraargletscher verunglückte Arzt Arnold Haller ist) führte ihn nach Aarberg als sein 21jähriges Hauptwirkungsfeld. Von ihm stammen die acht Auflagen berndeutscher Verschen und Lieder; vgl. auch Note 6, S. 603. [72] Die Familie Dürrenmatt in der Matten bewahrt liebenswürdige Briefe des Mannes an Gemeindschreiber Zbinden auf.

[1] Einst einem der sechs Seitenschiffe der Klosterkirche Rüeggisberg, 1528 zur bernischen Zehntscheuer umgewandelt (Seft. 11). Abgebildet in Seft. 12 und in Hunzikers Schweizerhaus V. 116, hier aber nach „Riggisberg“ versetzt.

Beschauer unwiderstehlich. Warum sollten nicht die ersten Mönche Rüeggisbergs samt ihrem Vorsteher (Prior) den nämlichen Zug empfunden haben und in ihrer tatkräftigen Art ihm gefolgt sein? In die Ferne, und zwar nach Westen,[2] war sowieso ihr Wirken gerichtet. Die in Rüeggisberg selber gelegene, vom burgundischen Königshaus in kurzer Blüte erhaltene Mauritius-Abtei,[3] welcher vielleicht das Chloster bei Zollhaus und das Chlösterli nahe dem Brüllen als Filialen zugehörten, von welcher auch eine durch ausgegrabene Fundamente angedeutete Mauritius-Kapelle auf Guggisbergs Kirchenplatz zeugte,[4] ging unsere Cluniacenser Stiftung gar nichts an. Selbst die dem heiligen Martin gewidmete Pfarrkirche des Ortes, welcher gegenüber die Cluniacenser-Klosterkirche sich nach Peter und Paul benannte, war dem geistlichen Einfluß Interlakens überlassen,[5] indes die Herren von Burgistein[6] ihre weltliche Herrschaft bis dorthin ausdehnten. Dagegen besaß unser Kloster bereits 1148 die Kirche Plaffeyen[7] und schickte sich ebendamals an, auch das näher gelegene Guggisberg zu kolonisieren und zu behirten. Es ließ sich 1148 vom Papst (Eugen III.) als unmittelbarem geistlichem Oberherrn eine Schirmbulle[8] für seine sämtlichen Besitzungen ausstellen und unterschob ihr als „rechtliche" Grundlage eine nach damaliger Klosterpraxis[9] gefälschte Gutsabtretung Heinrichs IV. von „1076".[10] Es war dies eine starke Abirrung vom „Beten und Arbeiten" des Benediktiner-Ordens, dessen moralische Strenge das Kloster Clüny (bei Mâcon) mit all seinen Filialen[11] zu erneuern unternommen hatte, und vom Geist eines Lütolf von Rümlingen,[12] welchem ebenso mächtigen wie frommen Freiherrn das Rüeggisberger Kloster seinen ersten Aufschwung verdankte. Dieses büßte die Entfremdung vom Zwecke seiner Gründung aber auch durch Hineingerissenwerden in die politischen Strudel des Mittelalters und durch seinen frühen Untergang. 1244 übernahm Bern,[13] 1254 aber Kyburg den Schirm des Klosters und seiner Leute auch zu Guggisberg;[14]

---

[2] S. Mül. M. 3, 62. [3] Burri 24. [4] Pfr. Haller in Chr. P. 53 (1828). Die vermutliche Westmauer war 1 m dick. [5] Seft. 119. [6] Till. 1, 123. [7] Wurst. 2, 242. [8] Font. 1, 426 f. [9] Besonders der Cluniacenser und Cistercienser: EvM. M. 3, 60; Lüthi's Pionier 1908, 61 f. [10] Der „Wechselbalg" (Font. 1, 334) von 1076 (vergleichbar denen von 1115, 1147, 1152, 1161) wäre weniger plump auf das Wormser Reichstagsjahr 1075 verlegt worden (Wurst. 2, 196). Er verriet sich besonders durch die ungenaue und mit rätselhaften Namen („Toringesperin", „Lynebirga" u. dgl.) durchspickte nördliche Abgrenzung des Schenkungsgebiets (Burri 26—33), das denn auch bereits im 14. Jahrhundert kaum die Hälfte desjenigen von „1076" umfaßte (ebd. 32). Die Urkunde gab noch 1780 Anlaß zu lebhaften Grenzstreitigkeiten. (SB. Q 28—31.) [11] S. Egbert von Mülinens Helvetia Sacra (Bern, 1858) 1, 129—146; Wurst. 2, 196—201. [12] Wurst. a. a. O.; Studer-Trechsel (als Pfarrer von Rüeggisberg) im Berner Taschenb. 1880; EvM. M. 3, 75—91; Till. 1, 24; Seft. 99—104. [13] Font. 2, Nr. 233. [14] Ebd. S. 386 f.

1338 war das tief verschuldete Bern der bittende Teil, welchem für dies Jahr eine Bezehndung der „Gotzhuslüt“, darunter der seit 1330 sehr nachteilig mit ihm verbündeten Guggisberger,[15] gestattet wurde.[16] Wieder emporgekommen und 1423 mit Freiburg in den Besitz der Herrschaft Schwarzenburg gelangt, belud Bern Guggisberg mit dem gleichen Zins nach Rüeggisberg wie nach Grasburg.[17] Nach Aufhebung des Klosters im Jahre 1484 und Einverleibung seiner Güter in die Stift (1579, 1644, 1787)[18] des Vinzenzen-Klosters in Bern mußten die nach Rüeggisberg geflossenen Steuern dem Obervogt[19] oder Schaffner des Stifts eingehändigt werden. An dieser Verpflichtung änderten die Säkularisierung Rüeggisbergs (15. März 1528), seine Umwandlung zum Pfarrhaus (1570) und dann zur Mädchen-Erziehungsanstalt (1834 bis zum Brand von 1875) nichts. Bloß die Pfrund Guggisberg ward durch eine Urbar-Revision von 1743 in ihren Abgaben entlastet.[20] Dagegen brachte bereits das Jahr 1501 die wichtige Loskaufung der leibeigenen Gotteshausleute des Klosters um 200 Pfund[21] und das Jahr 1511 einen Abkauf von Reallasten guggisbergischer Güter auf Klosterboden um 1100 Pfund.[22] Was an schuldigen Bodenzinsen Guggisbergs in Rüeggisberg verblieb, wurde 1835—1846 durch den Amtsschaffner von Schwarzenburg bezogen.[23]

Erwägen wir nun, auf Grund dieser nüchternen Skizze, die wirklichen Verdienste Rüeggisbergs um Guggisbergs wirtschaftliches und kirchliches Leben.

Die 1076 vom Kloster beanspruchte „Wildnis“ ist nach allen Anzeichen hauptsächlich das Schwanteⁿbuech[24] am Südfuße des Schwendelbergs bei Ryffenmatt.[25] Es ist die S. 234 in ihrer Rüüḥi geschilderte Haupt-Allmit Guggisbergs, so kärglich bewohnt, wie die Steilgehänge des Schwendelbergs. Von diesem aber behauptet die Überlieferung, er sei vor dem schwarzen Tod von 1349 so durchgehend kultiviert und besiedelt gewesen, daß en iinzegi Tanna higi Platz druff g'hǟbeⁿ. Sei dem, wie ihm wolle: Die Rüeggisberger Zehndrödel weisen auf eine große Zahl kleinerer und kleiner Heimwesen, namentlich in der Umgebung von Guggershorn und Schwendelberg, welche den Familien ihrer Bebauer eine bei Fleiß und großer Einfachheit gut auskömmliche Existenz sicherten. Allein, viel weiter nach Westen: bis in den

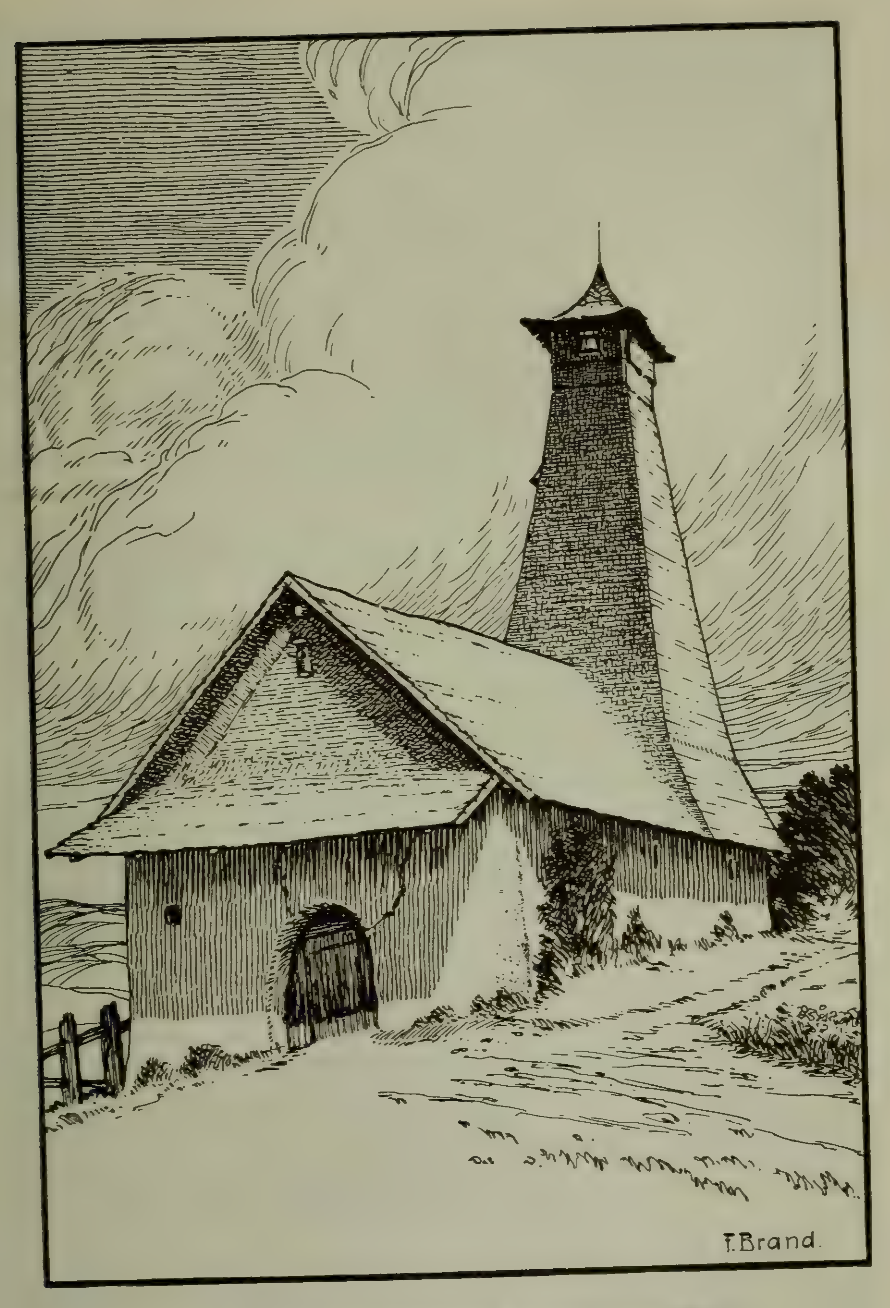
[15] Burri 108. [16] Till. 1, 332. [17] Müllers Schwz. Gesch. 2, 256. [18] RG.; SB. D 535. [19] Ebd. [20] Statt 1 Haller, 1 Käse und 10 Eier hatte Rüeggisberg jährlich 14 Batzen gefordert. (Pfarrer von Graffenried 1748 in einem Einlagezettel zum PG.) [21] Seft. 53. [22] Der „Freiheitsbrief“ betraf den dritten Pfennig in Kauf und Verkauf von Gütern, sowie Abgaben, welche auf Aussteuern von Kindern lasteten. DB. 39—49. [23] EvM. M. 3, 63—8. [24] Oder der Grünenwald: nemus adhuc viride. [25] Burri 32.

Lụụbbachgräbeⁿ und an die Steilgehänge des Tṻrli reichten diese Hịịmatleni, mittelst deren das Kloster gegen wohl erschwingbare und schließlich loskäufliche Zinse die Grundlagen beschränkter Eigengüter und damit den Grund zu einem bescheidenen und glịịchleher als anderswo verteilten Wohlstand schufen.

In der Hebung von Guggisbergs kirchlichem Leben aber wetteiferten die Cluniacenser mit den zu Wahlern tätigen Deutschherren. Wie vielsagend und wie stimmungsvoll schaut die Kirche vom stillen Wahḷḷereⁿ-hṻbel hinüber nach dem geräuschvollen Mǻritpläz, wo die Dorfer Schwarzenburgs sie haben wollten.[26] Und wie tadellos harmonisch strömt der Quartsextakkord des-ges-b des 1902 von Rüetschi gegossenen G'lṻt über Gehäng und Ebene hin! Das alte hatte eine eigenartige „Geschichte". Seine zwei Glocken waren 1512 von den Tafersern gekauft worden. Ein Blitzschlag um 1820 machte den Umguß der größern Glocke notwendig.[26a] Da aber die mangelhaften Verkehrswege den Transport verunmöglichten, habe man eine Gießerei im Freien auf dem Marktplatz errichtet. „Begeisterte Kirchenfreunde warfen Neutaler in das Glockengut. Jina het si wöḷḷeⁿ mit emeⁿ Fätterhauli usa haaggleⁿ. Allein das entwischte ihm und schmolz mit samt der Masse, die mit noch anderm Metall derart bereichert wurde, daß es gräd zwo nüj Ggloggi g'gääⁿ het: di großi und die chliinni; die alti chḷịịnni ist die mittleri wordeⁿ." Der schöne volle Klang des alten Geläutes sei dem des jetzigen ähnlich gewesen. — Trefflich wird, weⁿⁿ's ịịnist i'ⁿ Chratteⁿ maaˢ, zum jetzigen Geläute eine neue Orgel stimmen, zu deren Anschaffung 1909 der Bazar der Frau Stämpfli-Blaser einen schönen Grund gelegt hat.

Mit wahrlich nicht geringerer Mühe gelangte Rüschegg 1812 zu seiner Kirche als Ersatz des — Tenns, in welchem um 1716[27] der Pfarrer von Guggisberg gleicherweise Filialgottesdienste hielt, wie gegenwärtig in den Schulhäusern Chriesbụụmeⁿ und Sangereⁿbödeⁿ. Die auf dem Rüschegghṻbeḷ erstellte Kirche galt damals als „eine der größten Landkirchen", was beinahe wie ein Vergleich mit dem Berner Münster als der grụụßeⁿ Chüḷha und der Plattform als dem grụụßeⁿ Chüḷchhof klang. Viel lieber denken wir uns den Bau mit dem vormaligen hölzernen Dachrụtter als Wildkirchlein. 1901 mußte der letztere freilich wegen Baufälligkeit dem jetzigen freien Gloggeⁿtụụrn weichen; und in diesem hängt seither das hịịmelig G'lṻtt as-c-es von Rüetschi, welches bei allen Beerdigungen, ohne Unterschied vaⁿ

[26] Eine unsichtbare Macht, heißt es auch hier wie so häufig anderwärts, schleuderte jeweils in der Nacht die tags über herangefahrnen Bausteine auf den nunmehrigen Kirchplatz. (Leuth.) [26a] 1834 durch Kaiser in Solothurn. (Rüetschi.) [27] SB. K 427 f.



Die Kapelle (d's Chäppeli) zu Schwarzenburg.

mehreren und minndere Lụ̈ten, voll erklingt. Eine Orgel von Zimmermann in Basel ersetzte bereits 1898 das aḷt Öörgeli des Guggisbergers Äbersoḷd.

Mit ebenso empfindlichen, wie bereitwillig gebrachten Opfern baute 1822 auch Albligen seine Kirche. Wieder war es Oberamtmann von Ernst (S. 587), der mit Eifer und Uneigennützigkeit den Bau dụ̈r-hin'trückt het, nachdem man sich lange genug des von der schịịnigen Chüḷha Überstorfs so schäbig abstechenden Filialkirchleins von Wahlern geschämt hatte.[28]

Dies war ursprünglich nur eine Kapelle.[29] Auf eine ebensolche deutet der Chappelisacher (1645) zu Albligen. Viel bekannter ist die in so eigentümlich „nordischem“ Holzstyl errichtete Dorfkapelle Schwarzenburgs: d's Chäppeli. Die Könizer Deutschherren bauten sie 1466, um Schwarzenburg bei Wahlern kirchgenössig zu erhalten. 1532 wurde sie denn auch zum Wochengottesdienst bestimmt, nachdem sie 1529 den katholisch Verbliebenen angewiesen worden. Allein, auch Anneler vermochte (1833) das so fremdartig anmutende Gebäude seinem Zwecke nicht wiederzugeben. Es dient bloß zum Feuerlärm mit seinen zwei Glöcklein. (Es chäppelet.) Erst die staatliche Aufnahme unter die erhaltungswürdigen Altertümer und der in Aussicht stehende Gebrauch zum kirchlichen Jugendunterricht erinnern künftig daran, daß eigentlich Schwarzenburg d'Chüḷha z'mitts im Dorf het.

Guggisbergs erstes Gotteshaus war wahrscheinlich[30] das Chäppeli, nach welchem die Häusergruppe zwischen Ryffenmatt und Schwendi am Südfuß des Schwendelberges mit dem alten Hụ̈si bis zur Stunde in der Chappela heißt. Auf halber Höhe des Bergabhangs steht das nun zu einer dürftigen Wohnung (S. 302) hergerichtete Chappelen-schụ̈ụ̈rli. Die Uranlage der heutigen Chüḷha dagegen verlegt man vermutungsweise (vgl. S. 624) in das Jahr 1148. Mangelhafte Fundamentierung und Anlage machten jedoch immer wieder Umbauten, besonders die von 1783 und 1822, dringend nötig. Die „Stallmäßigkeit“ des Baues sei ein Gegenstand des Spotts für die angrenzenden „Burger“, meinte 1782 Landvogt Manuel[31] — oder „Freyburgeren“,[32] wie der Deutsch-Seckelmeister ụụstụ̈tschet het. Trotz den Umbauten von 1783 blieb aber die Kirche so vurbuwni, daß 1822 der energische Pfarrer Baumgartner,[33] der Gemeindeschreiber Ulrich Weber, der Statt-

[28] ABS. 3, 1 ff.; Dekretenbuch 15, 151; RMM. [29] Vgl. RM. 22. Okt. 1485. [30] Jenz. 104. [31] SB. P 503 f. [32] P 516. [33] Diesem ist auch eine gründliche Erneuerung des Pfarrhauses und -hofes zu verdanken (Baumg. 6—10). Der im Hof sehr deplacierte, hübsche Speicher steht nun neben dem Postgebäude.

halter Kohli und der ermutigend hinter allen stehende Oberamtmann von Ernst doch endlich eine gründliche Erneuerung durchsetzten.[34] Wie nötig war sie auch! Schon die 95 Chlafter lange Tooteⁿhoofmuur ließ nur Miesch voll Ung'süfer sehen. Am Chülheⁿturn war Chalch uⁿᵈ Pflaster (Mörtel und Tünche), soweit beides noch haftete, vergraauet. Der Hölseⁿ (die Decke) trug kläglich aufgeschmierte (aan=g'chaareti) Sunni, Möönᵈ und Stärneⁿ. Aⁿ deⁿ Wennᵈeⁿ sah man Spuren von steif frisierten Engleⁿ. An der Chormauer aber prangte der Dank für die „Erneuerung" von 1785:

Als diesere Chor verneüwerung geschach,
Samt den Pfensteren und dem Tach,
Zehlt man für Ihro be=zalung zugedencken und Ehren,
Vnsern hochgeachten Gnädigen Herren.
Ein Tausent sibenhundert fünff und achzig Jahr,
Als Muhhr. Johannes Friderich Ryhiner Stiftschafner war.

An der Orgellaube stand:

Zu Gottes Ehr ist disere Orgeln gestalt hiehar,
Im 1784 Jahr.
Zu diser Zeit Hans Gilgyen Statthalter und Hans Äbischer Seckelmeister war.

Die beiden Tűreni konnte jedes kleine Kind duusseⁿ. Schnee drang durch ihre Risse huusseswiis ins Innere, und Chatzi orientierten sich über Stand und Bestand der Kirchenmäuse. Bi der annᵈereⁿ Tüür war ein ganzer Steinpfosten umtroolet. Der Boden war dürᶜʰeⁿwägg verfület, so daß die Füße den Äärdbödeⁿ berührten. Die Stüehl (Bänke), zu welchen Weiber wie Männer über hohe und breite Lagerbalken steigen mußten, waren weiter nichts als füüf Zolln (15 cm) dicke und 7 Zoll breite, bloß gezimmerte Balken, deren jedem der Lååneⁿ g'fehlt het. Die Kirche fiister machend, erstreckte sich über den Weiberstühlen in deren ganzer Länge und Breite die große Poortluuba als Seitenlettner der Nordmauer entlang, durch eine Außentreppe ersteigbar. Hier lagen zur Linken di großeⁿ Miidschini, zur Rechten di großeⁿ Buebeⁿ der „Andacht" ob, und hinter beiden versteckten sich die Chinnᵈeʳlehrmiidscheni. An diese Empore schloß sich westwärts eine zweite für d'Manneⁿ, und höher oben eine dritte: d'Orgelluuba. Die war an die Chormauer gebaut und hing etwa 4 Schueh (1,2 m) tief über die Spitze des Chorbogens herab. Unten am Chor mußte der Kalkant: Oorgeleⁿtrapper (um 1500: orgelen trätter oder orgelen blaser)[35] die neben der Oordela, Oorla sich breit

[34] Baumg. 45 f. [35] Souffleur d'orgues.

machenden Blasbälg geräuschvoll bearbeiten. Der unterste Tritt der sehr stotzige" Orgelluube"stäga griff derart ins Chor hinein, daß dii, wa d's Nachtmahl hii" wölle" ga" näh", fast gar nit düra chönne" hii". Ein noch elenderes Hüennerstägli führte uf de" Chanzel: ein Unikum im ganzen Land. Die Kanzel bildete ein unförmliches Siebeneck und war so engg, daß das endlich zur Wahlpfrund erhobene Guggisberg vor allem auf einen Pfarrer sehen mußte, wa i'n Chanzel ihi möge" het. Der raan und zilig (S. 248) Maan mußte zudem so jugendkräftig sein, daß er das unanbringbare Stüehli im Chanzel entbehren konnte. Auch mußte er mit unverwüstlicher Stimme an die Brustwand der Orgellaube ühi brüele", als gälte es sie mit den Wurfgeschossen des Mundes zu durchbohren, um die dahinter versteckten Menschen z'b'riihe". Im Chor aber (das übrigens auch bei der wäse"tlich verbesserten Anlage von den nicht gerade amtierenden Chormanne" gemieden und lieber mit unauffälligem Sitz im Schiffe vertauscht wird)[36] het man nüüt vurstannde" und weeng g'seh". Just unter der 14 Fuß hohen Chorbogenspitze stand nämlich der Tuupfstiin. Auf dem über und über zerlöcherten Boden des Chors aber erhoben sich eine Menge bloß fußhoher, unnützer Sitztreemlene".[37]

Die nun sehr rasch ins Werk gesetzte Renovation ersetzte die drei Emporen durch den einzigen heutigen Orgellettner und verlängerte dafür das Schiff gegen Abend um 16 Fuß (4,8 m). Die Türen wurden b'schlüsig („beschlüssig") gemacht, und die Westtüre erhielt statt des bloßen Schirmdachs es bravs Voorhuus. Von der Kanzel wurde, um seiner hübschen Papstkrone willen, einzig der Chanzelhuet (die Schalldecke) beibehalten. Die Regierung baute das Chor zweckmäßig um. Dasselbe wurde 1902 von der Gemeinde um 1500 Franken erworben.[38]

Am 19. Oktober 1823 konnte die fast so guet wi nüiji Chülha eingeweiht werden. Si het's g'häbe", bis am 21. Juni[39] 1880 (wie auch schon am Schafscheid 1686)[40] der Strahl dri" g'fahren ist. Da erhielt zumal das Innere eine mit zwei Wandbilderkopien und einer überreichen Zahl von Bibelsprüchen ausgestattete Auffrischung.

Verfehlt ist leider die vor einem Dutzend Jahren erstellte Anlage zum hiize". In den kältesten Wintertagen muß der Gottesdienst nach wie vor im Schuelhuus sii". Der Blättlibode", welcher 1835 den rasch faulenden hölzernen Fußboden ersetzen mußte,[41] ist wegen des mangelhaften Unterbaues geng füechta.

[36] Chorg. 11, 212. [37] ABS. 3, 28 f. [38] Chr. 97. [39] Chr. 76. [40] SB. J 103. [41] Baumg. 120.

Sonst aber wurde aus dem uralten Gebäude g'macht, was nü̦man ist z'mache" g'sii". Die Kanzel bringt nunmehr das guet, das g'wa̦ltig, das to̦ll Wort des Predigers, d. i. seine klangreiche, wohl verständliche und damit eindrucksvolle Rede wirklich zur Geltung, so daß sie nicht verfa̦llt (verhallt). Wer bei mangelhaftem g'hööre" eine der vordern Bänke einnimmt, fürha sitzt, kann a̦llz verstaa", was b'brĕdeget wird. Er hat keinen Grund, uber d'Brĕdig (wie sonst im Leben auch in leichtfertigem Zungenspiel über Abwesende) der



Kirche Guggisberg.

T'hägst z'gää" und immer wieder en annᵈera T'hägst aanz'faa".[42] Die Wirkung des Kanzelwortes wird auch dadurch erhöht, daß die Kanzel nunmehr zu Gottesdienstne" allein dient, und nicht mehr heutige Anzeiger-Inserate bis zu Zuchtstierverordnungen hinunter (wie noch 1828) von Cantzlen (1674), von den Känzlen (1754) oder Känzeln (1812), von Kanzel (1812) verlåse" werden müssen. Seit 1830 durften nur noch

[42] Der textus als „Gewebe" (zu texere, tisser) kann als Übertragung auf den Zusammenhang der Rede (bei Quintilian) gleich gut als „Text" den Wortlaut eines Stilstückes (speziell theologisch: einer Bibelstelle), wie als T'hägst gleichsam einen mündlichen Kommentar über Gesehenes oder Gehörtes bedeuten.

kirchliche und obrigkeitliche Erlasse in der Kirche verlesen werden, und zwar durch den Wịịbe̜l, der, wenn er fertig war, durch den Ruf Organist! den Oordeler zum ṳ̈sa oordele^n aufforderte.[43]

Der erhöhte Respekt vor der Kanzel ging auch auf den Tṳṳpfstịịn über, an welchem das tṳṳpfe^n, die Tṳṳpfi oder gleichzeitig mehrere Tṳṳpfena stattfinden. (Die nun begreiflich auch als Tṳṳffi eingedrungene Form kann sich bis zu Tṳṳfiwindla neben Tṳṳpfiwindla, d. i. Bettchenüberwurf des Tṳṳpfichinn^d, erweichen.)[44]

Ist hṳ̈t o^ch öppis z'netze^n? kann in seiner Weise ein Sịge̥rist (vgl. den Geschlechtsnamen 1656 und den heutigen Zunamen eines Zweigs der Weber, z. B. d's Sịgerste^n Chläus und d's Sịgerste^n Bääbi) fragen, wenn er das Taufwasser („den Tauff": S. 614, das „g'see^gnet" Wasser[45] des Freiburgers) wärme^n muß. Dagegen hatten laut Einschärfung des Chorgerichts von 1830[46] die G'vatterlṳ̈t oder Ggetteti — der Getti und d'Gotta, allenfalls der Schlottergetti und d'Schlottergotta[47] u. a. dafür zu sorgen, daß mittelst des Lu̜l̜i (S. 389)[47a] ihr Getti- und Gotte^nchinn^d, Getti- und Gotte^nbueb, Getti- und Gotte^nmịịdschi vor störendem Schreien während der heiligen Handlung bewahrt werde. Mit substantiellerer Gaumenkost befriedigen Patinnen die Kleinen später, wenn diese sich noch nicht zu der sauersüßen Resignation aufgeschwungen haben: Vil^licht ist d'Gotta lṳṳbi, we^nn si chunnt u^nd nṳ̈ṳ̈t bringt. Allerwenigstens d's Getti- und d's Gotte^nchlịịdli zu beschaffen, erachten aber wohl alle Taufpaten als größere Ehrenpflicht. Viel weiter noch reichte die altchristliche Verpflichtung der Patin, ihrem lernfähig gewordenen Taufkind die Hauptstücke des Glaubens usw. einzuprägen. Auf diesem Wege kam die Lehrgotta als Lehrerin (parallel der katholischen Lehrschwester) in den Sprachgebrauch.[48] Noch heute geht im Guggisbergischen der Lehrgötteler (S. 604) in die Elementarschule. Im Freiburgischen aber ist „der Alt Getti"[48a] ein Ehrentitel des freundlichen alten Mannes, von dessen wohlwollend vorgebrachten Lebenserfahrungen auch jüngere Erwachsene (G'wachsni) bereitwillig lernen. „Lehrgotta" im ursprünglichen Sinn ist nun die Kirche selber. Bevor den Unn^derwịsigsbuebe^n- und -mịịdschene^n (Katechumnen), unter Mitgabe eines wo möglich grṳṳsam schöne^n Nachtmahl̜spruchs, der Heer erlṳṳbt oder d'Erlṳṳbniß erteilt, daß sie tööṙffi ga^n d's Nachtmahl̜ näh^n (wo-

[43] Baumg. 110. [44] Vgl. den Spielraum zwischen „schleepferig" und „Schlaf", wie zwischen „Pflueg" und „Flueg" u. dgl. [45] Eau bénite. [46] Baumg. 110. [47] Lf. 619. [47a] Es war dies, wie zum Teil noch heute, ein Hübeli (Leinwandläppchen), in welches man zerriebenes Brot, mit Milch angefeuchtet und mit Zucker vermischt, verpackte. [48] Schwz. Id. 2, 526; Lf. 617. [48a] Ähnlich dem waadtländ. onkllo (Vetter).



Mit dem Unnerwisigsseckli (vgl. S. 423).

gegen die wegen üblen Verhaltens Zurückgestellten *g'schụụbet chȫme*^{n}), müssen sie — während des letzten Schuljahres — den Konfirmandenkurs durchmachen. Die Konfirmation fällt damit in eine gedeihlichere Reife als die Firmelung (das *chrịsme*^{n}) der Zwölfjährigen. Überdies verpflichten die zwei letzten Schuljahre zum Besuch der *Chinn*^{d}*e*^{r}*lehr*. *Chinn*^{d}*e*^{r}*lehrler* waren aber vormals nicht bloß diese *Chinn*^{d}*e*^{r}*lehrchinn*^{d}, sondern noch die bejahrten Erwachsenen.[49] Es konnten deshalb Eintragungen ins Chorgerichtsmanual vorkommen wie 1683: N. N., der alt Weibel, hat die Kinderlehr versäumt. Daß 1780 die Kinderlehren überhaupt „vom Mannsvolk sehr hinläßig" (*hi*^{n}*leeßig*) besucht wurden,[50] glauben wir gerne.

Bevor der Zivilstandsbeamte als *Wäärchtigpfaarer* die rechtsgültige Trauung zu vollziehen bekam, „that" der Bräutigam der Braut, die er *zu'r Chüḷha g'füehrt het*, das Kilchen-Rächt[51] vor dem Pfarrer. Von diesem wurden aber (z. B. um 1780) die Hochzeitsleute „fleißig und behörig unterwiesen",[52] was allerdings um so mehr am Platze war, da bereits die Admission als Ehelicenz aufgefaßt wurde.[53] Der Pfarrer erbot sich jeden Herbst auch zum *Examen der Alten*,[54] doch ohne Erfolg.[55] Gleiche Klagen ertönten über schlechten Besuch der *Wäärchtigsbredige*^{n}, obwohl diese nach und nach am *Meentig* und *a*^{n} *der Mittwuche*^{n} eingingen und sich zunächst (vgl. S. 636) auf die *Wuche*^{n}*brĕdig* am *Frịtig* beschränkten. Zahlreicher, aber wegen des Lachens, Schwatzens und Stoßens — *mụ̈pfe*^{n} — unter den jungen Leuten (S. 629)[56] nicht auch qualitativ besser war der Besuch des Sonntagsgottesdienstes.

Zur Feierlichkeit desselben konnte der *Oorge̥list* mit seiner Art, *d'Oorla z'schlaa*^{n} (gegen den üblichen Ausdruck verwahrte sich freilich der Mụ̈libijeler:[57] *Nee's Gott, schlaan i*^{ch} *d'Oorla, i*^{ch} *spịle*^{n} *sḁ nụmḁ*^{n}!) viel beitragen. Gar oft aber versagte die allzeit des *stimme*^{n} und *ụụsputze*^{n} bedürftige Orgel, so daß noch weit in die Zeit ihres Bestandes hinein zwei *P'hösụụner* oder *P'hosụniste*^{n} mit Posaunen,[58] oder statt des einen derselben ein *Zinkenist* mit dem (im Klarinett sich fortsetzenden „graben") Zinken oder *Zink* nachhelfen mußten. Auch ein Lehrer als *Vorsinger* war nicht zu entbehren. Dank solchem erhob sich der mit großer Mühe endlich durchgeführte Gemeinde-

---

[49] Vgl. Gw. 623. [50] UVG. [51] SB. H 338. [52] UVG. [53] LR. 1771 ff. [54] Gw. 622. [55] UVG. [56] Ebd. [57] Jenz. 147. Man schlug ja wirklich zum Leiten (nicht Begleiten) des Gesangs auf die pedalartig harten Manualtasten der ältesten Orgeln. Der Ausdruck war daher so gebräuchlich, daß man mit Objektswechsel z. B. 1732 auch vom „schlagen" des- und des Liedes sprach, und Bullinger (Reformationsgesch. 1, 418) schrieb: „als der Organist uff das Magnificat (der Vesper) schlachen sollt" usw. [58] UVG.; vgl. Gw. 615.

gesang — das G'sang — dermaßen zu einem integrierenden Bestandteil des Gottesdienstes, daß man nun einem für irgend ein Geschäft zu spät Kommenden zuruft: du chunnst na'm Singeⁿ (nach dem Eröffnungsgesang)! Unter einen vom Berner-Rat 1573[59] für jede Kirche geforderten Sängermiister stellte der erste Rüschegg-Helfer Joh. Jak. Gyger einen Sing-Selekt. Der mußte sich hauptsächlich im Psalmenbuech mit jenen rautenförmigen Noten üben, die dem Ungeschulten wie seltsame Rätsel vorkamen. Drum jene Umschreibung des vergessenen Titels in einem bernischen Buchladen: Es sin noua so g'spässig schreeg[60] Liiteri drinn, und es hiißt drinn: du schenkist mir den Becher g'schwibblet g'schwäblet volla iin und salbest mir den Grind mit Schmutz.[61] Aus der Strophenabteilung der Kirchengesänge (Psalmen) lernte man auch das Väärsli, wie man es bei Festanlässen uufsiit und dem Wiegenkind vorsingt; nicht weniger aber den Väärs neu wiederkehrender Scheltworte eines Zornigen. Gleichbedeutend ist das G'satz von Vorwürfen (däär wird noch hinacht es G'satz mit der chriegen!), worauf der Erregte zur Erholung es G'setzli schwügt.



Berta Salvisberg.

Soll ich d'Trumma nähⁿ? fragte jeweils den Pfarrer nach alter Überlieferung[62] der Sigrist während des Kirchturmbaues in Guggisberg. Die Trommel rief also zum Gottesdienst, wie nun seit langem die zwo Ggloggi mit ihrer Sekund d e. Das Jahr 1909 brachte eine merkliche Besserung des Anschlags durch Erneuerung eines Challe (Klöppel), der z'viil Spatzig (spatium, Spielraum) g'häben het. Immer aber bringt die Schwerfälligkeit der Gloggenwaaglen mit sich, daß es müejlech z'lüten ist. Eine ökonomisch besser gestellte Zukunft wird dem dem neuen Plaffeyer-Geläute so unzureichend antwortenden guggisbergischen der Ggáruusch machen.[63]

[59] RM. 5. Juni. [60] Quer liegende: S. 263. [61] Jenz. 171 f. Wir wiederholen die alltäglich zu hörende Schnurre unter der Voraussetzung, daß die hier noch übertriebene plumpe alte Übersetzung dem Eindruck der herrlichen Psalmstelle 23, 5 gerade zur Folie diene. [62] Schwalbe 70. [63] Der „Gar-aus" in Nürnberg war das Geläute, welches den Aufgang und — besonders aufmerksam angehört — den Untergang der Sonne verkündigte (Götz L. 32), dann aber als Ruf zum Verlassen der Wirtschaften (Kluge 158) auf die „Polizeistunde" verlegt wurde.

Wie stimmungsvoll wird dann das Fịraabeⁿᵈgg'lṻt, das drṻṻ-lṻteⁿ zur Zweiteilung des Nachmittags und erst das z'sǻmeⁿlṻteⁿ zum Gottesdienst am Guggershorn und an der Egg wiederhallen!

Einstweilen weist das vortreffliche neue Turnzịt von Beck in Sumiswald mit seiner gegen die Dorfstraße gerichteten Zịttäfela genau auf die sommerliche Stunde am nṻṻni und die winterliche am hạlbi zäächni (um 1830: zehn Uhr), wa d'Brĕdig ịingịịt. Nämlich die des Sonntags und Festtags als einzig noch in Betracht fallende. Die ältere Kirche stellte dem durch puritanische Gesetze[64] geschützten und der Langweile preisgegebenen Sunntig (am Sunntig siⁿ d'Tägeⁿ am lengsteⁿ) als hạlba Sunntig 1676 den Donnstig zur Seite. In der kirchlichen Feier desselben gingen die des Montags, Freitags und des Mittwoch[65] auf, ähnlich wie noch im calvinistischen Genf. Es nimmt sich dies beinahe aus wie ein Nachklang der altgermanischen Kultusrevolution, wo der norddeutsche Donnergott den süddeutschen Windgott so entschieden zurückdrängte, daß seither der Wuotans-Tag (Wednesday) gar ghiⁿ Tag, sondern einfach die „Mitte der Woche": di Mittwucha[65a] sein soll (wie man von Mittág und Mittinácht spricht). Eigentümlich erinnert noch an die alte Vorherrschaft des Windgottes die Wetterregel über den mit Recht gefürchteten Frühlings-Ostwind: Weⁿ aⁿ der Mittwucha d's erst Mạl d'Bịsa gịịt, su gịịt si noᶜʰ acht Tägeⁿ darnaᶜʰ. Regen aber am ersten Mittwoch des Monats bringt dem ganzen Monat viel Regen. Ferner ist e̥s Mittwucheⁿchạlb allerlei Unfällen, sogar dem frühen Tod ausgesetzt. Vollends fatal ist es für den Älpler, wenn er aⁿ der Mittwucha b'setzt, und für den Dienstboten, wenn er an diesem Tag aaⁿstịịt.

Bi deⁿ hĕligeⁿ Zịteⁿ geht jeweils eine Vorbereit (ein Vorbereitungssonntag) vorauf. Den Kern der herbsthĕligeⁿ Zịt bildet der Bättag.[66] Ihn ersetzte vormals als Kommunionstag der Vrenatag. Nun ist Verena bloß noch die Wetterheilige: Regnet es am 1. September, su rǻgnets der ganz Herbst viiḷ. Gerade so gelten die zwölf ersten Tage des Jahres als d'Loostägeⁿ für dessen zwölf Monate: das Wetter des 1. Januar bestimmt das des Jǻner, das des 2. die Witterung des Hoorner usw. In anderer Weise wurde der Fraueⁿtag des 25. März (Mariä Verkündigung) degradiert: Die Frauen tranken im Wirtshaus Fraueⁿwasser, das ganz aparti und egstra (extra) für sie in Frankreich g'kannet chooⁿ ist. Ebendort bezahlten (wie das

[64] SB. L 151. 201. M 436; BT. 190; Chr. P. 53. [65] SB. D 391. [65a] Die Mittwoch(e) sagt man auch thüringisch und obersächsisch; „der" Mittwoch ist wesentlich oberdeutsch. [66] Münsterpfarrer Dr. Hadorn in Grunau's Blättern; Rhv. 1903, 116—120.

bis vor 50 Jahren auch bei öffentlichen Tänzen der Fall war) lịdegi Weibspersonen Burschen das Nachtessen und führten sie heim.[67] Zu wie mancher Heimführung das führte, wird nicht gesagt. Säuberlicher hängen heute am Frauentag sämtliche Weibspersonen ihre Sonntagskleider an die frische Luft. Z'Fäsnachteⁿ und besonders am Hirsmeentig belustigten sich dafür beide Geschlechter weidlich.[68] Ebenso an den Chüḷbeneⁿ („Kirchweihen") z. B. am Jakobssunntig (Sonntag nach dem 25. Juli) im Gurnigelbad, sowie zu Riggisbärg.[69] Auch d's Nüijahr, die Zịt z'Nüijahr, d's nüijahreⁿ und der Bäärzelistag werden in ungefähr demselben Geiste „gefeiert".

Umso ernster feiert man wirklich d'Wịnacht oder d'Wịnachteⁿ,[70] die Zeit z'Wịnachteⁿ, sowie d'Oostri (d'Oostri chöömeⁿ), die Zeit z'Oostreⁿ oder aⁿ der Oostreⁿ als Abschluß der Passionswoche mit dem Baḷmsunntig, dem Hööchdónnstig und ganz besonders dem 1860 an den „Frauentag" getauschten Hööchfrịtig oder Kärfrịtig. Die Zeit z'Pfingsteⁿ heiligt den Vorsommer. Den Herrgottstag (Fronleichnam) feierten, wie noch heute die Freiburger, einst auch die Guggisberger durch Verpflanzen von Buechleneⁿ vor jedes Haus, von Tannleneⁿ um die Alphütten.



In wohltuendem stüḷ sịiⁿ wi n es Müüsli und in vorteilhaftem Gegensatze zur alten Zeit, wo ịịⁿ Aanzịig um der annᵈer durch den Besetzer des Uụssäherstuehḷ über Unfug in der Kirche klagen mußte, verharrt gerade die dichtgedrängteste Versammlung vom Ein- bis zum Ausläuten auf den Bänken. Still auch gịit aḷḷz ụ̈si, seit 1901 d's Wịbervoḷch vöraan.[71] Eilig schreitet voraus jene Chindbettera, welche bis heute für jeden kleinen Ausgang eⁿ

---

[67] Baumg. 120. [68] SB. H 53 f.; J 49, L 192; RM. 25. Febr. und 10. Mai 1698; Richard Feller im „Bund" 1903, 67; besonders Dr. Hoffmann-Krayer im schwz. Id. 4, 645—655. Einen längern Exkurs über alt-schwarzenburgische Fastnachtsumzüge müssen wir wegen Raummangel zurücklegen. [69] StAF. [70] Alter Pluraldativ nachtum, nachtun, nachton (Braune, ahd. Gr. § 241). Der Pluralnominativ lautete wie in allen Einzahlfällen nacht. [71] Chr. 96.

Schindla uf ^{d}e^{n} Chopf g'noo^{n} het, um sinnbildlich sich einzuprägen, daß sie bis zum ersten Kirchgang unn^{d}er ^{d}em Tach sö^{ll}tti blịbe^{n}.

An der Ryffenmattstraße liegt der 1856 bis 1909 in Gebrauch genommene Toote^{n}hoof oder Chüḷchhoof, der nun wieder durch den eigentlichen Kirchhof ersetzt werden muß. Auch die Beerdigungen haben mit der Zeit an einfacher Feierlichkeit viel gewonnen, vom z'Lịịch biete^{n} oder läde^{n} innerhalb traditionell eingehaltener Bezirke und vom z'Lịịch oder z'Grebt gaa^{n} an bis zum Leichenmahl: der Grebt oder dem Lịịdmaḥḷ. Kaffee mit Käse und Brot, im reichen wie im armen Trauerhaus, ersetzt die vormalige Bewirtung mit Ärbssuppa und Nịdla samt Zubehör, welche Frau Leuthold wie folgt schildert:



Z'erst sị^{n} si i^{n} d'Mǘli g'fahre^{n}; das het pressiert. Dịị dahịịmme^{n} hịị^{n} Ärbs erlǻse^{n} und z'linn^{d}e^{n} taa^{n}. Ist d's Mäḥḷ da gsịị^{n}, het mḁ^{n} grad zwe Ofe^{n}bääch Brot b'bache^{n}. D'Stụbi si^{n} mit Tische^{n} b'setzt choo^{n}, und hinn^{d}er usse^{n} het mḁ^{n} unn^{d}er ^{d}em Schwaarschinn^{d}eḷdach di ganzi Hụ̈ụ̈slengi va^{n} Läde^{n} e^{n} Tisch ụụfpflanzet. Am Beärdigungstag ist im Vurmittag vur der Andacht Mülchggaffee i^{n} Ggaffechachelene^{n} und ganzi Müḷch i^{n} Chachle^{n} mit gueter Spịịs (Käse und Brot) g'nosse^{n} choo^{n}. Na^{ch} der Beärdigung ist mḁ^{n} i^{n} d's Trụụrhụụs z'rugg. Da het fur

[72] Vgl. Font. 9, 224 (1370); Till. 2, 569 f. (15. Jhd.); Nyd. T. 147; Gw. 625; Jenz. 101 f.

z'Abend uber al̦l̦ Tische^{n} ụụs e^{n} Ärbssuppa d'dụụmet. Dịị ist mit runde^{n} Löffle^{n} us de^{n} Chachle^{n} ŭ̦sa g'gässe^{n} choo^{n}.

Was ist jitz? Brönnt es? Us där Richtung, wa di mịịste^{n} Bättler dahịịmme^{n} sịị^{n}, sị^{n} grụụß Hụ̈ụ̈schermanne^{n} (ss) und Wịịber mit chlịịnne^{n} Chinn^{d}e^{n} cho^{n} lụụffe^{n}. Si lụụffe^{n} in ere^{n} Zụ̈tti ohni En^{d}, no^{ch} eerger wĕder a^{n} de^{n} Samstige^{n} gă̈ge^{n} d'Mụ̈lene^{n} zue. Al̦l̦z het zum Trụụrhụụs zaalet. Mi ist versehe^{n} gsịị^{n}: mi het es Chessi vol̦l̦ Ärbssuppa parad g'hăbe^{n}. Aber e̥s u^{n}hịịmmeligs d'Tụ̈ụ̈r tụụffe^{n} ist das nụ̈ụ̈sti g'sii^{n}. Flingg het mḁ^{n} d'Chachli abg'rụumt, umhi zueg'fül̦l̦t und hinn^{d}er ^{d}em Hụụs ụụfg'stöl̦l̦t, göb d'Bättler i̊hrḁ versötzlete^{n} Chụtti an ịị'm abg'strịịpft hịị^{n}. Hurti^{g} si^{n} d'Gschirreni le̥eri worde^{n}. Mi het va^{n} wịtems g'lenggt und zueg'fül̦l̦t, bis es het aanfaa^{n} aabendle^{n}.

Ist der Todesenge̦l oppa bi rịịhe^{n} Lụ̈̋te^{n} ịị^{n}g'chehrt, de^{nn} hịị^{n} si im Na^{ch}mittag no^{ch} 'zögni Nịdla (Schlagsahne) g'gää^{n}. Bi al̦le^{n} Pfeistere^{n} hịị^{n} de^{nn} da d'Bättler zu de^{n} runde^{n} Schịbe^{n} ihi g'gugget, g'glustet, g'hụ̈ụ̈sche^{n} und di U^{n}verschammte^{n} no^{ch} g'fluchet, we^{nn} 'ne^{n} scho^{n} zur Suppa e^{n} Ofe^{n}baach Brot, mägera Chees und di unn^{d}eri Mü̦lch (nach Entbebung der Sahne) ist ụụstịịlt g'sịị^{n}.

D'Lịịhi si^{n} dennzuma̦l no^{ch} in es Lị^{n}lache^{n} ịịng'neejt, nid aa^{n}g'lịịt choo^{n}. Da ist na'm Lịịdmah̦l opp' e^{n} Wucha lang d's Bättlervo̦lch cho^{n} ziehe^{n} wi g'schnijt, fur Je̦pi, Wul̦l̦hemm^{d}leni und ganz Wịbervo̦lch- oder Manne^{n}-Aa^{n}lĕge̥na z'hụ̈ụ̈sche^{n}, das^{s} mḁ^{n} hurti^{g} al̦l̦z het furt g'gää^{n} g'hă̈be^{n} und z'löst mit de^{n} Hemm^{d}lene ḁsi (sie: S. 450) het müeße^{n} abfertege^{n}.

Va^{n} däm wịịs mḁ^{n} hụ̈̋tigs Tags nụ̈ụ̈t meh, Gott Lob u^{n}d Douch!

Hätten aber solche Beschenkungen achtungswerten Daseinskämpfern und würdigen Armen zugewendet werden können: wie nahe hätte es da gelegen, die Gleichheit aller im Tode sich zum innersten Gemüt sprechen zu lassen und zu sagen: Was chan^{n} ich ịịnist mit me̥r näh^{n}? Es bär ho̦lzegi Britter fur mị^{n} Saarch — fur di lösti Wöhnig im Toote^{n}bụụm unn^{d}er ^{d}em Häärd.

Auszug aus dem alphabetischen Nachweiser.

Vorbemerkungen.

1. Der vollständige Nachweiser muß, da der veranschlagte Raum dieses Buches in Bild und Text bedeutend überschritten ist, auf Einverleibung ins berndeutsche Wörterbuch warten.

2. Ebenfalls zwecks Raumersparnis werden in der Regel normalisierend zurückgeführt:
   a) die guggisbergischen Rundungen ụ̈ (Mülch) und ö (stölle^{n}) auf ị und e;
   b) die Verschleifungen ịị (Zịịhe^{n}), ụ̈ụ̈ (zwụ̈ụ̈) und ụụ (glụụbe^{n}) auf ei, eu und au;
   c) die stellvertretenden h auf ursprüngliches ch.

3. Im Anlaut von einfachen Wörtern, Bestimmungswörtern und Grundwörtern stehen b bb p, d dd t, g gg, f v beisammen; a und ä, o und ö, i und j werden überhaupt nicht getrennt.

4. ck, tz, ß gelten für die alphabetische Ordnung als k, z, s.

5. Die hochgesetzten Buchstaben zählen in der Worteinstellung für vollwertige.

6. Ohne Einfluß auf die Anordnung bleiben dagegen die Dehnungsbezeichnungen durch h und durch die (konsequenter als im Text durchgeführte) Doppelschreibung.

7. Bestimmungswörtern (als welche hier auch die aus be-, ge-, ze-gekürzten, an die Spitze von B, G, Z gestellten **b'-**, **g'-**, **z'-** gelten) folgen unmittelbar ihre sämtlichen Grundwörter.

8. Ein * vor Seitenzahlen deutet auf Illustration.

9. Mehrheit oder gar Fülle von Seitenzahlverweisungen deutet auf nachschlagenswerte Bedeutungsschattierungen; fehlen solche, so steht „u. ö.“ („und öfter“).

A, Ä.

B Bb P.

Ch.

D, Dd T.

E.

F V.

G Gg.

H.

I j.

K.

L.

M.

N.

O Ö.

P. s. B.

Q.

R.

Sa.

Sch.

Se.

Si.

So.

Sp.

Su.

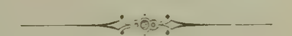
T. s. D.

U Ü.

V. s. F.

W.

Z.



Übersicht der Illustrationen.

Titelbild.

Frühling im Guggisberg.

Einschaltbilder.

Textbilder.

Inhaltsverzeichnis.




UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 04 19 01 002 0

